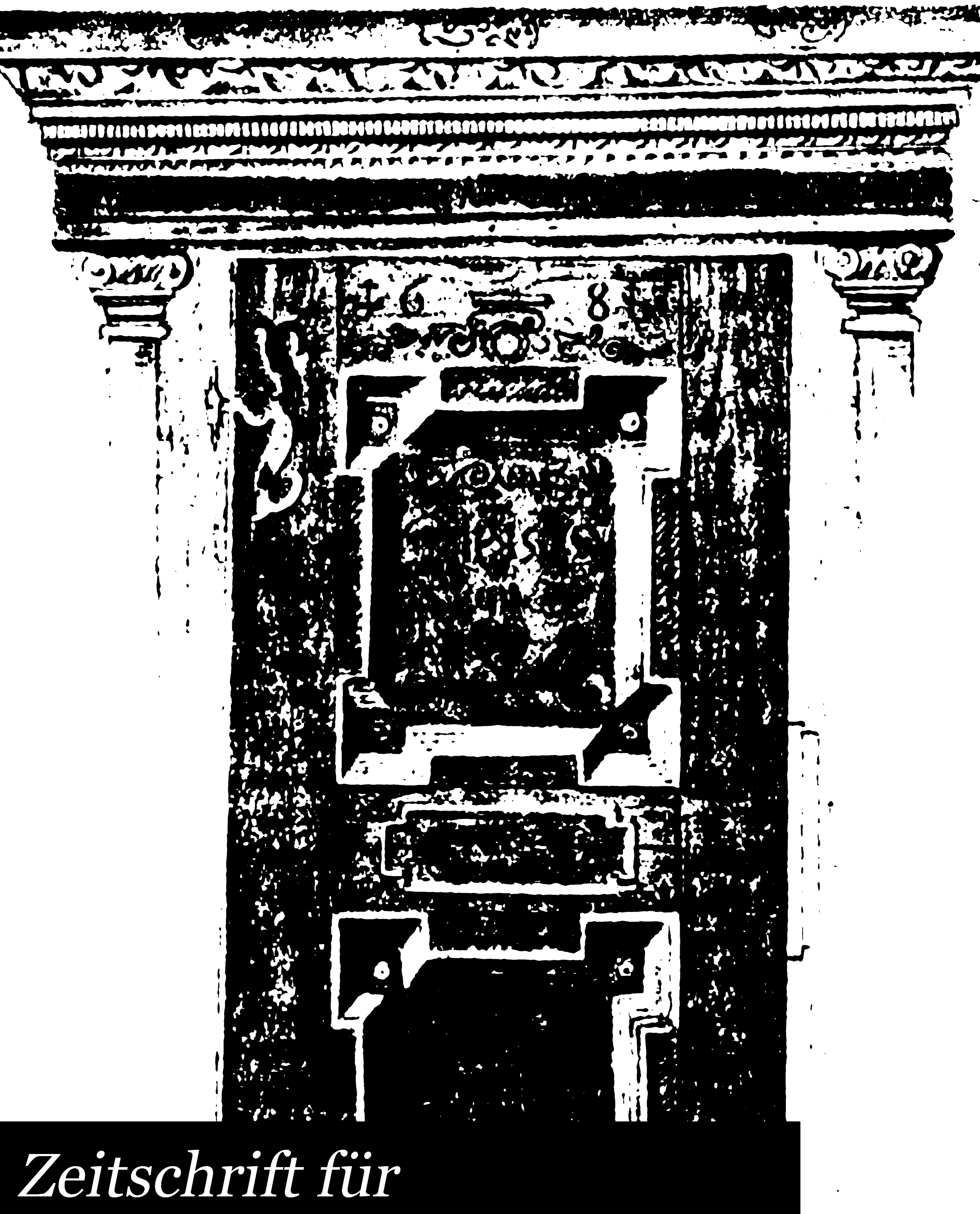
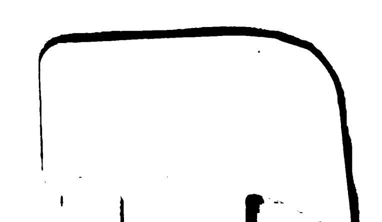


Zeitschrift für österreichische Volkskunde

Verein für Österreichische Volkskunde in Wien


VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



Zeitschrift

für

österreichische Volkskunde.

Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien.

Redigiert von

Dr. Michael Haberlandt.

VIII. Jahrgang 1902.

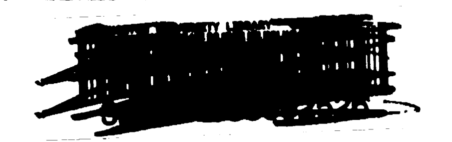
Mit 38 Textabbildungen und 6 Tafeln.

WIEN.

Verlag des Vereines für österreichische Volkskunde.

Commissionsverlag: Gerold & Co., Wien, I. Stefansplatz Nr. 8.

Buchdruckerei Helios, Wien.



Inhaltsverzeichniss des VIII. Jahrganges.

I. Abhandlungen und grössere Mittheilungen.

II. Kleine Mittheilungen.



III. Ethnographische Chronik aus Oesterreich.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen.

2. Uebersichten.

V. Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

Verzeichniss der Abbildungen.

I. Abhandlungen und grössere Mittheilungen.

Das Linzer Flössel.

(Ein Gebildbrot.)

(Mit einer Textabbildung.)

Von Dr. Max Höfler, Tölz.

In der Stadt Linz ist ein eigenthümliches Gebildbrot üblich, welches »Flössel« oder, wenn mit Salz oder Mohn bestreut, auch »Mohnflössel« oder »Salzflössel« genannt wird. Es ist ein dort nur mehr von zwei Bäckern für einige Bierwirthschaften hergestelltes Localgebäck, das sich nur auf diese Stadt mit Umgebung beschränkt. In halber Grösse, mit Mohn bestreut, findet man dort als angeblich modernes Erzeugniss in besseren Wirthschaften das »Mohnstritzel« (nach gefälliger Mittheilung des Herrn Hauptmann Berger in Linz); doch ist dies letztere kein viereckiges, sondern ein zopfförmiges Gebäck. Das Linzer Flössel ist (siehe Abbildung Fig. 1) ein ganz deutlich holzflossartig flaches, viereckiges, mehr langes als breites, aus drei bis vier Reihen von Teigflechten bestehendes Gebäck.



Fig. 1. Das Linzer »Flössel«. (Gebildbrot.)

Eingezogene Erkundigungen in Linz hatten zur Folge, dass im Briefkasten eines Linzer Tagblattes (1901) eine kleine Notiz erschien, welche den Beweis lieferte, dass der betreffende Einsender von der ganzen Sache wenig Wissenswerthes beibringen konnte, ausser dass die dortigen Bäckerordnungen keinerlei Zeit, in der Flösseln gebacken werden sollen, angeben. Die dabei gegebene Ableitung »Flössel« aus »Flechte, Flechtl« ist ebenso unrichtig, wie die Verneinung des Zusammenhanges des Flössels mit der Flossschiffahrt. »Bei Namensableitungen soll man niemals zu weit ausgreifen, das am nächsten Liegende ist zumeist das Richtige.«

Nun ja, was liegt aber hier näher, als dass das »Flössel« eben ein kleines Floss darstellen soll, was auch in der Form hier zutrifft? Warum aber soll dieses Flechtgebäck gerade ein Floss darstellen? Das Volk will mit diesen zwei ganz deutlichen Gebildeverhältnissen, Flechte und Floss, sicher etwas Bestimmtes andeuten; es kann nicht

blosse Bäckerlaune gewesen sein, die diese zwei Gebildformen in dem Gebäcke vereinigt hat.

Das ganz beschränkte Vorkommen dieses Gebildbrotes an der flossbaren Donau bei Linz, der Name desselben und seine Form sprechen für eine Flossfigur, die man früher volksüblich hier in der Nähe des gefährlichen »Donauschwalles« geopfert haben wird, oder mit der man eine andere Votivgabe noch näher begründen wollte. Diese andere Votivgabe muss eine Haarflechte gewesen sein, wie man sie oft noch in Wallfahrtscapellen findet. Hat nun die Haarflechte einen Zusammenhang mit der Flossfahrt oder mit der Schiffahrt? Ja. Die aus Teig gebildete Haarflechte ist sicher nur die Ablösung einer wirklichen Haarflechte, und diese war früher eine Opfergabe, unter Anderem auch bei Schiffsgefahr. Das Haaropfer vertritt eben den Theil für das Ganze; an Stelle des vollen Menschenopfers trat einmal das Haaropfer, pars pro toto.

Das letzte Mittel der römischen und griechischen Schiffer bei Schiffbruchsgefahr war vorher ein Menschenopfer an die Wassergeister, das mit der Zeit sich in ein Haaropfer umwandelte. E. Schedius (de diis Germanorum 1728, S. 694 ff.) bezeugt dieses Haaropfer ausdrücklich: »capillos autem in navi detondere nemini licebat, nisi cum ventus mari irrasceretur; naufragorum enim ultimum hoc votum.« Dass das Flechtgebäck ein Todten- oder Seelenopfer der Haarflechten in Teigform ist, glaube ich in den Abhandlungen: »Das Spendebrot bei Sterbefällen« (Globus, 80. Band 1901, S. 91) und »Die Allerseelentags-Gebäcke« (Beilage z. »Allgem Ztg.« 1901, Nr. 271, 272, 25. u. 26. Nov.) nachgewiesen zu haben.

Es vereinigen sich eben, wie öfter bei Cultgebäcken zu finden ist, zwei Gebildbrote zu einer Form, hier die Haarflechte mit dem Flosse. Vermuthlich war es eine in Linz längst üblich gewesene, heute schon nicht mehr geübte Votiv- oder Gelübdeopfergabe vor oder nach einer Donauflossfahrt, vielleicht auch ein Allerseelentagsopfer für ertrunkene Donauflösser, das, in Teigform hergestellt, ein localübliches Gebildbrot wurde, über dessen Entstehung die heutige Linzer Generation schon keinen Aufschluss mehr geben kann, das sogar im Aussterben begriffen ist.

Mit der in obiger anonymer Notiz aus Linz angegebenen Aufklärung: »die Flössel gehören ihrer äusseren Form nach (?) zum Luxusgebäck« ist gar nichts gesagt, da das Wort »Luxusgebäck« nur die moderne Teigqualität des Gebäckes anzeigt, über dessen Ursprung und Bedeutung aber keinen Aufschluss gibt.

Mit der oben versuchten Erklärung des Flössels als Schiffbruchsopfer dürften dagegen die Volkskundeforscher vermuthlich mehr zufriedengestellt sein.

Beiträge über Wohnart und Tracht im Montavonthal in Vorarlberg.

Von Katharine Haberlandt, Wien.

Die Dörfer im Montavonthal sind ungemein ausgedehnt, so dass das erste Haus manchen Ortes wohl eine gute Wegstunde vom letzten entfernt ist; denn ein Bauerngut hat seine Gebäude nicht im nächsten Umkreise, sondern weithin zerstreut, sowohl im Thal als an den Gehängen der Gebirgsketten.

Beim Wohnhaus selbst stehen nur eine oder zwei Scheunen, durchaus eigene Gebäude und oft ein bunt bemaltes Bienenhaus. Erstere sind entweder ganz aus starken Pflöcken gezimmert oder mit

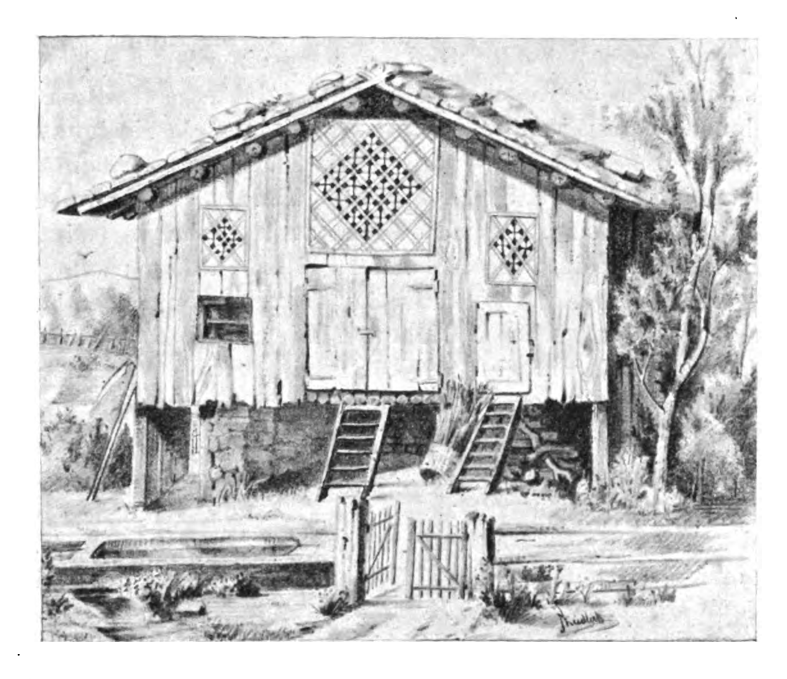


Fig. 2. Scheune in Montavon.

steinernem Unterbau, worüber dann die Wände aus Latten gefertigt und hauptsächlich an der Front mit zierlichem Gitterwerk geschmückt sind. (Vergl. Abbildung Fig. 2.) Das untere Geschoss birgt den Stall, in dem das von der Alm heimgekehrte »Vêih« überwintert; nicht selten findet man auch die Stallungen für das Vieh etwas abseits vom Dorfe, wie auch die Ziegenställe nicht unmittelbar im oder beim Hause liegen, sondern weiter gegen die Bergeslehne zu ihre eigenen Colonien bilden. Die isolirte Lage der Ställe trägt wesentlich zur auffallenden Reinlichkeit der Ortschaften bei. Auch die Ziegenställe sind feste, wenn auch kleine, etwa $1^1/_2$ *m* hohe Pflockbauten mit steinbeschwerten Dächern. Ein Häuschen knapp neben dem anderen, bilden sie eine, auch mehrere Gassen, die durch Zäune, mitunter Pflockzäune, »die

Balisâtazû«, selbst Steinmauern sorgfältig abgeschlossen und geschützt sind. Bei hereinbrechender Dämmerung sammeln sich da die Melker, meist Kinder oder alte Mütterlein mit ihrem hochrothen Fazanedli (Kopftuch) und erwarten vor oder in der Hütte, auf niederem Schemel kauernd, die schnellfüssige Herde. Nur am Sonntag Vormittag treibt der Pfistor (Geissbub), auch Hertschi (Hirtchen), die Ziegen nicht aus, auch die Scheunen werden an diesem Tage verschlossen, nachdem man darin die Ackergeräthe, die Seile mit dem Trügle, die Misskräta oder Kretza (Körbe zum Düngertragen) etc., sorgsam verwahrt hat. Auch die zahllosen Heubâ (Heustöcke) finden an einem Schragen aussen an der Scheuerwand schön geordnet ihren Platz.

Die übrigen zum Gute gehörigen Gehöfte liegen inmitten der weiter entfernten Grundstücke oben auf den Bergen und sind entweder die »Dieja« (Alpenhütte) oder die »Barga« (kleiner Heustadl). In beiden wird das Gras, das die Woche über auf der Halde geschnitten worden, aufbewahrt und dann im Spätsommer oder Herbst in riesigen Bündeln auf dem Rücken herabgetragen. Die Dieja enthält ausser dem Scheuerraum noch eine nothdürftig eingerichtete, kleine Schlafkammer sammt Küche, »die Bretscha«. Oft hat die Hütte auch mehrere Besitzer; dann ist der Eigenthümer eines Antheiles der Bretscha und der gemeinsamen Alpe der »Gmênder«. Die Mähder kommen am Sonnabend ins Thal herab, und, ob Mann oder Mädchen, sind sie im Lodenmantel mit Rucksack, Bergstock und ihrer »Nos« (Geiss).

Die Feld- und Hausarbeit besorgen im Montavonthal die älteren Leute, die Mädchen und halbwüchsigen Jungen. Der spärliche Ertrag des Feld- und Wiesenbaues, wie der Viehzucht reicht für die vielen Köpfe der Familie nicht aus; denn der Kindersegen ist im Montavonthal sehr gross — und die schwerste Arbeit, »an Tschuppa Fratza-n-ofzûha«, ist schier fast in jedem Haus gang und gäbe. So ziehen denn die jungen Burschen und Männer, selbst auch Mädchen Sommers über, etwa vom März bis November, in die Fremde (Frankreich, Deutschland), um sich als Krautschneider und Gypser zu verdingen. Die Erzeugung von Krauthobeln bildet deshalb auch einen wichtigen Industriezweig das Thales.

So ist auch nur im Winter die ganze Familie daheim im reinlichen, oft recht malerischen Wohnhaus, auf das der Montavoner in seinem tiefgewurzelten Ordnungssinne grosse Sorgfalt verwendet. Die ältesten Häuser sind Holzbauten mit an verschiedenen Stellen des Erdgeschosses eingefügtem Mauerwerk. Der Balcon fehlt, dafür ist seitlings ein überdachtes Vorhaus, »die Lauba«, häufig, womit übrigens auch der Hausflur bezeichnet wird. Zwischen den breiten, grossen, blumengeschmückten Fenstern mit den leuchtend grünen Läden ragt hie und da in der Mitte des Hauses ein grosses Christuskreuz empor; daneben fehlen nicht in das Mauerwerk eingefügte bemalte Holzreliefs, Frescomalereien oder unter Glas und Rahmen befindliche Heiligen- und

Votivbilder, mit welch letzteren auch die Scheunen geschirmt werden. Durch den frommen Sinn des Weihespruches am Hause geht aber noch ein leiser Zug des Aberglaubens, denn an der Hausthür muss stets ein Kranz aus den getrockneten Blüthenköpfen der Orakelblume hängen, damit der Eintretende stets Gutes verkünde.

Das Wohnhaus umfasst den Flur, die Wohnstube, die Schlafkammer und Küche sammt dem Holzraum, im oberen Stockwerk noch

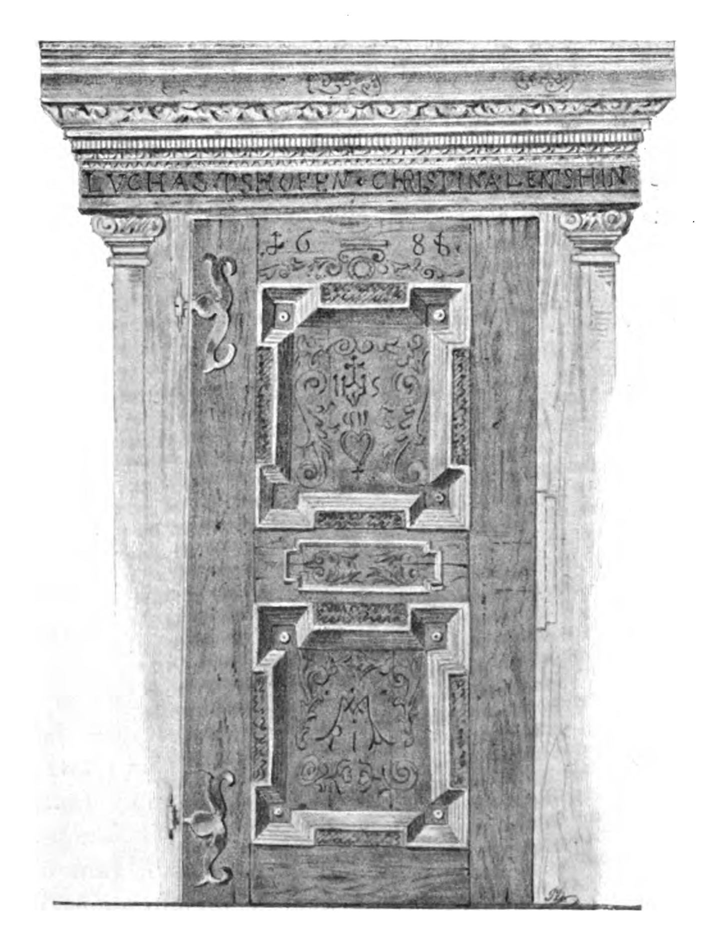


Fig. 3. Geschnitzte Thür in Montavon.

einige Kammern. Häufig trifft man auch eine Tischlerwerkstatt, denn der Montavoner weiss mit dem Holz umzugehen, und vielseitig wie er in seinem Können ist, arbeitet er an den langen Winterabenden selbst an der Verbesserung und Verschönerung seiner Heimstätte. Eine alte Montavoner Wohnstube ist denn auch eine wahre Schatzkammer. Sie ist aus lichtem Holz gezimmert und in die getäfelte Decke ein prächtig geschnitztes Mittelstück eingesetzt. Die Wände tragen ringsum einen in geschnitzter Auflegarbeit ausgeführten Fries; reich geschnitzt sind auch Fensterrahmen und Thüren, deren Gesimse

von Halbsäulen mit oft recht wunderlichen Capitälen gestützt werden. Gebetbuch, Rosenkranz und Weihwasserkanne haben ihren Platz auf dem Gesimse. Die Schnitzarbeit an den Thüren ist äusserst mannigfach; nicht nur dass die Thüren eines Zimmers einander wohl ähnlich, aber nicht gleich sind, sollten, so scheint es, auch die beiden Füllungen des Flügels selbst Verschiedenheiten zeigen.

Beinahe den vierten Theil des Zimmers nimmt der Ofen ein und ist sich auch heute in seiner Eigenthümlichkeit gleich geblieben. Er wird in einer Ecke an zwei Wände gebaut. Er ist nieder, weiss getüncht, an seinen Kanten mit Holzleisten eingefasst und an den zwei freien Seiten mit breiten Bänken umgeben. An der Wand befestigte, über den Ofen drehbare Stangen dienen zum Uebertrocknen von Kleidungsstücken und Wäsche. Der Ofen selbst ist im abgekühlten Zustande vermöge seiner grossen, warmen Deckfläche ein Lieblingsaufenthalt für die Kinder, aber auch ein Gegenstand ihrer Begehrlichkeit, wenn die Mutter in seinen Leib das mit Kirschen versüsste Brot einschiesst oder auf seinem heissen Boden Birnen und die »Kriasa« dörrt, die dann für den Winter im Trog (Truhe) aufbewahrt werden. In der dem Ofen schräg gegenüber befindlichen Ecke steht der Tisch, dessen Platte häufiger aus Schiefer mit Holzrahmen, denn ganz aus Holz ist, mit seiner Eckbank und dem darüber angebrachten Hausaltar. Natürlich fehlt beim Eingang niemals der zinnerne Weihbrunn. Reich geschnitzte Truhen, Stühle und Schränke, die mit den vielerlei Laden, Fächern und Nischen die Form eines Buffets haben, harmoniren in ihrer kunstvollen Ausführung und ihrer Holzfarbe mit der Ausstattung der Wände. Diese und die kahlen Stellen der Möbel bedecken Holzkreuzchen und Heiligenbilder in verschiedenen Grössen.

Charakteristisch für die Stube und das Wesen des Montavoners, enthält die Wohnstube stets in einer Nische des Buffets das zinnerne Waschbecken sammt dem Schüssle und an der Wand zwei, ja selbst drei Uhren dicht nebeneinander; ihre Gewichte sind dann zuweilen von einem gemeinschaftlichen, geschnitzten Gehäuse umgeben. Auch ein ziemlich arg verwittertes, mit bedrucktem Papier ganz überklebtes Barometer hängt am Fenster; ist es auch vielleicht nicht mehr ganz verlässlich, hat es doch noch den guten Willen. Spinnrad und Haspel fehlen nie.

In dieser Schnitzarbeit wurden Wohnzimmer bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts hergestellt und bestehen nur mehr sehr vereinzelt. An Stelle der Schnitzerei trat dann bei Thüren und Möbel die bunte Malerei auf blauem Grund. Auch diese ist heute nicht mehr gebräuchlich; bei den jetzt üblichen, einfachen Einrichtungsstücken bleibt sich ihre charakteristische Anordnung und sonstige Ausschmückung gleich.

Die Wohnstube ist der Raum, in dem gearbeitet, aber meist nicht gegessen wird. In ihr wird das Brot gemacht, werden Wäsche und Kleider geflickt (»büeza«) und genäht; da wird nach Essenszeit

auf dem Gütschli geruht und empfängt man an Sonn- und Feiertagen, besonders wenn im Winter »die ganz Hûsehr (Familie) dahêmat ist«, Verwandte und Nachbarn mit dem traulichen »Gottwilka« oder »Gottlikamm«, während man beim Abschied ein »biswahris Gott« oder »Bhuet Gott« nachruft. Diese Zusammenkunft im Hause ist der »Hengert«.

Der an die Wohnstube anstossende Raum ist die Schlafkammer, »Garda«. Dieselbe kann sich indess auch im oberen Stockwerk befinden, und ist dann der Zugang zu ihr manchmal recht versteckt, die Treppe aussen ganz unbemerkbar, einem Kasten eingefügt.

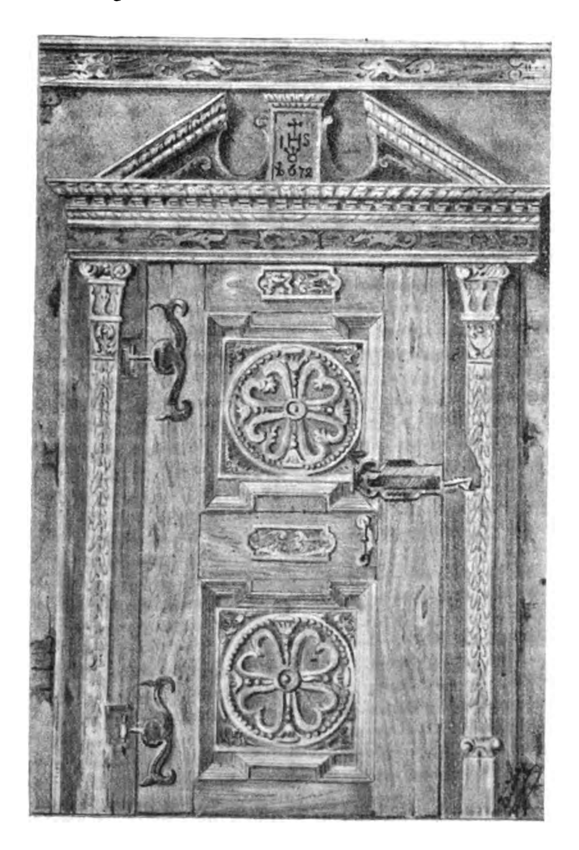


Fig. 4. Geschnitzte Thür in Montavon.

Die dem Wohnzimmer zunächstliegende Schlafkammer gehört immer für den Bauer, die Bäuerin und die kleinen Kinder; die grösseren oder erwachsenen haben ihren Schlafraum im Oberstock. Das Unterbett besteht in einem Sack mit Laub gefüllt, von dem zu diesem Zweck in der Scheune stets eine grosse Menge angehäuft ist. Eigenthümlich aber sind die ehemaligen Ueberzüge des Oberbettes, »der Bettanzug«. Die Leinwand dazu ist nämlich so gewoben, dass sie wie aus vielen handbreiten Querborten zusammengesetzt erscheint, von denen jede zwei nach der Oberseite geschlagene Reihen kurzer Fransen enthält; ein roth eingelegter Faden trennt die Streifen. Die Polster

und Tuchentüberzüge haben ausserdem oben in der Mitte eine ebenfalls handbreite, rothdurchwirkte Längsborte. Die Erzeugung dieser Bettanzüge gehörte in den Bereich der Hausindustrie. Das »Bänderstuatle« war der höchst einfache Webeapparat für die Bänder.

Der dunkelste und unfreundlichste Raum des Hauses ist die Küche. Wegen des mangelhaften Abzuges des Rauches sind entweder die ganzen Wände oder wenigstens die um den Herd liegenden Theile dick angerusst. Die heute noch überall bestehenden Rauchmantel deuten auf den früher offenen Herd, auf den nun ein niederer, etwa fusshoher Aufbau mit Eisenplatten erfolgte, weshalb der Küchenherd überhaupt mit »Chuchiplatta« bezeichnet wird. Das darauf gekochte Mahl wird in den allermeisten Häusern in der Küche selbst verzehrt, darum ist darin neben den Geschirrschränken oder -Gestellen auch der grosse Esstisch und das allerdings kohlschwarz angerusste Kreuz an der Wand.

Selbst Gäste werden in der Küche bewirthet und mit dem volksthümlichen »kond go methalta« zum Mitessen eingeladen. Nur Sonntags gönnt man sich den Luxus eines Tischtuches und separater Teller, auch kommt das »Agricht« mit der angerussten Pfanne auf den Tisch, weshalb man sich der Pfannknechte bedient. Die Mahlzeiten, die stets mit langem Gebet, das der »Aetti« (Hausvater) vorbetet oder einleitet, begonnen und geschlossen werden, bestehen aus dem ersten Frühstück am Mårgåt (6 Uhr), dem sogenannten Z'nönüessen (Neunuhrfrühstück), dem Mittagmahl, der »m 'renda« (Jause), und dem Abendessen um 7 Uhr. Kaffee und Geissmilch, Käse, Muas (Milchbrei), ein mit Eiern und Kirschen bereiteter Schmarrn sind die herrschenden Gerichte an Wochentagen. Als Zuthat werden jedoch zu jeder Speise die Kriasa gegessen, auch zum Kaffee, der leider bei keiner Mahlzeit fehlen darf, deshalb gleich in der Früh für den ganzen Tag bereitet und in einem stattlichen Kübel aufbewahrt wird.

Am »Firtig« (Sonn- und Feiertag) gibt es dann freilich zu Mittag wohl auch Suppe (die vor dem Essen am Teller mit dem »Schmutz«, Rindschmalz, verbessert wird), geselchtes Fleisch mit Salat und die Küechli mit den hineingebackenen Salbei- und Prominzenblättern. Geflügel wird im Bauernhause in frommer Scheu nie geschlachtet und gegessen. Den Durst stillt nicht eben immer Sterollner (Wasser) und Ziegenmilch, sondern auch gern der »Kriasnar« (Kirschengeist), der im Hause gebrannt wird und immer vorräthig ist.

Mein Aetti sini Nasa
Focht a scho a z'glasa,
Es spiaglat si dri
Der Schnaps u dar Wi.

Im Vorhaus, »der Lauba«, ist vor Allem der grosse Kamin, von dem aus der Ofen im Zimmer geheizt wird, ausserdem enthält es meist den Trog für Obst und Mehl und solcherlei Geräthe, die man

gern schnell bei der Hand hat: die Brenta, das Geschirr zum Milchtragen sammt dem dazugehörigen Traggestell, »Raff«, die Seile mit dem Trügle, Körbe, Tücher fürs Heu, Bergstöcke und Steigeisen und was zum Scheuern der Dielen nöthig etc. (Das Reiben des Bodens geschieht nicht kniend, die Bürsten sind an langen Stielen befestigt.)

Die Stuben des oberen Stockwerkes sind neben der Bestimmung als Schlafraum auch insbesondere der Aufbewahrungsort für den Feststaat, »Sonntigstaat«, der Montavonerin; und dazu braucht's nicht nur geräumiger Kleiderkasten und grosser Schachteln, sondern auch freier Wandflächen, an denen die gesteiften Gewandstücke gehängt werden.

Die Montavoner Tracht wird überhaupt nur mehr von der weiblichen Bevölkerung, und zwar im ganzen Thale von allen Ständen

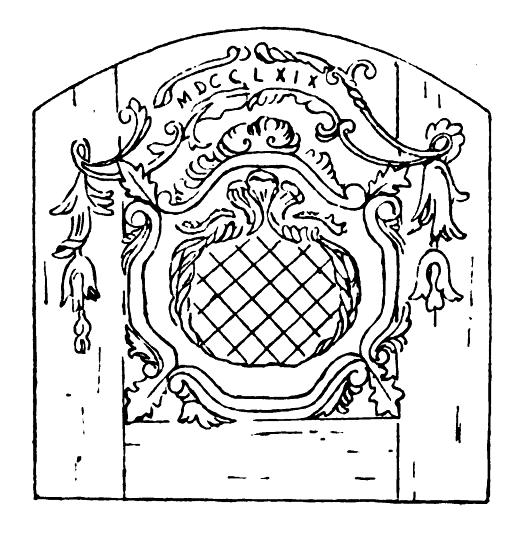
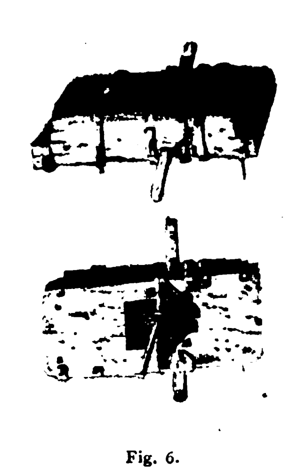



Fig. 5. Thürfüllung aus dem Montavon.


Fig. 6.
Holzschlösser aus dem Montavon.

ausnahmslos getragen; von den Männern ist sie schon lange abgelegt worden, ihr »Alegnist« (Art und Weise ihrer Bekleidung) ist die eines städtischen Arbeiters.

Die Montavoner Weibertracht (»Häs«) ist ebenso kleidsam wie originell. Mit dem Charakter des Hochgebirgsklimas übereinstimmend, muss sie vor Allem warm sein und ist deshalb aus schwerem, schwarzen Wollstoff angefertigt. Es werden zu diesem Zwecke eigene filzige, fast unverwüstliche Stoffe gewebt, seltener kommt Loden und nur für den Sommer ein leichterer Schafwollstoff in Verwendung. Eine Bäuerin hat deshalb zu gleicher Zeit drei- bis viererlei Röcke, die für fast die ganze Lebenszeit ausreichen würden. Der Rock ist unten mit schwarzem Sammtband, am inneren Rande aber mit einem rothen, in Trauer grünen Besatz versehen und so lang, dass er bis an die Fussknöchel reicht; er wird deshalb von den Leuten meist hoch aufgeschürzt getragen, so dass man den farbigen Streifen im Oberrock und einen grossen Theil des grauen oder braunen, mit schwarzem Sammtstreifen

verzierten Unterkleides sieht. Junge Mädchen haben im Sommer einen blendend weissen, stark gesteiften Unterrock.

Zu dem Rock gehört als Theil desselben das daran festgenähte, mit starker Leinwand gefütterte, ebenfalls schwarze Tuchmieder, dessen Achseltheile durch Bänder zusammengehalten sind. Es deckt eigentlich nur den Rücken und die Seiten und schliesst vorne, von der Achsel schräg abwärtsgehend, erst beim Gürtel zusammen. Die sehr weit voneinander abstehenden, vorderen Ränder sind mit handbreiten schwarzmoirirten Seidenbändern besetzt, welche entweder in äusserst engen, parallelen Nähten oder in Musterform abgesteppt sind. Denselben Schmuck hat auch das »Glockentschöpli«, auch »Glöcklitschopa«. Das Absteppen wird entweder im Hause von den des Maschinnähens kundigen Töchtern oder von Dorfnäherinnen um den Preis von zwanzig bis dreissig Heller per Streifen ausgeführt. Das Mieder lässt die langen, weiten, aber vorne mit engem Besatz versehenen Hemdärmel und am Halse nur wenig vom hochgeschlossenen Hemde frei.

Die Ergänzung des Mieders bildet ein heller einfärbiger Seidenlatz, über dem das schmälere Brusttäfelchen, »Brusttuach«, so gelegt wird, dass ersterer zu beiden Seiten als Streifen sichtbar ist. Darüber werden mittelst Häkchen und schwarzer oder rother Schnüre, »Brisnöstel«, die losen Ränder des Leibchens zusammengehalten. Die Einfassung des Brusttäfelchens durch Verschnürung heisst Ibrisig.

Das »Brusttuach« ist aus schwarzem Sammt und auf starkem Carton aufgespannt. Die darauf befindliche Stickerei stellt Blumen und Arabesken dar und wird in Gold- oder Silberfäden und Flitter, oder in farbiger Seide ausgeführt; meistens aber werden beide Arten miteinander verbunden. Die Stickerei ist mitunter sehr kunstreich, durch starkes Unterlegen hoch und damit sehr wirkungsvoll gearbeitet, der Goldfaden zumeist echt. An Werktagen trägt man einfachere Brusttücher aus getupftem Sammt; den oberen Abschluss hiebei bildet ein in Ecken genähtes schwarzes Sammtband und eine Goldborte. Alle diese Lätze werden im Thale selbst von eigenen Stickerinnen zu einem Preise von 80 Hellern bis 16 Kronen per Stück verfertigt und bilden einen recht wichtigen Zweig der Hausindustrie und des Handels der Montavoner Gegend, umsomehr, als selbst eine arme Bäuerin mehrere solche Tücher hat, eine reiche Montavonerin aber wohl über zwanzig verschiedene Brustücher verfügt, die ein beliebtes Geschenk für die »Jungfara« bilden.

Ueber dem Mieder wird von Frauen und Mädchen der »Tschopa«, das ist die Jacke, getragen, der ebenfalls schwarz, aber von anderem, meist leichterem Stoff als der Rock ist. Er reicht nur bis zum Gürtel, schliesst bei starker Abschrägung der Vordertheile nur beim Halse zusammen und ist ringsherum mit einer Borte aus schwarzen Perlen oder schwarzem Flitter besetzt. Eine andere Art von Jacke, die jedoch nur an Sonntagen oder zu besonderen Festlichkeiten getragen wird, ist

das »Glockentschöpli«. Dieses reicht rückwärts mit einem aus hochgestellten, immer in der Farbe des Rockbelegs gefütterten Falten gebildeten Glöckchen über den Gürtel. Das Tschöpli hat dieselbe Bandverzierung wie das Mieder, aber am Aermel färbig gestickte Aufschläge, die wieder mit dem Brusttuach harmoniren sollen.

Zu der Tracht gehört eine farbige, schillernde Seidenschürze »Schoss«, die so lang wie der Rock und so weit sein muss, dass sie denselben fast bedeckt. Sie schliesst mit langen, breiten, schwarzen oder färbigen Seiden- oder Sammtbändern, die vorne zu einer langen Masche gebunden sind. Die Bänder sind bei wohlhabenden Bäuerinnen gestickt. Den Abschluss am Halse bildet der »Halsnöster«, eine schwarzseidene schmale Halsbinde, bei Mädchen an besonderen Festtagen eine mehrreihige Schnur von Granaten (Granatpöterli Einzahl, Granatpotera Mehrzahl). Zur Tracht gehören rothe Strümpfe und Schnallenschuhe.

Das Werktagsgewand unterscheidet sich in seinen Grundformen nicht wesentlich; der Werktagsrock »Juper« hat innen keinen farbigen Streifen, aussen dafür einen lichtgrünen, mehrfach durchsteppten, schmalen Saum.

Ziemlich mannigfach sind die Kopfbedeckungen Die grossen runden Pelzhauben sind nicht mehr gebräuchlich, heute tragen Frauen an Sonn- und Feiertagen wie bei feierlichen Anlässen, zum Beispiel Taufen, Hochzeiten, Bestattungen, das »Mässli«, (Mässli = $^1/_{16}$ Staar, hölzernes Gefäss, welches dem Hute ähnlich sieht), ein cylinderartiger hoher Hut ohne Krämpe mit über der Röhre abstehender befranster Decke. Die Sitte, darunter eine weisse Kappe, deren Spitzenrand zu beiden Seiten des Gesichtes weit vorstand, zu tragen, besteht nicht mehr. Zur Früh- und Abendmesse wird auch an Sonntagen oder bei der Todtenwacht der »Haarbotz«, ein genetztes schwarzseidenes, befranstes dreieckiges Tüchlein, zur Arbeit das gewöhnliche baumwollene Kopftuch »Fazanedli« benützt. Das kleine »Mentschi« wie das erwachsene »Meigi« (Mehrzahl Meigana) trägt zum Feststaat den Hut in der Art der Oberinnthalerinnen mit der innen goldgestickten Krämpe.

Ist der erste Sonntag eines Sommermonates, so sind die Vorbereitungen zum Anlegen des Firtighäs (Festgewandes) besonders umständlich; insbesondere für die Meigana bedeutet dieser Tag einen »hohen Firtig«, an dem sie sich bei der dabei abgehaltenen Procession im grössten Aufwand ihrer schmucken Tracht zeigen dürfen.

Da werden die Zöpfe, die sonst um den Kopf geschlungen und unter dem Kopftuch versteckt sind, frei sichtbar, hängend getragen und sorgsam in fünf bis elf Zinken geflochten. s'Nidhafele gâht da wohl manch alter Jungfara über, wenn sie von ihren nur mehr dünnen Stumpfen auf die Haarpracht mancher Meiga sieht und der Verlockung, sich mit falschen Zöpfen zu verjüngen, nicht widerstehen kann.

Falschi Zöpf und falsche Zäh (Zähne)
Thuamer ross (arg) im Herza weh,
Aber noch da rossara Schmerz
Macht mar halt a falsches Herz.

Und a'n ukamplats Meigi
Mir missfalla thuat,
Und a Bätschwöster liaba
Ist fär d's Herzbrenna guat.

Der Hauptschmuck aber besteht in dem »Schäppel«, das ist eine kleine, auf farbigem mit Goldflitter besetzten Reifen gestellte Goldkrone, aus spiraligem, Golddraht, farbigen Glasperlen, kleinen Stoffblümchen und Spiegelchen. Sie wird auf den vorderen Theil des Scheitels gesetzt und mittels langer hochrother oder grüner breiter Bänder, die am Nacken zu einer grossen Masche gebunden werden, festgehalten. Aber auch die Zöpfe selbst müssen mit rothen oder bunten an die zwei Meter langen Bändern verziert sein, die, in das Schürzenband zurückgesteckt, solchermassen geschürzt sind. Im oberen Montavonthal, in Gaschurrn und Parthenen, sieht man anstatt der Goldkrone einen Myrthenkranz mit ebenso langen, aber weissen Seidenbändern. Die Braut, »Spausa«, trägt am Hochzeitstage eine Krone aus Rosmarin.

Mit dem Schäppel geschmückt, haben die Dirnen kein Tschöple, sondern ein besonders hübsches, weisses Schlüttli (Oberhemd), eine blendend weisse, gesteifte, weite Schürze und am Halse die Granatpotera.

Jede Abweichung von der üblichen Bekleidungsart, oder überhaupt nachlässig gekleidet, wird mit gschlargat bezeichnet, ein zerrissenes Gewandstück heisst Hutzla.

Und gmosnali Oepfel, (mit Makel versehen),
Derzua Grobelnuss (mit dicker Schale),
Ama gschlargata Meigi,
Dem geb i ken Kuss.

Sagen aus Klaffer und Umgebung in Oberösterreich.

Von Fr. Edmund Ruzersdorfer.

Entstehung des Plöckensteiner Sees.

Am Fusse des jäh abstürzenden Plöckensteines an der böhmisch-bayerisch-oberösterreichischen Grenze liegt ein schöner, idyllischer See, »ein unheimlich Naturauge, tiefschwarz, überragt von der Stirne und Braue der Felsen, gesäumt von der Wimper dunkler Tannen, drinn das Wasser regungslos, wie eine versteinerte Thräne«. (Stifter, »Hochwald«, Capitel Waldburg.) Ringsum gegen Sturm und Wetter geschützt, kräuselt sich nie das Wasser in Wellen; die schwarzen Bäume, Tannen und Schwarzföhren, die den See wie ein dunkles Sammtband umschlingen, schatten sich im Wasser ab, dessen schwarze Farbe den Wanderer keineswegs anheimelt. Von diesem unheimlichen Wasser erzählen sich die Umwohner gar wunderliche Dinge.

An der Stelle, wo jetzt der Plöckensteiner See liegt, stand vor grauen Jahren ein prächtiges Schloss. Der alte biedere Schlossherr



hatte kaum die Augen zum ewigen Schlummer geschlossen, als der junge Herr die Unterthanen in schrecklicher Weise bedrückte. Gottlos, wie er war, achtete er weder die Menschenrechte gegen seine Unterthanen, noch kümmerte er sich um die Pflichten gegen seinen Gott, den er bei jeder Gelegenheit verhöhnte. Eines Tages aber brach das Strafgericht Gottes schrecklich über ihn herein. Ein Gewitter zog sich zusammen, während der Burgherr schmauste, ein Blitz fuhr zuckend hernieder auf das Schloss, ein Krachen erfolgte, als stürzten die Felsen ein; das Schloss begann zu wanken und — versank. Ein See war an der Stelle des stolzen Schlosses. Der Burgherr und seine Dienerschaft waren mit versunken und leben nun zur Strafe in diesem See, der seit dieser Zeit als Wetterwinkel gilt.

Die Fische im Plöckensteiner See.

Da gar Viele die Behauptung aufstellten, es gebe in diesem See kein lebendes Wesen, machten es sich Einige zur Aufgabe, dieser Sache auf den Grund zu kommen. Sie gingen eines Tages zum See, um dort zu fischen. Lange Zeit war ihre Mühe vergebens, schon wollten sie ablassen, da jauchzte einer der Fischer auf, an seiner Angel zappelte ein Fisch. Ermuthigt fischten sie weiter, doch ohne Erfolg. Als die Dämmerung eingebrochen war, machten sich die Verwegenen daran, den grossen Fisch zu braten. Das Wasser brodelte bereits in der Pfanne, da hörten die Männer ein Gemurmel im Wasser, das immer lauter wurde, und schliesslich vernahm man die Frage: »Hant (sind) ålle då?« Worauf geantwortet wurde: »Ålle hant då, netta da oanaugat Stier geht å!« Voll Entsetzen sahen Alle nach der Pfanne, in welcher der Fisch noch immer herumschlug, und bemerkten, dass er wirklich einäugig war. Klopfenden Herzens warfen sie ihn wieder in den See, worauf der Lärm verstummte. Beängstigt eilten sie nach Hause.

Stifter erzählt in »Hochwald«, Capitel Waldsee, diese Sage folgendermassen: »Da steht auch ein Berg, drei Stunden von hier — in der uralten Heidenzeit sassen auf ihm einmal drei Könige und bestimmten die Grenzen der drei Lande: Böheim, Bayern und Oesterreich — es waren drei Sessel in den Stein gehauen und jeder sass in seinem eigenen Lande. Sie hatten vieles Gefolge und man ergötzte sich mit der Jagd. Da geschah es, dass drei Männer zu dem See geriethen und im Muthwillen versuchten, Fische zu fangen, und siehe, Forellen, roth um den Mund und gefleckt wie mit glühenden Funken, drängten sich an ihre Hände, dass sie deren eine Menge ans Land warfen. Wie es nun Zwielicht wurde, machten sie Feuer, thaten die Fische in zwei Pfannen mit Wasser und stellten sie über. Und wie die Männer so herumlagen und wie der Mond aufgegangen war und eine schöne Nacht entstand, so wurde das Wasser in den Pfannen heisser und heisser und brodelte und siedete und die Fische wurden darinnen

nicht todt, sondern lustiger und lustiger — und auf einmal entstand ein Sausen und Brausen in den Bäumen, dass sie meinten, der Wald falle zusammen, und der See rauschte, als wäre Wind auf ihm, und doch rührte sich kein Zweig und keine Welle und am Himmel stand keine Wolke und unter dem See ging's wie murmelnde Stimmen: Es sind nicht Alle zu Hause — zu Hause ... Da kam den Männern eine Furcht an und sie warfen die Fische alle ins Wasser. Im Augenblick war Stille und der Mond stand recht schön am Himmel. Sie aber blieben die ganze Nacht auf einem Steine sitzen und sprachen nichts, denn sie fürchteten sich sehr, und als es Tag geworden, gingen sie eilig von dannen und berichteten Alles den Königen, die sofort abzogen und den Wald verwünschten, dass er eine Einöde bleibe auf ewige Zeiten.«

Tiefe des Plöckensteiner Sees.

Oftmals schon wollte man die Tiefe dieses Sees ermessen. Mit einem Kahne fuhren einige beherzte Männer hinaus, mitten in den See hinein. An dem Ende eines »Strähns«, erzählt man, befestigten sie einen Stein und liessen das Garn nach und nach ablaufen. Grösser und grösser wurde die Verwunderung, als bereits die Hälfte des Garns vom Haspel abgelaufen war und der Stein noch immer zog. Ja, als das ganze Garn abgelaufen war, war der Grund noch immer nicht erreicht, immer noch strebte der Stein abwärts. Seit dieser Zeit galt der See als Zauberwasser, dem man sich nur nothgedrungen näherte.

Zauberbann.

In der Nähe einer Strassenkreuzung an der böhmisch-bayerisch-österreichischen Landesgrenze steht ein Bauernhaus nach slawischer Bauart errichtet, »Beim Bartl-Sepperl« genannt. Dieser stand im Rufe, »allerhand zu können«, weshalb die Leute in allen ihren Mühseligkeiten zu ihm ihre Zuflucht nahmen. Da wurde ein Mann einst auf räthselhafte Weise bestohlen. Der Arme, der das Gestohlene nur schwer missen konnte, nahm in seiner Noth seine Zuflucht zum Bartl-Sepperl. Ein Geldgeschenk, das er diesem machen wollte, wurde zurückgewisen, »weil er nur Anderes nehme«. Da der Schwarzkünstler mit dem armen Bestohlenen Erbarmen hatte, war er bereit, ihm zu helfen. Er holte einen dickbauchigen alten Codex aus dem »Mauerkastel« (eine verschliessbare Nische an der Wand) hervor und schlug eine bestimmte Seite auf. Er las anfangs langsam und machte mit dem Zeigefinger neben dem Buche auf dem Tische Kreise, und zwar in demselben Tempo, wie er las. Er las schneller und schneller, der Zeigefinger bewegte sich in immer grösseren Kreisen, da hörte man auf der Gasse das Keuchen eines Menschen, der mit der äussersten Anstrengung seiner Kräfte einen Weg zurückgelegt hatte. »Hiatzt bring' ich's wieder!« rief er und verschwand. »Dås hätt' ich hiatzt båld

z' arg trieb'n!« sagte der Schwarzkünstler und schloss das Buch. Zum Bestohlenen aber sagte er: »Hol' Dir Deine Sache, drausst (draussen) auf der Gred (der etwas erhöhte Theil vor der Hausthür) liegt's« Der Mann ging hinaus, und richtig, da vor dem Hausthore lag das zurückerstattete Gut. Der Dieb hatte, von einer dämonischen Macht getrieben, mit dem Gestohlenen so schnell laufen müssen, als der Schwarzkünstler Kreise gemacht hatte.

Ein anderer Schwarzkünstler lebte in der Nähe des eben Genannten, und zwar im Dorfe Pfaffetschlag. Dieser stand einst am Andechsbache mit einem anderen Bauer bei seiner Bleiche. Da kamen sie zufällig auf die Jagd zu sprechen, die an dem betreffenden Tage stattfand. »A so a zween Jager möcht' i doh heunt seg'n,« sagte der Eine. »Dås kånnst schon håb'n,« sagte der Andere und ging in die Bleichhütte hinein, wo er in einem dicken Buche las. Da erschienen am »Viehsaum« (Waldrand) »zwei grüne Kunten« mit der Flinte über der Schulter. Er las noch weiter, die zwei Jäger gingen direct auf die Bauern zu, quer durch die Fluren hindurch. Als nun der eine Bauer sprach: »Die Zween kenn' i åber net,« schaute der Leser auf und begann die ganze Stelle von rückwärts zu lesen, worauf die zwei Jäger umkehrten. »Hiatzt war's ma båld schlecht gånga!« sprach er, liess den Anderen stehen und ging nach Hause.

Zauberschmiere.

Eine alte Bäuerin, die wenig Glück mit ihrem Vieh hatte, rief in ihrer Verzweiflung die Hilfe des Teufels an. Er erschien ihr auch und fragte nach ihrem Begehren. Sie klagte ihm ihr Leid und bat ihn um Hilfe. Da holte Helfer Satan aus der fettigen Tasche ein Schächtelchen mit Schmiere hervor und sagte: »Wenn Du mit dieser Schmiere den Zapfen der Buttermaschine schmierst, so kannst Du aus Wasser Butter gewinnen. Aber Du musst mit Deinem eigenen Blute diesen Contract unterschreiben, wornach Deine Seele nach Deinem Tode der Hölle verfällt.« Das gewissenlose, gewinnsüchtige Weib unterschrieb. Nun ging es rasch aufwärts mit der Wirthschaft, Butter und Schmalz hatten sie in Hülle und Fülle. Der Nachbarin kam aber die ganze Geschichte verdächtig vor; sie suchte stets die Ursache hievon zu erfahren. Eines Sonntag Vormittags nun, als sie gaumen (Haushüten) musste, schlich sie sich an der Nachbarin Haus und sah, dass die Fenster verhängt waren. Da die Vorhänge aber nicht gut schlossen, so sah sie durch eine Spalte das ganze Treiben ihrer Nachbarin, wie sie Wasser in die Kübel schüttete und den Zapfen einschmierte; sie sah auch das Versteck, in welches sie die Schmiere steckte. In einem günstigen Augenblicke nun entwendete sie einen Theil der Schmiere. Des Nachts wollte auch sie solch eine billige Butter ausrühren; es gelang. Auch die zweite Nacht ging Alles ganz gut. Aber in der dritten Nacht klopfte plötzlich Jemand ans Fenster und rief: »Wånnst

von meiner Schmier brauchst, muasst Di ah unterschreiben.« Sie sah nach dem Fenster und erblickte eine unheimliche Gestalt mit rothglühendem Blick und einem spitzen grünen Hut mit gebogener Feder. Sie hielt dem Fremden, den sie alsbald als den Gottseibeiuns erkannte erst das Crucifix entgegen, konnte ihn aber dadurch nicht vertreiben. Erst als sie den Weihwasserkessel nahm und den Inhalt über ihn ausgoss, zahlte er schleunigst Fersengeld.

Teufelstritte.

Im obersten Mühlviertel, dem nördlichsten Theile Oberösterreichs zwanzig Minuten oberhalb des Dorfes Pfaffetschlag, am Wege nach dem Försterhause in Holzschlag, liegt die Pfaffetschläger Weid. Abseits des Weges liegt ein ziemlich grosser Stein, an dessen Oberfläche man deutlich einen Menschen- und einen Bocktritt erkennen kann. Ueber die Entstehung dieser Teufelstritte erzählen sich die Pfaffetschläger Folgendes:

»Ein Hirte weidete in dieser Weid tagtäglich, auch Sonntag Vormittags das Vieh. Oftmals war er schon erinnert worden, dass Gott solchen Frevel nicht ungestraft lasse, doch umsonst; denn für solche Vorstellungen hatte er nur Fluchwörter. Eines Sonntags weidete er nun wieder während des Gottesdienstes sein Vieh und sass in Gedanken versunken da. Er redete in seinem Selbstgespräche, wie er es so gut hätte, wenn er reich wäre und die Leute ihm nichts mehr ungestraft sagen dürften. In diesem Selbstgespräch sprach er auch den Gedanken aus, ob er denn dies Alles nicht durch die Mithilfe des Teufels erhalten könnte, er bat ihn inständig, er möge ihm erscheinen, er könne Alles von ihm haben. Der Leibhaftige erschien ihm wirklich, er tauchte plötzlich am Waldrande auf und näherte sich ihm, bis er auf dem obgenannten Steine stehen blieb. Der Hirte erschrak bei seinem Anblicke so heftig, dass er umfiel und seine schwarze Seele dem Schwarzen überliess. Er hatte vergessen, den Teufel zu bitten, er möge ihm in einer Gestalt erscheinen, die er ertragen könne. Als die Leute auf ihrem Heimwege aus der Kirche in die Weid kamen, sahen sie die Spuren auf dem Steine, wo der Teufel gestanden war.«

Zauberverwandlung.

In obgenannter Gegend lebte auch ein Wilddieb, nach dem die Jäger stets fahndeten. Er hatte es durch sein fortgesetztes Wildern schon so weit gebracht, dass er sich nirgends mehr im Walde sehen lassen durfte. Da beschwor er denn auch einst den Teufel, er möge ihm gegen angemessene Bedingungen Hilfe bringen. Seine Bitte ward erhört. In Gestalt eines flotten Jägers erschien der Satan und breitete ein Papier auf den Tisch. Der Wilderer las den Contract, demzufolge seine Seele nach dem Tode den Mächten der Hölle verfallen sein sollte, und erbat sich noch eine Clausel. Erst nach seiner Drohung,

er werde sonst gar nichts unterschreiben, liess sich der Teufel noch zu dem Zusatze bewegen, dass er noch dreissig Jahre zu leben hätte, und dass seine Seele dann dem Teufel gehöre. Hätte er sie aber am Ende des ersten Tages des einunddreissigsten Jahres noch nicht geholt, so sei der Contract ungiltig. Ob wohl oder übel, der Teufel musste sich dazu verstehen. Er selber hatte sich aber verpflichten müssen, dem Wilderer die Macht zu geben, sich in jedem beliebigen Augenblicke in einen Stock, das ist Baumstrunk, verwandeln zu können.

So oft nun der Wilderer den Jäger sah, verwandelte er sich in einen »Stock« und entging ihm jedesmal. — Endlich waren die dreissig Jahre um, beängstigt ging der Wilderer herum. Einmal noch wollte er seinem Vergnügen leben, er ging auf die Jagd. Schon war die vorletzte Stunde vorüber, als er den Teufel kommen sah. Da kam ihm noch ein Gedanke, er verwandelte sich wieder in einen »Stock«. Der Teufel sprang hinauf und hinunter, er suchte den »Pseudostock« zum Halten seines Wortes zu bereden, umsonst. Endlich stiess er mit seinen Schuhen an den Baumstrunk, dass die Fetzen flogen. Der Volksmund erzählt dies launig mit folgenden zwei Verszeilen:

Der Teufel, der håt åber g'någelte Schuab,
Und er stösst, wås er kånn, damit zua.

Alles vergebens. Endlich ertönte der erlösende Schlag der Thurmuhr. Mit Gestank fuhr der Teufel wieder in seine Hölle zurück. Der Wilderer aber sank auf sein Knie und dankte Gott, dem er Besserung versprach, die er auch hielt.

Der Teufel in der Kirche.

In der obgenannten Gegend lebte auch eine Frauensperson, deren grosse Putz- und Gefallsucht allgemein bekannt war. Wiewohl sie wusste, wie viel spitze Bemerkungen über sie gemacht wurden, liess sie doch nicht davon ab. Besonders an Sonn- und Festtagen war sie auffallend geputzt. Freundinnen, die es gut mit ihr meinten, riethen ihr ab, doch umsonst. Eines Sonntag Vormittags war sie nun mit ihrem Haaraufputz nicht ganz fertig geworden, als sie bereits das Glöcklein zur Kirche rief. Im Gehen ordnete sie noch, was zu ordnen war. Nun war sie in der Kirche; das Hochamt hatte begonnen. Als eben das »Gloria« gesungen wurde, bemerkten Einige, wie ein ganz kleines schwarzes Teufelchen an ihrem schwarzen seidenen Kopftuch emporkroch, daran die Falten richtete und schliesslich mit der Ordnung der Frisur begann. Diejenigen, die dies bemerkten, rückten weg, die nichts wussten, thaten eben so wie die Anderen, so dass sie schliesslich isolirt war. Sie wurde über und über roth, als sie dies bemerkte, denn sie glaubte, die Leute verachteten sie ob ihres Stolzes. Als sie aber nach dem Gottesdienste den wahren Sachverhalt erfuhr, ging sie in sich und ward von da ab eine Andere.

Ein anderes Mal geschah es, dass der Teufel in der Kirche sich einfand, um die Personen, welche sich nicht ordentlich verhielten, zu notiren. Zu diesem Zwecke hatte er eine grosse Haut mitgebracht. Niemand bemerkte ihn, ausser einem alten frommen Mütterlein. Viele Kirchenbesucher waren schon aufgeschrieben, hie und da einer schon zwei- und dreimal, so dass bereits die zwei Seiten der Haut vollgeschrieben waren.

Das alte Mütterchen erwartete, der Teufel würde sich nun eine zweite Haut holen; doch er half sich anders, um Niemand zu übersehen. Er biss mit den Zähnen in einen der vier Zipfe und zog an. Das Leder dehnte sich, doch zum Schlusse glitt er ab und schlug sich den Kopf an der Kirchenmauer an. Da musste auch unser Mütterchen lachen, worauf auch sie verewigt wurde Seither sah sie ihn nie mehr.

Der Versehgang zum Schwarzkünstler.

Einmal geschah es, dass der Pfarrer zu einem Schwerkranken gerufen wurde. Dieser stand im Rufe, Schwarzkunst zu treiben. Der Pfarrer fragte daher den Boten: »Ist es denn wirklich wahr oder hat sich der Alte nur einen Spass erlaubt?« — »Schnell, nur schnell, er stirbt sonst!« drängte der Bote. Der Pfarrer machte sich nun trotz des Sturmes und des Schneegestöbers auf zum Kranken. Er ging nicht lange, da hörte er eine klägliche Stimme rufen: »Låss mich ah mitgeh'n!« Einen Augenblick schwankte er, doch der Bote bat wieder, er möge eilen, und so eilte er denn dahin, so schnell es bei dem Wintersturme ging. Immer kläglicher und näher tönte die Bitte des Rufenden, doch der Pfarrer hörte nicht darauf. Schon war das betreffende Haus in Sicht, als der Unbekannte rief: »So beit' (warte) doch a wengerl, ich muass Dir jå wås Wichtigs såg'n!« Der Pfarrer aber wartete nicht, sondern betrat das Haus. Gerade konnte er dem reuigen Schwarzkünstler die Beichte abnehmen, als draussen ein schreckliches Winseln mit Fluchen vermischt ertönte. Der Rufende war der Teufel gewesen, der sich die ihm verschriebene Seele nicht hatte abjagen lassen wollen.

Haus- und Dorfanlagen im Kuhländchen.

Mitgetheilt von Stefan Weigel, Zauchtl.

Bei einem gründlichen Studium kann man im Kuhländchen dreierlei Haus- und Dorfanlagen, und zwar eine deutsche, eine solche des gemischtsprachigen Gebietes und eine böhmische oder slawische Anlage unterscheiden.

Wenn auch der lange Unterthänigkeitsverband gegenüber dem Grundherrn, die vergangenen Jahrhunderte und die fortschreitende Cultur im Allgemeinen auf das Eifrigste bestrebt waren, die Ursprungs-

verhältnisse in der ersten Anlage bis auf ein Minimum zu verwischen, so sind doch noch thatsächlich genügende Spuren vorhanden, aus denen man, ergänzt mit alten Sagen, Liedern und den Denkmälern der Volkssprache, sich das Urbild dieser Anlagen reconstruiren kann.

Die alten Verkehrswege zwischen den Gemeinden einerseits und die Völkerstrassen, die schon im frühen Mittelalter bestanden, sind entweder an den theils durch Erosion, theils durch das Ausfahren gebildeten Hohlwegen, durch die sogenannten »Viehwegstückl'n« oder durch die muldenartigen Vertiefungen der Erdoberfläche als solche erkennbar, wenngleich oft dort derzeit gar kein Weg mehr führt.

Desgleichen ist es leicht erkennbar, wenn auch die früher bestandene Völkerstrasse zu einem schlecht erhaltenen Feldweg herabgesunken ist, wie dies bei dem »Viehweg« in Klantendorf der Fall ist, wo dieser Weg früher die Verbindung von Mähr.-Weisskirchen über Bölten, Petersdorf, Mankendorf, Zauchtl, Seitendorf über Klantendorf in der Richtung gegen Wagstadt nach Troppau herstellte.

Eine Regel ohne Ausnahme ist es in dem Kuhländchen, dass diese alten Verkehrswege sich nicht bei den Herrschaftsbesitzen, sondern alle durchschnittlich bei den Erbrichtereien kreuzen.

Dieser Umstand ist sehr wichtig, denn er liefert auch den Beweis, dass die Herrschaften mit ihrem Grundbesitz in den einzelnen Gemeinden erst dann festen Fuss fassten, als das ganze Land unter fester Cultur, in geordneten Verhältnissen, die Aecker, Wiesen und Wälder getheilt oder commassirt waren.

Obwohl keine Urkunden darüber unzweifelhafte Aufschlüsse geben, so scheint mir doch, dass einzelne Edle über das Land von ihren festen Burgen aus, noch bevor dasselbe vollständig in dem gemeinten Sinne getheilt war, bis zu gewissen Grenzen zwar eine Oberherrschaft über das Volk ausübten, das aber bei Weitem nicht an eine Unterthänigkeit herantrat.

Erst in späterer Zeit errichteten dieselben in den einzelnen Gemeinden sogenannte »Vorwerke« und besetzten diese mit Vögten, zogen einzelne für sie passende Grundstücke an sich, welche eigenhändig cultivirten Felder der später zum Frohndienste herabgesunkene freie Grundbesitzer für die Herrschaft bearbeiten musste.

Nach und nach entstanden aus den »Vorwerken« Höfe, Schlösschen und Schlösser und abgetrennt eigene Herrschaften.

Wir haben hier im Kuhländchen bei allen Herrschaften bis in die Neuzeit, besonders bei der von Kunewald, und zwar dort bis etwa 1724, gar treffende Beweise, wie sich der herrschaftliche Grundbesitz zu dem, was er heute ist, nach und nach herausgebildet hat.

Selbstverständlich ist es hier Regel gewesen, dass wenn der Herrschaftsbesitzer über dem geplagten Bauer die Ruthe schwang, der gestrenge Herr Vogt oder Verwalter schon mit dem Prügel in ihn hineinschlug. Da half keine Klage von Seite des Erbrichters oder

des Ortsseelsorgers, und wenn Letzterer dagegen auftrat, da wurde ihm ganz einfach der Brotkorb etwas höher gehängt.

Ja, in der Regel mussten diese doch aus dem Volke selbst hervorgegangenen Beamten bis in die neueste Zeit zu einem milderen Vorgehen gegen das Volk von Seite des Herrschaftsbesitzers gezwungen werden! Denn hier im Kuhländchen hat uns die Geschichte und Volkssage wenige menschenfreundliche Herrschaftsbeamte aus früherer Zeit aufbewahrt; aber wahre Volksbedrücker und solche, die das Volk in seinen Sagen vom Teufel holen liess, sind zahlreich.

Es ergibt sich aus diesen Umständen, dass der Erbrichter im Kuhländchen der eigentliche Führer des Volkes in den einzelnen Gemeinden war, um den sich die übrigen Besitzer schaarten. Auch ist es beinahe regelmässig in den Gemeinden des Kuhländchens, dass die grösseren Besitze immer in der Nähe der Erbrichtereien gelegen sind.

Das Lebenselement, das Wasser, war in der Wahl zur Ansiedelung ausschlaggebend, und die Anlage der Häuser erfolgte auch am liebsten längs des Baches oder Flusses an beiden Uferseiten, wobei der Erbrichter, der Führer des Volkes und wahrscheinlich der erste Ansiedler der Gemeinde, sich niemals die besten Felder zu seinem Besitz wählte, sondern nur den Kreuzungspunkt der Verkehrswege zum Aufbau seiner Erbrichterei ausersah.

Dieser wichtige Umstand legt unwillkürlich den Gedanken nahe, dass auch bestimmt die Verkehrswege schon vorhanden gewesen sein müssen, ehe die regelmässige Besiedelung des Kuhländchens stattfand. Desgleichen ist es auch selbstredend, dass, nachdem Verkehrswege da sind, auch in einer fruchtbaren Gegend Menschen wohnen müssen, wenngleich diese nicht so zahlreich gewesen waren, um ganze Gemeinden bilden zu können. Dass diese Ansicht vollkommen richtig ist, das findet in den zahlreichen Einzelfunden und von ganzen Ortsanlagen im Oderthale von der ältesten Steinzeit an bis in die neueste Culturperiode seine Bestätigung.

Bei den Hochebenen und dort, wo ein Bach oder Fluss nicht vorhanden war, da waren die Quellen und die günstige Lage der Bodenfläche für den Feldbau, die eine gleichmässigere Vertheilung der Felder zuliessen, zur Anlage einer Gemeinde ausschlaggebend.

Längs des Baches oder des Flusses liess man einen freien Platz, »die Aue«, der zum Bleichen der Leinwand und zum Tummelplatz für die Kinder, des Viehs und besonders der Gänse diente.

Hierauf legte man die Dorfstrasse oder den Gemeindeweg an, liess wieder einen freien Platz, »den Kratz- oder Krautgarten«, und dann erst errichtete man die Häuser, die gewöhnlich an der Anhöhe, dem Thalrande, lagen. Diese Eintheilung beobachtete man an beiden Seiten des Bach- oder Flussufers, wobei nicht der Bach oder Fluss selbst mit seinen Krümmungen, sondern der Höhenzug, der Thalrand,

die Längsrichtung in der Gruppirung der Häuserreihe den Ausschlag gab.

Kleinere Hindernisse der Bodenverhältnisse wurden durch Kunstbau überwältigt, und man hatte vor Allem zwei Zwecke vor Augen, erstens von dem Hause leicht auf die hinter dem Hause liegenden Felder zu gelangen und dann mit den Nachbarhäusern eine annähernd gleiche Richtung zu haben.

In der Mitte des Besitzstreifens baute man die Häuser, und zwar *in der Regel* derart, dass die Morgen- oder Mittagsonne in das Innere des Hofraumes gegen das Hauptgebäude und auf die Aussenseite des Ausgedinggebäudes zu scheinen hat.

Dies ist hier im Kuhländchen eine untrügliche Regel einer deutschen Anlage.

In der Mitte zwischen dem Bauernhause und dem Ausgedinggebäude war vorne das Einfahrtsthor und dicht daneben, gegen das Bauernhaus gelegen, das Eingangsthürl.

Der Hofraum bildete ein Quadrat, das, je nachdem der Besitz gross, lang und schmal oder kurz und breit, oftmals sehr in die Länge gezogen war.

Gegenüber dem Einfahrtsthore lag die Scheune.

Die Wohnstube lag nicht gegen die Gassen- oder Strassenfront, sondern immer in der Mitte des Wohngebäudes mit den Fenstern gegen den Hofraum gerichtet.

Diese nur hier im Kuhländchen eigenthümlichen Grundregeln über Anlagen von Deutschen gegenüber denen der Slawen, bei welchen diese Regeln nicht zutreffen, sind derzeit noch überall leicht zu erkennen.

Die Häuser waren niedrig gebaut, sahen wie Blockhäuser aus, und von aussen sah man nur längliche, zwischen den Holzblöcken ausgeschnittene schlitzartige Löcher, die nur wenig Licht für die inneren Räume spendeten.

Auf die Häusler wurde bei der Anlage keine Rücksicht genommen, denn diese entstanden im Kuhländchen in späterer Zeit, als sich die Bevölkerung sehr vermehrt hatte. Diese Häuser wurden der ursprünglichen Dorfanlage annähernd ähnlich in der »Aue« oder an dem »Viehwege« für Grundbesitzerssöhne, die ein Handwerk betrieben, oder auch für einen Handwerker, der von der Herrschaft oder den Grundbesitzern für ihre Zwecke herangezogen wurde und der eine Grundbesitzerstochter ehelichte, errichtet. Ein Stück hinter den Häusern und zwischen denselben wurden Obstbäume gepflanzt und hinter diesem Obstgarten lief längs der Gemeinde der Weg »heindern Dorf«.

Jeder Grundbesitzer hatte für sich seinen Feldweg, der aus dem Hof neben der Scheune eine »Durchfoet« (Durchfahrt) hatte, die man gerne überdeckte und als Wagenschupfen und dergleichen benützte.

Die Vertheilung der Felder war regelmässig die, dass auf ein Bauernhaus ein oder anderthalb »Lahn« zu 40 oder 60 niederösterreichischen Joch kam, welcher Besitz in so ziemlich regelmässiger Breite vom Bachrande bis zur Gemeindegrenze verlief.

Die von der Gemeinde entfernt liegenden Wälder, ebenso auch die im Oderthale am Oderflusse gelegenen Wiesen waren gemeinschaftliches Gut, das erst in späterer Zeit zu den einzelnen Besitzungen aufgetheilt wurde.

Von dem Wohngebäude aus wurden die Felder nach und nach der Cultur unterzogen. Gegen der Gemeindegrenze zu war Gebüsch oder Wald. Dort errichtete man das »Bienenhäusl«. In demselben hausten über die Sommermonate, auch oft, wo die Einrichtung darnach war, durch das ganze Jahr alte Knechte oder Bauernsöhne. Diese liess man im höheren Alter auch sich verehelichen und mit *einer* Kuh eine kleine Wirthschaft führen. Diese Leute pflegten die Bienen, erzeugten Meth und führten ein echtes Waldeinsiedlerleben.

Die Bienenhäuseln verschwanden besonders während des dreissigjährigen Krieges und auch diejenigen, welche später aufgebaut oder neu errichtet wurden, durch die erhöhte Cultur der Felder.

Noch vor fünfzig Jahren waren diese Bienenhäuseln häufig — derzeit ist nur noch eines vorhanden, aber ohne Bienenstand. Es hat den Anschein, als wenn man bei der ersten Anlage, Vertheilung oder Vermessung des Bodens der deutschen Bewohner zugleich auf die Kirche und den dazugehörigen Grundbesitz Rücksicht genommen hätte, und auch da ist es nahezu überall Regel, dass dies immer in der Nähe der Erbrichterei der Fall war.

Nun wird wohl ein jeder der Leser dieser Skizze sich die Frage vorgelegt haben, wann geschah die Eintheilung, Anlage oder Besiedelung der deutschen Gemeinden im Kuhländchen?

Die meisten Schriftsteller, die über diesen Punkt direct schrieben oder es in ihren Schriften berührten, wie Ens, D'Elvert, Menger und Andere, sind der Meinung, dass die Besiedelung und Vertheilung des Bodens im Kuhländchen unter Bischof Bruno in Olmütz bis etwa um das Jahr 1250 stattfand, weil uns die Geschichte die Errichtung und Besiedelung *einer* Gemeinde hiesiger Gegend unzweifelhaft aus dieser Zeit aufbewahrt hat.

Es würde zu weit führen, wenn man alle dagegen stimmenden und vorliegenden Gründe anführen wollte.

Zu bestreiten ist es nicht, dass Bischof Bruno deutsche Ansiedler herbeizog, auch für die hiesige Gegend, aber auch ist kein Zweifel vorhanden, dass schon damals das Kuhländchen nicht ganz ohne Bevölkerung war.

Ich möchte nur einen Grund anführen, der zwar nicht vollkommen einwandfrei, so wie schon alles Menschenwerk in der Welt es ist,

der aber meines Wissens zu dieser Forschung noch nicht benützt wurde, und dies sind die deutschen Flurnamen im Kuhländchen.

Wenn wirklich das Kuhländchen nach dem Ausspruche des Benedictiners aus Raigern ein »undurchdringlicher Wald« war und die allgemeine Besiedelung erst durch Bischof Bruno von Olmütz stattfand, wie da von den Forschern behauptet wird, wie kommt es dann, dass sich im Kuhländchen unter den Flurnamen althochdeutsche Wörter finden, die im Mittelalter schon ausgestorben waren?

Und noch wichtiger ist der Umstand, dass auch Flurnamen vorhanden sind, an die sich Localsagen knüpfen, welche über geschichtliche Ereignisse handeln, die über zweihundert Jahre vor der Geburt des Bischofs Bruno in Olmütz zur Durchführung kamen.

Durch die Tataren mag das Land verwüstet, aber nicht ganz entvölkert gewesen sein.

An der Berglehne zwischen Zauchtl und Pohorsch, in der unmittelbaren Nähe der seit dreihundert Jahren unbebaut liegenden Blei- und Silbergruben, sind alte Culturstätten vorhanden, die Jeder, der nur halbwegs Kenner, auf fünfhundert Jahre Culturdauer schätzen muss. Diese liegen in Mitte sehr alter Wälder, die als solche seit nahezu vierhundert Jahren in den Urkunden bezeichnet werden.

Ob diese je ein Geschichtsforscher gesehen und auch als sehr alte Culturstätten erkannt hat, ist mir nicht bekannt; ich zweifle sehr daran, dass je einer daran dachte, dass dort auf diesem unwegsamen Abhange auch etwas für Volksgeschichte zu sehen sein werde.

Dort, wo im Kuhländchen, besonders im Bezirke Neutitschein, die hier angeführten Umstände im Allgemeinen zutreffen, da ist auch eine ursprünglich deutsche Haus- und Dorfanlage vorhanden, wenn auch das Volk, die Gemeinde, seit Jahrhunderten ein slawisches gewesen sein sollte, wie dies in den Gemeinden Petrowitz, Barnsdorf, Saversdorf und dergleichen der Fall ist.

Ganz andere Verhältnisse treten dem Forscher in den gemischtsprachigen Gemeinden vor die Augen, nämlich in jenen Gemeinden, die bei der Anlage der Häuser und der Bodeneintheilung eine gemischtsprachige Bevölkerung hatten.

Dort ist gewöhnlich ein Theil der Gemeinde mit der bekannten Anlage der Häuser nach der Sonne gerichtet etc. gebaut und der andere oft grössere oder kleinere Theil in einer Gruppe an oder um den noch vorhandenen oder gewesenen Teich in unregelmässiger Form gelegen.

Bei ersterem Theil sind die Aecker fortlaufend von den Häusern bis an die Gemeindegrenze, der andere Theil aber zeigt die deutlichen Spuren des Communismus, der sich erst in späterer Zeit auflöste, wo die Aecker an die einzelnen Glieder der Familie gelangt sind.

Es möchten etwa Manche meinen, dass das Volk in solchen derzeit slawischen Gemeinden schon ursprünglich Slawen waren und

nur die deutsche Cultur angenommen hätten. Dies kann nicht der Fall sein, denn in dieser Richtung müsste nur ein Theil der Slawen deutsche Cultur angenommen haben, während der andere Theil bei der Nationaleigenthümlichkeit verblieb.

Man sieht ja heute noch ganz gut den Theil, den sich der Deutsche, und jenen, den sich der Slawe zur Besiedelung gewählt hat. Letzterer ist besonders daran zu erkennen, dass er mehr Weidegründe hatte, dem der Slawe nocht heute unwillkürlich als natürlicher Hirte, »Vlach«, »Wallache«, den Vorzug gibt.

Diese derart besiedelten Gemeinden sind zunächst den der Deutschen in der Nähe bei Alttitschein und Freiberg zu finden.

Merkwürdigerweise ist mir nur eine Gemeinde im Kuhländchen bekannt, die in ihrer ersten Anlage eine gemischtsprachige zeigt und derzeit und seit hunderten Jahren ganz von Deutschen bewohnt ist, während es gar keine slawische Gemeinde im Oderthale bis zu den Abhängen der Beskiden gibt, die nicht entweder ganz oder mehr oder weniger den Charakter einer deutschen Anlage zeigt.

Der Einwand, dass auch in den deutschen Gemeinden oft zahlreiche slawische Flurnamen vorkommen, ist in Bezug auf eine ursprünglich slawische Ansiedelung nicht stichhältig, weil von jeher die Herrschaftsbesitzer Slawen waren, durch welche den Deutschen das Slawische besonders in der Benennung der Fluren aufgedrungen wurde.

Eine Verschiebung der Bevölkerung in grösseren Massen von Seite der Deutschen des Kuhländchens in die Gebirge der Beskiden mit seinen slawischen Völkern hat vor und besonders während des dreissigjährigen Krieges stattgefunden. Nach dem dreissigjährigen Kriege bis in die neuesten Tage aber, wo sich im Oderthale Ackerbau und Viehzucht, Gewerbe und Industrie aus den primitivsten Anfängen bis zu der jetzt bestehenden hohen Cultur gehoben haben, rückt die slawische Bevölkerung stetig nach und nach in die Gebiete der Deutschen vor.

Selbstverständlich sind damit nur immer die Landgemeinden gemeint, denn in den Städten mit dem fortwährenden Wechsel ihrer Bewohner und des Besitzstandes lassen sich überhaupt in dieser Richtung keine bestimmten Grundsätze aufstellen.

In den Gemeinden, die ursprünglich rein slawische Haus- und Dorfanlagen gehabt haben, ist entgegen den deutschen Anlagen keine regelmässige Eintheilung der Felder und kein gleichmässiger Bau der Häuser nach der Sonne u. s. w. zu bemerken.

Die Grenzen des Besitzstandes wurden dort erst in neuerer Zeit, zumeist erst bei der neueren Anlage des Gemeindegrundcatasters im Jahre 1836 im Grossen und Ganzen, Vieles in seinen Einzelheiten nach dem Jahre 1848 sichergestellt.

Bei der Anlage der slawischen Häuser scheint das Streben des Volkes nur darauf gerichtet gewesen zu sein, in der Nähe der Häuser

die besten Weidegründe für ihr Vieh zu sichern und unabhängig von ihren Nachbarn zu sein, denn anders lassen sich die bei den Slawen der hiesigen Gegend so beliebten Passeken nicht erklären.

Diese Anlagen sind im Bezirke Neutitschein nur in sehr geringem Theile vorhanden und die auch auf keinen Fall zu dem Kuhländchen, auch im erweiterten Sinne, zu rechnen sind.

Die zur Erklärung der Anlagen, ob selbe deutsch oder slawisch, thatsächlich vorhandenen Spuren wurden durch die nach dem dreissigjährigen Kriege und besonders in neuerer Zeit sich vermehrenden Zubauten der Häusler und die massenhafte Parcellirung der Grundbesitzer in den Landgemeinden sehr verwischt.

Nicht mehr ferne ist die Zeit, wo auch die wenigen noch jetzt vorhandenen Reste ganz verschwinden werden, die uns über ein gutes Stück Culturgeschichte Aufschlüsse geben, über die uns die wenigen Urkunden in unserer Gegend nichts zu sagen vermögen.

Für jetzt genügt sogar theilweise eine Specialkarte, um diese Verhältnisse zu studiren. Man braucht nicht von Ort zu Ort, von Haus zu Haus zu wandern, um sich von den hier gemachten Angaben die vollkommenste Ueberzeugung zu verschaffen.

Aus dem Volksleben der Zipser in der Bukowina.

Von Dr. J. Polek, Czernowitz.

Zu den ältesten deutschen Ansiedelungen der Bukowina zählen auch die Bergwerkscolonien im südwestlichen Theile dieses Landes.

Schon gegen das Ende der Siebzigerjahre des 18. Jahrhunderts hatte eine k. k. Schürfcommission die Fährten der Manganeisensteinzone im Bistritzathal verfolgt und an der Moldawa Versuche auf Kupfer angestellt. Die beim Abschürfen der Eisenerzlager erzielten Resultate übertrug sie einer Gewerkschaft, die sich im Jahre 1782 aus angesehenen und bemittelten Personen der Bukowina und der Zips gebildet hatte. Diese Gewerkschaft setzte am 1. September 1784 das Eisenwerk zu Jakubeny in Betrieb. Am 20. Juli 1796 gelangte das Werk in den Besitz des Steiermärkers Anton Ritter v. Manz, der nicht nur sofort *Jakobeny* vergrösserte, sondern im folgenden Jahre (1797) auch den Abbau der Silber- und Bleierzlagerstätten von *Kirlibaba* (Mariensee) begann und ein Jahrzehnt darauf die Ansiedelungen *Eisenau* (1808) und *Freudenthal* (1809) ins Leben rief. Dazu kamen die Werkscolonien *Požoritta* und *Luisenthal*, die 1805 bei den ärarischen, später gleichfalls Manz'schen Kupferwerken im Moldawathal entstanden.*)

Die Ansiedler in allen diesen Ortschaften stammen aus Oberungarn (Zips) und Siebenbürgen. Sie sind Sachsen, werden aber

*) Polek. Wie die Deutschen in die Bukowina kamen. („Bukowinaer Bote." Czernowitz 1897. Nr. 2.)



allgemein Zipser genannt und haben trotz ihrer langen Anwesenheit in der Bukowina insgesammt ihre alten Sitten und Gebräuche treu bewahrt.

Im Nachfolgenden soll der volksthümliche Brauch der Zipser von Jakobeny bei Geburt und Taufe, Verlobung und Hochzeit, Tod und Begräbniss geschildert werden.

Geburt und Taufe.

Die Kinder werden in Jakobeny von der »Wasserfrau« oder dem »Wassermann« in der Bistritza »aufgefangen«. Es ist jedoch nicht gleichgiltig, an welchem Tag der Woche das geschieht; der Sonntag verheisst dem neugeborenen Kinde Glück und Segen, die Mittwoch und der Freitag künden ihm Unglück fürs ganze Leben an.

Sobald das Kind gebadet ist, nimmt es die Mutter auf den Arm und betet ihm das Vaterunser in den Mund hinein. Dasselbe thut dann auch der Vater und wer sonst noch anwesend ist.

Während der ersten Tage wird nur reines Wasser zum Bad verwendet. Später wirft man etwas Johanniskraut hinein. Das pflegt insbesondere zu geschehen, wenn das Kind an Bauchgrimmen leidet. Hier und da flösst man ihm in diesem Falle wohl auch einen Tropfen von dem Badwasser ein.

Die Taufe findet, falls das Kind schwach und kränklich ist, am dritten Tage statt; gesunde Kinder lässt man jedoch erst nach acht oder vierzehn Tagen taufen. Dazu wird dann stets ein Sonntag ausgewählt, weil die Männer in der Regel nur an diesem Tage zu Hause sind.

Die Stelle der Taufpathen versehen Verwandte oder Nachbarn. Sie werden von der Hebamme, und zwar mit folgenden Worten dazu eingeladen: »N. N. wünscht Euch einen guten Morgen und bittet, Ihr möget ihr das christliche Werk nicht abschlagen und ihr Kind zur Taufe tragen.« Diese Bitte bleibt äusserst selten unerhört, denn die Zipser halten es für eine Sünde, die Uebernahme der Pathenstellen zu verweigern. In der Regel haben sogar alle Kinder einer Familie dieselben Taufpathen. Allerdings knüpfen sich an dieses Amt nicht allzu grosse Auslagen. Der Pathe pflegt nämlich jedesmal einen Gulden, die Pathin zwei Meter Perkail zu schenken. Ueberdies lassen sie sich gelegentlich von den Eltern des Täuflings dieselben Dienste leisten. Das Taufgeschenk, der Stoff mit dem darin eingewickelten Geldstück, wird nach der Rückkehr aus der Kirche der Wöchnerin unter das Kopfpolster gelegt und bleibt hier bis zum folgenden Tage liegen.

Gewöhnlich wird das erste Kind, wenn es ein Mädchen ist, nach der Mutter oder Grossmutter, wenn es ein Knabe ist, nach dem Vater oder Grossvater benannt. Sonst legt man ihm den Namen des Heiligen bei, der an dem auf die Geburt des Kindes folgenden Tage gefeiert wird.

Vor dem Gang zur Kirche wird den Taufpathen Backwerk nebst gekochtem und mit Zucker und Zimmt gewürztem Schnaps gereicht. Nach der Taufe findet ein Festmahl statt, das manchmal bis zum nächsten Morgen dauert.

Im Allgemeinen gilt es auch in Jakobeny als ausgemacht, dass eine Wöchnerin sechs Wochen lang mit einem Fuss im Grabe stehe. Sie soll sich während der ersten acht Tage nicht auf die Gasse wagen. In der Regel geht sie einen oder zwei Tage nach der Taufe, von der Hebamme begleitet, mit dem Kinde in die Kirche. Wer ihr da begegnet, begrüsst sie mit den Worten: »Ich wünsche Euch Glück mit Eurem Prinzen (beziehungsweise Eurer Prinzessin). Gott möge ihn (sie) erhalten und Ihr sollet ihn (sie) zur Ehre Gottes erziehen, damit Gott und die ganze Welt an ihm (ihr) ein Wohlgefallen haben.«

Wie der Taufe des Kindes, so folgt auch der Einsegnung der Wöchnerin ein Mahl. Dieses ist jedoch sehr bescheiden; auch werden »die Gevattersleute« nicht dazu geladen.

Verlobung und Hochzeit.

Der Bursche enthüllt dem auserkorenen Mädchen entweder selbst sein Herz oder er lässt durch eine seiner Schwestern oder Basen um ihre Hand anhalten. Ist er weder ihr noch ihren Eltern unwillkommen, so findet alsbald das »Versprechen« oder »Gewissmachen« statt. Dieses besteht darin, dass die Eltern und Geschwister des Burschen in dem Hause der Braut erscheinen und hier bei einem Glase Thee oder Wein über die Mitgift unterhandeln. In der Regel ist man bald einig, weil ja nicht viel zu versprechen ist, und man setzt gleich auch den Tag für die Hochzeit fest.

Die meisten Hochzeiten werden zu »St. Kathrein«, also Mitte November abgehalten. An einem solchen »Ehrentage« will jede Familie recht viele Gäste bei sich haben; darum wird auch dazu ein Sonntag ausgewählt.

Die Verwandten werden nicht besonders eingeladen. Sie wissen, dass sie nicht fehlen dürfen. Sie schicken daher auch schon mehrere Tage vor der Hochzeit, gewöhnlich Donnerstag, ihre Geschenke (einen bis zwei Gulden, dann Butter, Eier, Backwerk und dergleichen) in das Hochzeitshaus. Zur Einladung der »Fremden« wählen Braut und Bräutigam acht bis vierzehn »Hochzeitsburschen«. Durch ein am Hut befestigtes weisses oder rothes Band kenntlich, gehen diese paarweise oder einzeln von Haus zu Haus und bringen ihre Bitte vor, indem sie sprechen: »Braut und Bräutigam wünschen Euch alles Gute und bitten, Ihr möget ihnen die Freundlichkeit erzeigen und morgen ihren Ehrentag vollenden helfen.« Darauf entgegnen die Geladenen: »Wir danken, dass sie uns nicht verachtet haben, und werden schon diesem jungen Ehepaar die Freundlichkeit erzeigen und kommen zur gewissen Zeit.«

Am Samstag wird auch die Ausstattung (»die Bettkleider« oder »das Bettgewand«) der Braut in das Haus des Bräutigams übertragen. Ihr folgt dahin bald darauf, von den Brautmädchen begleitet, die Braut. Sie haben alle vollauf dort zu thun, denn im Hause des Bräutigams wird das Hochzeitsmahl abgehalten. Vor Allem muss gebacken werden. Doch fehlt es auch an Zerstreuung nicht. Abends gesellen sich nämlich zu den Mädchen auch junge Burschen. Sie bringen einen oder mehrere Musikanten mit. Kein Wunder also, dass die Arbeit mit einem Tanz abschliesst. Hierauf wird die Braut in das Haus ihrer Eltern zurückgeführt.

Am Hochzeitsmorgen finden sich die Brautmädchen so früh als möglich bei der Braut ein, um ihr beim Ankleiden beizustehen. Unterdessen versammeln sich die Beistände und Brautführer bei dem Bräutigam. Erscheint dieser dann mit seinem Gefolge im Hause der Braut, so pflegt noch bisweilen — früher geschah es allgemein — ein redegewandter Mann die Braut den Eltern »abzufordern«. Er spricht: »Wie Gott die Welt erschaffen und den ersten Menschen erzeuget hat, nämlich eines Mannes Person, so sah es Gott selbst ein, dass es nicht gut sein würde, dass der Mann allein sein sollte, und gedachte ihm eine Gehilfin zu erzeugen. Da nun Adam schlief, zog er ihm eine Rippe aus seinem Leibe und legte sie neben ihm her, und er verbarg sich. Als nun Adam aufwachte und sie erblickte, o wie freute er sich, herzt' und küsste sie und gedachte die Zeit seines Lebens ganz vergnügt mit ihr zu vollbringen. Und Gott sah zu und hatte selbst darüber eine Freude, dass sie so wie *ein* Herz waren. Und wie sich die Menschen nun weiter vermehret hatten, so gedachte er den heiligen Ehestand einzusetzen. Nun, liebe Freunde, dieweil ihn Gott selbst eingesetzt hat, so gedachte sich dieser gegenwärtige Jüngling Herr Bräutigam auch in denselbigen zu begeben und ihn anzutreten; weil ihm aber Gott schon so weit dazu verholfen hat, dass er heunte in die christliche Kirche und vors heilige Altar treten sollte und dorten durch Priesterhand sollte zusammengebunden werden, welches nach christlichem Gebrauch kein Mensch ohne Gott nicht scheiden kann, so habe ich noch eine Frage an unsern Herrn Brautvater und Brautmutter sowie an unsere Jungfrau Braut selbst. Ob Ihr bei Eurer angefangenen Sache, welche Ihr vor einigen Tagen gemacht habt, standhaft dabei verblieben seid oder nicht, wollen wir mit einem Ja- oder Neinwort anhören. (Die Angeredeten bejahen die Frage.) Gut, Ihr Lieben; so wollen wir mit unseren Sachen weiter fortfahren. Jedes Paar, alle Menschen, die sich in den heiligen Ehestand begeben wollen, wünschen sich zugleich, dass sie Gott darinnen segnen und beglücken wolle. Denn was wäre es vor (für) sie, wenn sie in dem Stand, in den sie getreten sind, unbeglückt und unzufrieden ihre Lebenszeit zubringen sollten! Nun so stehet es Euch, liebe Kinder, auch selbst zu, dass auch Ihr Euren heiligen Ehestand mit Gott und

mit Gebet anfangen sollet, nicht wie Kinder dieser Welt, Kinder der gottlosen Männer, die sich um der Unzucht willen Weiber nehmen, sondern Ihr sollet suchen dem jungen Tobias nachzuleben, welcher sich mit Sarah drei Tage und drei Nächte in eine Kammer allein verbarg, um nur Gott anzurufen, dass er sie in ihrem heiligen Ehestande segnen und beglücken sollte. Nun ist es aber auch der Eltern Pflicht, dass sie für ihre Kinder Gott anrufen sollen; denn es stehet auch in der heiligen Schrift: Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber Mutter Fluch reisset sie wieder nieder. Nun, liebe Freunde, ist es auch unsere Pflicht, Alle, die wir hier beisammen sind, ihren Ehrentag helfen zu vollenden und zu vollbringen, dass auch wir ein Gebet für das junge Brautpaar zu Gott schuldig sind auszuschicken. Liebster Gott! streu Deinen reichen Segen über dieses junge Brautpaar, damit sie möchten bringen zu ihre Lebenszeit in aller Zucht, Tugend und Zufriedenheit. Nun aber, liebe Kinder, habe Euch auch noch dieses vorzutragen, dass auch Ihr Eure Herzen von Euren Eltern nicht habt abzuziehen bis in ihr hohes Alter oder zu die Tage, die ihnen von Gott bestimmt sein werden. Denn es stehet auch dieses in der heiligen Schrift: Der Mann wird Vater und Mutter verlassen und an seinem Weib hangen. Aber doch nicht ganz und gar habt Ihr sie zu verlassen, sondern Ihr sollet suchen, alle Mühe und Treue, die sie von Kindheit an bis auf heutigen Tag an Euch gethan und vollbracht haben, abzudienen, sie nie zu verlachen oder zu verspotten; Kinder, die der Eltern spotten, pflegt der Rabe auszurotten, am Bache, wo ihr Körper liegt. Nehmt zum Muster Eurer Seelen Josef, Jacob, Samuelen, die die Eltern hoch geliebt; Josef kam zum Stuhl der Ehren, Jacob wird zu zweien Heren (sic), Samuel blieb ausgewählt. Seht, wie diesen Werten, Frommen, alles Glück und Heil gekommen und ihr Thun auf Erden herrlich ziert. Nun, liebe Freunde, dieweil sich jetzt unsere gegenwärtige Jungfrau Braut mit einem Denkzeichen und Ehrenkränzlein vorgesehen hat, uns und unsern Jüngling Herrn Bräutigam damit zu verehren, so hätte ich zu bitten mit den selbigen vorzutreten. (Die Braut tritt vor.) Liebe Jungfrau Braut, wie Du dieses Kränzlein und Sträusslein in Deines Vaters Hause in aller Zucht und Tugend zusammengebunden hast, so soll auch Gott Eure Herzen im Himmel zusammenbinden, bis Euch Gott voneinander scheiden wird. Dazu verhelfe Euch Gott der Allmächtige, damit Gott, Eure lieben Eltern und die ganze tugendsame Freundschaft eine Freude an Euch erleben sollen, und (ich) wünsche nochmals gute Unterhaltung der ganzen Zusammenkunft.« *)

Hierauf verabschiedet sich die Braut von ihren Eltern mit den Worten: »Ihr hoch- und werthgeschätzten Eltern! Nun weil ich heute von Euch Abschied nehmen muss und mich in den Stand der heiligen

*) Diese Rede stammt von Jacob Heinz. Er soll sie bei vielen Hochzeiten gehalten haben.



Ehe begeben will, so danke ich Euch kindlich und herzlich, dass Ihr mich zur Kirche und Schule angehalten habet und mit Gottes Wort habet unterrichten lassen. Zum Andern danke ich Euch, dass Ihr mich so weit erzogen und Eure Mühe so weit angewendet habt. Ferner bitte ich, sollte ich in meinem Ehestand in Krankheit oder sonst in andere Umstände gerathen, so bitte ich, Ihr möget Euer elterliches Herz nicht von mir abziehen! Kann ich es Euch nicht vergelten, so wird es Euch Gott im Himmel vergelten. Lebet wohl!« Dann küsst sie den Eltern die Hände, nimmt den Brautmädchen den Brautkranz sowie das für den Bräutigam bestimmte Sträusslein ab und fährt in ihrer Rede also fort: »Jetzt nehme ich das schöne Kränzlein und das Sträusslein in die rechte Hand für mich und meinen geehrten Herrn Bräutigam insgesammt. So wie das grüne Kränzlein und Sträusslein zusammengebunden sind, soll Gott unsere Herzen im Himmel zusammenbinden. So wie Tina, die Tochter Jacobs, ihren Ehrenkranz nicht verloren und nicht verscherzt hat, so habe auch ich ihn bis auf meinen Ehrentag nicht verloren. Jetzt hätte ich noch zu bitten, dass ich meinen Ehrenkranz auf meines Vaters Tisch setzen darf.« Bei den letzten Worten geben die Gäste laut oder mit dem Kopfe nickend, ihre Zustimmung zu erkennen. Sodann legt die Braut Kranz und Sträusslein auf den Tisch. Aber schon nach einer kleinen Weile strecken die Brautmädchen ihre Hände darnach aus. Den Kranz setzen sie der Braut aufs Haupt, das Sträusslein aber befestigen sie an der Brust des Bräutigams. Schliesslich schmücken sie mit Sträusslein auch die Beistände, die Brautführer und sich selbst.

Auf dem Gang zur Kirche wird das Brautpaar wiederholt von Kindern mittelst eines über den Weg gespannten Seiles aufgehalten. Der Bräutigam hat dann jedesmal ein Lösegeld, »die Mauth«, zu zahlen.

Nach Beendigung der kirchlichen Feierlichkeit begeben sich die Neuvermählten mit ihren Gästen nach dem Hause des Bräutigams, wo dessen Eltern ihrer, und zwar vor der Thürschwelle, harren. Die Mutter reicht ihnen ein Glas Wein und Backwerk dar. Von letzterem geniessen sie nur ein wenig, ersteres aber leeren sie zusammen bis zur Neige, worauf sie die Mutter mit folgendem Spruch begrüsst: »Wie viel in diesem Gläschen geblieben ist, so viel Unglück soll Euch begegnen, und so wie der Thau vom Himmel fällt, so möge Gott den Segen auf Euch fallen lassen!« Hierauf küssen beide den Eltern des Bräutigams die Hände. In dem Hausflur angelangt, wird zuerst der Bräutigam, dann die Braut von der Mutter des Ersteren dreimal im Kreise herumgedreht.

Beim Hochzeitsmahle sitzen die Neuvermählten in der Stubenecke. Zu beiden Seiten nehmen die Beistände Platz. Das Mahl besteht aus Reissuppe, Rindfleisch mit Kren, Braten (Kalbs- oder Rinds-, Enten- oder Gänsebraten) mit gedörrten Pflaumen, Strudel oder Griesauflauf

und Mohnkuchen. Dazu wird, und zwar vor dem Braten, Branntwein, dann aber Bier oder Wein getrunken.

Das Auftragen der Speisen und Getränke liegt den Brautführern ob. Dabei sind ihnen die anwesenden jungen Burschen, wovon einer am linken Arm ein langes Handtuch trägt, behilflich.

Die erste Schüssel bringt »der mit dem langen Handtuch«. Er bleibt in der Mitte der Stube stehen und spricht: »Hoch- und werthgeschätzte Gäste und alle guten Freunde! Weil sich unser Herr Bräutigam und unsere Jungfrau Braut so ausgezeichnet haben, dass sie bis zu ihrem Ehrentag ihren Hochzeitsschmaus verdienet haben, so bitte, Platz zu machen, damit ich die Mahlzeit bei unserem Herrn Bräutigam und unserer Jungfrau Braut hinstellen kann.«

Während des Mahles fehlt es an allerlei Kurzweil nicht. Fast ein jeder der Anwesenden weiss etwas Heiteres zu erzählen. Nur die eigentliche Tischrede ist sehr kurz. Sobald nämlich der Bräutigam nach dem Zertheilen des Bratens zum ersten Male trinkt, erheben sich alle Gäste mit dem Glase in der Hand und rufen aus: »Auf das Wohl des Brautpaares!«

Kein Hochzeitsmahl ohne »Leistungen«. Dazu fordert »der mit dem langen Handtuch« nach der »Mehlspeis« auf. Einen Teller (»Tatze«) in der Hand haltend, spricht er: »Hoch- und werthgeschätzte Gäste! Jetzt hätte ich zu bitten, Ihr möchtet so gütig sein und unserer Jungfrau Braut mit etwas beistehen.« Zuerst gibt die Mutter der Braut, dann die Frauen der Beistände ihr Geschenk, Erstere ein schönes Tüchel, von Letzteren die Eine einen Spiegel, die Andere Geschirr (einen Topf, eine Schüssel und sechs Teller); die übrigen Gäste »leisten« zumeist Geld (einen bis zwei Gulden). Die Geschenke werden der Braut theils auf dem Teller, theils in einem zu diesem Zwecke herbeigebrachten Korbe überreicht. Sie trägt sie in die anstossende Stube. Vorher dankt sie folgendermassen: »Hoch- und werthgeschätzte Gäste und alle guten Freunde! Ich danke Euch kindlich und herzlich für die Gaben, die Ihr mir mitgetheilt habet. Auch danke ich Euch noch, dieweil Ihr wegen meiner und meines Herrn Gemahls zusammengekommen seid und Euch so freundlich erzeigt habet. So soll Euch Gott Alles tausendfach vergelten!«

Schon während des Mahles haben die Musikanten nicht geruht; nun aber beginnen sie erst recht fleissig aufzuspielen. Denn nach beendetem Mahle werden die Tische weggeschickt und die Jugend schickt sich zum Tanze an. Diese Unterhaltung endigt selten vor Anbruch des neuen Tages. Das Brautpaar zieht sich jedoch schon vor Mitternacht zurück. Zuerst wird die Braut von den Frauen ins Schlafgemach geführt und unter allerlei Scherz entkleidet. Dann folgt der Bräutigam, gewöhnlich ohne Begleitung, nach.

Am Montag finden sich die weiblichen Gäste gegen elf Uhr Morgens wieder im Hochzeitshause ein. Sie kommen, um die junge

Frau zu »bräuteln«. Zu diesem Zwecke führen sie sie in das nächstgelegene Haus. Hier setzen sie ihr zum Zeichen, dass sie nunmehr eine Frau geworden, einen Kamm auf und umhüllen ihren Kopf mit einem Tuche. Dann geleiten sie sie in ihr neues Heim zurück, wo indessen der Gemahl auf der Schwelle ihrer harrt. Sie wird ihm jedoch nicht sofort zugeführt. Im Gegentheile, man stellt ihm zuvor als Frau einen vermummten »Trottel« vor. Von diesem muss er sich durch ein kleines Geldgeschenk (20 Kreuzer) befreien. Aber auch für seine Frau hat er, und zwar den Frauen der Beistände, ein Lösegeld (einen Gulden oder mehr) zu zahlen. Hierauf folgt der »Brautrán« (Brautreigen) oder »Brauttanz«, ein Tanz, der davon seinen Namen hat, weil ihn die Braut mit allen Anwesenden, vom Bräutigam angefangen, tanzt, so jedoch, dass sie aus den Armen des einen Tänzers in die des anderen gelangt.

Nach dem Brauttanz begibt sich die ganze Hochzeitsgesellschaft zu den Eltern der Braut. Hier ist bereits der Tisch gedeckt, und es beginnt das zweite Hochzeitsmahl. Wiederum sitzt das Brautpaar in der Stubenecke, ihm zur Seite aber nicht die Beistände, sondern die Eltern des Bräutigams. Diesmal ergreift nur der Bräutigam das Wort, und die Schwiegereltern sind es, an die es gerichtet wird. Bevor er nämlich zum ersten Male das Trinkglas an seine Lippen setzt, erhebt sich der Bräutigam und spricht: »Nun, theure Eltern! Da ich nun wirklich sehe, dass ich Ihr liebes Kind schon an meiner Seite habe, so danke ich Ihnen für alle Ihre gute Erziehung, die Sie an ihr, nämlich an meinem lieben Weibe gethan haben. Nun will ich Sie nicht als Schwiegereltern ehren, sondern wie meine eigenen Eltern, und bitte Sie, sollte mein liebes Weib in eine Krankheit gerathen, so wollen Sie, wie Sie bis nun für sie gesorgt haben, auch weiter Ihr elterliches Herz nicht von ihr abziehen und sie in jeder Gefahr besuchen, so weit nur Ihre Kräfte es gestatten.« Letzteres verspricht denn auch die Schwiegermutter in ihrem und ihres Mannes Namen, indem sie sagt: »Ja, mein liebes Kind! Alle meine Mühe soll mir nie zu schwer fallen, und ich will sie (die Tochter) nie aus meinem Herzen lassen. Wie sie bis nun war, soll sie mir auch weiterhin sein, und nicht nur sie, sondern ich hoffe, dass auch Du ein Kind gegen uns sein werdest.«

Gewöhnlich schliesst die Hochzeit am dritten Tage (Dienstag) im Hause des Bräutigams mit einem bescheidenen, aus saurer Suppe und einem Braten bestehenden Mahle, das man »das Strohsackverbrennen« nennt. Während dieses Mahles verbrennt die Köchin unter dem Tische, und zwar an der Stelle, wo das junge Ehepaar sitzt, ein dessen Bette entnommenes Büschel Heu, indem sie und auch jeder Gast der Braut zuruft: »Siehst Du, dass Du jetzt eine Frau bist!« Die Köchin erscheint an diesem Tage aber noch ein zweites Mal vor dem Brautpaar und den Gästen. Sie hält dann in der einen

Hand einen Löffel, während die andere Hand verbunden ist. So bleibt sie in der Mitte der Stube stehen und spricht: »Ach meine lieben Brautleute! Schauet, wie ich mir Euretwegen die Hand verbrannt. Damit ich mir eine Salbe vom Doctor kaufen kann, bitte ich um eine kleine Hilfe.« Und Braut und Bräutigam schenken ihr je zehn, die Gäste je zwei bis fünf Kreuzer. Hier und da bittet an diesem Tage auch »der mit dem langen Handtuch« um eine milde Gabe. Er hat dabei einen mit Wasser gefüllten Teller in der Hand und hält folgende Ansprache: »So wie sich der junge Tobias seine Hände und Füsse gewaschen hat, so bitte ich auch, dass Ihr Euch in diesem Wasser Eure Hände waschet und sie mit dem Handtuch der Jungfrau Braut abwischet.« Alle Anwesenden kommen dieser Bitte nach, wobei sie einige Kreuzer in das Wasser gleiten lassen.

Tod und Begräbniss.

Ist in einem Hause Jemand schwer erkrankt, so achten die Angehörigen auf alle Zeichen, von denen sie annehmen, dass sie die Genesung oder den Tod ankünden. Als ein böses Zeichen wird es angesehen, wenn eine Eule auf oder nahe bei dem Hause ihr unheimliches Geschrei ertönen lässt, oder wenn der Hofhund laut und lange bellt, oder ein Maulwurf in dem Hausflur einen Erdhaufen aufwirft. Liegt der Kranke wirklich in den letzten Zügen, so finden sich die Verwandten und Nachbarn ein, um in der Stille oder laut, je nachdem der Kranke noch bei Besinnung ist oder nicht, die Sterbegebete zu verrichten. Nach dem Hinscheiden öffnet man sofort die Fenster, damit die Seele entweichen und in den Himmel gelangen könne. Ausserdem verhängt man die Spiegel, um zu verhüten, dass die Vorübergehenden darin etwa das Gesicht des Verstorbenen oder Desjenigen aus der Familie erblicken, der demnächst sterben werde. Ist der Herr oder die Frau des Hauses (der Wirth oder die Wirthin) heimgegangen, so meldet man den Todesfall auch ihrem Vieh; denn auch dieses soll die allgemeine Unruhe mitempfinden.

Kinder werden auf dem Tische aufgebahrt; zur Aufbahrung von Erwachsenen dagegen bedient man sich sogenannter Todtenbretter, das ist glatt gehobelter Bretter, die zu keinem anderen Zweck benützt und auch verliehen werden. Denjenigen, die einem Schlaganfall erlegen oder infolge von Gehirnentzündung gestorben sind, legt man, damit ihr Leichnam nicht aufschwelle, einen mit Wein getränkten Fetzen auf den Kopf und ein Stück Brot auf die Brust. Erwähnenswerth ist ferner noch die Sitte, dass Wirth und Wirthin zum Zeichen, dass der Besitz ihnen abgelöst worden ist, ein Geldstück (zehn Kreuzer bis einen Gulden) in die rechte Hand bekommen.

Nach der Aufbahrung zündet man zu Häupten der Leiche grosse Kerzen an, die man brennen lässt, bis sie von selbst erlöschen, gleichwie die Seele des Verstorbenen »ausgerungen« hat. Abends ver-

sammeln sich Verwandte, Freunde, Nachbarn und auch Fremde zur »Nachtwache« in dem Trauerhause. Sie beten, führen leise Gespräche und stärken sich ab und zu mit Brot und versüsstem Schnaps.

Die Leichen Erwachsener werden von Erwachsenen zu Grabe getragen; dagegen dienen bei Knabenleichen Mädchen, bei Mädchenleichen Knaben als Träger. Bei der Beerdigung von Mädchen gehen noch je drei weissgekleidete und mit grünen Armbinden versehene Mädchen zu beiden Seiten des Sarges.

Nach dem Begräbniss findet im Trauerhause ein bescheidenes, aus gedünstetem Fleisch und Schnaps bestehendes Mahl statt. Dazu werden, und zwar auf dem Heimwege vom Friedhofe die Träger, Verwandten und Nachbarn eingeladen.

In Jakobeny ist es schliesslich Sitte, um den Verstorbenen ein Jahr lang zu trauern. Zum Zeichen der Trauer pflegen die Männer an Sonn- und Feiertagen einen schwarzen Hut, die Frauen ein schwarzes Kopftuch zu tragen.

Aus der Werkstätte der sagenschaffenden Volksphantasie.

Von Dr. Ivan Merhar, Triest.

So viel interessante Erscheinungen aus dem dunklen Labyrinth des schaffenden Volksgeistes durch die Psychologie der Massen immerhin ans Tageslicht gehoben sein mögen, so ist es dieser jungen Wissenschaft doch selten gegönnt, einen halbwegs complicirten Fall seiner ganzen Entwicklung nach lückenlos zu verfolgen. Manche Momente erscheinen unmittelbar gegeben, das Meiste muss uns eine mehr oder weniger scharfsinnige Annahme erklären helfen, bei Vielem stehen wir überhaupt vorläufig noch rathlos da. Zu diesen Erscheinungen gehört zum Theil auch die Sagenbildung; obgleich die einzelnen Producte der Volksliteratur ursprünglich natürlich nur einem Individuum angehören, so kommen wir gleich zur Massenpsychologie, wenn es gilt zu erklären, warum gerade dieses Thema den schaffenden Geist angeregt und beim Volke in breiteren Schichten Wurzeln geschlagen hat. Ich kann nun einen interessanten Fall anführen, wo man gleichsam an der Hand geschichtlicher Belege die Bildung einer Sage verfolgen kann. Dies könnte unser Interesse um so eher erregen, da es sich um ein sonst weitverbreitetes Sagenthema handelt, nämlich um die *Entstehung eines Sees.* Sagen vom Entstehen und Verschwinden von Seen sind allgemein verbreitet und von mannigfacher Gestalt, sie lassen sich jedoch auf einige Grundtypen zurückführen Am bekanntesten ist jener Typus, da die Fluth als Strafe der sündigen Menschheit erscheint, eine Form, die schon in der bekannten biblischen Darstellung ein Vorbild hat. Im Allgemeinen hat man den Grund zur Bildung derartiger Seesagen in geologischen Verschiebungen gesucht; wenn dies sonst so richtig sein mag, so wird uns unser Fall dar-

über belehren, dass man nicht allzu schnell generalisiren darf, dass folglich mancherlei Umstände mit im Spiele gewesen sein konnten, wenngleich wir zugeben können, dass Manches dieser besonderen Art sich nach der Analogie allgemein verbreiteter Sagentypen herausbilden konnte. Das Volk sucht nach einem Grunde der reell gegebenen Erscheinung, wobei es sich durch unwesentliche Momente leiten lässt, besonders gerne der Analogie folgt, ja sogar in der sogenannten Volksetymologie manchmal eine Stütze der Erklärung findet. Unsere Betrachtung bezieht sich auf den Cepić-See im nordöstlichen Istrien am südwestlichen Abhange des Monte Maggiore (Učka gora). Das Thatsächliche, woran die sagenbildende Volksphantasie anknüpfen konnte, finden wir bei Valvasor, so dass wir bis zur vollständigen Entwicklung der Sage einen Zeitraum von höchstens 170 Jahren zur Verfügung haben, denn das Werk *Valvasor's* erschien 1689, und den ersten Beleg unserer Sage haben wir aus dem Jahre 1859.

Valvasor sah auf einer seiner Reisen durch Nordistrien im Cepić-See, aber nicht weit vom Ufer desselben eine eigenthümliche Mühle, die er mit Recht als eine Curiosität bewundert und beschreibt. Im See selbst ging ein ziemlich grosses Loch in die Erde, welches mit einer Steinmauer umfriedet war, so nämlich, dass durch eine eigens freigelassene Oeffnung das Seewasser hineinfliessen konnte. Tiefer noch als der Wasserspiegel befanden sich im Loche Mühlräder (oder ein Rad?), welche durch das mit grosser Gewalt auf sie fallende Wasser in Bewegung gesetzt wurden, und zwar so rasch, dass die Mühlsteine ausserordentlich viel Mehl mahlten. Wenn jedoch das Meer im Quarnerischen Meerbusen stürmisch war, berichtet der Autor weiter, so drang das Wasser von unten aus dem Loche hervor, und das Räderwerk, welches eigens so eingerichtet war, musste auseinander- und höher genommen werden. Diese Mühle war seinerzeit (Ende des 17. Jahrhunderts) Eigenthum der Fürsten Auersperg, denen damals auch die ganze Grafschaft Mitterburg (Pisino) gehörte. Sonst weiss unser Gewährsmann über den genannten See nichts Besonderes mitzutheilen.

Nun muss mit der Zeit die gewiss nichts weniger als praktische Mühle verfallen sein, und die Erinnerung an sie wurde im Volksbewusstsein immer trüber, bis dieser Process so weit gediehen war, dass sich daran frei Erfundenes festsetzen konnte. Manches blieb der Thatsache ziemlich treu, Einiges aber wurde in neue Verbindung gebracht, noch Anderes aus dem wohlbekannten Sagenschatze neu hinzugegeben. So finden wir um die Mitte des 19. Jahrhunderts an die einstige Mühle eine ganz durchgebildete Sage geknüft, und zwar mit dem Scheine einer grossen Ursprünglichkeit, so dass wir ohne Valvasor's Notizen kaum dazu kommen könnten, dass die Sage realen Unterbau aus ziemlich junger Zeit besitzt. Die Sage, von der wir sprechen, ist zu finden in den »Novice« (Bleiweiss) vom Jahre 1859,

Seite 217, mitgetheilt von einem gewissen Fr. Vidmar, der sie an Ort und Stelle von einem alten Manne vernommen, und lautet in deutscher Uebertragung ungefähr also: »Die Leute erzählen, dass einst inmitten des Sees ein grosses Loch (škulja) gewesen sei und dass darin eine Mühle sich befunden habe. Die Mühle war Eigenthum jenes Klosters — wobei der Alte auf das verlassene Kloster in Cepić hindeutete — alles dieses Gebiet aber, wo nun das Wasser steht, waren Wiesen der einstigen Fürsten von Pisino. Das Kloster hatte hier kein anderes Recht, als nur den Zugang zur Mühle und die Mühle *im* Loche. Der Verwalter wollte die Mühle an sich bringen, deshalb bereitete er dem Kloster Unannehmlichkeiten, wo er nur konnte, ja er drohte sogar, die Mühle niederreissen zu wollen, angeblich weil die Leute auf dem Wege zur Mühle zu viel Schaden auf den Wiesen anrichten, doch fürchtete er vor dem Fürsten seine Drohung zu verwirklichen, denn der Fürst war dem Kloster gewogen. Nun ging der Verwalter daran, ein neues Wasserbett zu graben, mit der Begründung, das Wasser hätte sich einen zu breiten Weg geschaffen, und zwar gerade gegen die Mühle hin. Der Abt drohte dem Fürsten, jedoch ging, bevor er Schritte unternehmen konnte, über den Monte Maggiore ein furchtbarer Wolkenbruch nieder, so dass das Thal unter Wasser gesetzt wurde; der Bach trug alle möglichen Gegenstände gegen die Mühle und das Loch hin, so dass sich letzteres verstopfte (se . . začepi) und so entstand der See, und davon hatte er wie das benachbarte Dorf den Namen Cepić erhalten.«

Ob diese Sage noch heute im Volke dieser Gegend lebt, kann ich nicht sagen, doch hat sie alle Merkmale einer echten Volksdichtung jener Art, wo von der Bestrafung einer sündhaften Bewohnerschaft durch Wasserfluthen erzählt wird.

Der reine Typus dieser Sage lautet etwa: »Ein gerechter Mann (hier das gottgeweihte Kloster) besass ein kleines Besitzthum mitten unter reichen Fluren eines ungerechten und habgierigen Herrn, der auch das fremde Gütchen an sich bringen möchte. Er unternimmt allerlei Schritte, um sein Ziel zu erreichen und ist schon nahe daran; da greift eine höhere Macht ein, und der Uebermuth und die Habgier des Mannes werden gerächt durch die Vernichtung der blühenden Gefielde, mag auch das strittige Object dabei zugrunde gehen.«

Das realistische Moment in unserer Sage verräth sich nur in dem fast gänzlichen Mangel an Wunderbarem, Märchenhaftem, sonst aber hat sie alle Merkmale einer echten Volkssage.

Ueber slowenische Seesagen überhaupt kann man sich orientiren in der Zeitschrift »Ljubljanski Zvon« (Laibacher Glocke) 1881, Seite 681 bis 687, wo auch andere Literatur angegeben ist. Interessant ist zu bemerken, dass sich an die Entstehung des berühmten Zirknitzer Sees eine Sage knüpft, die mit der bekannten griechischen Leander-Sage einige Aehnlichkeiten zeigt. (Vgl. »Novice« 1860, Nr. 8—11.)

Ein Paar Sagen über krainerische Seen enthält auch das citirte Werk Valvasor's, worüber ich, wie überhaupt über das ganze ethnographische Material in diesem Werke, anderswo handeln will.

„Góra Marcina“

(Der Martinsberg).

Von Ludwig Młynek, Tarnów.

Fast jede galizische Stadt hat in ihrer Nähe eine grössere Bodenerhöhung, sei es ein Hügel oder ein »Berg«,*) woran sich viele volksthümliche Ueberlieferungen knüpfen.

Diese Erhöhungen sind meistentheils mit Hainen oder Wäldern bedeckt. Unten am Fusse dehnen sich breite Fluren und zerstreute Dörfer weit aus. Ihre Gipfel sind gewöhnlich kahl (»łyse«) oder werden von den Trümmern alter Schlösser gekrönt. Im ersteren Falle heissen sie »Łyse«, »Jasne« oder »Biołe Góry« (»kahle«, »helle« oder »weisse Berge«). Im letzteren nennt man sie »Zomki«, »Zomcyska«, »Ruiny«, »Zomkowe Góry«, »Grody«, »Grodźce«, »Grodziska« (Schlösser, Schlosstrümmer, Ruinen, Schlossberge).

Die »*Łyse Góry*« (kahle Berge) werden von den Bewohnern der nahen Städte gern besucht, denn von dort aus erstreckt sich eine sehr hübsche Aussicht auf die ganze Umgebung. Die *Schlossberge* hingegen werden grösstentheils von den Menschen gemieden. Niemand wagt in ihre Nähe mit ruhigem Herzen zu treten, da in den dunklen und halbbemoosten Ruinen der graubärtige »*Boruta*«**) und sein ganzer Hofstaat hausen.

An den kahlen Bergen gibt es oft geräumige Plätze, nicht selten durch Bäume und Büsche von allen Seiten umschlossen. In der Mitte derselben erheben sich steinerne Kreuze oder alte Capellen, wo sich die Spaziergänger zu einer kurzen Andacht aufhalten können. Unlesbare Inschriften an den Wänden der Capellen weisen auf alte Grabstätten hin. Manchmal werden die Capellen zu Kirchen erweitert — und dann tragen die um sie liegenden Räume die Namen der Friedhöfe

---

*) ***„Der Berg“ (góra)*** bezeichnet bei allen polnischen Völkern eine grössere Bodenerhöhung, wenn sie auch 600 *m* Höhe nicht übersteigt. Die kleineren heissen: „mogiła“ oder „przykopa“ (Grabhügel, Erdhügel), „wał“ (Grabenwall, Wall, Bodenwelle), „kopiec“ (Grenzhügel, Koppe), „brzeg“ (Rand, Ufer, Bergesabhang), „wzniesienie“ (Erhöhung), „wzgórek“ (Anhöhe), „pagórek“ (Hügel), „górka“ (der kleine Berg), „wzgórie“ (Höhenzug), „pagór“ (der grosse Hügel), „góraó (Berg), „wielgo góra“ (der grosse Berg), „gory“ (Gebirge). Das Wort „góra“ (Berg) hat aber auch die allgemeine Bedeutung aller Erhöhungen auf der Erde und bildet dann den Gegensatz zur „dolina“, „dół“ (Thal), ebenso wie im Deutschen.

) *„Boruta“*** (Waldgott), „bór“ (Busch, Wald), „Boruta“ (der im Gebüsche [Walde] Wohnende, Herr des Waldes und Alles dessen, was sich darin befindet, mithin auch des Schlosses).

Sehr viele »kahle Berge« haben an ihren begrasten Scheiteln grosse viereckige Felsblöcke, welche die Spaziergänger mit ihren tief eingeritzten Namen bedecken. Das Volk pflegt sie »*Piezońskie kamienie*« (Donnersteine) zu nennen und weiss sich viel Interessantes von ihnen mitzutheilen. Die Einen sagen, sie seien von den Wolken herabgefallen — die Anderen, sie seien mit Wasser herbeigeschwommen — noch Andere, es seien das »Opfertische der Hexen«, welche hierher jeden Gründonnerstag erscheinen und an denselben ihre Opfer dem »Boruta« darbringen.*) »*Boruta*« ist ihr Gebieter und beim Opferschmause, dem er regelmässig beiwohnen muss, ertheilt er ihnen seine Befehle für das ganze Jahr. Er zeigt sich ihnen gewöhnlich in der Gestalt eines riesengrossen Bären und hält in seiner zottigen Faust einen vom Blitzstrahl »umsengten« und abgebrochenen Strunk, namens »*Łozóg*« (»ôzog« = »ô-sôg« = »ôsek« = »ôsenka« umsengte Donnerstange, Feuerstange). Der »Łozóg« ist ein Sinnbild seiner göttlichen *Feuersmacht*, mit welcher er über Berge und Thäler waltet. Die *Hexen* haben auch ihre »Łozogi«, aber diese sind kürzer und sehen sowie kleine Schürstöcke aus. Sie dienen ihnen anstatt der Pferde zum Hexenritt. Die Hexe setzt sich auf ihren »Łozóg« wie auf ein Ross, reitet nach der »Łysa Góra«, wo sie schon andere Hexen erwarten. Manchmal setzt sich »Boruta« selbst auf seinen »Łozóg«, und von den Hexen (»Carownice«) umgeben, reitet er durch die Lüfte von einer »Łysa Góra« auf die andere hinüber, wobei grosse Gewitter mit Donnerblitzen und Regengüssen entstehen. Die »*Lachen*«, um sich gegen solche Gewitter zu schützen, stellen vor ihre Hütten (»chałupy«) Backdösen (»*dzize*«) und *Feuergabeln* heraus. Sehr gut ist es, während eines solchen Gewitters nachstehendes *Hexenlied* zu singen:

„*Dys* leje, „*słońce*“ świci —
„*Carownica*“ masło klici:
„Ktitu! klitu!“ — postawiła —
Prysła „*Świnia*“ — wywaliła . . .“

„Der Regen“ giesst, „die Sonne“ scheint —
„Die Hexe quirlt Butter:
„Quirli! quirli!“ sie stellte die Butterdöse beiseite —
Da kam „das Schwein“ — es warf die Butterdose um und schüttete Alles heraus . . .“ **)

*) „*Boruta*“, vgl.: „*Czorny*“ (der Schwarze, im Gegensatze zu den „Biołyk“, weissen Göttern); „*Ciort*“ „Cart“; „*Szaton*“; „*Djoboł*“, „Topiel“, „Djobelec“, „Topielec“ (vgl.: Teufel, Diufal, Diufelic, teufelig, der in den „Tiefen“ Wohnende, der Herr aller „Erdtiefen“. Das spätgriechische „Diábolos“ ist durchaus nicht ein griechisches Wort. Es ist vielmehr eine Entlehnung aus dem Slawogermanischen. „Diábolos“, „Djoboł“, „Dioful“, „Teufel“, „Tiefel“, „Topisl“ haben ihren Ursprung in der „Tiefe“ — sind also durchaus germano-slawische Göttergestalten); „*Bokkus*“, „Pokus“, „Pokusa“, „Pokuśniok“ (vgl.: „Bacchus“); „*Toruń*“, „Turoń“ (vgl.: Thorr, Donner); „*Rokkita*“ (Roggen“-Gott, der im Roggen, Getreide, in den Fluren Wohnende); „*Strach*“ (vgl.: Drache, Draco = Dorfgeist, Gespenst), „*Pieron*“ (vgl.: gr.: pýr, d.: fiur, Feuer; Gott des Feuers, des Donners = der Donnerer) und noch andere lachisch-polnische Göttergestalten.

**) „*Dyszcz*“ (Regen), „*słońce*“ (Sonne), „*Carownica*“ (Hexe) und „*Świnia*“ (Schwein) treten hier als einander zum Trotz wirkende Wesen auf. Ein Beispiel des göttlichen Dualismus bei den Lachen. (Vgl. meine Abhandlung in „Lud“: Bd. V, Seite 53.)

Wo sich statt der »Hexentische« schon Capellen oder Kirchen erheben, welche nach der christlichen Sitte die Namen der heiligen Männer und Frauen tragen — dort werden auch die »Łyse Góry« nach denselben benannt. Es gibt deshalb in der Nähe der galizischen Städte viele Höhen mit heiligen Namen, zum Beispiel: St. Michaelsberg bei Rzeszów, St. Benedictberg bei Podgórze, St. Martinsberg bei Tarnów, St. Bronisławaberg bei Krakau und dergleichen.

Die vorchristlichen Ueberlieferungen, welche sich in den früheren Zeiten mit diesen Erhöhungen verbanden, blieben bis auf heute unversehrt, und höchstens haben sie nur hie und da eine christliche Färbung angenommen. Sie behielten ihren Inhalt bei und änderten bloss die darin vorkommenden Namen.

In vorigen Aufsätzen unserer Zeitschrift (vgl. Bde. IV und VII S. 269 und 36) habe ich schon vier solcher Bodenerhöhungen sammt ihren Ueberlieferungen, welche sich an dieselben knüpfen, zur Erörterung gebracht. Jetzt will ich dem Leser das Bild des St. Martinsberges bei Tarnów vor die Augen stellen und was mir meine Schüler (Własnowolski, Kostelecki, Jaszyński, Styliński, Weber, Mądrzyk, Kozik) und ihre Eltern über denselben mitgetheilt haben, wortgetreu nacherzählen.

Der St. Martinsberg bei Tarnów heisst im Munde des Lachenvolkes bloss der »Martinsberg«: »*Góra Marcina*«, wobei der heilige *Martin* zu einer volksthümlichen mythischen Gestalt wurde. Er trat gewiss an die Stelle des vorchristlichen »*Boruta-Toruń*«, ebenso wie der heilige *Clemens* in Wieliczka an die Stelle des vorchristlichen »*Skarbnik*« (Schatzhüter, Schatzgott) trat. Man sagt zum Beispiel: »Mieszkam na Górze Marcina (Ich wohne am Martinsberg)« oder: »Własnowolski z Góry Marcina (Własnowolski vom Martinsberg). Viele sagen sogar: »Marcin« (Martin), »na Marcinie« (am Martin), indem sie »Góra« (Berg) weglassen. Wenn sich der Martinsberg früher als andere in der Umgegend von Tarnów liegende Anhöhen mit weissem Schnee bedeckt, so sagen die »*Strusiniaken*« (Einwohner des Dorfes Strusina): »Lo, stary Marcin juz posiwioł (O, der alte Martin ist schon grau geworden)«.

Der Martinsberg liegt in südöstlicher Gegend von „*Tarnów*“ und ist von ihm etwa 2 *km* entfernt. An seinem südwestlichen Fusse liegt das Dorf „*Tarnowiec*“.*) Die Anhöhe hat einen sanften, mehr nach

*) „*Tarnowiec*“ und „*Tarnów*“ klingen im Munde des hiesigen Volkes „*Torn*-ow-iec“ und „*Torn*-ów“, was uns an das polnische „torn“, „tornina“, „cierń“, „ciernina“, „Toruń“, „Turoń“; deutsch: „Dorn“; gothisch: „thaúrnus“; anord.: „thorn“ und „Thorr“ erinnert. Die Wurzel „*thorn*“, welche allen diesen Wörtern zugrunde liegt, bezeichnet den Stachel, ein scharfes spitziges Ding. Ein solches Ding ist eben der „Łozóg“ (ôzóg) des „Boruta“ und seiner Hexen, der „Mjolnir“ des „Thorr“ und „Toruń“, die Lanze des „Wodan“ (Odin), das Schwert des heiligen „Martin“, der Blitzstrahl des „Donners“ und des „Pieron“ — ein solches Ding ist der „Martinsberg“ selbst und dessen zu den Wolken emporragender Baumgipfel. Man darf sich also nicht wundern, dass sich alle diese gött-

Westen hinausgeschobenen Abhang, der an manchen Stellen von Wällen, Mulden, Landzungen und Lehmgruben unterbrochen ist. Seinen nordöstlichen Theil bedeckt ein ziemlich grosser *Laubwald*, durch welchen ein *Waldweg* bergan führt. Der nordwestliche Theil des Abhanges bildet einen Wall (*»Płasko Góra«*), oben mit einer thurmartigen Erhöhung (*»Cubato Góra«*), unten mit zwei trockenen Gräben (*» Wawóz mały i wielki«*) versehen. Dieser Wall ist in seiner Mitte zu einem Sattel eingebogen (*»Przęgiecina«*). Am östlichen Rande des Walles, wo zwei zerfallene *Basteien* mit ihren Vorsprüngen weit in den kleineren Graben hinausläufen, sind die Ueberreste einer Festungsmauer erkennbar. Das sind die *Trümmer des* alten *»Thorn*-auer« oder »*Tarn*ower«, polnisch: »*Tarn*owski-*Schlosses*«, welches noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an der Stelle des heutigen Walles zwischen beiden Gräben sich stolz über dem Thale erhob. Das Volk nennt sie auch seit sehr alter Zeit *»Zomek Marcina* (Martinsschloss)«.

Wenn wir das Bild der heutigen Trümmer des Schlosses mit dem Bilde seiner früheren Gestalt vergleichen, so sehen wir, dass sich einzelne Theile der beiden Bilder gewissermassen einander entsprechen: dem heutigen Wall entspricht das Hauptgebäude des früheren Schlosses, der thurmartigen Erhöhung am östlichen Rande des Walles entspricht der Schlossthurm, den Vorsprüngen niedergerissener Basteien entsprechen die wirklichen Basteien. Auch die Gräben der beiden Bilder des Schlosses decken sich ganz genau. Diese *vergleichende Betrachtung* führt uns unwillkürlich zur Vermuthung, dass im 18. Jahrhundert nur die äusseren Theile des Schlosses weggeschafft worden sind, und dass der Rumpf desselben in seinen Hauptumrissen unversehrt geblieben ist. Nach einiger Zeit aber geriethen die verbliebenen Schlosstheile in Trümmer, die sich dann in Schutt aufgelöst und mit Rasen bedeckt haben, als wäre das Schloss in die Erde eingesunken. Die Volkssage hält es thatsächlich für ein *»zapadły zomek* (versunkenes Schloss).«

Vom »Tarnówer« »versunkenem« »Martins«-Schlosse geht man über einen schmalen *Saumweg*, der sich im Walde mit dem obenerwähnten Waldwege vereinigt, auf den *Scheitel des Martinsberges*. Hier angelangt, sieht man einen kleinen *Friedhof* und in dessen Mitte ***eine sehr alte hölzerne Kirche des St. Martin***, von dem die ganze Erhöhung ihren Namen erhielt. Etwas tiefer links liegt ein *Wirthshaus*

---

lichen Wesen, welche sich des heiligen „Dornes" zur Bezeichnung des göttlichen Blitzstrahles bedienen, den Martinsberg zu ihrem Wohnsitze gewählt haben. Die Nachsilben „—ów", „—ów-iec" stammen trotz aller bisherigen Ausführungen aus dem deutschen „Aue" („ouwe", „owe", „ow"), was ursprünglich einen Ort am Wasser im Thale — eine Insel („ostrów") bezeichnet. Das Zurückgreifen in die Wiege des indogermanischen Sprachstammes ist hier meines Gutachtens nach durchaus nicht nöthig und überhaupt ganz verfehlt. Die Ethnographie wird in der Etymologie ganz andere, durchaus neue auf gegenseitigen Beeinflussungen beruhende Bahnen einschlagen.

— etwas tiefer rechts das Dorf »*Zawada*«. *Die Erhebung des Martinsberges über das Meeresniveau*, und zwar in der Stelle, wo sich der Friedhof und die Kirche befinden, beträgt über 300 *m*. Er ist demnach die grösste Bodenerhöhung in der Umgegend von »***Tarnów***« — er ist ihr wahrer »***Dorn***«, den sich der himmlische »***Feuer-Dorn***«, der *Donnerstrahl*-scandinavischer »***Thorr***«, polnischer »***Toruń***« (»***Cierń***«) und dergleichen zu ihrem Tempel machten. Es soll uns also nicht befremden, dass sich die Augen des »Tornower«-Volkes im Frühlinge zuerst nach ihm wenden – dass er bei demselben in Ansehen steht und von ihm sehnsüchtig besucht wird. Der Martinsberg, der mit Recht »Donnersberg« oder »***Thorsberg***« (»Toruńsko«-»Tornsko«-»Tarnówsko Góra« benannt werden kann, ist seit den ältesten Zeiten für die Tarnówer dasjenige, was der »Benedykberg« für die Podgórzer der Bronisławaberg für die Krakauer und dergleichen — ist ihr nationaler Tempel, ihr »Wawel«. Hier grüssen sie den herankommenden Frühling, dessen feierlichen Einzug *Donner* und *Regen* verkünden*) — hier verbringen sie die kürzeste »*Johannis-Nacht*« (»noc świętojańską) des Hochsommers — hier warten sie den herbstlichen Einzug des heiligen *Michael* und den winterlichen des heiligen *Martin* ab. Der letztere kommt auf seinem Schimmel (»*na sivym koniu*«) und hält sich am Martinsberge auf, um ihn mit den Ueberresten der Ernte, wie »*Wichy*« (Wîhe = Weihe, auf dem Stoppelfeld gelassener »geweihter« Rest von Haber und anderem Getreide), »*Kozy*« **) (Heuüberreste, »Heugeissen«) zu füttern. Auf dem Martinsberg ist es näher dem Himmel als irgendwo anders. Deshalb verweilen hier die Himmlischen am liebsten. Sie haben sich hier einen Tempel erbaut. Das *Kirchlein*, welches im Friedhofe steht, kam, man weiss nicht wann und woher, auf den Wellen hergeschwommen. Hier ist es so schön, so lieblich und anmuthig, dass sich Manche diesen Ort zu ihrer ewigen Ruhestätte gewählt haben. Sie liegen in dem kleinen *Friedhofe* bei dem Kirchlein begraben. Die sich weithin ausbreitenden *Eichen* und *Linden* beschatten ihre Gräber.

Das alleinstehende „*Wirthshaus* am Martinsberge und die unweit liegende Martinskirche scheinen zueinander zu gehören. Beide unter-

*) Wenn der *erste* „*Donner*“ durch die Lüfte rollt, sollen sich die Menschen, um sich gegen alle Leibesschwächen zu schützen, auf dem Boden wälzen („po ziemi się tułać“), wenn dagegen der *erste* „*Regen*“ niederfällt, sollen sie mit entblösstem Haupte und barfuss im Felde herumlaufen. Dies fördert ihr Wachsthum. Wenn *die neuen Baumzweige* herauswachsen, soll man sich mit denselben schlagen lassen, denn sie verleihen den Muskeln und Knochen Kraft und Stärke. Alle diese drei heilenden Gebräuche werden von den Lachen zu Ostern *am* „*Rękawka*“-*Feste* (Rennkampf-Feste) feierlich begangen. Die mit den ersten „*Kocianki*“ (Weideruthen) erhaltenen Schläge, das Begiessen mit dem ersten Regenwasser und die zum ersten Male im Freien verzehrten Speisen heissen „*Śmiguset*“ oder „*Śmirgust*“. Die Abstammung dieses Wortes ist noch nicht aufgeklärt worden.

**) „*Koza*“ (die Geiss) gehört zu den heiligen Thieren.

stützen sich mithin gegenseitig und sehen wie ein Geschwisterpaar aus, eines kann des anderen nicht entbehren. Wer auf den Gipfel des Martinsberges kommt, muss die Martinskirche besuchen, sie wenigstens von der Nähe anschauen. Wer schon die Kirche besucht und angeschaut hat, muss in das Wirthshaus eintreten. In der Kirche ist der Ort zur volksthümlichen Andacht, im Wirthshause dagegen zur volksthümlichen Unterhaltung. Die Tarnówer kennen kein »*Rękawka*«- oder »Malajs«-Fest, aber sie kennen den *Frühlingsausflug zu Ostern*, den sie am heiteren Ostermontag familienweise unternehmen, um den heiligen Martin und dessen Gefährten nach langem Winter in ihrer Wohnstätte zu besuchen, und sich dann in ihrer Nähe, wenn schon nicht mehr in ihrer Gesellschaft — im Wirthshause am Martinsberge zu unterhalten. Neben dem Wirthshause zieht sich ein schöner *Garten* mit verschiedenen Spielvorrichtungen. Es gibt da schattige Lauben mit Bänken und Tischen. Kurz, man findet da Alles, woran man sich im Freien nach Herzenslust erfreuen kann. Es gibt zwar keine »Renn-« und »Ringkämpfe« im Sinne des »Rękawka«-Festes zu Podgórze,*) aber es wird auch hier wie dort *um die Wette „gerannt“* und *„gerungen“*. Derjenige, der im »Renn«- oder »Ringkampfe« besiegt wird, muss seinem Sieger eine Zeche bezahlen, wobei Kuchen, Würste, Pomeranzen, Zuckerwerk und dergleichen nicht geworfen, sondern verzehrt werden.

Von den *Sagen, welche sich an den Martinsberg knüpfen,* kann ich nur folgende anführen:

»Als die Sintfluth auf der Erde war und alle Bäume von unten her weggespült wurden, da tauchten diese Bäume empor und schwammen auf der Wasseroberfläche einher. Nach der Sintfluth sank das Wasser herab und die schwimmenden Stämme hielten sich *am Martinsberge* an. Aus diesen Stämmen erbauten sich die Frommen *eine Kirche*, welche bis auf heute besteht.

Andere sagen, es sei einst die *Biała*, welche unweit im Thale fliesst, aus ihren Ufern getreten und habe den Martinsberg überschwemmt. Während dieser Ueberschwemmung sei die *Martinskirche* aus unbekannten Ländern hergeschwommen.

Man weiss nicht, welche von beiden Mittheilungen richtig sein könnte, aber das ist gewiss, dass diese Kirche sehr alt ist und Niemand weiss, wer sie erbaut hatte.« **) (Peter Własnowolski.)

»In der *Martinskirche* hängt an dem Thore *eine hölzerne Kette*, die ein blinder Hirt aus einem Stück Holz machen sollte. Sie ist zu-

*) Das *„Rękawka“- oder „Renkawka“-Fest* ist das in Deutschland allgemein verbreitete „Renn“- oder „Ringkampf“-Fest. Das „Malajs“- oder „Emaus“-Fest und das „Hajiłki“- oder „Gajówki-“Fest sind nur andere Namen desselben bei den polnischen Völkern.

**) Von den „mit Wasser herbeigeschwommenen“ Kirchen, Capellen, Statuen und Bildnissen gibt es bei uns Polen sehr viele Sagen. Manche von ihnen greifen sogar in das Heidenthum zurück und beziehen sich auf die Wassergottheiten *„Wanda“* und *„Wid“*.

geschlossen und Niemand weiss sie aufzuschliessen.« (Peter Własnowolski, Styliński, Kostelecki, Kozik.)

»Viermal des Jahres, und zwar am Anfange einer jeden Jahreszeit wird die Kirche von den *Seelen verstorbener Menschen* besucht, wobei eine *Seelenandacht* stattfinden soll. Dann erklingen auch die *Kirchenglocken*, aber die Lebenden dürfen sie nicht hören.« *) (Własnowolski.)

»Ein Bauernmädchen, dem vor einigen Tagen seine Mutter gestorben war, vernahm einmal während einer *nächtlichen Seelenandacht* das Geläute der ‚*Martinsglocke*' und ging in die *Martinskirche* hinauf. Es herrschte eine dunkle Nacht, und nur die beleuchteten Fenster des Kirchleins waren auf dem Martinsberge sichtbar. Sie betrat den Friedhof und stellte sich am Eingange an, um von dort aus ihre selige Mutter, wenn sie mit anderen Seelen zur Kirche gehen würde, zu sehen.

Sie steht und wartet — die Mutter kommt — aber wie verändert, kaum zu erkennen. In der Hand hält sie einen Krug.

Als sie ihre Tochter erblickte, schaute sie sie zornig an und sagte: »Du sehnst Dich nach mir und weinst — und ich muss Deine Thränen in diesem Kruge tragen.« Indem das Mädchen diese Worte hörte — erschrak es sehr, verliess den Friedhof und die Martinskirche und kehrte gleich nach Hause zurück. Von nun an hörte sie auf über den Tod ihrer Mutter zu klagen, denn es ist nicht gut, wenn die Kinder ihre todten Eltern beweinen.**) (Włodek.)

»In der Charwoche versammeln sich *auf dem Martinsfriedhofe die Hexen* und halten hier ihre Berathungen ab.« (Tyrka.)

»Unweit von der Martinskirche ist ein Ort, wo das hiesige Volk vor dreissig Jahren die *Johannisfeuer*, welche im Tarnówer Bezirke ganz verpönt worden sind, mit grösster Pracht feierte.« (Stepień).***)

Am Waldwege erhebt sich *ein steinernes Denkmal*, an welches sich folgende Erzählung knüpft:

»Eine reiche Frau fuhr vom Martinsberg den steilen Abhang hinunter, und an der Krümmung des Waldweges wurden die Pferde plötzlich verscheucht. Sie eilten im grössten Galopp in das Thal hinab. Da wurde der Wagen umgeworfen und nachgeschleppt. Die Frau fiel heraus — glücklicherweise ging sie aus der Gefahr gerettet

---

*) Die erste Seelenandacht fällt auf den Weihnachtsabend, die zweite auf den Ostermontag, die dritte auf die Johannisnacht, die vierte und die letzte auf den Michaels- oder Martinstag. Mit diesen vier Seelenfeiern stehen vier Menschenfeiern in Verbindung, wie der Weihnachtsabend (Wilja, święty wieczór, szczodry wieczór), das „Malajsfest" („Rękawkafest"), „Sobótki" (Johannisfeuer) und der Allerseelentag (dzień zoduszny").

**) Diese Sage ist bei den Polen sehr verbreitet, sowohl bei den Grosspolen als auch bei den Sachsen, Masuren, Schlesiern, Kaszuben, Litauern und Rutenen. Auch den Deutschen ist sie nicht fremd.

***) Die Johannisfeuer („*Sobótki*") sind ein altlachisches Volksfest, welches zur Verehrung des „himmlischen Feuers" — des „Blitzstrahls" — des „Pieron" begangen wird.

hervor. Aus Dankbarkeit und zur Erinnerung an die Rettung liess sie Gott an der Stelle, wo diese Begebenheit statthatte, ein Denkmal errichten.« (Styliński.)

»Unten am Fusse des Waldabhanges ist *eine Quelle*, der man heilende Kraft zuschreibt.« (Kozik.)*)

Im Anschlusse an das *Martinsschloss* führe ich folgende Mittheilungen an:

»Das Schloss, welches ehemals am Martinsberge sich erhob, ist nicht zerfallen, wie man gewöhnlich behauptet, sondern ist, sowie es war, sammt Sälen und Kellern in die Erde eingesunken. Nur der Schlossthurm und andere hervorragende Schlosstheile wie das Dach und die Basteien sind noch über der Erdoberfläche geblieben und wurden theilweise von den Bauern, welche zum Baue ihrer Häuser Ziegeln und Steine brauchten, ein wenig beschädigt. Mit der Zeit aber werden auch sie einsinken müssen, und in der Zukunft wird uns kein Mensch den Ort zeigen können, wo das Schloss eigentlich stand. Das Schloss muss ganz versinken — weil der »*Boruta*«, welcher es bewohnt, sich furchtbar darüber ärgert, dass die Menschen seinen Wohnort, da der Wald hier ganz ausgerodet worden ist, durch ihre ununterbrochenen Besuche belästigen und entweihen. Die Bauern weiden sogar Kühe und Schafe auf dem Dache seines *eingesunkenen Palastes.* **) (Własnowolski.)

Man kann in *das Innere des versunkenen Schlosses* gelangen.

»Einmal ging am Palmsonntage *ein Weib mit einem Kinde* an dem Schlosse vorüber. Es war um die Mittagszeit während der »Summa« (des feierlichen Gottesdienstes zwischen 11 und 12 Uhr). Sie guckte in das Innere des Schlosses durch eine Oeffnung in einer der hervorragenden Basteien hinein und erblickte einen grossen Raum, worin auf dem Boden goldene Münzen und kostbare Gegenstände zu Haufen lagen. Es gelüstete sie, hineinzukriechen — weil sie keinen Wächter sah. Nachdem sie hineingelangt war, setzte sie

*) Solcher „Wunderquellen“ („święte wody“) gibt es bei den Lachen sowie bei anderen polnischen Völkern eine unzählige Menge. Fast jede Ortschaft hat ihren „Wunderquell“.

**) Vergleiche die polnischen Sagen von versunkenen Kirchen, Capellen, Bildsäulen, Wirthshäusern, Häusern — ja sogar von versunkenen Wäldern, Dörfern und Städten. Sie sind noch zahlreicher als die Sagen von den Wunderquellen. Wie diese Sagen entstehen — und wie sie sich dann entwickeln, haben wir am besten an der Sage vom Martinsschlosse gesehen. Zuerst gibt es wirkliche Kirchen, Schlösser und dergleichen, die in der Umgegend weit bekannt sind. Nach einiger Zeit, von den Menschen verlassen oder durch Kriege zerstört, gerathen sie in Trümmer, die sich dann in Schutt verwandeln — mit Erde und Rasen bedecken. So verschwinden sie von der Erdoberfläche — und nur die Volkssage zeigt dem Volke den Ort, wo sie einst gestanden. Dieser Ort ist gewöhnlich ein Hügel — oder ein Berg, so wie der des Martinsschlosses. Das Volk fragt nach der Kirche, nach dem Schlosse und dergleichen und glaubt, sie seien „in die Erde versunken“.

das Kind auf ein Fass in der Ecke und selbst spreitete sie ihre Schürze aus und fegte das Gold mit beiden Händen hinein. Als sie schon so viel Geld und andere Kostbarkeiten in der Schürze hatte, dass sie es kaum tragen konnte — ging sie aus dem Schlosse heraus. Kaum war sie draussen, da hörte sie, dass etwas hinter ihr krachte. Sie wandte sich um — und fand die Oeffnung zugesperrt. Sie begann zu weinen und zu klagen, denn sie vergass im Schlosse ihr liebstes Kindlein. Vergebens bemühte sie sich, die zugeschlagene Thüre wieder aufzumachen — sie konnte es nicht. Sie musste sich mit der Lage versöhnen und ging weiter, wohin sie sich aufmachte. Sie beschloss, an ihr Kind nicht zu denken, umsomehr da sie viel Gold in der Schürze hatte.

Am anderen Palmsonntag ging sie wieder an derselben Oeffnung im Schlosse vorüber und fand sie offen. Sie schaute unwillkürlich hinein und erblickte ihr Kindlein auf demselben Platze sitzen, wo sie es vor einem Jahre hingesetzt hatte. Es spielte mit den glänzenden Geldstücken. Sie kroch hinein und holte es beglückt heraus.« *) (Własnowolski.)

»Man erzählt *vom Martinsschlosse*, dass am Palmsonntage, wenn der Bischof in die Vorhalle der Kathedralkirche in Tarnów kommt und eine Rede an die Geistlichkeit hält, sich *das Schlossthor*, welches im südlichen Theile des Schlosses sein soll, aufmacht und über den ganzen »Summa«-Gottesdienst offen steht.« **) (J. Własnowolski.)

Nach einer anderen Ueberlieferung soll sich nicht nur im Schlossberge, sondern auch in anderen Theilen des Martinsberges ein unterirdisches *»verwünschtes« Schloss* (»zoklęty« zomek) befinden, worin *drei verzauberte Könige* wohnen.

»Einst fuhr am Abende ein Fuhrmann mit drei Herren am Martinsberge vorbei. Da traten drei Jünglinge aus dem Berge hervor und zwangen die fahrenden Herren, mit ihnen unter die Erde hineinzutreten. Sie traten hinein und kamen zu einem prächtigen Schloss. Sie betraten den Schlosssaal — da sperrte sich mit Krachen das eiserne Thor zu und sie konnten nicht hinaus. Diese Jünglinge waren jene *drei gebannten Könige, welche das unterirdische Martinsschloss bewohnten.****)

*) Diese Sage gehört zum Sagenkreis vom lachischen Schutzgott *„Skarbnik"*, der in der Erde verborgene Schätze hütet. Man nennt ihn auch den „unterirdischen König" („ziemny król"). Er bewohnt alte Hügel und Berge in der Nähe der menschlichen Wohnsitze. Sein Bruder ist der Waldgott „Boruta".

**) Die verborgenen Schätze, welche „Skarbnik" hütet, sind nach den christlichen Sagen zweimal im Jahre zugänglich: während der „Summa-Messe" am Palmsonntag und während des „Resurrectionsfestes" am Charsamstag — nach den heidnischen Sagen aber nur in der „Johannisnacht".

***) In anderen Volkssagen heissen diese gebannten Könige: *„Boruta"*, *„Skarbnik"* *„Pokusa"*. „Pokusa" = „Verführer" = „Zwodziciel" = der altnordische „Loki".



Der Fuhrmann, der nicht wusste, was sich mit seinen Herren ereignet hatte, wartete sie lange ab, suchte ihnen im Walde nach — bis er endlich aus Ungeduld laut nach ihnen schrie. Da antwortete ihm Einer: »Rette uns, erlöse uns!«

Ueberrascht begab sich der Fuhrmann in die nahe Stadt und erzählte es den Leuten. Diese liefen bald zu einem Priester. Der Priester nahm die Heiligthümer mit und begab sich zum Martinsberg.*)

Hier begegnete er einem Jünglinge, den er fragte: »Wer bist Du?« Da riefen ihm die Herren, welche in die Unterwelt entführt wurden, zu: »Rette uns! Wir sind hier einige Monate! Essen und Trinken haben wir in Fülle — dürfen aber das Gotteslicht nicht sehen und müssen die verwünschten Könige bedienen — und wenn wir ihnen nur in etwas widerstreben wollten, würden wir sofort *in ewig glühendem Feuer* verbrannt.«

Nach langen Gebeten und Beschwörungen des Priesters wurden die drei entführten Herren befreit.« (Kostelecki.)

Eine andere Sage überliefert uns Folgendes: »Unter dem Martinsberge ist *ein Schloss, welches* ehemals *ein von Boruta gebannter König bewohnt hatte.***) Neben diesem Schlosse war ein kleiner *Blumengarten*, in welchem *drei Wunderrosen* wuchsen und blühten.***)

An diesem Garten fuhr ein reicher Kaufmann vorüber, welcher zu Hause *drei schöne Töchter* hatte. Kaum erblickte er die Wunderrosen im Gärtchen bei dem Schlosse, beschloss er, sie für seine drei Töchter zu pflücken. Er wusste nicht, dass sie eine wunderbare Kraft besitzen, aber er ahnte etwas Böses und weigerte sich anfangs. Endlich pflückte er alle drei Rosen und wollte fort. Da erschien vor ihm der »*Schwarze*« (»Czorny«), welcher nur darauf passte und sagte zu ihm: »Unglücklicher Vater, was thatest Du? Diese Rosen, die Du gepflückt hast, musst Du Deinen Töchtern an den Hals hängen. Vorerst aber, bevor Du es thust, wirst Du die Rosen mit dem Tuche zudecken und diejenige Tochter, welche sich unter dem Tuche heraus die rothe Rose nimmt, musst Du mir hieher bringen, dass sie bei mir so lange bleibe, bis sich Dasjenige erfüllt, was ich wünsche, denn anders wird dasselbe Deinem Geschlechte zutheil werden, was schon dem meinigen zutheil geworden ist.« †) Der Kaufmann war darüber bestürzt und wusste nicht,

---

*) Aehnliches erzählt man bei Wieliczka und in Buczacz im Anschlusse an die „unterirdischen Schätze" des „Skarbnik". In Wieliczka veranstalteten sogar einmal die Priester einen feierlichen Zug nach dem Schlossberge „Winniki", um dem dortigen „Skarbnik" seine Schätze zu nehmen.

**) Dieser gebannte König konnte niemand Anderer sein als der Verführer „Pokusa" selbst, welchen die Sage für einen „gebannten König" hält.

***) Die Sage von dem „Rosengarten" ist fremder Herkunft, so wie die Sage von den drei Kaufmannstöchtern. Vergl. ähnliche Sagen bei den Deutschen!

†) Der gebannte König fuhr an dem Rosengarten vorüber und, von dem „Pokusa"-Gott verführt, pflückte er eine Wunderrose, welche ihm dann den göttlichen Bann zuzog. Er wurde „gebannt" sowie der „Pokusa"-Gott selbst.

was weiter anzufangen; es half ihm aber nichts, er musste Alles erfüllen, was ihm der »Schwarze« befohlen, sonst würde sein ganzes Geschlecht sowie das des »Schwarzen« verwünscht, gebannt, verzaubert.

Er kehrte heim. Die lieben Töchterlein grüssten ihn hocherfreut, dass er nach langem Ausbleiben glücklich heimkehrte. Der Vater war aber gar traurig und ging bald ans Werk, obwohl sehr unwillig. Er legte die Rosen auf den Tisch und deckte sie mit dem Tuche zu. Dann sagte er zu den Töchtern: »Nun wählet, liebe Töchterlein!« Die rothe Rose wählte die jüngste Tochter, welche der Vater am meisten liebte. Der unglückliche Vater begann also bitterlich zu weinen und erzählte den Töchtern seine Begebenheit mit dem Schwarzen. Sodann sprach er zu seinem jüngsten Kinde: »Du, liebes Töchterlein, Du sollst Dich für uns Alle aufopfern, denn anders wird uns Alle dasselbe Unglück treffen, welches den Schwarzen und sein ganzes Geschlecht getroffen hatte.«

Die Kaufmannstochter war sehr fromm und der Hilfe *des weissen Gottes* (Biołego)*) trauend, tröstete sie die Eltern und die Schwestern.

Hierauf wurde sie in das unterirdische Schloss abgeführt und dem »Schwarzen« übergeben. Beim »Schwarzen« fehlte es ihr an nichts, sie hatte Alles in Menge, was sie nur wünschen mochte, und wenn sie traurig war, so suchte sie Trost im Gebete zu dem »Weissen«.

So vergingen ihr mehrere Jahre in der Unterwelt *(»na tamtym Świecie«)* und es gelang ihr nicht, den ihr unbekannten Wunsch ihres Herrn zu erfüllen. Endlich wandte sie sich an den »weissen Gott« und bat ihn, ihr den Wunsch des »Schwarzen« zu offenbaren.

Da erschien ihr einmal der »weisse Gott« im Traume und sprach zu ihr Folgendes: »Frommes Mädchen, wenn Dein Herr in der Nacht schlafen wird, ziehe ihm die *Bärenhaut* ab, welche er anhat, und wirf sie ins Feuer. Wenn die Bärenhaut brennen wird, werden die *Winde* heulen, die *Blitze* schlagen, die *Donner* schrecklich krachen, die *Stürme* und *Regengüsse* toben. Du sollst aber auf Alles mit Gleichmuth schauen, und wenn Du dies Alles bestehst, wirst Du den »Schwarzen« erlösen, der von Boruta verzaubert worden ist.«

Die Kaufmannstochter machte es so wie ihr der »Weisse« befohlen hatte, zog dem schlafenden »Schwarzen« die Bärenhaut ab, warf sie in das im Schlosse ewig lodernde Feuer und rief dadurch fürchterliche Gewitter hervor: die Winde heulten durch die Lüfte, die Donner krachten, die Blitze schlugen ein, die Stürme und die Regengüsse tobten. Die ganze *Unterwelt* erbebte und schien unterzugehen, aber die Kaufmannstochter bestand dies Alles glücklich und erlöste den »Schwarzen«.

*) Der „weisse Gott“ bildet den Gegensatz zum „schwarzen Gott“.

Jetzt stand *der erlöste König* auf, umarmte seine Erlöserin, gestand ihr, dass er von einem königlichen Geschlechte abstamme, und bat sie dann um ihre jungfräuliche Hand. Sie ging gern darauf ein, und bald danach verliessen sie das düstere, unterirdische, verwünschte Schloss. Sie kehrten zu ihren Eltern zurück und trafen sie noch am Leben. Diese segneten ihre Kinder, welche von nun an in der glücklichsten Ehe lebten. (Bujak.)

»Von dem Martinsschlosse führten einst zwei *unterirdische Gänge*: einer bis zum *Bernardiner-Kloster* in Tarnów — ein anderer bis zum *Melsztyner Schlosse*, das ungefähr zwei Meilen davon entfernt ist.« (Styliński, Jaszyński.*)

»Einmal beschlossen die *Martinsberger Teufel*, das von ihnen bewohnte Martinsschloss zu verlassen und nach dem Melsztyner Schlosse zu übersiedeln. Das Martinsschloss ist des Waldes entblösst und wird von den Menschen entweiht.

Sie mietheten also die Fuhre bei einem Bauer, der am Martinsberge wohnt, und machten sich auf den Weg um 12 Uhr Nachts. Sie fuhren neben einer heiligen Figur vorüber und wurden so schwer auf dem Wagen, dass die Pferde nur mühselig die schwere Teufelslast dahin ziehen konnten. Nachdem sie aber die Figur gemieden hatten, rollte der Wagen so leicht weiter hin, als wäre er vom Wind getragen.

Als sie im Melsztyner Schlosse angelangt waren, sagte der *älteste Teufel Boruta* zum Fuhrmann: »Kehre um, und wenn Du Dein Haus wieder erreichst, dann gehe zum Martinsschlosse hin und dort wirst Du Deinen Lohn finden.«

Der Bauer wollte anfangs daran nicht glauben, aber heimgekehrt begab er sich gleich zum Schlosse hin und begann dort überall zu zuchen. Er grub einen Topf voll Geld heraus. Hocherfreut kehrte er nach Hause zurück, und für den gefundenen *Schatz* kaufte er sich mehr Grund hinzu.«**) (P. Własnowolski, Jaszyński.)

»*Zwei Handwerksburschen von Tarnów* machten einmal einen Ausflug nach dem Martinsschlosse und beschauten dort die aus der Erde herausragenden Schlossmauern, weil sie sehr neugierig waren zu wissen, was sich drin befinden möge. Der eine hatte arme, der andere reiche Eltern.

Als sie so die Mauern und die in ihnen gemachten Oeffnungen ansahen, griff der reichere Knabe nach der Kappe des ärmeren und warf sie durch ein Loch in das Schloss hinein, indem er sagte: »Nehme sie der ‚*Schwarze*‘, der keine Kappe trägt und kein Geld hat, sich eine solche anzuschaffen. Es ist ihm kalt.«

---

*) Die Sagen von den „unterirdischen Gängen“ sind überall verbreitet. Auch den Deutschen fehlen sie nicht.

**) Auch eine Sage von den verborgenen Schätzen des „Skarbnik“. Vergleiche die nachstehende Sage.

Da rauschte es im Schlosse und die Knaben erschracken sehr. Sie sprangen von der Mauer weg, waren aber sehr neugierig, was mit der Kappe geschehen möchte. Der reichere schickte den ärmeren zur Schlossmauer hin, dass er durchs Loch hineinschaue. Dieser gehorchte ihm und schaute in das Schloss hinein. Da gab ihm der Teufel die Kappe zurück, und als sie der Knabe nahm, fand er darin viel Geld. Er schüttete es in die Taschen, denn es waren lauter »alte Silberzwanziger«. Als er zu seinem Kameraden zurückgekehrt war, theilte er ihm Alles mit, was sich ihm zugetroffen hatte, zeigte ihm die Kappe und das Geld. Dieser war sehr geldgierig und lief allsogleich zu jenem Loche hin. Er warf seine neue Kappe hinein und wartete, bis man ihm sie voll Geld zurückreiche. Er bekam sie zurück — aber statt des gehofften Geldes fand er darin Pferdemist« (Własnowolski.)

»Im Martinsschlosse wohnen noch *viele andere Geister*, welche *den Armen helfen* und *den Reichen schaden*.« *) (Własnowolski.)

II. Kleine Mittheilungen.

Bienenzucht und Bienenzauber im nördlichen Theile Böhmens.

Von Heinrich Ankert, Leitmeritz.

Bei uns ist das kleine Bienchen wohl das einzige Insect, welches der Mensch in seine Nähe zieht und züchtet. Uralt ist diese Zucht! Bei uns in Böhmen kennt man die Zucht dieses in nationalökonomischer Hinsicht so wichtigen Insectes bereits viele Jahrhunderte. 1075 gab es nachweisbar schon grössere Bienenzüchter in Trnowan bei Leitmeritz. Im Mittelalter stand die Bienenzucht auf hoher Stufe; war ja Honig fast das einzige Versüssungsmittel, und der Meth,**) der aus Honig bereitet wurde, war bis ins späte Mittelalter eines der Hauptgetränke bei Festen und Versammlungen; auch das Wachs hatte eine viel grössere Bedeutung als heute. In neuerer Zeit schenkt man der stark zurückgegangenen Bienenzucht wieder mehr Aufmerksamkeit und sucht dieselbe möglichst zu heben.

Seit sich der Mensch mit den Bienen beschäftigt, erregt auch der Bienenstaat, die Baukunst, der sprichwörtlich gewordene Fleiss dieses kleinen Thierchens seine Bewunderung. Mit keinem Thiere vielleicht hat sich der Volksglaube so beschäftigt, wie mit dem Bienchen. Obzwar die neue rationelle Bienenzucht jeden abergläubischen Brauch und jede derartige Ansicht verpönt, hat sich doch noch mancherlei diesbezügliches erhalten. Was mir im Laufe der Zeit untergekommen, will ich hier kurz mittheilen.

In der Trautenauer Gegend schmückt man jeden Stock neugefasster Schwärme mit einem schönen Blumenstrausse. Frägt man, warum? so erhält man einfach zur Antwort: „weil es so Gebrauch ist." (Dieser Brauch ist jedoch sehr praktisch, denn durch dieses auffallende Zeichen werden die auf dem Begattungsfluge befindlichen Königinnen leichter in ihren Stock zurückfinden.)

---

*) Alle Götter bei den Lachen müssen als dualistische Wesen betrachtet werden, als Urheber des Guten und des Bösen. Die „Weissen" aber besitzen die störende Kraft in geringerem Grade als die „Schwarzen". Deswegen zählen die Lachen ihre „weissen Götter" zu den „guten" und die „schwarzen" zu den „bösen". (Vergl. meine Abhandlung darüber in „Lud", Bd. V, S. 53.)

**) 1460 gab es in Eger noch 13 Methbrauereien.



Bienenzüchter bestreichen ihre Bienenstöcke innen mit gestossenem Fenchelkraut. Die Bienen bleiben im Stock und verfliegen sich nicht. (Wernstädter Gegend.)

Sollen die Bienenstöcke gut schwärmen, so muss man die Fluglöcher am 1. Mai mit Ziegenmilch*) bespritzen oder bestreichen. (Markersdorfer Gegend, Kamnitz.)

In einer alten Bauernpracke fand ich folgendes Gebet,**) damit die Bienen beim Schwärmen nicht davon fliegen: Lieber Weiser, bleib hier! Ich will dir geben ein schönes Haus, darin kannst du bauen Honig und Wachs, damit alle Kirchen gezieret werden. Im Namen des Vaters, des Sohnes etc.

Am Charsamstag klopft man die Bienenstöcke, damit diese honigreich werden. (Algersdorf.)

In der Hohenelber Gegend gibt es alte Bienenzüchter, die keinen Fremden in den Bienenstock sehen lassen, weil sie glauben, das verhexe die Bienen und kommende Schwärme flögen davon, ohne sich in der Nähe anzusetzen.

Am Frohnleichnamsfest wird in der Hohenelber Gegend an jeden Bienenstock ein geweihter Kranz gehängt, das bringt Glück; in der Brüxer Gegend feiert man den Stock durch geweihte Palmenzweige und Birkenreiser.

Die Bienen darf man weder verachten noch verfluchen. Sie sind keine „Ludern;“ sie gehen nicht darauf, sondern sie sterben. (Brüx.)

Verflucht Einer des Andern Bienen, so sterben sie, wenn der Verflucher im Recht ist. (Brüx.)

Wer Bienen stiehlt, dem wachsen die Finger zum Grabe heraus. (Brüx.)

Vom ersten gezeidelten Honig soll man stets dem Nachbar schenken. (Brüx.)

Zu Ostern soll man Honig essen, da bekommt man während des Jahres keine Halsschmerzen (weit verbreitet); um während des Sommers von den lästigen Gelsen befreit zu sein, isst man in Wernstadt am grünen Donnerstag nüchtern Honig.

Den Bienenvater stechen nach allgemeiner Ansicht die Bienen nicht, weil sie ihn kennen. (Diese Anschauung muss jedoch unter allen Umständen verneint werden.)

Unzüchtige dürfen sich einem Bienenstocke nicht nahen, sie werden von den Bienen verfolgt; keusche Jungfrauen werden jedoch von keiner Biene gestochen. (Leitmeritzer Gegend.)

Ein Bienenzüchter darf nicht geizig sein, sonst bringt ihm die Bienenzucht nichts ein. (Zittnai.)

Weit verbreitet ist der Brauch, den Bienen den Tod des Bienenvaters zu melden; im Unterlassungsfalle würden sie sonst zugrunde gehen. In Hohenelbe klopft man beim Ableben des Bienenvaters dreimal an den Stock und verkündet dessen Tod. In der Daubaer Gegend dagegen klopft man erst beim Fortschaffen der Leiche an die Stöcke. In Brüx rückt man die Bienenstöcke vom Platz, den Tod aber meldet man durch Klopfen an den Stock: „Bienlein, dein Vater ist gestorben.“ In Zittnai bei Liboch klopft man beim Fortschaffen der Leiche an die Stöcke und spricht:

Ihr Bienlein, ich klag euch meine Noth,
Euer Herr ist todt;
Doch seid ferner fleissig hübsch fein,
Ich will euch ein guter Vater sein.

In Brüx meint man auch, „wenn der Bienenvater stirbt, gehen ihm die Bienen bald nach“. (Eine Meinung, die sich sehr oft erfüllen dürfte.)

In der Volksmedicin finden die Biene und der Honig öfters Anwendung; der Honig als Mittel gegen Husten, Halsweh, zu Pflastern; mit Hühnerkoth scherzweise als Barterzeugungsmittel. Die Bienen aber zu Pulver gebrannt, mit Honig gemischt, verwendet man gegen das Ausfallen der Haare. (Algersdorf.)

Den Bienenzüchtern dient das Bienlein als Wetterprophet: sind sie stechlustig, so kommt Gewitter; bleiben sie Morgens im Stock, so Regen; kehren sie schon zu Mittag schaarenweise heim, so kommt Sturm. (Leitmeritzer Gegend.)

---

*) Nach dem „Urquell“ VI. Bd. pag. 21 kommt dieser Brauch auch in Pommern vor

**) Fast ganz gleich im „Urquell“ VI. Bd. pag. 70 ohne näheren Ursprungsort.

Die Moresca von Curzola.

Mitgetheilt von Vid Vuletić-Vukasović, Ragusa.

Neben der Alka, dem Rennen von Sinj, verdient das am 15. Juli (am Theodorstage) eines jeden Jahres in Curzola aufgeführte Ritterspiel „Moresca" *) Beachtung. Dem Spiele liegt folgende Handlung zugrunde. Der Mohrenkönig will eine Schöne, die er zur Sclavin gemacht hat, für sich gewinnen, die ihrerseits in den weissen König verliebt ist und von diesem zurückerobert wird. Die Könige sind in eigenthümliche, reiche Costüme gekleidet, ebenso die gefesselte Sclavin und die Ritter. Jeder ficht mit zwei Säbeln. Das Spiel ist in mehrere Scenen (Figuren) eingetheilt. Der Mohrenkönig tritt mit der Sclavin vor, welche um Freiheit fleht und ihm erklärt, dass seine Liebeswerbungen aussichtslos seien. Der Mohr setzt seine Werbungen fort, erblickt aber den weissen König mit seiner Schaar und stellt sich kampfbereit. Nach einigen gegenseitigen Erklärungen kreuzen die Könige die Schwerter, der weisse König beugt leicht das Knie, zum Zeichen, dass er die Forderung annimmt, die Musik setzt ein und die Krieger treten paarweise (ein Mohr, ein Weisser vis-à-vis) vor. Nun fallen die Hiebe nach dem Tact der Musik, wobei die Fechter Angriffs- und Rückzugsbewegungen ausführen. Es gibt neun Fechtfiguren: die Forderung, wie bereits erwähnt, der „rugjer" (Einleitungskampf), die eigentliche „Moresca", in welcher die Fechter eine concentrische Figur, immer fechtend, bilden, wobei Funken sprühen müssen. Hierauf Ruhepause, welche die Fechter stets nach dem Tact marschirend ausfüllen. Die Finta ist ein wuchtiger Angriff der Mohren, welchen die Weissen, fechtend, dabei aber eigenthümlich aufspringend, abwehren. Nun tritt Ruhe ein, etwa ein Waffenstillstand. In der fünften Figur „moro indentro" wechseln die Fechter, stets fechtend. die Plätze, kehren aber wieder auf den ursprünglichen Platz zurück. „Paripie" ist eine wahre Schlacht. Es wird abwechselnd stehend und kniend gefochten. Dabei müssen die Mohren besondere Wuth zeigen. Hierauf Ruhepause im Marsche. Das Kreuz ist dem „rugjer" ähnlich, es endet aber mit anscheinend regellosem Fechten. Die Spagnoletta hat zwölf Unterfiguren, wird jedoch wegen der besonderen Schwierigkeit schon seit Decennien nicht mehr gespielt. In der Schlussfigur „rugjer de forivia" wird nur noch eine kurze Weile gefochten, worauf die Mohren plötzlich niederknien. Die weissen Sieger kreuzen über die Köpfe der Mohren die Schwerter, die Mohren legen die Waffen ab und der Sclavin werden die Ketten abgenommen. Das Spiel wird mit einem Hurrah beendigt. Die Sclavin schreitet neben dem weissen König und Alles zieht nun unter klingendem Spiel ab. Man erzählt, die Moresca sei im 18. Jahrhundert von einem Priester namens Luca Ferro aus Spalato nach Curzola eingeführt worden. Historisch ist dies nicht nachgewiesen Es ist eher anzunehmen, dass das Spiel aus Curzola nach Spalato kam, dort aber keine Wurzel fassen konnte. Die Curzolaner führten die Moresca in Constantinopel vor Vezieren, ja vor den Sultanen auf. Im Jahre 1875 wurde das Spiel vor Seiner Majestät dem Kaiser und anfangs der Achtzigerjahre des vorigen Jahrhunderts vor dem Erzherzog Rainer aufgeführt. Die Moresca ist ein mittelalterliches Ritterspiel, welches, in Spanien zur Zeit der Maurenherrschaft entstanden, nach Dalmatien verpflanzt wurde. Es fehlt aber jede Nachricht über das erste Auftreten der Moresca in Curzola. Die slawische dramatische Dichtung zu dem Spiele lieferte ein unbekannter Dichter, allerdings zweiten Ranges. Sein Poem drang aber in das Volk und kann daher als curzolanische Volksdichtung betrachtet werden, umsomehr, als es die typischen dialectischen Merkmale einer solchen besitzt. Vor einigen Jahren lieferte Piasevoli eine gelungene italienische Uebersetzung.

Moreška.

Bula, Moro, Otmanović i Osman.

Bula.

Ostav' me se . . . molbe tvoje
neplodne su cić razloga,
jer liposti ove moje
ljubi drugi, a ja drugoga.

Slatki Osmane, brate mili,
da bi vidio sada, kako
tužno srce moje cvili
radi tebe, dobro svako!

*) *Dalmatien.* Mittheilungen. Nr. 4—5. I. Jahrg. 1901.

Moja misa' svakolika
ti si pokoj moj najveći,
ti mâ utjeha, ti mâ dika
u sadašnjoj toj nesreći.
Svim da gvoždje prem nemilo
o koliko 'e ruke moje,
srce moje u tvoê krilo,
a tvoje u krilo moje.
Slobodom se dičit dragom
sužnja ovako ja ne mogu,
al' s ljubavi tvojom blagom
dičit ću se po razlogu,
nosit ću te u srce moje,
dokle budem obdisati . . .

Moro.

Već pristani, o gospoje,
tužbe tvoje naricati.
Dosta si se iztužila,
al' na svrhu sad odluči
biti draga moja vila,
buduć da si u mojoj ruci.
Nek te dodje sad oteti
tvoj primili, tvoj hrabreni,
dragi uzrok tvoê pameti,
sad iz snažne ruke meni.
Velika je muka moja
čut gdi moga protivnika
prid moê oči lipost tvoja
zove, da je svoja dika.
Ah, za ljubav, ku ti ja nosim,
draga vilo, srce moje,
sve ovo trpim, sve podnosim
rad liposti mile tvoje.

Bula.

Kad sam tebi tako mila,
jednu milost dat ne stidi . . .

Moro.

Sve, što hoćeš, draga vila,
bez obzira zapovidi.

Bula.

Kad dostojnu te milosti
ti me hoćeš učiniti,
da pristanu moê žalosti,
pristani me već ljubiti.
Jer mi veću muku daje
ljubav tvoja, men' nemila,
neg' veruga već koja je
ruke moje umorila . . .

Moro.

Sve se nadah, ajmeh muke,
ćut ne ovo, ah, nemila,
buduć da si u moje ruke,
tu si milost imat htila?
ostavit te ne, ne, ne ću,
ni ne ljubit ne, ne mogu,
neizmirnu dakle tvoju
ljubim lipost po razlogu.
Pitaj dakle sve, što hoćeš,
još kraljestvo oca moga,
sve od mene ufat možeš,
draga vilo, osim toga.
Nemoj dakle srce tvoje
tvrdo imat memi prema . . .
Al' što bi? Kâ vojska ovo je?

(Dodje bieli s vojskom.)

Otman.

Otmanović straha nema!

Bieli.

Bez poštenja i bez časti
ne uzdaj se u desnicu,
na izdaju htio si ukrasti
Mučeć moju virenicu?
Gdi je viteško tvoê poštenje,
gdi je hrabreno tvoê junaštvo,
kako opaki imô si smenje,
postavit je u sužanjstvo?

Biéli.

Spomeni se, da se dilim
s vojskom mojom s dvora moga,
za steć vilu, kû u tvojim krilim
vidim sužnju bez razloga.
Nu 'e povrati i pravo je,
Arapine, meni sada!

Moro.

Ustrpljenstvo daje moje
srce u tebi, al' ne nada.
Cieniš, da ću 'e povratiti
u tvoê ruke? ja nikako;
pr'ja ću glavu izgubiti.

Bula.

(Arapine, smenje opako.)

Bieli.

Da mi nije za u krv tvoju,
hudi, grdni Arapine,
opoganit sablju moju,
ponižit se s moê visine,
činio bih, da od tebe
ne nadje se već spomene.

Otman.

Nije srčbe od potrebe,
Osmanine, slišaj mene:
N'je razlike od moje krune
s otom tvojom, kâ te resi,
obje jesu dike pune,
ja car jesam, ti car jesi.

Bieli.

Pored mojom krunu tvoju
smiš postavit, grdni Arape?
Mene s tobom kî ti u boju
mnokrat uzom noge zape?
Mene, koji svitom vlada,
nikogar se koji ne bojim,
od istoka do zapada
poklon svita koji dostojim?

Moro.

Ah, ne mogu već trpiti.
Osmanine, smenje tvoje,
Padi dakle . . .

Bieli.

. . . . . Sad braniti
veličanstvo hod'te moje.

Bula.

Nemoj, nemoj, ti Osmane,
stavljati se na prigodu,
za skratiti tvoje dane,
što bi b' za mû nezgodu.
Za da dakle već pristanu
vaše srčbe ljute toli,
ja ću smrtnu primit ranu
britka mača, gorke boli.

Moro.

Utaži se, draga vilo,
ne će istina biti viku,
ne bih mogao mrtvo u krilo
vidit tebe moju diku.

Bula.

Ti me dakle njemu vrati,
kadar smrt te trudi moja,
jer mi s tobom dni trajati,
najgora je mâ nevolja.
Jer prije bih smrt obrala,
neg' tvû ljubav, kû ja ne ću . . .

Bieli.

Na oružje, družbo ostala,
pram Arapu njoj mrzeću! . . .
Da poštenje vidiš moje
ko' veliko carstvo daje,
sad viteze skupi tvoje,
trpeć trudne rati vaje.

Moro.

S dobre volje, o viteže,
za steć vilu, boj ću biti . . .
(zajedno)
Vila, kâ mi srce steže,
oganj mili plemeniti
s dobre volje, o viteže,
pripravan sam za dobiti

(Prije španjolete pristupi bula i reče:)

Čin'te veće, da pristanu,
o vitezi, vaše rati,
kê mi u srce čine ranu,
a iz oč'ju krv livati.

Moro.

Dočim godir moje ruke
moć uzbudem snažno vladat,
njem' ću veće davat muke,
prie neg tebe, vilo, pridat.

Bieli.

Al' porazom, al' sužanjstvom
štete tebi hoće biti,
silom mojom i hrabrenstvom
hoćeš mi je povratiti.

(Ovdje se biju još snažnije.)

Bieli.

Izgubio si, izgubio,
Arapine, sve tvoê dike,
a sad si se podložio
bit mi sužanj po sve vike.

Moro.

Ovo oružje moje bojno,
koje ruke mo'e priteže,
pridajem ti dobrovoljno
s tvojom bulom, o viteže!

Bula.

Draga dušo, srce moje,
za kim mladost moja vene,
primi za dar vire tvoje,
primi za dar virnu mene.

Bieli.

A ovi celov neka bude
mila utjeha za mo'e trude.

Moresca.

(Italienischer Text.)

Schiava.

Mi lascia alfin, o barbaro . . .
I giuri del tuo amore
Anzi che gioja arrecano
All' alma mia dolore,
Che un altro io amo, e fervido
Batte il suo cor per me.
T'amo col forte palpito
D'un vivo amor primiero,
Sacri a te son miei gaudii,
Mie doglie e il mio pensiero;
Osmano, tutta l'amina
È un sol sospiro a te.
E che mi cal se carica
Sono di rie catene?
Io penso a te, e d'un subito
Svaniscon le mie pene:
A te sull, ali candide
Vola amoroso il cor
Scegli mi fè da libera
Schiava nel suo furore,
Non sarà mai del perfido
Ch' io faccia schiavo il cuore,
Tu l'ultimo mio anelito
Sarai mio dolce amor.

Moro.

Deh! ti rimani, acchetati
Frena l' inutil pianto,
No, non temer che nuocerti
Non può chi t'ama tanto;
Decidi il meglio, seguini
E sii mia sposa al fin.
Venga, pur venga, chiamalo
Il tuo diletto Osmano,
Venga e si provi a prenderti
Or che tu sei in mia mano,
Venga io lo sfido impavido:
Deciderà il destin.
E perchè il cuor mi laceri
Chiamando il tuo fedele?
È forse questo il premio
Pell' amor mio, crudele!
Non vedi adunque, o vergine,
Ch' io vivo sol per te?

Schiava.

Se m'ami deh! concedimi
Solo una grazia, o moro!

Moro.

Tutto saprò concedere
A te cui tanto adoro.

Schiava.

Or ben, giacchè magnanimo
Mostrar ti vuoi con me,
Deh! non amarmi, pregoti,
Che del tuo amor le pene
Per me son più terribili
Di queste rie catene,
Ritorna in te, dimentica
Un insensato amor.

Moro.

Ahi! ben sapeva, o barbara,
Ciò che il tuo amore insano
Ti spingerebbe a chiedermi
In modo sì inumano.
No, no, non è possibile
Troppo saria il dolor,
S'io ti lasciassi, o angelo,
Dagli occhi sì leggiadri;
In fuor di questo chiedimi
Il regno dei miei padri,
La vita, il sangue e l'anima
Tutto donar saprò.
Oh! come è dolce il fremito
Di corrisposto amore! . . .
Deh! ti scongiuro, o vergine,
Non più straziarmi il cuore . . .
Che sarà mai? che strepito?
(Entra Osmano coi soldati.)
Chi penetrare osò?
Qui dove regna impavido.
Otman, che non paventa?

Osmano.

Vil, senz' onore, perfido,
In cui la fede è spenta,
A tradimento togliere
Osi la mia fedel?
Dov' è, dov' è la gloria
Di cui ti ammanti, o vile?
Dov' è tua forza eroica?
Rubasti una gentile,
Campion di gonne, tacito
Dal solitario ostel.
Or me la rendi e subito,
Ho meco le mie genti,
Al fin vedrem o Arabo,
Chi di noi due paventi.

Moro.

La mia pazienza è esausta,
È vano il tuo sperar!
No, se credessi perdere
Il regno e insiem la testa,
Non cederò la vergine;
La mia risposta è questa.

Osmano.

Se nel tuo sangue sordido
La spada mia lordar
Io non temessi, o Arabo,
A ledere mia gloria,
In breve spenta, credimi,
Sarebbe tua memoria,
T'avrei ridotto in cenere.
Infame traditor . . .

Moro.

Bando all' ingiurie futili
Fra i nostri scettri, Osmano,
Ogni confronto, credilo,
Sarebbe stolto, insano,
Ambo siam forti e liberi
Ed ambo imperator.

Osmano.

Lo scettro mio tu al debile
Tuo scettro vuoi far pari?
Oh! ben tu 'l sai ch' ei diedeti
Ferite e colpi amari;
Il mondo ei regge e valido
I vili sa punir.

Moro.

Io più non reggo, scostati!
Mori, traggiam la spada,
Convien, in or ch' esanime
Un di noi due qui cada.

Osmano.

Io rintuzzar magnamimo
Saprò cotanto ardir.

Schiava.

Osmano! deh non perdere
Tuoi giorni a me diletti;
Colla tua morte impavido
La morte mia tu affretti:
Ahi! se non cessi, immergere
Nel seno questo acciar
Vedrai tu me, che misera
Per te sol vivo e peno.

Moro.

Deh! va ti scosta, o vergine,
Vederti venir meno
Io non potrei, ne perderti,
Mia fide, mio sperar.

Schiava.

Allor mi rendi, o barbaro,
A lui che tanto io amo,
A lui mi rendi o uccidimi,
Altro da te non bramo;
La morte, o lui, che scegtiere
Altro il mio cor non sa.

Osmano.

All' armi orsù miei validi
E prodi cavaglieri.
Leviam da mano ignobile
La dea de miei pensieri,
Facciam sentire unanimi
Di guerra il nostro urrà.

Moro.

Ben volentieri accogliere
Io vo' la vostra sfida,
Se avversa o pur propizia
La sorte qui m' arrida.
(Assieme.)
Per lei che il core ancisemi
Tutto sfidar saprò.
(Innanzi la spagnoletta si avanza la schiava.)

Schiava.

Cessi la guerra inutile:
Al fine è il mio dolore,
Gara, che in sen mi lacera
Orribilmente il core.

Moro.

Finchè la mano valida
Io reggere potrò,
Non cederotti, o vergine,
Alma dell' alma mia.

Osmano.

Ben io saprò costringerti
Nella contesa ria
A cedermi la vergine
Che il core mi donò.

(Si battono ancora più forte.)

Osmano.

Perdesti alfin, o Arabo,
Nè ti salvò il valore:
Indarno pugna è sbracciasi
Chi pugna contro amore.

Moro.

Ecco quest' armi, prendile,
Prendi la schiava ancor,
Io te la rendo e impavido
Come sfidai la morte,
Attenderò pur misero
La fine di mia sorte,
Io son tuo schiavo, strappami
Dal sen questo mio core.

Osmano.

Tergi, mio ben, le lagrime,
Sorridi, mio tesoro,
Cadde al mio piede il perfido
E prepotente Moro:
Le tue catene a sciogliere
Io venni, e sciolte or son.

Schiava.

Che posso dirti, ahi misera,
Per tale e tanto affetto
Che posso far? deh. dimmelo,
Osmano mio diletto?

Osmano.

Sol un tuo bacio fervido
Mi sia di guiderdon.

Volksglaube der Rumänen in der Bukowina.

Von Demeter Dan, Straża.

(Schluss.)

629. Die Warzen kann man los werden, wenn dem damit Behafteten Jemand den Neumond ankündigt, er aber Wasser in den Mund nimmt und, ohne den Mond zu sehen oder zu sprechen, hinausgeht und dreimal aus dem Munde Wasser über die Warzen schüttet.

630. Man glaubt, dass Jener, der das Thiergespräch mitangehört oder den Himmel offen gesehen hat, nicht lange leben wird.

631. Die Küchen- und Hausschaben kann man los werden, wenn man dieselben am Freitage mit dem verkehrten Besen nimmt und über die Strasse wirft.

632. Um die Wanzen zu vertreiben, soll man im Hause mit Paprika einräuchern und dann die Wände mit mit Terpentin vermischtem Kalk weissen.

633. Will Jemand schnell Butter schlagen, so soll er dies an der Thürschwelle beginnen.

634. Jener, der einen leichten Schlaf hat, soll einen aufgeweckten Geist besitzen, der aber, welcher einen festen Schlaf hat, soll ein Trottel sein.

635. Es soll nicht gut sein, die sich hinziehende Pfefferminzpflanze im Garten zu dulden, ansonst werden die Mädchen jenes Hauses nicht gut gesehen sein und nicht bald heiraten.

636. Am heiligen Abend vor Weihnachten soll man Schnaps weder auf den Tisch geben noch trinken, weil er vom Teufel erfunden sein soll, denn ansonst zieht der Teufel den Schnapstrinkenden auf und sagt, dass sein Getränk vor allen Speisen Vorzug hat.

637. Die Mädchen pflegen niemals den Kopf mit Pfefferminzblüthen zu schmücken, denn die Zuwiderhandelnde würde den Abscheu aller Menschen auf sich laden.

638. Eine schwangere Frau soll nicht die Katze mit dem Fusse stossen, ansonst würde ihr Kind am Rücken Haare, die jucken, bekommen; dieses Jucken aber kann dadurch entfernt werden, wenn man diese Haare kreuzweise schneidet, während sich das Kind im Bade befindet.

639. Abends soll man nicht das Garn auf die Haspel haspeln, damit nicht etwa Streit im Hause entstehe.

640. Jene Kuh, welche ausser den vier gewöhnlichen Zitzen noch andere kleinere hat, soll eine gute Milchkuh sein.

641. Verkauft man ein Viehstück, so ist es gut, einige Haare aus dessen Stirn und Schweif zu zupfen, dieselben irgendwo aufzubewahren und zu sagen, dass man nur das Thier, nicht aber das Glück verkauft hat.

642. Hat Jemand Rheumatismus, so soll er auf der Hutweide einen Knochen auflesen und damit die kranke Körperstelle dreimal umkreisen und denselben dann wieder auf jene Stelle und in vorgefundener Lage zurücktragen, und dann wird er genesen.

643. Hat Jemand Scropheln am Halse, so soll er vor Sonnenaufgang, ohne etwas zu sprechen oder sich umzuschauen, zu einer Stelle hingehen, wo sich neun Maulwurfhaufen befinden und einen neuen Topf mit unangefangenem Wasser mitnehmen. Hier soll er aus jedem Erdhügel mit je einem Löffel dreimal Erde nehmen, in den Topf geben und dann nach Hause gehen und den Topf auf den Herd legen, worauf er mit dem Löffel daraus, ohne den Topf zu schütteln, Wasser nehmen und sich damit dreimal, und zwar vor Sonnenaufgang, vor der Mittagszeit und vor Sonnenuntergang waschen muss, worauf er gesund werden wird.

644. Ist Jemandes Zahnfleisch erkrankt, geräth es in Verwesung und riecht es übel, so soll man in einem luftdicht zugedeckten Topfe Thymian in Wasser abkochen und den daraus gewonnenen Absud möglichst heiss einige Male im Munde halten und das Zahnfleisch wird heilen.

645. Wenn bei Jemandem die Haut rings um die Fingernägel aufreisst, was die Benennung hat, dass der Teufel Linden schält, so soll man Asche und Mehl, welches am Herde, nachdem man Brot in den Ofen gegeben hat, ausgeschüttet wurde, sammeln und selbe mit der Kehrseite der Hand so in den Ofen werfen, dass die Nägelenden nach rückwärts zu stehen kommen, und dann wird die Heilung eintreten.

646. Die Krätze heilt man, wenn man sie mit einer Mischung von Schweinefetten, Quecksilber und im Feuer gebranntem und dann pulverisirtem Blaustein einreibt.

647. Leidet Jemand an Fussrheumatismus, so ist es gut, einen neuen Topf mit unangefangenem Wasser zu nehmen und darein neun Aepfelzweige zu geben und gut ausstehen zu lassen, worauf man sich mit jenem Wasser, ohne den Topf zu schütteln, die Füsse waschen soll, und die Schmerzen werden aufhören.

648. Hat bei Jemandem das Zahnfleisch des Oberkiefers an den Vorderzähnen die Form eines Zaunes, so heisst es, dass jener ein Lebemann ist.

649. Hat Jemand einen Verwandten oder ein Kind durch den Tod verloren und kann er denselben nicht vergessen, sich in einemfort grämend, so soll er eine Kandel mit der Oeffnung nach unten umdrehen und dann vom Aussenboden derselben Wasser trinken, worauf bei ihm Vergessenheit eintreten wird.

650. Wenn Jemand unter dem Fingernagel einen Abcess bekommen hat, so soll er darauf eine saure Gurke auflegen, und er wird verheilen.

651. Wenn Jemand an einem Finger einen Abcess bekommen hat, so soll er denselben in siedendes Wasser tauchen, worauf er heilen wird.

652. Hat Jemand Durchfall, so soll er geriebenen Quark mit süsser Milch trinken.

653. Ist Jemand taub geworden, so soll er die Geschlechtstheile eines männlichen Fuchses einige Zeit in den Ohren halten und sein Gehör wird wieder thätig sein.

654. Die Mädchen pflegen am Vorabend des heiligen Johannes (6. Juli) zum Zwecke der Zukunftserfahrung aus der gelben Kreuzwurz Kränze zu flechten und dieselben aufs Haus zu werfen; am zweiten Tage schaut jedes Mädchen ihren Kranz an und findet es darauf Schafhaare, so wird es an Schafen Glück haben, findet es aber daran Thierhaare, so wird es ihm mit der Viehzucht glücken, jenes Mädchen aber, das überhaupt kein Glück hat, findet auf ihrem Kranz Katzen- und Hundehaare vor.

655. Am Vorabend des heiligen Basilius gehen die Mädchen hinaus und zählen mit zugebundenen Augen neun Zaunpfähle; beim neunten Pflock lösen sie die Augenbinde und schauen denselben an, hat er eine neue Rinde auf sich, so glaubt man, dass der Zukünftige der Zählerin reich sein wird, ist er aber geschält, so wird der Zukünftige arm sein.

656. Der Bursch oder das Mädchen, das den ihm vom Schicksal Bestimmten sehen will, legt am Vorabend des neuen Jahres die Fussfetzen oder Strümpfe unter das Kopfpolster, worauf es den ihm Bestimmten in der Nacht im Traume sieht.

657. Will ein Mädchen erfahren, ob und wann es heiraten wird, so stellt es am Vorabend des heiligen Basilius einen Teller voll Wasser auf den Tisch und lässt von

oben eine kleine Münze in das Wasser herab, springt nun diese aus dem Teller heraus, so ist es ein Zeichen, dass es in jenem Jahre heiraten wird, fällt die Münze aber erst beim zweiten Fall aus dem Teller, so wird die Hochzeit erst im zweiten Jahre stattfinden etc.

658. Befindet sich in irgend einem Garten die Tollkirsche, so darf dieselbe nicht ausgegraben werden, denn ansonst würde unstreitig das Hausmädchen oder die Hausfrau sterben.

659. Ein Mädchen, welches das gesuchteste am Tanzboden sein will, nimmt die Eisenhut genannte Blume, macht drei Kniebeugungen, küsst dieselbe und sagt: „Geehrte Blume Eisenhut aus der rechten Hand, alle zurück, ich in erster Reihe!"

660. Manche Mädchen, die ein gewisses Mädchen wegen ihres Tanzens beneiden, nehmen Erde aus der rechten Spur und vom Schatten jenes Mädchens und vergraben dieselbe hinter der Thür und glauben, dass fortan jenes Mädchen von den Burschen unbeachtet bleiben wird.

661. Nimmt ein Mädchen eine Blume vom Kopfe eines zweiten Mädchens, so sagt man, dass das erstere vom zweiten die Ehre und das Glück wegnimmt.

662. Wenn man irgend eine Sache von Neuvermählten nimmt, so soll man ihnen das Glück wegnehmen.

663. Es ist nicht gut auf einem Polster zu schlafen, auf welchem ein Todter gelegen ist, denn sonst würde man den Todten träumen.

664. Stirbt Jemand, so wird dessen Länge mit einem Faden gemessen, damit sein Glück im Hause zurückbleibe.

665. Diebe pflegen Todtenzähne oder Finger mitzuführen, damit sie Niemand angebe, so wie der Todte.

666. Die Diebe pflegen, wenn sie vor Gericht erscheinen, mit dem Fussabsatz dreimal auf die Thürschwelle aufzutreten, dass, so wie die Schwelle stumm ist, auch ihr schlechter Leumund verstumme und sie straffrei herauskommen.

667. Wenn die Brautleute von der Trauung zurückkehren, so schüttet man vor denselben auf den Weg volle Wasserkannen, damit es ihnen im Leben immer gut ergehen soll.

668. Wenn die Brautleute zur Trauung aufgebrochen sind, aber die Trauringe zu Hause vergessen haben, so wird dies für ein schlechtes Vorzeichen gehalten und geglaubt, dass dieselben im Leben unglücklich sein werden oder eines von ihnen bald sterben wird.

669. Um viel Honig von seinen Bienen zu haben, soll man sie am Mariä-Verkündigungstage durch einen Wolfshals heraustreten lassen, was sie so bösartig macht, dass sie die Nachbarbienen tödten und ihren Honig wegstehlen.

670. Man glaubt, dass Jener, der sich ein Stricktheil verschafft, womit sich Jemand erhenkt hat, falls er Viehhändler ist und viele Kaufleute hat, seine Waare gut an den Mann bringt.

671. Nach der Beerdigung eines Menschen gehen dessen Verwandten an drei Abenden auf den Friedhof und räuchern sein Grab mit Weihrauch ein, damit dessen Seele aus dem Kampfe mit dem Teufel siegreich herauskomme, was dazu beiträgt, denn der Teufel flieht den Weihrauch.

672. Bevor der Pflug im Frühjahre zum Ackern hinauszieht, pflegt man denselben dreimal mit Weihrauch, Basilienkraut und geweihtem Wasser, womit man denselben und die Zugthiere besprengt, zu umkreisen, damit die Zugthiere nicht beschrien werden.

673. Kommen im Winter keine Verwehungen vor, so wird die Frucht im nächsten Jahre nur spärlich gedeihen.

674. Um die Kühe viel Milch gebend zu machen, nimmt man am Freitag Abends Kleie, legt dieselbe in einen kleinen Trog und stellt dann denselben unter die Dachtraufe, wo er bis Samstag Früh vor Sonnenaufgang zu verbleiben hat, worauf man der Kleie noch Schwefel beimischt und dann den Kühen zum Fressen vorlegt.

675. Gibt man Jemandem eine Nadel, so ist es gut, dieselbe mit Zwirn eingefädelt zu geben, damit, falls dessen Seele einmal in der Hölle sein sollte, sie an diesem Zwirn herausgezogen werde.



III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Verein für Egerländer Volkskunde in Eger. *Jahresversammlung vom 20. Jänner 1902.* Dem vom Vorsitzenden des Vereines Herrn *Alois John* erstatteten *Thätigkeitsbericht für 1901* ist Folgendes zu entnehmen. Versammlungen fanden 11 statt, darunter 4 Vortragsabende, wobei einer in Verbindung mit einem Volksliederabend. Vorträge hielten *Med. Dr. Müller:* Ueber Egerländer Herde und Herdgeräthe, über neuere Erklärungen Egerländer Ortsnamen; *Alois John:* Ueber das städtische Museum in Eger (siehe diese Zeitschrift 1901, S. 186) und über den (bei Calve, Prag) erschienenen Neudruck des Sebastian Grüner'schen Manuscriptes. Ueber die Sitten und Bräuche der Egerländer (1825 für Goethe niedergeschrieben), herausgegeben von Alois John (in Professor Hauffen's „Beiträgen zur deutschböhmischen Volkskunde" IV. Bd., Heft 1). Die Zeitschrift „Unser Egerland" erschien im 5. Jahrgang mit einer Reihe beachtenswerther Aufsätze und einer Beilage: „Mittheilungen aus dem städtischen Museum in Eger". Das Register über den Inhalt sämmtlicher fünf Jahrgänge zeigt, dass jedes Gebiet der Volkskunde berührt wurde. Die Bücherei beträgt 244 Bände und 56 Separatabdrücke, zusammen 300 Stück, die Tauschschriften 37 Stück, die Sammlung volkskundlicher Gegenstände 25 Stück, die Zahl der Mitglieder 550. Von Vereinsschriften erschien ein zweites Heft „Egerländer Volkslieder"; die „Egerländer Stube" im Germanischen Museum in Nürnberg ist seiner Vollendung nahe. Die übrigen Berichte über die Cassa, über die photographische Section des Vereines (Fertigstellung eines Albums von circa 100 Ansichten Egerländer Dörfer, Höfe, Burgen, Kirchen, Landschaften) und die kunstgeschichtliche Section lauten ebenfalls günstig. Hierauf wird die bisherige Vereinsleitung wiedergewählt.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

1. Inschriften und Aufschriften im Lande ob der Enns. Gesammelt und mitgetheilt von *Dr. Krackowizer,* Landesarchivar. Linz a. D. Druck und Verlag von E. Mareis. 1901.

Das Büchlein enthält eine Anzahl Inschriften und Aufschriften, die der Verfasser im Lande Oberösterreich auf Häusern, Glocken, Waffen, Geräthschaften, wie Messern, Löffeln, Trinkgefässen, Krügen, ferner auf Buchdeckeln, Schützenscheiben, Schildern, Tischplatten und endlich auf Grabdenkmälern gefunden hat und der Veröffentlichung werth hielt. Manche davon sind schon an anderen Orten publicirt, manche auch ziemlich unbedeutend, trotzdem ist auch dieser Baustein für die volkskundliche Wissenschaft ein willkommener. *J. Thirring.*

2. Festschrift anlässlich des Fahnenschwingens der Fleischerzunft in Eger am 3. September 1901. Zusammengestellt von *Alois John,* Eger. Im Selbstverlag.

Es ist ein unstreitbares Verdienst der volkskundlichen Bestrebungen, die allerorts rege werden, dass alte volksthümliche Gebräuche, die schon fast in Vergessenheit gerathen waren, wieder aufgenommen und dem Volksleben erhalten werden. Auch das Fahnenschwingen der Fleischerzunft in Eger war der Bevölkerung dieser Stadt fast ganz aus dem Gedächtniss entschwunden, denn im vergangenen Jahrhundert wurde es nur noch 1832 und 1866 ausgeübt und erst 1886 dem Inventar alter Volksbräuche wieder für fernere Zeiten einverleibt. Seit diesem Jahre findet diese Feier nun wieder regelmässig alle fünf Jahre am Faschingdienstag statt, nur voriges Jahr wurde, um auch auswärtigen Berufsgenossen die Theilnahme an dem Feste eher zu ermöglichen, dieses auf den September festgesetzt.



Die Festschrift enthält ausser einigen auf das Fest bezughabenden Gelegenheitsgedichten von Carl Iro, Josef Riedl, Theodor Hutter und Alois John drei Artikel von volkskundlichem Interesse.

Erstens „Geschichtliches über das Fahnenschwingen der Egerer Metzgerzunft“ von Dr. Carl Siegl. Nach den übereinstimmenden Angaben der alten Chroniken reicht diese Uebung bis in das Jahr 1412 zurück. Die Egerer haben nämlich in diesem Jahre die Burgen der seinerzeit gefürchtetsten Raubritter, der Gebrüder Raitenbach auf Gresleins (Graslitz) und der Gebrüder Forster auf Neuhaus, eingenommen und zerstört. Bei der Eroberung dieser Burgen haben sich nun nach den Ueberlieferungen der Chronisten die Egerer Metzger und Tuchknappen besonders hervorgethan. Beim Sturm erbaten sie sich den Vortritt, erstiegen unter Trompetenschall thatsächlich als Erste die feindlichen Zinnen und brachten als Siegestrophäe die „Sonne von Neuhaus“, welche die Thurmspitze dieser Burg zierte, mit nach Eger. Sie wird noch jetzt im dortigen Museum verwahrt. Als Auszeichnung für diese mannhaften Thaten verlieh nun der Egerer Rath den Metzgern und Tuchmachern das Ehrenprivileg: alle Jahre in der Fastnacht die Zunftfahne vor das Haus des Zunftmeisters zu hängen, sie mit dem rothen Feldzeichen zieren und hernach unter „Drumpetenschall“ neunmal schwingen zu dürfen.

Der zweite Artikel von Alois John schildert das Fahnenschwingen in Eger am 18. Februar 1896, endlich der dritte von Josef Riedl gibt den geschichtlichen Ursprung eines anderen Egerer Volksbrauches, nämlich des „Kirchganges der Egerer Metzger am Jahrestage“. *J. Thirring.*

3. Sebastian Grüner: *Ueber die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer,* 1825 für J. W. v. Goethe niedergeschrieben. Herausgegeben von *Alois John.* Mit 8 farbigen Bildertafeln. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Band IV, Heft 1.) Prag, Calve'sche Hofbuchhandlung, 1901.

Das lange verschollen gewesene Manuscript des Rathes S. Grüner, welches über Anregung Goethe's 1820 ausgearbeitet worden war und diesem vorgelegen hatte, ist von dem jetzigen Herausgeber in verdienstlicher Weise wieder ans Licht gebracht und in der oben angezeigten schönen Ausgabe der Oeffentlichkeit zugeführt worden. Goethe, der sich von seinen Karlsbader Aufenthalten her lebhaft für Sitten, Gebräuche und Trachten der Egerländer interessirte, regte den Rath Grüner zur Abfassung dieser Schrift an, welche allerdings in manchen Punkten veraltet — so namentlich in den Ausführungen über die ältesten Bewohner des Egerlandes und einen hypothetischen slawischen Bevölkerungstheil, die Sorben — doch in den eigentlich volkskundlichen Theilen treue und liebevolle Beobachtung verräth. So sind uns noch heute die Schilderungen der Gebräuche, der volksthümlichen Rechtspflege, die Liedersammlung und insbesonders die genaue Beschreibung der Tracht von Werth und geben der Egerländer Volkskunde eine neidenswerthe Basis. Von besonderem Reiz sind die dem Werkchen beigefügten originalen Bildertafeln *Grüner's* mit Darstellungen von Hochzeit, Tanz, Taufschmaus, Leichenbegängniss und Trachten des Egerlandes. Dem Herausgeber *Alois John* wie der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen in Prag, welche die Ausgabe ermöglichte, gebührt voller Dank und herzliche Anerkennung. *Dr. M. Haberlandt.*

4. Dr. Rudolf Meringer: *Die Stellung des bosnischen Hauses und Etymologien zum Hausrath.* Mit 62 Textfiguren. (Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Classe. Band CXLIV.) In Commission bei Carl Gerold's Sohn. Wien 1901.

Als Bericht über eine im Auftrag der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien 1898 unternommene Reise erscheint diese aus gar verschiedenartigen Theilen zusammengesetzte Abhandlung, welche im Wesentlichen auf eine Ergänzung und schärfere Formulirung der in den „Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina“, Bd. VII, S. 247—290 erschienenen Abhandlung desselben Verfassers über das bosnische Haus hinausläuft. Das gesammte bosnische Haus wird jetzt von *R. Meringer* als ein Zweifeuerhaus bezeichnet, womit der von G. Bancalari „Flurhallenhaus“ benannte Typus

verstanden wird. Nach Erledigung einer Reihe von Vorfragen, wobei sich der Verfasser mit G. Bancalari und J. R. Bünker über die Terminologie einiger alterthümlicher Hausformen des Alpengebietes und des Széklerbodens auseinandersetzt und auch nordböhmische Hausformen heranzieht, erhalten wir den Reisebericht, welcher von den Untersuchungen Meringer's in Croatien, Slavonien und Dalmatien handelt, die sich aber nicht bloss auf die Haustypen, sondern auch auf verschiedene andere Erscheinungen des volksthümlichen Lebens beziehen. Hauptresultat: „Das bosnische Haus dürfte wohl seinem Haupttypus nach aus Croatien stammen, hat aber noch im Lande eine eigene Entwicklung durchgemacht, so dass es noch immer einen individuellen Habitus hat.“ Nähere Ausführungen hierüber erhalten wir noch in dem dritten Abschnitt: „Die croatischen Verwandten des bosnischen Hauses.“ Excursartig sind die Ausführungen über bosnische Grabsteine und über das Geräthe der bosnischen Stube. In den Etymologien zum Hausrath endlich wird das ganze linguistische Material über Brett, Diele, Tisch, Stuhl, Bank, Bett ausgebreitet und analysirt. Allgemeines Resultat: „Meine Bauernhausforschungen haben es mir nahegelegt, anzunehmen, dass auch in unserer Stube einst das ganze häusliche Leben sich auf dem Boden oder nicht hoch über ihm abspielte. Der kaum 20 *cm* hohe Herd in der Küche, den man noch so häufig antrifft, wies den Weg für solche Gedanken. Die Etymologien scheinen diesen Gedankengang wenigstens für Urzeiten zu erweisen.“

Dr. M. Haberlandt.

5. Oberschefflenzer Volkslieder und volksthümliche Gesänge, gesammelt von *Augusta Bender*. Niederschrift der Weisen von Dr. J. Pommer. Mit Unterstützung Sr. königl. Hoheit des Grossherzogs Friedrich von Baden herausgegeben von dem Deutschen Volksgesangverein in Wien. Verlag von G. Pillmeyer. Karlsruhe 1902.

Frau Augusta Bender hat sich die eigenartige Aufgabe gestellt, alle Lieder ihres Heimatsortes Oberschefflenz, die während des letzten Jahrhunderts dort gesungen wurden, zu sammeln und hat diese Aufgabe mit feinem Tact und unermüdlichem, dankenswerthem Fleisse gelöst. Sie vermied alle Volkslieder oder volksthümlichen Lieder, die sie auswärts fand, doch sind natürlich in die Sammlung zahlreiche Lieder aufgenommen, die nicht nur in Oberschefflenz gesungen werden, sondern ein Besitz des gesammten deutschen Volkes geworden sind. Die Zahl derselben ist wahrscheinlich sogar grösser als die Zahl derjenigen, die nur in dem kleinen Neckargebiete bekanntgeworden sind; doch soll dies selbstverständlich kein Vorwurf sein, denn gerade diese Lieder werden oft durch textliche Verschiedenheiten oder unähnliche Melodien für den Forscher werthvoll. Mit Ausnahme von 25 Liedern, die von der Verfasserin selbst als „nur volksthümliche Lieder“ bezeichnet wurden, und noch einigen wenigen, die Prof. Pommer's Kennerblick zu den Pseudovolksliedern verwies, sind es durchwegs echte Volksgesänge, die in ihrer naiven Frische und Ursprünglichkeit Duft von Wald und Wiesen zu uns in die Stube bringen, mitunter auch gesunden, herben Erdgeruch verbreiten. Der Verlockung gegenüber, Proben daraus zu geben, möchte ich lieber standhaft bleiben. Freunde wahrer Volkspoesie mögen sich diesen Genuss an der Quelle selbst verschaffen, und ich hoffe, sie werden mir dafür dankbar sein.

Doch nicht nur der Feinschmecker, auch der wissenschaftliche Forscher wird auf seine Kosten kommen. Zahlreiche Anmerkungen über die Art des Vortrages, über die Zeit und den Ort, wo die Lieder gesungen wurden, sowie Vergleichungen mit ähnlichen Liedern oder Weisen heben den Werth dieses Büchleins in volkskundlicher Beziehung sehr.

Ein alphabetisches Inhaltsverzeichniss, das die Anfänge *aller* Gesätze, nicht nur der ersten enthält, erleichtert das Aufsuchen einzelner Lieder bedeutend. Dem Inhalte nach sind die Lieder folgendermassen geordnet: 1. Getreue Liebe, 2. Ungetreue Liebe, 3. Scheiden und Meiden, 4. Unterschiedliche Liebesgeschicke, 5. Jägerlieder, 6. Soldatenlieder, 7. Historische Lieder, 8. Vermischte Lieder oder Scherz und Ernst, 9. Volksthümliche Lieder (Pseudovolkslieder), 10. Bruchstücke, 11. Tanzliedchen. Zusammen 192 Lieder. Hieran schliesen sich noch zwei besondere Gruppen von Liedern, die gewissermassen einen Anhang bilden, nämlich 131 sogenannte „Stumpeliedli“, meist vierzeilig, den Schnadahüpfeln unserer Alpenländer stammverwandt, und zum Schluss noch 120 Liedchen

und Sprüche für grössere und kleinere Kinder, kurz Kinderreime. Folkloristen, die gerade diesem primitivsten Bethätigen des poetischen Volksgeistes ihre Kraft widmen, wird diese Zugabe gewiss sehr erwünscht sein, denn sie regt unwillkürlich zum Vergleichen an. Bei ganz flüchtigem Durchlesen dieser neckischen Kinderreime fand ich so manchen, der sich auch in der Sammlung „Heanzischer Kinderreime“ von J. R. Bünker in Oedenburg vorfindet, wenngleich in ganz anderem Dialect. Bei so weit voneinander entfernt liegenden Gebieten lässt dieser Umstand sicher auf ein sehr hohes Alter dieser Reime schliessen. Vielleicht unterzieht sich die Verfasserin einmal der sehr dankenswerthen Aufgabe, diese Sammlung von Kinderreimen aus der Oberschefflenzer Gegend zu vervollständigen und besonders herauszugeben. *J. Thirring.*

6. Troels Lund: *Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten.* Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. 1901. 233 S.

In 21 Capiteln werden in diesem Büchlein die volksmedicinischen Anschauungen über Gesundheit und Krankheit, wie sie sich seit den Tagen des Alterthums — vielfach unter dem Einflusse orientalischer (jüdisch-arabischer) Vorstellungen — entwickelt haben, dargestellt, wobei namentlich der Norden Europas, die Heimat des Verfassers, berücksichtigt ist. Wesentlich Neues bringt das Büchlein nicht, doch wird immerhin unsere Kenntniss des Gegenstandes durch Beibringung nicht leicht zugänglicher Daten aus scandinavischen Quellen bereichert. *Dr. M. Haberlandt.*

7. Moriz Heyne: *Das Deutsche Nahrungswesen* von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. Mit 75 Abbildungen im Text. Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1901. 408 S.

Wie in dieser Zeitschrift Bd. V, S. 238 mitgetheilt wurde, hat der Leipziger Germanist *Moriz Heyne* in umfassender Weise, zunächst auf linguistischer Basis, aber mit Zuziehung aller historischen Quellen die *deutschen Hausalterthümer* darzustellen unternommen. Der erste Band handelte *vom deutschen Wohnwesen.* Der vorliegende zweite Band stellt, nach denselben Grundsätzen wie der erste bearbeitet, das *deutsche Nahrungswesen* dar. Der reiche Inhalt gliedert sich in zwei Abschnitte, deren *erstem* die Erzeugung der Nahrung, die Nährgewerbe, deren *zweitem* die Bereitung, die Technologie des Nahrungswesens, zufällt. Im ersten Abschnitte finden in acht Paragraphen das Ackerland; Bestellung; Säen und Ernten, Hausland und Garten; Weinbau; Wiese und Wald; Viehzucht, Bienen; Hund und Katze; Jagd und Fischfang ihre Behandlung. Der zweite, technologische Abschnitt beschäftigt sich mit: Mahlen und Backen; Fleischverwerthung, Eiern; Milchwirthschaft; Pflanzenkost; gegohrenen Getränken. Wie im ersten Band ist die Darstellung und Behandlung für die altgermanische Zeit am breitesten und verengt sich bei Darlegung der Verhältnisse des späteren Mittelalters. Ein reicher Bilderschmuck, der theilweise gänzlich Neues bringt, unterstützt die Ausführungen des Textes. So wenig als die deutsche Hausforschung in irgend einer Frage an Heyne's „Deutschem Wohnungswesen“ in Zukunft vorübergehen kann, ebenso wird jede Arbeit über das deutsche Nahrungswesen künftig auf diesem gründlichen und inhaltsreichen Werke zu fussen haben.

Dr. M. Haberlandt.

8. Robert Petsch: *Formelhafte Schlüsse in Volksmärchen.* Berlin. Weidman'sche Buchhandlung. Die vergleichende Märchenforschung, seit Th. Benfey's grundlegenden Untersuchungen vielfach angebaut und gefördert, hat sich vor Allem mit den *Märchenstoffen* beschäftigt; für die *Form* des Märchens, seine formellen Typen ist das wissenschaftliche Interesse erst in der letzten Zeit erwacht. Einen hübschen, von Gustav Chavannes und B. Schmidt angeregten Beitrag zur Typologie des Märchens liefert nun *Robert Petsch* in den oben angezeigten Untersuchungen über die formelhaften Schlüsse im Volksmärchen. Er unterscheidet folgende Typen: 1. Der nackte Schluss; die Handlung wird einfach zu Ende geführt, der Held belohnt, der Böse bestraft, die Wirkung auf die Nebenpersonen geschildert. 2. Der fortführende Schluss: an den Abschluss der Handlung schliesst sich ein Blick in die Zukunft des Helden, beziehungsweise der Nebenpersonen.

3. Der zusammenfassende Schluss und der Hauptinhalt des Märchens, oft mit Hinzufügung einer Moral, wird in einem Schlusssatze recapitulirt. 4. Die Abschlussformeln: äusserliche Ankündigung, dass das Märchen zu Ende sei. 5. Die persönlichen Schlüsse.

Dr. M. Haberlandt.

9. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und Herzegowina. Herausgegeben vom bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum in Sarajewo. Redigirt von *Dr. Moriz Hoernes. Achter Band.* Mit 19 Tafeln und 271 Abbildungen im Text. Wien 1901. In Commission bei Alfred Hölder.

Der vor Kurzem erschienene achte Band dieser für die Volkskunde des Occupationsgebietes so wichtigen Publicationsreihe bringt abermals mehrere belangreiche Arbeiten zur Volkskunde der Bosniaken und Herzegoveen, wie des angrenzenden Dalmatien bei. Der Primarius des Landesspitals zu Sarajewo *Dr. Josef Preindlsberger* berichtet über volksthümliche Staar- und Steinschneider in Bosnien, deren ärztliche aus dem 16. Jahrhundert und den Praktiken des Orients stammende Kunst bis in die letzte Zeit vom bosnischen Volke in Anspruch genommen worden ist. Für den fatalistischen Geist der unwissenden Bevölkerung sprechen die ungünstigen Heilerfolge dieser verhängnissvollen Curpfuscher. — Von *Dr. Oscar v. Hovorka* erhalten wir eine sehr eingehende Mittheilung über die „Volksmedicin auf der Halbinsel Sabbioncello in Dalmatien", über welche der Verfasser als langjähriger Gemeindearzt von Janjina die beste Gelegenheit gefunden hat, eingehende Studien zu machen. Besonders ist das Capitel: „Abergläubische Volksmittel" für uns von Interesse. *Emilian Lilek* bringt wieder eine ganze Blüthenlese werthvoller ethnographischer Mittheilungen, aus welchen die Notizen über Vampyrismus, Regenzauber sowie die eigenthümlichen Festformen des Čarojice, Vučari und Vješalice sowie das Vater-, Mutter- und Kinderfest hervorgehoben werden mögen. „Die Hochzeitsgebräuche in Lastva" (Bocche di Cattaro) von einem Anonymus ausführlich und anschaulich geschildert, ergänzen das in den „Wissenschaftlichen Mittheilungen" über die südslawischen Hochzeitsformen bereits beigebrachte reichliche Material (vergl. l. c. Bd. VI, S. 633), insbesonders durch freigebige Mittheilung der in den verschiedenen Stadien der Hochzeitsfeier üblichen Lieder.

Dr. M. Haberlandt.

10. Dr. Otto Lauffer: *Herd und Herdgeräthe* in den Nürnbergischen Küchen der Vorzeit. Sonderabdruck aus den Mittheilungen des germanischen Nationalmuseums. 1900.

Obwohl sich diese gehaltvollen Untersuchungen geographisch und sachlich ausserhalb des eigentlichen Forschungsgebietes dieser Zeitschrift befinden, sei hier dennoch kurz auf dieselben verwiesen, zunächst weil sie ein gutes Muster der Behandlung solcher Dinge gewähren, sodann weil die Kücheneinrichtungen unseres deutsch-österreichischen volksmässigen Hauses auf das Engste mit der Nürnberger übereinkommt. *Dr. Lauffer* bespricht die Einrichtung des *Herdes,* wobei insbesonders das Problem des „wihelsteins" (einer Vorstufe des Feuerrostes) ausführliche Untersuchung erfährt, mit *Rauchmantel, Schlot* und *Ofenrohr,* sodann auch die Gluthpfannen. Von den *Herdgeräthen* erfahren Feuerhaken, Ofengabel, Kesselringe, Feuerbock, Dreifuss, Pfannknecht und Pfannholz Kesselhaken, Rost, Bratspiess und Drehmaschinen dieselbe ausführliche Behandlung. Ich gedenke demnächst das reiche einschlägige Material des Museums für österreichische Volkskunde im Anschluss an die bisherigen Arbeiten über diesen Gegenstand, an welchen besonders auch *Rudolf Meringer* grossen Antheil hat, zu veröffentlichen.

Dr. M. Haberlandt.

Schluss der Redaction: 15. März 1902.

V. Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

Jahresbericht für 1901

Erstattet vom **Präsidenten Grafen J. Harrach.**

Indem ich den nachfolgenden Bericht über die Thätigkeit des Vereines für österreichische Volkskunde im abgelaufenen siebenten Vereinsjahre der Oeffentlichkeit übergebe, erfülle ich nur eine Pflicht warmempfundener Dankbarkeit, wenn ich an erster Stelle der grossen und unvergesslichen Verdienste gedenke, welche sich mein Vorgänger im Präsidium unserer Gesellschaft, Se. Excellenz Herr Baron *Dr. J. A. v. Helfert*, während seiner sechsjährigen aufopfernden und erfolgreichen Präsidentschaft um unseren Verein und seine patriotischen Aufgaben erworben hat. Mit grösstem Bedauern sahen wir Alle Seine Excellenz von der Leitung der Geschäfte scheiden, und es war uns eine freudige Genugthuung, dass Herr Baron *v. Helfert* durch Annahme des ihm in dankbarer Würdigung seiner hohen Verdienste angebotenen *Ehrenpräsidiums* seine Verbindung mit unserem Vereine aufrecht erhält und seinen weisen Rath demselben nach wie vor zuzuwenden die Güte hat.

Die Vereinsthätigkeit erstreckte sich auch im abgelaufenen Jahre hauptsächlich auf die weitere gedeihliche Ausgestaltung unserer Hauptschöpfung, des *Museums für österreichische Volkskunde* und die Herausgabe unseres wissenschaftlichen Organs, der *Zeitschrift für österreichische Volkskunde*. Aus dem unten folgenden Bericht des Museumsdirectors *Dr. M. Haberlandt* geht neuerlich, wie in den Vorjahren, die erfreuliche Thatsache einer gedeihlichen Fortentwicklung dieses Instituts hervor, welches eine empfindliche Lücke in den reichen wissenschaftlichen Sammlungen Wiens auszufüllen berufen ist. Immer dringender wird durch das Anwachsen unserer Sammlungen dabei die Raumfrage, der Ruf nach grösseren, ausreichenden Räumlichkeiten, die Hoffnung auf ein eigenes Heim, welches in der Reichshauptstadt ein würdiges Gemälde der nationalen Eigenart unserer österreichischen Völkerstämme zu entfalten gestatten würde. Die Vereinsleitung hat eine mit einer Denkschrift unterstützte *Petition an das hohe Abgeordnetenhaus* gerichtet, welche auf eine vermehrte staatliche Förderung unserer diesbezüglichen Bestrebungen hinzielt, und ich darf mit Genugthuung feststellen, dass in den Berathungen des hohen Budgetausschusses bei der Verhandlung über unsere Petition von verschiedenen Mitgliedern des hohen Hauses, namentlich von Sr. Excellenz Grafen *C. Stürgkh* und Sr. Excellenz dem Herrn Minister für Cultus und Unterricht *Dr. Wilh. Ritter v. Hartel* in höchst anerkennender Art über unsere wissenschaftlichen Be-

strebungen gesprochen und eine vermehrte staatliche Förderung unseres Museums in bestimmte Aussicht gestellt worden ist. Einer solchen Förderung seitens der hohen Unterrichtsverwaltung durch die Uebernahme des Museums für österreichische Volkskunde in die staatliche Verwaltung darf sich die Vereinsleitung mit um so festerer Zuversicht versehen, als in der anderen Reichshälfte seitens der ungarischen Regierung die Begründung einer staatlichen Pflegestätte für die vaterländische Ethnographie bereits seit mehreren Jahren verfügt und durch Beistellung eines eigenen Hauses sowie eines entsprechenden wissenschaftlichen Beamtenstabes mit reichen Mitteln verwirklicht ist.

Von der *Zeitschrift für österreichische Volkskunde* liegt der VII. Jahrgang abgeschlossen vor, in welchem wieder werthvolle Beiträge und Nachrichten über die verschiedensten Völkerstämme des Reiches mit strengster Unparteilichkeit zusammengefasst erscheinen. Es ist sehr zu wünschen, dass die Mittel unseres Vereines es baldigst gestatten, die werthvollen *Sammlungen literarischer Art* auf dem Gebiete des *Volksschauspieles* sowie in gewissen Zweigen der Volksdichtung — namentlich der *Grabsprüche* — wie sie sich beim Redacteur unserer Zeitschrift *Dr. M. Haberlandt* angesammelt haben, der Oeffentlichkeit übergeben zu können. Auch eine grössere Zahl werthvoller *Beiträge zur österreichischen Hausforschung*, welche Herrn Dr. Haberlandt zur Verfügung gestellt worden und im Rahmen unserer Zeitschrift nicht unterzubringen sind, harren der Publication. Endlich erheischt das reiche und zum Theil noch unbekannte Sammlungsmaterial des Museums für österreichische Volkskunde stets gebieterischer ein *Publicationsorgan*, welches ermöglichen würde, gewisse werthvolle Serien der Sammlung, wie die bäuerlichen Majoliken aus den Alpenländern oder aus Mähren, die Krippensammlung, die Holzschnitzereien, die südslawischen Spinnrocken, die Collectionen von Ostereiern, die alpinen und czechoslawischen Stickereien, die Perlenarbeiten aus der Bukowina, die Beleuchtungsgeräthschaften u. s. w. in einem fortlaufenden Tafelwerke, entsprechend bearbeitet, vorzuführen. Auch in dieser Hinsicht müsste die staatliche Förderung baldigst eingreifen, sollen die vollen Erfolge unserer Sammelthätigkeit der Wissenschaft gesichert werden können.

Die Mittel zu unserer Thätigkeit gewährten nebst den regelmässigen Beiträgen unserer Mitglieder die *Subventionen* und *Spenden*, unter welchen ich die zum ersten Male in der Höhe von 6000 Kronen gewährte Subvention des hohen k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht mit geziemendem Danke hervorhebe. Die neuerliche Bewilligung einer Subvention von 1200 Kronen seitens des löblichen Gemeinderathes der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien erfüllt uns mit lebhafter Befriedigung. Mit wärmstem Dank verzeichne ich die Subventionen des hohen niederösterreichischen Landtages, der Ersten österreichischen Sparcassa sowie der hohen k. k. niederösterreichischen

Statthalterei mit je 200 Kronen sowie des Beitrages von 800 Kronen, welchen wir, wie schon seit mehreren Jahren, der hochlöblichen niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer verdanken.

An Spenden erhielten wir mit unterthänigstem Dank die Widmung von 100 Kronen seitens des hohen Protectors Sr. k. u. k. Hoheit Erzherzog *Ludwig Victor*. Ferner bewilligte Se. Durchlaucht der regierende Fürst *Johann von und zu Liechtenstein* 300 Kronen, 100 Kronen liefen von Herrn Baron *Albert Rothschild* ein.

Der Vereinsausschuss hatte im Berichtsjahre zu unserem grössten Bedauern einige schmerzliche Verluste zu beklagen. Se. Excellenz Graf *Franz Coronini-Cronberg* in Görz sowie kaiserlicher Rath *Dr. S. Jenny* in Hard bei Bregenz schieden durch den Tod aus unserer Mitte. Wir bewahren ihnen ein ehrenvolles und dankbares Andenken. Durch Cooptirung traten eine grössere Zahl höchst willkommener und erprobter Mitarbeiter an unsere Seite. Es sind dies die Herren: *Prof. Dr. Amoroso* in Parenzo, Director *Dr. E. Braun* in Troppau, *F. Bulić* in Spalato, *Prof. Dr. A. Kalina* in Lemberg, *Dr. M. Murko* in Wien, *Dr. Milan Ritter v. Rešetar* in Wien, Director *J. Šubić* in Laibach, Hofrath *Dr. Franz Šuklјé* in Rudolfswerth, *Prof. V. Szuchiewicz* in Lemberg, Hofrath *A. Ritter v. Vuković* in Makarska.

Mit Befriedigung darf ich in diesem Zusammenhange noch anführen, dass durch die von *Allerhöchstseiner Majestät dem Kaiser* verliehenen huldvollen Auszeichnungen an unseren Herrn Schriftführer *Dr. M. Haberlandt* und Herrn Cassier *Fr. X. Grössl* dem Vereine selbst eine Allerhöchste Anerkennung seiner Bestrebungen in ehrendster Art zutheil geworden ist. Unsere Functionäre werden hierin, sofern es überhaupt noch dessen bedurfte, einen neuen Ansporn erblicken, in der eifrigen Wahrnehmung der Vereinsinteressen mit unermüdetem Eifer fortzufahren.

Zum Schluss erfülle ich eine Pflicht tiefempfundener Dankbarkeit, indem ich Sr. k. u. k. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog *Ludwig Victor* den unterthänigsten Dank für Höchstseine Huld und Fürsorge ausspreche und auch den übrigen Gönnern, Freunden und Mitarbeitern beim Beginn des neuen Vereinsjahres unseren wärmsten Dank und die Bitte ans Herz lege, nach wie vor für die schönen und patriotischen Aufgaben unserer Vereinigung wirken zu wollen.

Bericht über das Verwaltungsjahr 1901 des Museums für österreichische Volkskunde.

Erstattet vom **Director Dr. M. Haberlandt.**

Das fünfte Jahr des Bestandes unseres Museums findet dasselbe auf einer Stufe der Entwicklung, welche in Anbetracht unserer Arbeitsverhältnisse und Mittel selbst hochgespannten Anforderungen zu entsprechen vermag. Das Museum gewährt nunmehr ein Gesammtgemälde der österreichischen Hausculturen, welches allerdings der näheren Ausführung in zahlreichen Partien noch gar sehr bedarf, aber für vergleichende volkskundliche Forschungen bereits sehr werthvolles und reichhaltiges Material darbietet.

Wenn im Vorjahre 1900 die völlige Neuaufstellung der Sammlungen unseres Museums einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte seiner Entwicklung gebildet hatte, so war es unserer Thätigkeit im Berichtsjahre vorbehalten, das vorjährige Werk in sehr wesentlicher Art zu *bereichern,* zu ergänzen und durch die Herausgabe des *neuen Führers* zu vervollständigen.

Ein sehr erfreulicher Zuwachs unserer Sammlungen, durch eigene Erwerbungen und leihweise Zuwendung fremder Collectionen zustande gekommen, setzte uns in die Lage, manche empfindliche Lücke unseres Museums heuer auszufüllen. Die eigenen Erwerbungen beliefen sich auf 567 Stück, welche in der Rubrik „Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde" der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. VII, regelmässig ausgewiesen erscheinen. Ich hebe darunter hervor: die Collection *Julius Pichler* von Costümstücken und Beleuchtungsgeräthen aus Niederösterreich; die testamentarische Widmung der † Frau *Rosa Friedmann* in Sternberg, bestehend aus 23 keramischen Objecten aus Böhmen und Mähren; eine kleine Sammlung aus dem Böhmerwalde, zusammengebracht von Herrn Lehrer *Josef Blau* in Silberberg; 24 bemalte Ostereier aus Neudorf an der March, ein Geschenk des Herrn Gymnasialdirectors *Josef Zahradník*; *meine* Aufsammlungen hauptsächlich keramischer Art (76 Stück) aus der Bukowina; eine schöne Collection des Herrn Lehrers *Benjamin Kroboth* aus der Lundenburger Gegend (103); die Sammlung des Herrn *Alexander Hausotter* (circa 200 Stück), welche eine vollständige Vertretung der Hauscultur des Kuhländchens gibt, darunter eine vollständige Stubeneinrichtung und ein vollständiges Mädchencostüm; ferner die weiblichen Trachten von Montavon und dem Bregenzerwald (Vorarlberg), eine Spende Sr. Durchlaucht des Herrn *regierenden Fürsten J. Liechtenstein,* endlich eine sehr interessante Sammlung von Synagogenlampen, durch die gütige Vermittlung des Herrn *Baron Nicolaus v. Mustatza* uns zugekommen.

Von fremden Collectionen erwähne ich vor Allem mit besonderer Genugthuung und Dankbarkeit die unserem Museum durch die Allerhöchste Huld *Seiner Majestät des Kaisers* mit hohem Erlass des *k. u. k. Oberstkämmereramtes* zugewiesene Sammlung von volkskundlichen Objecten aus Oesterreich (668), welche sich seit vielen Jahren dank den Bemühungen des Herrn Regierungsrathes *Franz Heger* in der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums angesammelt hatte und daselbst niemals zur Aufstellung gelangt war. Diese Sammlung enthält 6 Nummern aus Niederösterreich, 56 aus Oberösterreich, 36 aus Salzburg, 21 aus Tirol, 91 aus Steiermark, 103 aus Kärnten, 60 aus Krain, 42 aus Dalmatien, 13 aus Böhmen, 14 aus Mähren, 16 aus Schlesien, 144 aus Galizien, 49 aus der Bukowina, so dass alle Theile unserer Ausstellung hiedurch Bereicherung erfuhren. Ferner sei auch der Zuweisung einer grösseren Zahl von Objecten, namentlich von interessanten Trachtenstücken aus Dalmatien, gedacht, welche durch den *Verein zur Förderung der wirthschaftlichen Interessen des Königreiches Dalmatien* dem Museum zur Ausstellung überlassen worden sind.

Im Laufe des Berichtsjahres führte ich eine ausgiebige *Etiquettirung der Sammlung* durch, wodurch die Sammlungen nunmehr für das Verständniss der Besucher in erwünschter Weise aufgeschlossen erscheinen.

Nach Einreihung des Einlaufes 1901 konnte an die Herausgabe eines neuen *Führers* durch das Museum gegangen werden. Mit theilweiser Benützung des *Katalogs* vom Jahre 1897, aus dem namentlich die allgemeinen Bemerkungen und die Beschreibungen unserer Intérieurs übernommen werden konnten, verfasste ich im Auftrage des Ausschusses den in unserem eigenen Verlage erschienenen „Führer durch die Sammlungen des Museums für österreichische Volkskunde. Mit 20 Textabbildungen", welcher über die bemerkenswerthen Objecte alle nöthigen Aufschlüsse gewährt und dem Besucher eine bleibende und auch späterhin werthvolle Erinnerung an seine Besichtigung des Museums zu gewähren vermag.

Eine sehr namhafte Anzahl von Gegenständen, namentlich Trachtenstücke und Stickereien, konnten nicht zur Ausstellung gelangen, da der verfügbare Raum längst zu eng geworden ist. In 39 Kisten, Truhen und Kästen verpackt, harren sie der Zeit, wo

ein geräumigeres Heim, wie wir hoffen wollen, *ein eigener Bau* die Möglichkeit gewähren wird, sie in die Aufstellung einzubeziehen und dadurch erst unseren wissenschaftlichen Bestrebungen dienstbar zu machen.

Die Gesammtfläche, welche zur Ausstellung unserer Museumsobjecte verwendet werden konnte, beträgt, abgesehen von den neun Stuben, in runder Ziffer 600 Quadratmeter. Verglichen mit den Verhältnissen beispielsweise in den Schausälen der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, würden unsere Sammlungen bei der äusserst gedrängten dichten Aufstellung zwei oder drei solche Säle füllen, während die in den neun Stuben untergebrachten Stücke nebst den weggepackten Gegenständen mindestens zwei weitere Säle in Anspruch nehmen würden, worauf bei der Wahl eines künftigen neuen Heims gebührend Rücksicht zu nehmen sein wird.

Verausgabt wurde für die Sammlungen insgesammt der Betrag von 1019 Kronen 85 Heller.

Die Vermehrung unserer Bibliothek betrug 107 Nummern, unter welchen wichtige Handbücher und Tafelwerke in den „Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde" unserer Zeitschrift bereits besonders angeführt worden sind. Die Zahl der durch Tauschverkehr einlaufenden fachwissenschaftlichen Zeitschriften und sonstiger periodischer Publicationen stieg um 6, beträgt daher jetzt 30. Die Anlegung eines Zettelkatalogs der Bibliothek sowie ihre Neuaufstellung wurde von Herrn Bibliothekar *J. Thirring* in dankenswerthester Weise durchgeführt.

Die Sammlung von Photographien und Bildern vermehrte sich um 178 Photos und 34 Bilder. Ich hebe darunter die interessanten und werthvollen Serien photographischer Aufnahmen von Volkstypen aus Bosnien und Dalmatien von Herrn *Franz Gaul* sowie fünf höchst werthvolle bäuerliche Malereien, egerländische Bauernhochzeiten darstellend, von demselben Herrn Sammler hervor.

Die Besuchsverhältnisse des Museums haben sich in erfreulichster Weise gebessert. Die Sammlungen wurden insgesammt von 792 zahlenden Besuchern und von rund 6800 Personen bei freiem Eintritt gelegentlich der Führung von Schulen, Vereinen und anderen Corporationen (insgesammt 57 Führungen) besichtigt. Die Liste dieser corporativen Besichtigungen ist im VII. Bd. der Zeitschrift (passim) veröffentlicht. Mit grösster Genugthuung verzeichnen wir darunter den corporativen Besuch des hochlöblichen Wiener Gemeinderathes, der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer mit Herrn Präsidenten *Max Mautner* und Herrn Regierungsrath *Dr. R. Maresch* an der Spitze sowie des Wiener Oesterreichischen Ingenieur- und Architektenverein mit seinem Präsidenten Herrn *Gerstel*, des Wissenschaftlichen Club und anderer ansehnlicher Vereinigungen. Wir hoffen das gesteigerte Interesse der Oeffentlichkeit durch unsere Leistungen festhalten zu können.

Mit ehrfurchtsvollstem Danke gedenke ich der huldvollen Fürsorge, welche der erhabene Protector des Vereines Se. k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog *Ludwig Victor* allen Angelegenheiten des Museums entgegenzubringen geruhten, und der wiederholten Auszeichnung Höchstseines Besuches im Museum, über dessen befriedigende Fortschritte Se. kais. Hoheit sich stets mit hoher Anerkennung auszusprechen geruhten.

Innigste Dankbarkeit ist es auch, die ich dem hochverehrten Herrn Präsidenten Sr. Erlaucht Graf *J. Harrach* schulde, welcher bei jeder Gelegenheit mit seinem ganzen Einfluss für die Interessen des Museums eintrat und jeder seiner Angelegenheiten die gütigste und wohlwollendste Aufmerksamkeit zuwendete.

Von Herrn Verwalter *Franz X. Grössl* und Herrn Kanzlisten cand. jur. *Carl Wachs* bin ich, wie bisher, stets auf das Eifrigste unterstützt worden, wofür ich ihnen hier meinen herzlichsten Dank sage.

Den zahlreichen *Förderern* und *Freunden* des Museums sowie der gesammten *Presse* möge die stetige fortschreitende Entwicklung des Museums, an welcher sie durch ihre wohlwollende Haltung so werthvollen Antheil haben, die beste Genugthuung sein. Dem aufrichtigsten Dankeszoll hiefür gebe ich an dieser Stelle den wärmsten Ausdruck, indem ich die Bitte und die Hoffnung ausspreche, dass die Oeffentlichkeit durch ihre erhöhte Theilnahme die gemeinnützigen Aufgaben des Museums in verdienter Art zu fördern nicht vergessen möge!

Rechnungsabschluss des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien

für das VII. Vereinsjahr 1901.

Einnahmen.

	Kronen	Heller
Cassasaldo ex 1900	572	53
I. Ordentliche Einnahmen.		
Mitgliederbeiträge, Abonnements	3023	12
Verkauf von Druckschriften	106	—
K. k. Schulbücherverlag	510	—
K. k. Ackerbauministerium	254	40
II. Subventionen und Spenden pro 1901.		
Hohes k. k. Unterrichtsministerium	6000	—
Reichshaupt- und Residenzstadt Wien	1200	—
Niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer	800	—
Hoher niederösterreichischer Landtag	200	—
Erste österreichische Sparcassa	200	—
Hohe k. k. niederösterreichische Statthalterei	200	—
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Ludwig Victor	100	—
Se. Durchlaucht der reg. Fürst von und zu Liechtenstein	300	—
Freiherr Albert v. Rothschild	100	—
Ingenieur- und Architektenverein	71	—
III. Museum	358	90
Zinsen	26	—
Summe der Einnahmen	14021	95
Ab Ausgaben per	13529	38
Cassarest	492	57

Ausgaben.

	Kronen	Heller
I. Museum.		
Zins	2000	—
Dienerschaft	2222	—
Taxen	324	82
Sammlung	1019	85
Transporte	205	05
Remunerationen	2342	—
Installation	175	40
II. Verein.		
Porti	482	72
Kanzlei	157	26
Discretionen	46	—
Versammlungen	150	—
Buchdruckerei	3345	80
Zustellungsgebühren	16	40
Honorare für die Mitarbeiter der Zeitschrift	910	94
Clichés	131	14
Summe der Ausgaben	13529	38

Wien, 17. Februar 1902.

Gesehen:

Graf Harrach, Präsident.

Franz Xaver Grössl, Cassier.

Geprüft und richtig befunden:

Jac. Schindler, **Prof. Dr. Franz Kratochwil**,
Revisoren.

Verzeichniss der Stifter.

Adolf Bachofen von Echt.
Graf Carl Lanckorónski.
Anton Dreher.
Nicolaus Dumba. †
Amalie Hoefft.
Dr. S. Jenny. †
Fürst Johann Liechtenstein.
Graf Constantin Prezdziedzki. †
Johann Presl. †
Paul Ritter v. Schoeller.
Philipp Ritter v. Schoeller.
Fürst Joh. Adolf Schwarzenberg.

Verzeichniss der Mitglieder.

Die mit * Bezeichneten sind Abonnenten der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde".

*Seine k. u. k. Hoheit ***Erzherzog Rainer***, Wien.
*Abtei des Benedictiner-Ordensstiftes, Seckau.
Adamkiewicz Albert, Prof. Dr., Wien. IV/1. Hauptstrasse 20.
Arsenius Aidyn P., Dr., Generalabt, Wien, VII/2. Mechitharistengasse 4.
*Ammann Josef, Prof., Krumau.
*Amoroso Andreas, Dr., Parenzo.
*Andesner Maria, Fräulein, Salzburg.
*Andrian-Werburg Ferdinand, Dr., Freih. v., Wien, I. Burgring 7.
*Ankert Heinrich, Leitmeritz.
*Auersperg Carl, Durchlaucht Fürst, Goldegg.
Auspitz Rudolf, Reichsrathsabgeordneter, Wien, I. Oppolzergasse 6.
*Austria, Section des deutsch-österreichischen Alpenvereines, Wien, I. Wallnerstrasse 13.
*Bach Theodor, Chefarchitekt, Wien, III/1. Streichergasse 6.
*Bachinger Augustin, Prof., Horn.
*Bacquehem Olivier Marquis, Excellenz, Wien, I. Stadiongasse 5.
*Baer Josef, Buchhändler, Frankfurt a. M.
*Bartsch Franz, Oberfinanzrath, Wien, III/2. Salmgasse 14.
*Bäumler Carl, Präfect, Wien, IV/2. Goldegggasse 22.
Baumann Heinrich, Salzburg.
*Bayerl Marie, Fräulein, Lehrerin, Silberberg.
*Bearzi Carl, Wien, I. Parkring 16.
*Benedictiner-Stift St. Peter, Salzburg.
*Benesch Anna, Frau, Wien, I. Wipplingerstrasse 7.
Benesch August, Dr., Kremsier.
Benesch August, Dr., Zdonek.
Benesch Ladislaus, Edler v., Garde-Rittm., Wien, III/3. Oetzeltgasse 10.
*Beneš Julius, Prof., Wr.-Neustadt.
Bengler Robert, Znaim.
Berg Wilhelm, Freih. v., Wien, I. Reichsrathsstrasse 13.
Berger Vitus, Regierungsrath, Architekt, Salzburg.
*Bernreither Franz, Wien, XVII. Paul Konrathgasse 3.
Bezecny Josef, Excellenz, Dr., Freih. v., Wien, I. Wollzeile 4.
*Bezirkslehrer-Bibliothek Floridsdorf.
*Bibliothek des Stiftes Klosterneuburg.
*Bibliothek des Stiftes Wilhering.
*Blau Josef, Lehrer, Silberberg.
*Blümml E. K., Wien, XVIII/1. Gentzgasse 134.
Böhm August, Edler v. Böhmersheim, Dr. Wien, IX/3. Alserstrasse 4.
*Bohata Adalbert, Dr., Statthaltereirath, Triest.
Bouchal Leo, Dr., Wien, XIX/1. Cottagegasse Nr. 64.
*Bouchal Leonhard, Banquier, Wien, I. Tiefer Graben 11.
Branky Franz, kais. Rath, Wien, VIII/1. Lederergasse 2.
Bräutigam Gustav, Wien, I. Burgring 7.
*Braun Emil, Dr., Director, Troppau.
Brehm Caroline, Frau, Hainburg.
*Breitfelder Franz, k. k. Bezirkshauptmann, Zwettl.
*Brenner-Felsach Joachim, Freih. v., Gainfarn,
Breycha Arthur, Dr., k. k. Sectionsrath, Wien, I. Kärntnerring 9.
*Březina Aristides, Dr., Director, Wien, XIII/6. St. Veitgasse 1.
*Brioschi Anton, Decorationsmaler der k. k. Hofoper, Wien, VI/1. Heugasse 18.
Brüll Rudolf, Dr., Wien, I. Bräunerstrasse 3.
*Brüning Ludwig, Procurist, Wien, IX/2. Alserstrasse 20.
*Brun Ferdinand, Ingenieur, Mödling.
*Bünker J. R., Lehrer, Oedenburg.

*Bugiel Wladzimierz Mieczyslaw, Paris, Boulevard St. Marcel 51.
*Bulič Franz, Director, Spalato.
*Calliano Gustav, Vereinspräsident, Baden.
*Ceipek Leo, stud. med., Wien, III/1. Barichgasse 4.
Čermak Clemens, k. k. Conservator, Czaslau.
Charlemont Hugo, akad. Maler, Wien, III/3. Jacquingasse 19.
*Chorinsky Rudolf, Graf, Ministerial-Vice-Secretär, Wien, I. Nibelungengasse 4.
*Club der Land- und Forstwirthe, Wien, I. Minoritenplatz 4.
Collmann Elsa, Frau, Wien, III/3. Reisnerstrasse 30.
*Curti Alexander, Dr., Wien, I. Hofgartenstrasse 1.
*Czartoryski Georg, Durchlaucht Fürst, k. k. Geh. Rath, Wien, IX. Währingerstrasse 177.
*Dachler Anton, Ingenieur, Wien, XIII/2. Amergasse 15.
*Damian Josef, Professor, Trient.
*Dan Demeter, Pfarrer, Straža.
Daubal Mina, Fräulein, Lehrerin, Donaufeld.
*Daubrowa Alfred, Dr., Wien, I. Josefsplatz.
Denémy Gottfried, Gutsbesitzer, Mannersdorf.
*Deutscher Böhmerwaldbund, Budweis.
*Deutscher Volksgesangverein, Wien, V/1. Franzensgasse 11.
*Doblhoff Josef, Freih. v., Schriftsteller, Wien, I. Eschenbachgasse 9.
Dörler Adolf, cand. phil., Innsbruck.
*Domluvil, Prof. E., Walachisch-Meseritsch.
Doppelreiter Johann, Pfarrer, Altenmarkt a. d. Triesting.
Drechsel Arthur, Dr., Freih. v., k. u. k. Hofsecretär, Wien, III/2. Dampfschiffstrasse 4.
*Eggerth Josefine, Frau, Wien, VI/1. Dürergasse 14.
Eissler Johann, Gutsbesitzer, Wien, VI/1. Dreihufeisengasse 3.
*Eitelberger v. Edelberg Jeanette, Frau, Hofräthin, Wien, I. Bräunerstrasse 9.
*Ender Arthur, Ingenieur, Wien, VII/2. Lindengasse 8.
*Enzenberg Arthur, Exc. Graf, Dr., Innsbruck.
*Eysn Marie, Fräulein, Salzburg.
*Feilberg H. F., Dr., Askov, Dänemark.
Felbinger Ubald Matthäus R., Chorherr, Klosterneuburg.
*Fessler Sigmund, Dr., Hof- und Gerichts-Advocat, Wien, I. Wollzeile 6.
Festetics de Tolna Rudolf, Graf, Wien, II. Schüttelstrasse 75.
*Fierlinger Claudius, Freih. v., Dr., Wien, III/3. Beatrixgasse 26.
*Figdor Eduard, Grossgrundbesitzer, n. a. Oberlieutenant, Wien, III/1. Rochusgasse 7.
Fischhof Robert, Bankbeamter, Wien, XIII/8. Auhofstrasse 212.
Fischhof Moriz Johann, Revident der k. k. Staatsbahnen, Wien, XIII/8. Auhofstr. 212.
*Franz Anton, Dr., Prälat, Gmunden.
*Franzensmuseum, Brünn.
*Franziszi Franz, Consistorialrath, Grafendorf.
*Fried Ludwig, Hauptcassier, Wien, II/1. Kaiser Josefstrasse 15.
Frimmel v. Traisenau Fanny, Frau, Wien, IV/1. Paniglgasse 1.
*Frischauf Eugen, Dr., Eggenburg.
Frischauf Marie, Frau, Eggenburg.
*Fritze Elise, Frau, Fabriksbesitzerin, Wien, XIII/3. Stachegasse 6.
Fuchs Adalbert, Prof. d. Theologie, Göttweig.
Fuchs Justine, Frau, Wien, IX/4. Nussdorferstrasse 25.
*Fuchs Theodor, Prof., k. u. k. Director am Naturhistor. Hof-Museum, Wien, IX/4. Nussdorferstrasse 25.
*Fux Josef, akad. Maler, Wien, XIX/1. Hardtgasse 9.
*Gaber Carl, Dr., k. k. Gerichtssecretär, Wien, VIII/2. Albertplatz 8.
*Gall Hans, Floridsdorf.
*Gasser Heinrich, Bozen.
*Gautsch v. Frankenthurn Paul, Dr., Excellenz, Freih., Wien, I. Stadiongasse 6
Gehrig Susanna, Frau, Hainburg a. D.
*Gelčich Josef, Prof., Ragusa.
*Gerisch Ed., kais. Rath, Wien, I. Schillerplatz.
*Gerlich Carl, Lehrer, Prerau.
*Germanisches Seminar der königl. Universität, Berlin.
*Glas Alfred, Dr., Wien, I. Schottenring 17.
Glas Ida, Frau, Wien, I. Schottenring 17.
*Glasser Franz, Prof., kais. Rath, Wien, I. Salvatorgasse 10.
Glossy Carl, Dr., Regierungsrath, Wien, IV/1. Heumühlgasse 8.
Görlach Josef, Kaufmann, Wien, XVII/3. Klopstockgasse 6.
*Göttinger August, Dr., Primararzt, Salzburg.
*Göttmann Carl, Regierungsrath, k. u. k. Custos, Wien, IV/2. Favoritenstrasse 25.
*Gomperz Theodor, Prof. Dr., Hofrath, Wien, III/3. Reisnerstrasse 13.
Grassauer Ferdinand, Dr., Regierungsrath, Klosterneuburg.

*Grillmayer J., Gutsbesitzer, Schwanenstadt.
Grössl Anna, Fräul., Wien, IX/4. Pfluggasse 6.
Grössl Antonie, Frau, Wien, IX/4. Pfluggasse 6.
*Grössl Franz Xaver, k. u. k. Präparator, Wien, IX/4. Pfluggasse 6.
*Gross Konrad, Dr., Wien, XI/1. Simmeringer Hauptstrasse 42.
*Grossherzogliche Hofbibliothek, Darmstadt.
*Grünbaum Hermann, Dr., Wien, I. Hessgasse 7.
Grünbaum Gustav, Ritt. v., Hofrath, Wien, IX/1. Peregringasse 2.
*Gussenbauer Carl, Prof. Dr., Hofrath, Wien, IX/1. Schlickgasse 4.
*Guttmann Max, Mittelschulturnlehrer, Wien, II/3. Herminengasse 4.
*Gymnasium, k. k. Akademisches, Wien, I. Christinengasse 6.
Haan Carl, Freih. v., k. u. k. Rittmeister a. D., Gutsbesitzer, Wien, III/3. Marokkanerg. 23.
Haas Eucherius, kais. Rath, Director, Wien, IX. Waisenhausgasse 5.
*Haas Wilhelm, Dr., Regierungsrath, Graz.
*Haberlandt Fried., Oberbaurath, Czernowitz.
*Haberlandt Gottlieb, Prof. Dr., Graz.
Haberlandt Caroline, Fräulein, Hainburg.
*Haberlandt Katharina, Fräulein, Lehrerin, Wien, VI/1. Hofmühlgasse 16.
Haberlandt Lola, Frau, Wien, IV/2. Luisengasse 9.
*Haberlandt Michael, Dr., k. u. k. Custos, Wien, IV/2. Luisengasse 9.
*Hagen Carl, Dr., Hamburg.
Halama Carl Wilhelm, k. k. Postbeamter, Saybusch.
*Hanakamp Paul, cand. arch., Wien, III/1. Ungargasse 14.
Handl Norbert, Dr., Wien, X/1. Himbergerstrasse 46.
Hardegg Franz, Graf, Gutsbesitzer, Wien, I. Operngasse 6.
*Harrach zu Rohrau Johann Franz, Erlaucht Graf, k. k. Geheimer Rath, Kämmerer und Major a. D., Wien, I. Freyung 3.
Hartel Wilhelm, Excellenz Ritt. v., Dr., k. k. Minister für Cultus und Unterricht, Wien, I. Hessgasse 7.
Haudeck Johann, Oberlehrer, Leitmeritz.
*Hauffen Adolf, Prof. Dr., Prag, Smichov 409.
*Haupt Johann, Photograph, Iglau.
*Haupt v. Hoechsatten Josef, Ritt., Procurist und Abtheilungsvorstand, Wien, I. Seilerstätte 12.
*Hausotter Alex., Nordbahnbeamt., Petrowitz.
*Heim Josef, Dr., Chefarzt der k. k. Theresianischen Akademie, Wien, IV/1. Favoritenstrasse 15.
*Helf Moriz, Dr., Wien, V/1. Kleine Neugasse 5.
*Helfert Josef, Alexander, Excellenz Freih. v., Dr., k. k. Geheimer Rath etc., Wien, III/3. Reisnerstrasse 19.
*Heller Richard, Dr., Salzburg.
*Helmer P. Gilbert, Prof., Pilsen.
Hemmerich Otto, k. u. k. Hofgebäudeaufseher, Wien, I. Burgring 7.
*Herdtle Hermann, Architekt, Wien, III/2 Seidlgasse 22.
Herrmann Anton, Dr., Budapest, Alagut utcza 2.
*Herz Leo, Dr., Ritt. v., Sectionschef a. D., Wien, XIII/1. Auhofstrasse 6.
Herzig Georg, Gemeindesecretär, Oberhollabrunn.
*Hielle Clotilde, Frau, Wien, XIX/1. Carl Ludwigstrasse 62.
*Hinterhölzl Anton, k. k. Statthalterei-Ingenieur, Graz.
*Hintner Valentin, Prof. Dr., Wien III/3. Am Heumarkt 5.
Hirn Josef, Prof. Dr., Wien, I. Universität.
*Hitschmann Hugo, Zeitungseigenthümer, Wien, I. Schauflergasse 6.
*Hittmair Ant., Dr., k. u. k. Custos, Innsbruck.
*Hlávka Josef, Oberbaurath, Prag.
Hlawaczek Max, Gesellschafter der Firma Lenoir & Forster, Wien, IV/1. Wohllebengasse 1.
Hochmeyer Heinrich, Hausbesitzer, Klosterneuburg.
*Hoefft Oscar, Edl. v., k. k. Commercialrath Wien, II/1. Darwingasse 34.
*Höfler Max, Dr., Hofrath, Tölz.
Hölzl Eduard, Verlag, Wien, IV/2. Luisengasse 5.
*Hönigl Dominik. kais. Rath, inf. Abt des Benedictiner-Ordensstiftes, Seitenstetten.
*Hörmann Ludwig, Dr., Director der k. k. Universitätsbibliothek, Innsbruck.
Hoernes Heinrich, Pressburg.
*Hoernes Moriz, Prof. Dr., k. u. k. Custos, Wien, III/1. Ungargasse 27.
*Hoernes Rudolf, Prof. Dr., Graz.
*Hörzinger Franz, k. u. k. Hauptmann, Innsbruck-Mühlau.
Hofer Anton, Gasthofbesitzer, Oberkrimmel.
*Hoffmann Cajetan, Abt des Benedictiner-Ordensstiftes Admont.

Hoffmann Samuel, Wien, II/1. Darwingasse 8.
*Hoffmann-Krayer, Prof, Dr. E., Basel.
*Hofmann Ig., k u. k. Militärlehrer, Hirtenberg.
Holub Franz, Prof, Krems a. d. Donau.
Hornbostel Erich, Ritt. v., stud phil., Wien, I. Nibelungengasse 3.
*Horowitz Eduard, Ritt. v., k. u. k. Sectionschef etc., Wien, IV/1. Taubstummeng. 10.
*Hoyos-Sprinzenstein Ernst, Excellenz, Graf, Wien, I. Kärntnerring 5.
*Hoyos Stanislaus, Graf, k. u. k. Kämmerer, Wien, III/3. Veithgasse 6.
Huemer Johann, Dr., Hofrath, Wien, II/3. Obere Donaustrasse 47.
*Hunyady de Kethely Ida, Gräfin, Hofdame, Wien, IV/2. Hauptstrasse 75.
*Jagić Vatroslav, Dr., Hofrath, Wien, VIII/1. Kochgasse 15.
Jank Marie, Fräulein, Lehrerin, Wien I. Hessgasse 7.
Jeckl Franz, Beamter, Klosterneuburg.
*Jeiteles Adalbert, k. k. Bibliothekar i. R. Graz.
*Jireček Josef Constantin. Prof. Dr, Wien, VIII. Alserstrasse 39.
*Jlwof Franz, Dr., k. k. Regierungsrath, Graz.
*John Alois, Schriftsteller, Eger.
*John Josef, Präfect, Wien, IV/1. Favoritenstrasse 15.
Justitz Josef David, Wien, VIII/1. Kochg. 29.
*Kärntner-Club „Alpenrose“, Wien. VII. Schrankgasse 6.
*Kärntner-Verein, Klagenfurt.
*Kahané Josef, Director, Wien, I. Bauernmarkt 2.
*Kaindl Raimund Friedrich, Dr., Czernowitz.
*Kalina Anton, Prof. Dr., Lemberg, Simorowiczgasse 7.
*Karl Alexander, kais. Rath, Abt, f. e. Consistorialrath etc., Melk.
*Karrer Felix, kön. ung. Rath, Wien, XIX/1. Döblinger Hauptstrasse 80.
*Kastner Victor, Wien, VII/1. Kenyongasse 3.
*Kałużniaki Emil, Prof. Dr., Czernowitz.
*Kerner Josef, Hofrath, Salzburg, Faberstr. 6.
*Kerschbaumer Anton, Dr., Ehrendomherr etc., Krems a. d. Donau.
*Kessler Engelbert, Schriftsteller, Wien, I. Wipplingerstrasse 25.
*Kettner Adolf, Freiwaldau.
*Khek Eugen, Apotheker, Wien, XVIII/3. Hauptstrasse 125.
Kittner Marie, Obervorsteherin des Officiers-waisen-Instituts, Hirtenberg.
*Kling Oscar, Dr., Frankfurt a. M., Bockenheimer Landstrasse 98.
Kluger Josef, Chorherr, Klosterneuburg.
Klvaňa Josef, Gymnasialdirector, Gaya.
*Knoop Otto, Oberlehrer, Rogasen, Provinz Posen.
*Kochanowski v. Stawczan R., Bürgermeister, Czernowitz.
*Kochanovska A., Czernowitz.
*Koechert Heinrich, k. k. Hof- und Kammerjuwelier, Wien, I. Neuer Markt 15.
*König Friedrich, Ingenieur, Wien, VI/1. Gumpendorferstrasse 6.
*Königliche Bibliothek, Berlin W., Platz a. Opernhaus.
Kohn Alexander, Dr., Wien, I. Wollzeile 5.
Kohn-Luzatto Hedwig, Frau, Lovrana.
*Kolhanig Rudolf, k. u. k. Lieutenant i. P., Fischau am Steinfeld.
*Kostersitz Ubald, kais. Rath, Prälat des Stiftes Klosterneuburg.
*Kraetzl Franz, Forstmeister, Ung.-Ostra.
Krafft-Ebing Richard, Freih. v., Dr., Hofrath, IX/3. Maximilianplatz 4—5.
*Krainische Sparcasse, Laibach.
*Kralik v. Mayrswalden Maja, Frau, Wien, I. Elisabethstrasse 1.
*Kralik v. Mayrswalden Mathilde, Fräulein, Wien, I. Elisabethstrasse 1.
*Kralik v. Mayrswalden Richard, Ritt., Dr., Wien, XIX/1. Carl Ludwigstrasse 55.
*Krallert Emil, Vorstand der Nordbahn, Wien, II/1. Vereinsgasse 19.
Kramař Carl, Dr., Prag.
Kratochwil Franz, Prof. Dr., Wien, VII/2. Neustiftgasse 21.
*Krek Bogumil, Dr., Wien, V/1. Pilgramg. 20.
*Krenn Franz, Ritt. v., Baurath, Wien, III/1. Barichgasse 26.
*Kretschmer Paul, Prof. Dr., Wien, VIII/1. Florianigasse 23.
*Kretz Franz, Slovacky Noviny, Ung.-Hradisch.
Kreuzinger Hans, Mitglied des Hofopernorchesters, Wien, IV/1. Schleifmühlgasse 8.
*Kroboth Benjamin, Lehrer, Oberthemenau.
Kropf Emil, Oberofficial, Wien, II/1. Darwingasse 30.
*Kübeck zu Kübau Guido, Excell., Freih., Graz.
*Kuenberg-Stolberg Bertha, Frau Gräfin, Aigen bei Salzburg.
*Kuffner Moriz, Edler v., Wien, XVI/1. Ottakringerstrasse 118.
*Kuhlmann Georg, Schloss Urstein, Post Puch bei Hallein.

*Kuhn Konrad, Dr., Wien, I. Maysedergasse 6.
Kukutsch Isidor, Dr., Director, Wien, XIII/1. Trauttmansdorfferstrasse 16.
*Kulka Richard, Dr., Wien, VII/1. Neubaugasse 23.
*Kunz Carl v., Dr., Wien, VIII/1. Zeilgasse 8.
*Kupcanko Gregor, Redacteur, Wien, III. Hiessgasse.
*Lacher Carl, Director, Graz.
*Lamberg Carl, Graf, Wien, I. Lobkowitzplatz.
*Landau Wilhelm, Freih. v., Dr., Berlin W., Lützowstrasse.
Landes-Real- und Ober-Gymnasialschule Stockerau.
Larisch Emilie, Edle v., Frau, Wien, IV/1. Schwindgasse 3.
Larisch Rudolf, Edler v., Wien, IV/1. Schwindgasse 3.
*Latour-Baillet Vincenz, Excellenz, Graf, Wien, II/3. Untere Augartenstrasse 31.
*Lauseker Friedrich, k. k. Senatspräsident i. R. Wien, III/3. Strohgasse 2.
*Lauterstein Simon, Dr., Wien, VI/1. Kasernengasse 26.
*Lažansky Wladimir, Dr., Graf, Chiesch.
*Lebeda Sofie geb. v. Starck, Frau, Prag, Pštrossgasse 32.
*Leeb Willibald P., Prof. der Theologie, Göttweig.
*Lehrkörper der Mädchen-Volks- und Bürgerschule, Wien, II/2. Holzhausergasse 7.
*Lehrkörper des k. k. Staatsgymnasiums, Wien, II/1. Circusgasse.
Lehrkörper der Knabenbürgerschule, Wien, II/2. Weintraubengasse 13.
*Lehrkörper der Knabenvolksschule, Wien, V/2. Hundsthurmerplatz 14.
*Lehrkörper des k. k. Staatsgymnasiums, Wien, VI/1. Amerlingstrasse 6.
*Lehrerinnenbildungsanstalt, Wien, VIII/2. Josefstädterstrasse 41.
*Lehrkörper der Mädchenvolksschule, Wien, IX/1. Hahngasse 35.
*Lehrkörper der Mädchenbürgerschule, Wien, IX. Galileigasse 3.
*Lehrkörper der Mädchenvolksschule, Wien, IX/4. Viriotgasse 8.
*Lehrkörper der Mädchenbürgerschule, Wien, X/1. Erlachgasse 31/33.
*Lehrkörper der Volksschule für Knaben und Mädchen, Wien, XIII/2. Trogergasse 3.
*Lehrkörper der Knabenvolksschule, Wien, XVII/1. Kastnergasse 29.
Leisching Eduard, Dr., Regierungsrath, Wien, IV/1. Technikerstrasse 5.
Leisching Julius, Architekt, Director des mährischen Gewerbemuseums, Brünn.
Lemach Anton, Vicepräsident der schles. Handelskammer, Troppau.
*Leseverein in Mistelbach.
Lhotzky Alphons Josef, Chorherr, Klosterneuburg.
*Liechtenstein Marie, Frau Prinzessin, Pressburg.
*Lilek Emilian, Prof., Sarajevo.
Linde Franz, Melk.
*Linsbauer Ludwig, Dr., Wien, XIX/1. Hartäckerstrasse 26.
*Lipperheide Franz, Freih. v., Schloss Matzen bei Brixlegg, Tirol.
*List Camillo, Dr., k. u. k. Custos, Wien, I Oppolzergasse 6.
*Loesche Georg, Prof. Dr., Wien, XIX/4. Kobenzlgasse 42.
Loewenthal Dagobert, Dr., Fabriksbesitzer, Iglau.
Lorang Emilie v., Wien, III/3. Jacquing. 15.
*Lorang Ludwig v., k. k. Rechnungsrath, Wien, III/3. Jacquingasse 15.
Lorenz v. Liburnau Ludwig, Ritt., Dr., k. u. k. Custos, Wien, VII/2. Burggasse 9.
*Lorinski Ladislaus, Ritt. v., Lemberg.
*Luschan Felix v., Dr., Prof., Directorialassistent um Museum für Völkerkunde, Friedenau bei Berlin, Menzelstrasse 1.
*Madeyski v. Poray Stanislaus, Excellenz, Ritt., Dr., Minister a. D., Wien, VIII/1. Lammgasse 14.
*Mährisches Gewerbemuseum, Brünn.
*Makowsky Alexander, Prof., Brünn.
Malovich Eduard, Fabriksbesitzer, Wien, XVII/3. Mayssengasse 15.
Malovich Eleonora, Wien, XVII/1. Hernalser Hauptstrasse 38.
*Mandelbaum Albert, Privatier, Wien, I. Franz Josefs-Quai 27.
*Maresch Rudolf, Dr., Regierungsrath, Wien, I. Hohenstaufengasse 7.
*Martinelli Ludwig, Regisseur und Schauspieler, Wien, VII/2. Neustiftgasse 17.
Marx Marie, Allerheiligen.
Matiegka Heinrich, Dr., Prag, VII/617.
*Matyas Carl, Edl. v., Dr., Tarnobrzeg.
*Mayer Carl, Dr. Universitätsprof., Innsbruck.
*Mayerhofer Hermann, Schriftsteller, Wien, III/3. Fasangasse 18.
*Meier John, Dr., Basel, Nonnenweg 62.

Meissl Emerich, Dr., k. k. Ministerialrath, Wien, III/1. Sechskrügelgasse 1.
*Meran Johann, Graf v., Dr., Stainz b. Graz.
*Meringer Rudolf, Prof. Dr., Graz, Universität.
Mielich-Mielichhofer Alphonse Leopold, Historienmaler, Lieutenant i. P., Wien, XVII/2. Promenadegasse 5.
*Miksch Hans, Architekt, Wien, IX/3. Garnisongasse 1.
*Militär-Unterrealschule, Fischau a. Steinfeld.
*Minor Jacob, Dr. Universitätsprofessor, Wien, III/3. Strohgasse 11.
*Mogk E., Prof. Dr., Leipzig, Färberstrasse.
*Młynek Ludwig, Realschulprofessor, Tarnow.
Morgenstern Gustav, Wien, III/2. Seidlg. 23.
*Moses Heinrich, Lehrer, Pottschach.
*Much Matthäus, Dr., k. k. Regierungsrath, XIII/2. Penzingerstrasse 64.
*Much Rudolf, Dr., Univ.-Professor, Wien, IX/2. Borschkegasse 4.
*Müller Carl, Prof., Architekt, Wien, XVIII/1. Währingergürtel 123.
*Müller Josef, Korbwaarenerzeuger, Wien, XVII/1. Syringgasse 11.
Müller Marie, Wien, IX/1. Berggasse 5.
*Müller Otto, Dr.. Eisenbahn-Generalsecretär i. R., Wien, IX/1. Berggasse 5.
Müller Willibald, k. u. k. Custos, Olmütz.
Müller Wilhelm, k. u. k. Hof- und Univ.-Buchhändler, Wien, I. Giselastrasse 3.
*Museum „Carolino-Augusteum“, Salzburg.
*Museum „Francisco-Carolinum“, Linz.
Mussak Franz, k. u. k. Hauptmann, Wien, IX/1. Wasagasse 13.
Nagl Johann Willibald, Dr., k. u. k. Rittm. a. D., Universitäts-Docent, Wien, XVIII/1. Martinsstrasse 39.
*„Die Naturfreunde“, Touristenverein, Wien, VIII/2. Stolzenthalergasse 14.
Neisser Carl, Dr., Wien, XVII/1. Hernalser Hauptstrasse 37.
*Nebes Eduard, Präfect der k. k. theresian. Akademie, Wien, IV/1. Favoritenstrasse 15.
*Neswadba Franz, Hausbesitzer, Klosterneuburg.
Neswadba Franz jun., Klosterneuburg.
*Nettwall Heinrich, Hofverwalter, Kaunitz.
Neuber Wilhelm, kais. Rath, k. k. Commercialrath etc., Wien, VI/2. Brückengasse 1.
Neumann Adolf, Wien, I. Franz Josefs-Quai 39.
*Neumann Wilhelm Anton, f. e. geistl. Rath, Universitätsprof., Wien, IX/3. Garnisongasse 18.
*Niederle Lubor, Prof. Dr., k. k. Conservator, Žižkov, Husinecka 11.
*Nothnagel Hermann, Prof., k. k. Hofrath, Wien, I. Rathhausstrasse 13.
*Obermayer Albert, Edl v., k. u. k. Oberst, Wien, VI/1. Gumpendorfers rasse 43.
*Ogradi Franz, inf. Abt, f. e. Consistorialrath, Cilli.
*Palliardi Jaroslav, Notar, Mähr.-Budwitz.
Passler Peter, Gymnasialprofessor, Horn.
Paul-Schiff Maximilian, k. k. Landwehr-Oberlieutenant, Wien, IV/1. Alleegasse 20.
*Pauli Hugo, Buchhändler, Wien, I. Stefansplatz 8.
*Paumgartner August, Ritt. v., k. k. Bezirkshauptmann, Brünn.
*Pauschal Justin, Prior des Cistercienser-Ordensstiftes, Lilienfeld.
*Peez Alexander, Dr., Schriftsteller, Wien, IV. Heugasse 2.
*Pelz Rudolf, Wien, I. Burgring 7.
Penka Carl, Gymnasialprof., Wien, XVIII/2. Schindlergasse 48.
*Petak Arthur, Prof. Dr., Wien, XIV. Mariahilferstrasse 142.
Peterlein Adalbert, Professor der Theologie, Klosterneuburg.
*Peters Ignaz, Gymnasialprofessor, Leitmeritz.
*Petter Alexander, Dr., kais. Rath, Salzburg.
Pfeiffer Hermann, Chorherr, Klosterneuburg.
Piger Franz Paul, Gymnasialprofessor, Iglau.
*Pirquet v. Cesenatico Peter, Freih., Gutsbesitzer, Wien, I. Krugerstrasse 17.
*Plattner Benedikt, k. k. Baurath, Innsbruck.
Pötting und Persing Josef, Graf, Dr., k. u. k. Kämmerer etc., Brünn, Winterhollerpl. 11.
*Pogatscher Heinrich, Dr., Rom, Via Ottaviano 113.
*Pogatschnigg V., Dr., k. k. Gewerbeober-inspector, Graz.
*Polek Johann, Dr., k. u. k. Custos, Czernowitz.
*Polívka Georg, Prof. Dr., Prag, Königliche Weinberge, Hálk 49.
Pollak's Söhne, Wien, I. Vorlaufstrasse 3.
Pommer Josef, Prof. Dr., Reichsrathsabg., Wien, V/1. Franzensgasse 11.
*Poschacher Louise, Wien, IV/1. Margarethenstrasse 30.
*Pražak Wladimir, Freih. v., Sectionsrath. Wien, IV/1. Heugasse 18.
Preen Hugo v., akadem. Maler, Osternberg bei Braunau am Inn.
*Preindlsberger Josef, Wien, I. Bräunerstr. 10.

*Preindlsberger Milena, Landessanitätsrathsgattin, Sarajevo.
*Přikryl Franz, Cooperator, Soběchleb, Mähr.
Prix Franz, Prof., Wien, IV/2. Favoritenstrasse 27.
*Probst Carl, akadem. Maler, Wien, IV/2. Theresianumgasse 23.
Prossinagg Arthur, Wien, IX/1. Pramerg. 27.
Pschikal Ottilie, Milchgeschäftsbesitzerin, Wien, IV/1. Paniglgasse 16.
*Psota Ignaz, Apotheker, Prerau.
*Purschke Carl, Dr., k. k. Landwehrintendant, Wien, VI/2. Liniengasse 27.
Rabel Henriette, Hauptmannswitwe, Wien, III/2. Geologengasse 6.
Rack Heinrich, Präfect, Wien, IV/1. Favoritenstrasse 15.
Reichel Leopold, Fabrikant, Wien, I. Börsegasse 12.
Reif Berthold, Dr., Wien, II/3. Obere Donaustrasse 47.
Reisch Emil, Prof. Dr., Innsbruck.
*Reischek Andreas, Custos, Linz.
*Repta Stefan v., Gymnasialdirector, Suczawa.
Rešetar Milan, Ritt. v., Universitätsdocent, Wien, VIII/1. Kochgasse 15.
*Reuschl Carl, Dr., Dresden.
*Richter Rudolf, cand. jur., Wien, VIII/1. Trautsohngasse 2.
*Riegl Alois, Prof. Dr., Wien, I. Schotteng. 3.
*Rigler Franz, Edl. v., Dr., Wien, III/2. Seidlgasse 22.
*Rössler Stefan, kais. Rath, Abt des Cistercienser-Ordensstiftes, Zwettl.
*Rollett Hermann, Dr., Stadtarchivar, Baden.
*Romstorfer Carl A., Regierungsrath, k. k. Conservator, Czernowitz.
Rosenberg Leopold, Wien, I. Giselastr. 11.
Rosenzweig v. Drauhwehr Julie, Baronin, Wien, VIII/1. Auerspergstrasse 5.
*Rothberger Moriz, Wien, I. Stefansplatz 9.
*Rutar Simon, Gymnasialprofessor, Laibach.
Sachs Leopold, Wien, I. Krugerstrasse 1.
*Salzer Josef, Fabriksbesitzer, Wien, III/2. Marxergasse 1.
*Sarg Carl, Fabriksbesitzer, Liesing b. Wien.
*Sauter Benedictus, inf. Prälat und Abt des königl. Benedictiner-Stiftes Emaus, Prag, Emausplatz 1.
*Scala Arthur v., Hofrath, Director des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie, Wien, I. Stubenring 5.
*Schachinger Norbert, kais. Rath, Consistorialrath, Abt etc., Schlägl, Post Aigen.
*Schaeffer August, Regierungsrath, Director der k. k. Gemäldegallerie, Wien, I. Burgring 7.
*Schaffner Josef, Volksschullehrer, Wien, XVIII/1. Staudgasse 3.
*Schaller Franz, Procurist, Wien, IX/2. Sechsschimmelgasse 6.
Schallud Franz, Decorationsmaler des Deutschen Volkstheaters, Wien, XV/1. Goldschlagstrasse 23.
Schedle Anton, Oberingenieur, Braunau a. Inn.
Scheinigg Johann, Gymnasialprofessor, Klagenfurt.
Schemfil Heinrich, k. u. k. Oberbaurath, Wien, I. Plankengasse 7.
*Schima Carl, Dr., Sectionsrath, Wien, II/2. Circusgasse 40.
Schindler Carl, k. k. Oberforstrath, Wien. VI/2. Hirschengasse 8.
*Schindler Jacob August, Stadtpfarrer, Klosterneuburg.
*Schlesinger Sigmund Egon, Wien, I. Gonzagagasse 15.
Schlossar Anton, Dr., kais. Rath, k. u. k. Custos, Graz, Nibelungengasse 8.
*Schlosser Carl, Freih. v., Wien, IV/1. Taubstummengasse 8.
*Schlumberger Edl. v. Goldegg Gustav, Wien, I. Johannesgasse 22.
*Schmeltz J. D. E., Dr., Director am ethnographischen Reichsmuseum, Leiden.
*Schmidt Georg, Prof., Mies
Schmidt Carl, Buchbinder, Wien, IV/1. Schäffergasse 12.
Schmidt Moriz, Ingenieur, Wien, IV/2.
Schönach Julius, Dr., Präfect der k. k. theresianischen Akademie, Wien, IV/1. Favoritenstrasse 15.
*Schönborn Friedrich, Excellenz, Graf, Dr., Wien, I. Schellinggasse 1.
Schranzhofer Leopold, Professor an der k. k. theresianischen Akademie, Wien, IV/2. Victorgasse 8.
*Schreiber Hans, Leiter der Landwirthschaftsschule, Staab.
Schukowitz Hans, Dr., Graz.
Schulz v. Strasznitzki Louise, Wien, IV/1. Mozartgasse 3.
*Schwäger Freih. v. Hohenbruck Arthur, Sectionschef i. P., Wien, I. Nibelungeng. 8.
Schwäger Freih. v Hohenbruck Oscar, Dr., Triest.
Schwarz Johann, k. k. Gymnasialprofessor, Wien. III/1. Thongasse 6.

Schwarz Richard, Freih. v., Salzburg, Villa Stadlhof.
*Schwegel Josef, Excellenz, Freih. v., k. k. Geheim-Rath, Sectionschef a. D. etc, Wien, IX/1. Thurngasse 3.
*Section Mark Brandenburg, Berlin W., Motzstrasse 78.
*Seidl Gabriel, Professor, Architekt, München, Marsstrasse 28.
Seiller Josef, Freih. v., Dr., Hof- u. Gerichtsadvocat, Wien, I. Freyung 6.
Seitz Jacob J., Schriftsteller, Grein a. Donau.
*Setz Max, Architekt, Wien, IV/1. Paniglgasse 17.
Siebenrock Friedrich, k. u. k. Custos, Wien, I. Burgring 7.
*Sieger Robert, Prof. Dr., Wien, I. Wollzeile 12.
Sitte Camillo, Regierungsrath, Wien, I. Schellinggasse 13.
Smolle Leo, Dr., Schulrath, Wien, II/1. Castellezgasse 13.
Spatzier Convall, Dr., Apotheker, Jägerndorf.
*Spiegl Edler v. Thurnsee Edgar, Herausgeber des „Illustr. Wr. Extrablatt", Wien, I. Löwelstrasse 12.
Spitzer Alois, Dr., Wien, I. Weihburgg. 21.
*Spitzer Moriz, Gutsbesitzer, Pozsony, Szólesk-utcza.
*Staatsgewerbeschule, k. k., Wien, I. Schellinggasse 13.
*Staatsgymnasium, k. k, Iglau.
*Staatsgymnasium, k. k., Bielitz.
*Staatsgewerbeschule, k. k., Czernowitz.
*Staatsuntergymnasium, k. k., Czernowitz.
*Stadtmuseum, Znaim.
*Städt. Pädagogium, Wien, I. Schellingg. 11.
*Staudinger Josef, Tischlermeister, Wien, III/1. Beatrixgasse 15.
Stein Ernst, Director d. Jaworznoer Kohlengewerkschaft, Jaworzno, Szczakowa.
Steindachner Anna, Fräulein, Wien, I. Burgring 7.
*Steindachner Franz, Dr., k. u. k. Hofrath, Wien, I. Burgring 7.
*Steiner v. Pfungen Otto, Freih., Ministerial-Vicesecretär i. P., Wien, I. Bauernmarkt 8
Stenzl, kais. Rath, Oberpräfect d. k. k. theres. Akademie, Wien, IV/1. Favoritenstrasse 15.
*Stift Hohenfurt.
*Stift Reichersberg am Inn.
*Stiftsvolksschule Klosterneuburg.
*Stohandl Franz Carl, Privatier, Brünn, Alleegasse 22.
Straberger Josef, k. k. Oberpostcontrolor, Linz.
*Strakosch Ignaz, Glaser, Wien, I. Schottenring 29.
Stransky, k. u. k. Stabsarzt i. P., Prerau.
Streicher Emil, k. u. k. Hof- und Kammerclavierfabrikant, Wien, III/1. Ungargasse 27.
Streicher Ernestine, Wien, III/1. Ungargasse 27.
*Strele-Bärwangen Richard, Ritt. v., Custos und Vorstand d. öffentl. Studienbibliothek, Salzburg.
*Stubenvoll Hugo, Ingenieur, Vukovár, Slavonien.
*Studienbibliothek, Olmütz.
*Studienbibliothek, Salzburg.
*Stürgkh Carl, Graf, Wien, I. Schottenhof.
*Sturm Josef, Prof., Wien, V/2. Bacherplatz 8.
Subić Johann, Director, Laibach.
Suchanek v. Hasenau Alexander jun., Brünn.
*Suchiewicz Vladimir, Prof., Lemberg.
*Šuklje Franz, Dr., Hofrath, Rudolfswerth.
*Šuman Josef, k. k. Landesschulinspector, Laibach.
*Suppan Michael, Wien, I. Burgring 7.
Szombathy Josef, k. u. k. Custos, Wien, VII/2. Sigmundsgasse 8.
Tagleicht Carl, k. u. k. Hofschlosser, Wien, II/5. Mathildenplatz 7.
*Tannenberger Ludovica, Wien, IV/2. Victorgasse 16.
Tauber Julius, Beamter, Wien, XVIII. Martinsstrasse 74.
*Taubmann J., Bürgerschuldirector, Aussig.
*Teirich Emil, Dr., k. k. Commercialrath, Wien, I. Carlsplatz 1.
*Thill Hans, Dr., Nikolsburg.
Thirring Ferdinand, Oedenburg.
Thirring Hermine, Oedenburg.
*Thirring Julius, Bürgerschullehrer, Wien, II/1. Darwingasse 9.
Thirring Marietta, Wien, II/1. Darwingasse 9.
Tippmann Norbert, Director, Donaufeld.
*Tobner Paul P., Stiftskämmerer, Lilienfeld.
Toldt A., Dr., Salzburg.
*Toldt Carl, Dr., Hofrath, Wien, IX/3. Ferstelgasse 6.
*Tomaschek, Edl. v. Stratowa Carl, Dr., Wien, III/1. Hauptstrasse 67.
*Tomiuk Vasili v., Erzpriester, Radautz, Bukowina.
*Tonello v. Stramare Josef Le Chevalier, Wien, XVII/2. Neuwaldeggerstrasse 2.
*Treusch Leopold, Beamter der österreichischen Sparcasse, Wien, I. Tuchlauben 4.
Trojanis Natalis, Dr., Erzpriester, Curzola.

*Troll Camillo, k. u. k. Generalmajor, Wien, III/3. Marokkanergasse 20.
*Udziela Severin, k. k. Bezirksschulinspector, Wieliczka.
*Universitätsbibliothek, Czernowitz.
*Universitätsbibliothek, Graz.
Urban Eduard, kais. Rath, Banquier, Brünn.
*Urban Michael Dr., Stadtarzt, Plan.
*Vaclávek Mathias, Bürgerschul-Director, Wšetin, Mähren.
Varonne Johann, Landschaftsmaler, Wien, IV/2. Weyringergasse 10.
*Verein der niederösterreichischen Landesfreunde, Ortsgruppe Kaltenleutgeben.
*Verein für bayerische Volkskunde, Würzburg.
*Verein für sächsische Volkskunde, Leipzig.
Vonviller Heinrich, Inhaber der Ersten Wiener Walzmühle, Wien, I. Wipplingerstrasse 38.
Vukovič v. Vucýdal Anton, R. v., Statthaltereirath, Markarska.
*Wache Paulus, Professor der Theologie, Klosterneuburg.
*Wachs Edmund, Spediteur, Wien, II/2. Rothensterngasse 31.
Wachs Caroline, Wien, II/2. Rothensterngasse 31.
Wachtl Fritz A., Professor, Wien, XIX/1. Hochschulstrasse 16.
Wähner Franz, Dr., Prof., Prag.
*Wahrmann Sigmund, Dr., Wien, I. Seilerstätte 5.
*Walcher v. Molthein Carl Alfred, Oberlieutenant, Wien, I. Franciscanerplatz 1.
*Waldmann Mathilde, Altenmarkt a. Triesting.
Wartenegg Wilhelm v., k. u. k. Custos, Wien, III/3. Metternichgasse 5.
*Wawersich August, Oberlehrer, Floridsdorf.
*Weber Anton, Architekt, Wien, VIII/1. Piaristengasse 34.
Weeber Emil, Tonkünstler, Wien, VII/2. Burggasse 51.
*Weil v. Weilen Alexander, Dr., Universitätsprofessor, Wien, IV/1. Hechtengasse 3.
Weinelt Josef E., k. k. Oberforstmeister etc., Wien, I. Seilergasse 9.
Weinzierl Theodor, Ritt. v., Dr., Hofrath, Wien, IX/1. Nussdorferstrasse 7.
Weiss Leopold, Wechselstubeninhaber, Wien, IX/1. Liechtensteinstrasse 4.
*Wichner Josef, Professor, Krems a. D.
*Widmann Johann, Prof. Dr., Salzburg.
*Wieser Ritt. v. Wiesenhort Franz, Prof. Dr., Hofrath, Innsbruck, Meinhartstrasse 4.
*Wieninger Georg, Gutsbesitzer, Schärding a. Inn.
*Wilczek Hans, Exc., Graf, k. k. Geheimer Rath u. Kämmerer etc., Wien, I. Herreng. 5.
*Wilhelm Franz, Professor, Pilsen.
*Wimpffen Franz, Excellenz, Freih. v., k. k. Geh. Rath, Feldzeugmeister etc., Salzburg.
*Wisnar Julius, Professor, Znaim.
*Wissenschaftlicher Club, Wien, I. Eschenbachgasse 9.
*Witt Josef, k. k. Regierungsrath i. P., Wien, VIII/1. Lederergasse 15.
*Wögerbauer Marie, Salzburg, Franz Josefs-Quai 9.
Woldřich Johann Nep., Dr., Universitätsprofessor, Prag, Carlsplatz 21.
Wolf Carl, Schriftsteller, Meran.
Wolf-Eppinger Sigismund, Dr., Wien, I. Helferstorferstrasse 4.
*Wolfram Alfred, Wien, XVIII/1. Canong. 19.
Wretschko Alfred, Ritt. v., Juristenpräfect, Innsbruck.
Wurm Ignaz P., Consistorialrath, Olmütz.
Záhony Eugen, Freih., Ritt. v., Fabriksbes. etc., Graz.
*Zahradnik Josef, Director, Ung.-Hradisch.
Žak Josef, k. k. Musiklehrer, Brünn, Tivoligasse 50.
Zavadovszeti Isidor, griech.-orient. Pfarrexpositus, Woronetz.
*Zawiliński Roman, Professor, Krakau, Karmelicka 22.
Zeidler Paul, pr. Präparator, Wien, I. Burgring 7.
*Zeller Ludwig, Präsident der Handels- und Gewerbekammer, Salzburg, Faberstrasse.
Zeller Risa, Salzburg, Faberstrasse.
*Zeyer Francisca, Prag, Aujezd 402/III.
*Zillner Anna, Salzburg, Franz Josefstr. 32/1.
*Zingerle Anton, Dr., Universitätsprofessor, Innsbruck-Wilten.
*Ziskal Johann, Wien, XVII/1. Leopold Ernstgasse 28.
*Ziwsa Carl, k. k. Regierungsrath, Gymnasialdirector etc., Wien, IV/1. Favoritenstr. 15.
*Zöchbauer Franz, Professor der theresian. Akademie, Wien, IV/1. Mühlgasse 26.
Zsigmondy Carl, Dr., Wien, I. Schmerlingplatz 2.
*Zsigmondy Otto, Dr., Wien, I. Schmerlingplatz 2.
*Zuckerkandl Emil, Universitätsprofessor, Hofrath, Dr., Wien, IX/4. Alserbachstrasse 20.
*Zwirner Hubert, Bürgerschullehrer, Retz.

Tauschverkehr.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen; Berlin W., Kaiserin Augustenstrasse 73.
Blätter für hessische Volkskunde (Dr. Carl Helm); Giessen, Alicestrasse 12.
Bosnische Landesregierung für das bosnisch-herzegowinische Landesmuseum; Sarajewo.
Czechoslawisches ethnographisches Museum; Prag, Graben 13.
Direction der städtischen Bibliothek; Wien, I. Rathhausplatz.
Ferdinandeum (Hofrath Prof. Dr. R. v. Wieser); Innsbruck.
Germanisches Museum; Nürnberg.
Grossherzoglich badische Universitätsbibliothek; Heidelberg.
Handels- und Gewerbekammer; Wien, I. Wipplingerstrasse 34.
Museum für deutsche Volkstrachten (Custos Franz Höft); Berlin, Klosterstrasse 36.
Ministerium für Cultus und Unterricht; Wien, I. Minoritenplatz 7.
Museumsgesellschaft (Director Josef Zahradnik); Ung.-Hradisch.
Museumsgesellschaft (Prof. Domluvil); Wal.-Meseritsch.
Zeitschrift für deutsche Mundarten (Dr. J. W. Nagl); Wien, XVIII. Martinsstrasse.
Niederösterreichische Landesbibliothek; Wien, I. Herrengasse 13.
Nordish Museet; Stockholm.
Oberhessischer Geschichtsverein; Giessen.
Museum für Völkerkunde (Director Dr. Obst); Leipzig, Königsplatz.
Oesterreichisch-Ungarische Revue (Dr. Mayer-Wiede); Wien, XVIII. Hans Sachsgasse 6.
Ons Volksleven (J. Cornets); St. Antonius bei Wünegkem, Provinz Antwerpen.
Redaction des „Český Lid" (Dr. Č. Zibrt); Prag, Na Sloup 12.
Redaction der ethnographischen Mittheilungen aus Ungarn; Budapest. St. György-utcza 2.
Redaction des „Globus" (Dr. R. Andree); Braunschweig, Fallerslebenthorpromenade 13.
Redaction des Internationalen Archivs für Ethnographie (Dr. J. D. E. Schmeltz); Leyden.
Redaction des Schweizer Archivs für Volkskunde (Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer); Basel, Hirzbodenweg.
Redaction of S. Landsmålen; Upsala.
Verein für Landeskunde aus Niederösterreich; Wien, I. Herrengasse 13.
Vorstand der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Berlin W. Königgrätzerstrasse 120.
Vorstand des Landesmuseums; Czernowitz.
Vorstand der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde (Dr. Max Hippe); Breslau, Opitzstrasse 3.
Vorstand des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen; Prag.
Vorstand des Vereines für Volkskunde; Berlin W., Hohenzollernstrasse 10.
Vorstand des Vereines für Volkskunde; Lemberg.
Württembergische Vereinigung für Volkskunde (Prof. K. Bohnenberger); Tübingen.
Zell Franz, Architekt; München, Klenzestrasse 97.
Zweigverein Drosendorf und Umgebung des Allgemeinen niederösterreichischen Volksbildungsvereines; Drosendorf.

Dazu 60 Exemplare an k. k. Ackerbauschulen und 102 Exemplare an den k. k. Schulbücherverlag.



Protector:
Seine kaiserl. u. königl. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog **Ludwig Victor.**

Ehrenpräsident: Seine Excellenz Herr **Dr. J. A. Freiherr v. Helfert.**

Die Vereinsleitung

im Jahre 1902:

Seine Erlaucht Herr **Graf Johann Harrach**
Präsident.

Hofrath Prof. Dr. V. Jagić
Erster Vicepräsident.

Commercialrath Oscar v. Hoefft
Zweiter Vicepräsident.

K. u. k. Custos Dr. **M. Haberlandt**
Schriftführer.

Prof. Dr. **Arthur Petak**
Schriftführer-Stellvertreter.

Hof- und Gerichtsadvocat Dr. **S. Fessler**
Geschäftsführer.

Bürgerschullehrer **Julius Thirring**
Geschäftsführer-Stellvertreter.

K. u. k. Präparator **Franz X. Grössl**
Cassier.

Ausschussräthe:

a) In Wien:

Regierungsrath Director Dr. **Carl Glossy.**
K. k. Sectionschef a. D. **Arthur Schwäger Freih. v. Hohenbruck.**
Director **Josef Kahané.**
Prof. Dr. **Franz Kratochwil.**
Prof. Dr. **Paul Kretschmer.**
Dr. **Mathias Murko.**
Dr. **Milan Ritter v. Rešetar.**
Prof. Dr. **Alois Riegl.**
Fabriksbesitzer **Josef Salzer.**
Oberbaurath **Heinrich Schemfil.**
Stadtpfarrer Chorherr **Jacob Schindler.**
Philipp Ritter v. Schoeller.

b) In den Königreichen und Ländern:

Custos **Andreas Reischek,** Linz.
Dr. med. **Richard Heller,** Salzburg.
Director **Carl Lacher,** Graz.
Prof. Dr. **R. Meringer,** Graz.
K.k. Gewerbe-Oberinspector Dr. **V. Pogatschnigg,** Graz.
Prof. Dr. **Fr. Ritter Wieser v. Wiesenhort,** Innsbruck.
Director **J. Šubić,** Laibach.
Hofrath Dr. **Franz Šuklje,** Rudolfswerth.
Prof. Dr. **A. Amoroso,** Parenzo.
Director **F. Bulić,** Spalato.
Prof. **Alexander Makowsky,** Brünn.
Notar **Jaroslaw Palliardi,** Mähr.-Budwitz.
Prof. **Franz P. Piger,** Iglau.
Prof. Dr. **L. Niederle,** Prag.
Prof. Dr. **A. Hauffen,** Prag.
Director Dr. **E. Braun,** Troppau.
Prof. **Roman Zawiliński,** Krakau.
Prof. Dr. **A. Kalina,** Lemberg.
Prof. **V. Szuchiewicz,** Lemberg.
Hofrath **A. Ritter v. Vuković,** Markarska.
Regierungsrath **Carl Romstorfer,** Czernowitz.

I. Abhandlungen und grössere Mittheilungen.

Beziehungen zwischen den niederösterreichischen, bayerischen und fränkischen Mundarten und Bewohnern.

Von A. Dachler, Wien.

Im Jahre 1897 erschien in den »Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich« meine Abhandlung: »Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung«, worin nach eingehenden Beobachtungen festgestellt wurde, dass dasselbe im grösseren Theile des Landes nach dem in den fränkischen Gegenden des deutschen Reiches, insbesondere der Maingegend heimischen und nur im kleineren Theile nach altbayerischem Muster erbaut wurde und noch wird.

Wenn im Allgemeinen der Zusammenhang zwischen Stamm und Hausform zugelassen wird, wozu gegenwärtig die Mehrzahl der Hausforscher neigt, so widerspricht die dort gewonnene Erfahrung der landläufigen Annahme einer allgemein bayerisch-österreichischen, das ist nur von Altbayern oder der von diesen seinerzeit in Besitz genommenen Ländern Salzburg, Oberösterreich und Steiermark abstammenden Bevölkerung unseres Kronlandes, mindestens für die letzte und entscheidende Besiedlung bald nach der Magyarenherrschaft.

Der Zusammenhang zwischen Stamm und Haus gilt natürlich nur für die Besetzung eines grösseren leeren Landstriches, wo noch keine bestimmte Hausform sich eingebürgert hat. Der Ankommende wird dann immer sein gewohntes Haus mit den durch die vorhandenen Baustoffe, Arbeitskräfte, den Raumbedarf und andere Verhältnisse bedingten kleinen Aenderungen erbauen. Die zu Hause erprobte Eintheilung aufzugeben, liegt für ihn kein Grund vor, umsomehr, da er jedenfalls seine heimische Wirthschaftsweise mitbringt. Wäre dies nicht so, dann würde wohl nicht die grosse, noch heute erkennbare Einförmigkeit in den Hausformgruppen vorkommen.

Die Siedlungen der freien Germanen waren wohl bezüglich der Ortsanlage und des Umfanges der Häuser anders, als die nach dem Herabsinken der Mehrzahl der Bevölkerung in Abhängigkeit, doch gelten obige Grundsätze auch für diese geänderten Verhältnisse. Die in Niederösterreich bestehenden Hausformen verschiedener Art sind jedenfalls schon in der ursprünglichen Heimat der Siedler vor der Einwanderung ausgebildet gewesen.

Nach der jenem Aufsatze beigegebenen Landkarte mit den auf sehr zahlreiche Beobachtungen gegründeten Grenzen der Hausformen erstreckt sich der fränkische Typus in Niederösterreich fast über die ganze nördliche Hälfte des Landes, das ist über die beiden ehemaligen Viertel unter und ober dem Manhartsberge, die Gegend südlich der Donau bis zu einer Linie längs dem Triesting- und Gölsenflusse bis gegen Melk und begreift noch das Wiener Becken in sich. Im Osten des letzteren schliesst sich daran in Ungarn das Gebiet der Heanzen, bezüglich der Hausform und auch meist der Dorfanlage ein getreues Abbild der Verhältnisse diesseits der Leitha.

Ich äusserte daher S. 126 des oben angeführten Aufsatzes meinen Zweifel an der bisher ohne Widerspruch angenommenen, der Hauptsache nach bayerischen Besiedlung des Landes Niederösterreich, nicht bloss infolge der abweichenden Hausformen, sondern auch der bedeutenden Verschiedenheit der Mundarten dies- und jenseits der Donau. Es ist merkwürdig, dass die von der bayerischen so merklich abweichende Mundart in den beiden Manhartsvierteln und darüber hinaus bis an die Sprachgrenze gegen die Slawen in Böhmen und Mähren noch gar nicht kritisch beleuchtet wurde, obwohl dieselbe doch durch ein vielgelesenes Epos*) bekannt gemacht, weiters noch allenthalben im Volksmunde lebt und sowohl durch die viel besser erhaltene südostböhmische, südmährische und heanzische Mundart in der Oedenburger und Eisenburger Gespannschaft des Königreiches Ungarn ergänzt wird.

Man weiss offenbar mit der so eigenthümlichen Mundart nichts anzufangen, wie dies in dem Werke: »Die österreichisch-ungarische Monarchie in Bild und Wort« im Bande Niederösterreich offen eingestanden wird. Das Dogma der bayerischen Besiedlung des Landes lässt sich nur durch die allerdings sehr zahlreich vorhandenen bayerischen Bestandtheile der betreffenden Mundarten stützen. Da aber eine grosse Zahl, darunter die wichtigsten Wörter, fremde Abstammung verrathen und ihre Herkunft auf keine Weise erklärt werden kann, so geht man darüber einfach hinweg.

Da also weder von Seite der bayerischen, noch fränkischen Mundartforschung die Sache aufgegriffen wurde, entschloss ich mich, die von mir seit der Herausgabe meiner Schrift über das Bauernhaus betriebenen mundartlichen Forschungen der zahlreichen sich für Volkskunde interessirenden Gemeinde vorzulegen.

Zu diesem Zwecke wurde eine Reihe der gangbarsten Wörter in altbayerischer, manhartsbergischer, südostböhmischer und südmährischer, heanzischer, oberpfälzischer, egerländischer, nürnbergischer und allgemein fränkischer Mundart, welche Mundarten, wie sich zeigen wird, mit Ausnahme der altbayerischen, alle in naher Beziehung zu einander stehen, aus guten mundartlichen Werken, auf Reisen durch

*) Misson, „Der Naz“, herausgegeben von K. Landsteiner. (Fortgesetzt von Strobl. Programm des Josefstädter Gymnasiums in Wien 1880.)

mündlichen oder durch schriftlichen Verkehr gesammelt und in eine Tabelle zusammengestellt. Auf dieser breiten Grundlage wird es nicht nur dem Fachmanne, sondern auch dem unterrichteten Leser leicht möglich sein, sich eine eigene Ueberzeugung zu bilden.

Der oberflächliche Beobachter wird in Niederösterreich heutzutage wohl nur bayerisch sprechen hören und nebst Anderem der Hauptsache nach finden, dass das hochdeutsche a, in abgelegeneren Orten auf tiefes a, in den mehr besuchten Orten und Städten auf halbtiefes a gestimmt ist.

Der Stadtdialect entstand aus der Sprache der Vornehmen im Mittelalter am fürstlichen Hofe, unter den Geistlichen und den fremden Kaufleuten, deren Zahl und Einfluss mit der fortschreitenden Cultur des Landes stets grösser wurde. Hof und Adel waren zuerst wohl fränkisch, da die Babenberger aus einer fränkischen Gegend kamen und zuletzt im Nordgau,*) der, wie später gezeigt wird, auch zum grössten Theil fränkisch ist, belehnt waren. Die Geistlichen dagegen, damals die einzigen Culturträger, Schriftgelehrten und Lehrmeister der Vornehmen, waren aus altbayerischen Stiften. Bei dem grossen Ansehen, das ihnen überdies ihr Stand verlieh, musste das Beispiel ihrer Mundart von grossem Einflusse sein.

Aus dem Zusammenwirken dieser Stände entwickelte sich, wie Nagl ausführt,**) die durch den Einfluss des Fränkischen auf a gestimmte Mundart der Vornehmen und verbreitete sich über alle grösseren Orte, wo stets das Bestreben herrscht, für feiner als der »dörpische« Bauer zu gelten. Aber auch der Bauer hat sich heute schon in verkehrsreichen Gegenden diese Mundart zum Theile eigen gemacht, da er sich in jungen Jahren beim Militär, später durch Berührung mit Städtern infolge des grossen Verkehres, insbesondere durch unser Sommerfrischwesen, mit der heimischen Ausdrucksweise lächerlich zu machen fürchtet. Bedeutet doch in Wien das Wort »ausheanzen« so viel als verhöhnen, also nach Art der Heanzen reden, obwohl die heanzische Mundart auf viel solideren Grundlagen ruht, als die städtische und gar die wienerische. Die erfahrenen Mundartenkenner bekräftigen, dass alle anderen Mundarten ihren Bestand auf Kosten der allgemein bayerisch-städtischen in neuerer Zeit sichtbar verringern.

Dieses Kunstproduct, die städtische bayerische Mundart, kann begreiflicherweise für den hier angestrebten Zweck, die Heimat der bäuerlichen Siedler zu bestimmen, nicht dienen und soll daher weiter nicht berücksichtigt werden. Es ist vielmehr nöthig, sich auf dem Lande genau umzusehen, möglichst abgelegene Gegenden aufzusuchen, den Bauer im Verkehre mit Seinesgleichen zu belauschen und die

*) Umfasst etwa die heutige bayerische Provinz Oberpfalz nördlich der Donau und den östlichen Theil der Provinz Oberfranken.

**) Gegensatz des Stadt- und Landdialectes in „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, Bd. I, S. 33 und 166.



mundartlichen Schriften von Männern aus dem Volke zu studiren. Sehr verlässliche und erschöpfende Auskunft ist von Volksschullehrern zu erhalten, welche, wenn auch ziemlich vergebens, von amtswegen an der Beseitigung der Mundart arbeiten sollen.

Beide in Niederösterreich herrschende Mundarten müssen wir als ursprünglich ansehen; die bayerische, weil in Niederösterreich die Bayern als unmittelbare Nachbarn die beste Gelegenheit hatten, sich ansässig zu machen, die manhartsbergische, weil sie doch ohne eine auf keine Weise festzustellende genug kräftige Einwirkung nicht aus jener stets herrschenden Mundart entstanden sein kann, und wir in der heanzischen und den in Südostböhmen und Mähren erhaltenen deutschen Mundarten ein ziemlich vollständiges Bild des alten Bestandes haben.*) Wenn selbst die letzteren manche bayerische Bestandtheile in sich enthalten, so kann dies wohl zum geringen Theile von ursprünglicher Verwandtschaft, in viel höherem Grade jedoch nur von der steten Berührung mit der bayerischen und steierischen Bevölkerung und Einwanderung aus derselben herkommen. Der Process der Bavarisirung schreitet noch heute sichtbar vor unseren Augen fort, für die Einwanderung werde ich später Belege beibringen.

Die Hauptunterschiede in den zwei besprochenen Mundarten lassen sich, wie folgt, zusammenfassen. Es lautet im Hochdeutschen, bayerisch, heanzisch, beziehungsweise manhartsbergisch:

i oder ü (lieb)	wie ia (liab)	öi (löib)
e oder i (Bett)	wie ö oder e (Bött)	e-i (Be-itt)
u oder i (Mutter)	wie ua (Muada)	oi und ui (Muida)
a oder o (fragen)	wie à (fràgn)	ao oder a-u (fra-ugn)

Während der Bayer die Selbstlaute nachlässig ausspricht, so dass sich dieselben meist dem a nähern, charakterisiren sich das Manhartsbergische und insbesondere das Heanzische und am meisten die südostböhmischen und südmährischdeutschen Mundarten durch das häufige Vorkommen und die deutliche Aussprache von Doppelselbstlauten und das dadurch entstehende eigenthümliche Singen. Freilich ist im Manhartsbergischen das öi, e-i und a-u schon verschwunden, allein es lebt in den anderen ihm sonst gleichen Mundarten fort. Dagegen ist allen das ui statt u oder i eigenthümlich. Es finden sich auch in der bayerischen Mundart hie und da ui oder oi aber nicht statt u.

Im fränkischen Hausgebiete diesseits der Donau taucht die manhartsbergische Sprachweise bei Eingeborenen ziemlich selten auf, doch finden sich in Nagl's »Roanad«, welches Epos doch als bayerisch gilt, und in der Mundart bei Neunkirchen, an der Grenze des fränkischen Hausgebietes, geschrieben ist, noch häufige Spuren. Weiters hört man

*) Es sei hier eingeschaltet, dass die weit nach Süden im Thale der Lainsitz vorgedrungene czechische Besiedlung die manhartsbergische von der bayerischen Mundart im westlichen Südböhmen trennt. Der südliche Theil dieser czechischen Siedlung bis Weitra ist seit Langem germanisirt.

am Ostufer des Neusiedler Sees, bei Pressburg und auch an vielen anderen Orten, nur nicht im Gebiete des bayerischen Hauses, d. i. im südlichen Gebirge, Wörter der manhartsbergischen Mundart von Eingebornen sprechen.

Die auffallende Aehnlichkeit dieser nichtbayerischen Mundarten und die Thatsache, dass an den äussersten entgegengesetzten Grenzen des grossen Verbreitungsbezirkes, im südöstlichen Böhmen und südlichen Mähren und unter den Heanzen in der Oedenburger und Eisenburger Gespannschaft in Ungarn bis an den Raabfluss an der steierischen Grenze gerade die Mundart scharf ausgeprägt noch fortbesteht, während sie zwar inzwischen durch ungünstige Umstände stellenweise fast verwischt, doch noch überall erkennbar ist, zwingt zur Erkenntniss, dass dieselbe als einheitliche Mundart einst das ganze grosse Gebiet beherrschte.

Die zwei Gebiete nördlich und südlich der Donau, durch einen breiten Streifen längs dem Strome mit städtischer Mundart unterbrochen, sind nun auch durch eine besondere gemeinsame Form des Bauernhauses charakterisirt, indem südlich im Gebirge, wo rein bayerische Bevölkerung, der bajuvarische, nördlich der fränkische Typus vorkommt. Der letztere findet sich auch in dem oben erwähnten Streifen südlich der Donau und im Wiener Becken, wo aus verschiedenen Gründen das Bayerische zur Herrschaft gekommen ist. Die Heanzen haben ausschliesslich die fränkische Hausform.

Es entspricht also dem bayerischen Hause die bayerische, dem fränkischen Hause eine jedenfalls nicht bayerische Mundart, deren Herkunft erörtert werden soll.

Dass diese Mundart im Wiener Becken südlich der Donau bis Melk und im Marchfelde fast vollständig, in anderen Gegenden ziemlich verschwunden ist, liegt nicht nur im Fortschreiten des Städtischen, sondern auch in den greulichen Verwüstungen, welche das Land bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts zum Schauplatze hatten. Die Einfälle König Belas IV. 1250, der Hussiten im vierzehnten und die gesetzlose Zeit Kaiser Friedrich's III. im fünfzehnten Jahrhunderte mit der zeitweise auch für jene Tage barbarischen Kriegführung des ungarischen Königs Mathias, und vor Allem die beiden Türkeneinfälle von 1529 und 1683 sowie die Schwedeninvasion am Ende des dreissigjährigen Krieges waren von schrecklichen Folgen für den Umfang der Bevölkerung gewesen. In den ersten Jahrhunderten des Bestandes der Ostmark schleppten die Ungarn im Kriege stets viele Tausende der Einwohner mit, um ihr Land zu bevölkern. Die Türken verfolgten die Absicht, des Kaisers Länder nach Möglichkeit zu entvölkern, was ihnen angesichts der planlosen und unzureichenden Massregeln der Regierung und der Landesvertretung nur zu gut gelang. Im Jahre 1529 wurden in Niederösterreich 150.000 Landleute meist aus dem Wiener Becken und dem offenen Lande südlich der Donau niedergemacht,*)

*) Hormayr, Archiv, Bd. XI, S. 14. Die Türken vor Wien 1529.



während ein anderer Bericht allein von 100.000 Weggeschleppten spricht.*) Ein türkischer Schriftsteller berichtet: Wenn nicht in jenen Ländern (womit Niederösterreich hauptsächlich gemeint ist), die hart aneinanderliegenden, mit Wällen umgebenen Festen, Burgen, Schlösser, Castelle, Höhen und Kirchen gewesen wären, von den Ungläubigen wäre kein Mensch übrig geblieben.**) Nun wurde aber, wie bekannt, ein grosser Theil jener Werke sowie die kleinen befestigten Orte genommen und Alles darin umgebracht oder fortgeschleppt. Kaum der dritte Theil der Bewohner Oesterreichs blieb 1529 am Leben oder in Freiheit.***) Der um drei Jahre spätere Einfall der Türken, wo Sultan Soliman sich vor Güns festhalten liess, hatte zwar auch grosse Verwüstungen zur Folge, die sich jedoch nur auf dem südlichen, gebirgigen steierisch-österreichischen Theil des Landes abspielten. Um so schlimmer erging es dem Lande wieder bei der zweiten Belagerung Wiens im Jahre 1683. So wurden in Hainburg allein 8000, in Perchtholdsdorf 4000 Menschen ermordet, die Türken nahmen fast alle kleineren Orte, durchstreiften die Wälder mit Bluthunden und drangen über die höchsten Berge und in die tiefsten Thäler.†) Im Ganzen wurden dem Lande durch Ermordung oder Wegführung gegen 500.000 Menschen entzogen,††) wobei zu bedenken ist, dass die Gesammtbevölkerung noch 1759 nicht eine volle Million betrug. Jenseits der Donau kamen zu den Verwüstungen der Türken im Marchfelde noch die zerstörenden Wirkungen der ungebändigten Donau, welche ja noch im neunzehnten Jahrhunderte dort Ortschaften zerstört hat. Die Schweden verwüsteten zwar 1645 und 1646 jenseits der Donau nicht in der Weise der Türken, aber sie saugten das Land so gründlich aus, dass Bauern und Städter massenweise ihre Häuser verliessen und dann im Elende umkamen.

Nach dem Abzuge dieser grimmigen Feinde waren jedesmal weite Landstrecken menschenleere Trümmerstätten. Die Wiederbevölkerung der verlassenen Orte geschah in erster Linie aus den weniger schwer mitgenommenen Gebirgsgegenden Niederöstereichs und insbesondere Steiermarks, worüber auch Nachrichten vorliegen. Gewiss ungerne griff man nach den bosnischen Katholiken, welche nach der ersten Belagerung Wiens in ihrer Heimat auch von den Türken arg bedrängt wurden und gerne in eine noch immer sicherere Gegend zogen. So wurden die niederösterreichischen Orte zwischen Leitha und Leithagebirge fast vollständig mit solchen Leuten besetzt und noch heute können sie ihre Herkunft nicht verleugnen. Weiters entstand eine noch bedeutend grössere croatische Bevölkerungsinsel jenseits der

*) Ebendort S. 24.

**) Hammer, Türkische Belagerung von Wien 1529, S. 100.

***) Kerschbaumer, Geschichte der Diöcese St. Pölten, Bd. I, S. 497.

†) Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich XVII, S. 270.

††) Ebendort XXX, S. 296.

Donau unterhalb Gross-Enzersdorf bis zur March. Dagegen sind wieder in Ober-Hollabrunn Einwanderungen aus Oberösterreich und Steiermark und sogar aus der Oberpfalz in Bayern belegt.*) Nun kann man zwar noch heutzutage diese croatischen Siedelungen des 16. und 17. Jahrhunderts genau erkennen, dagegen haben die neu mit steierischen Bewohnern besetzten Orte im Wiener Becken und jedenfalls auch anderwärts das allgemein bayerisch-österreichische Gepräge angenommen. Wer würde in Hainburg oder Perchtholdsdorf erkennen, dass der Ort vor kaum mehr als zweihundert Jahren ganz neue, landfremde Einwohner erhielt?

Etwas anders wurde die Frage bei den Heanzen gelöst. Dort füllte man die gewaltigen Lücken in den östlichen, ebeneren, also mehr mitgenommenen Theilen meist mit Croaten, welche sich bis heute noch als solche erhalten haben, und nur der längs der steierischen Grenze gelegene gebirgige Theil, wo die Bewohner sich flüchten oder verbergen konnten, hat sein ursprüngliches deutsches Wesen behalten. Es gibt dies einen Massstab für die Verhältnisse in Niederösterreich ab, wo die Türken sich monatelang aufhielten und eine bedeutende Macht nur die Aufgabe hatte, das Land zu verwüsten. In den von den Schweden bedrückten Gegenden wehrte man sich wirksam gegen croatische Einwanderer, und wird die Lücken aus dem Lande, wenn auch langsamer, ausgefüllt haben.

Es ist also kaum anzuzweifeln, dass durch den Einfluss der bevorzugten bayerisch-österreichischen Mundart und die starke Einwanderung alpenländischer Siedler die fränkische Mundart mehr und mehr zurückgedrängt wurde, so dass jene heute scheinbar die alleinherrschende ist.

In dem beigegebenen Wörterverzeichnisse wurde das Bayerische für sich, Heanzisch und Manhartsbergisch, welche zugleich die Vertreter des Südostböhmischen und Südmährischen sind, zusammen, das Oberpfälzische, Egerländische und Nürnbergische, welche in den meisten Fällen gleichlautend, nach ihrer alten Benennung als nordgauisch bezeichnet werden, ebenfalls unter Einem angeführt. Zu den nordgauischen Mundarten, welche auch als ostfränkisch bezeichnet werden, wurden auch mittel- und unterfränkische Wörter gefügt, um deren Verwandtschaft zu bezeugen. Die Wörter sind entsprechend der Angehörigkeit mit *H*, *M*, *O*, *E*, *N* oder *F* bezeichnet.

Das Südmährische, beziehungsweise Südostböhmische, kann mit dem Heanzischen fast als gleich gelten, so dass keine besondere Aufstellung dafür nöthig ist. Die ersteren Mundarten sind nur noch ursprünglicher, in dem auch das Mittelwort der Zeitwörter mit ui diesen Laut beibehält, wie buigt, kruicht, gschuibt u. a. m. (statt baogn, kraochn, gschaobn im Heanzischen) und auch die Vorwörter des Ortes ganz fränkisch lauten (reiñ, neiñ statt eini, eina u. s. w.).

*) Topographie von Niederösterreich IV, S. 383.

Der Uebergang ins Bayerische geschieht in folgender Weise: Zuerst verliert sich die fränkische Form der Vorwörter des Ortes und der Doppellaut im Mittelwort, wie oben zwischen Mährisch und Heanzisch, dann werden die Doppellaute e-i, öi und a-u aufgegeben, wodurch das eigenthümliche Singen aufhört, der Unterschied zwischen Heanzisch und Manhartsbergisch, schliesslich auch das ui. Statt der aufgegebenen nordgauischen Worte treten bayerische ein und am Ende entsteht eine bayerische Mundart, allerdings mehr städtisch.

Die bayerische Mundart ist von den anderen hier behandelten viel mehr verschieden, als die letzteren, räumlich auch noch so sehr getrennten Sprechweisen unter sich, nicht nur im Klange, sondern auch dadurch, dass gleichbedeutende Wörter in jener sehr oft von anderen Wurzeln abstammen.

Ebenso wie das Heanzische und Manhartsbergische mit den nördlich anstossenden Mundarten unter sich, haben auch die nordgauischen Mundarten oft ganz gleiche und meist sehr ähnliche Aussprache. In Mittel- und Unterfranken sind durch frühe Theilung des Stammes unter zahlreiche Herren verschiedene Abarten der fränkischen Mundart mit bedeutenden Abweichungen entstanden. Es ist dies umsoweniger zu verwundern, als noch im Westen das Schwäbische, im Norden das Thüringische einwirkte. In Ostfranken ist die Mundart mit der allgemein oberpfälzischen sehr ähnlich. Von der Gruppe der nordgauischen Mundarten stehen wieder die nördlichen, das ist die egerländische und nürnbergische, der fränkischen, die oberpfälzische, je weiter gegen Süden, destomehr der bayerischen näher.

Eine auch nur oberflächliche Vergleichung der manhartsbergischen und der ihnen meist gleichen heanzischen Wörter wird eine grosse Uebereinstimmung mit den nordgauischen Wörtern zeigen. Freilich ist heute im Manhartsbergischen der grösste Theil der Wörter und die allgemeine Klangfarbe fast bayerisch, auch bei den Heanzen und selbst jenseits der niederösterreichischen Nordgrenze sind schon viele echtbayerische Wörter eingedrungen, was jedoch nur beweist, dass das Bayerische infolge politischer Herrschaft, Einflusses der Vornehmen und Nachahmung derselben, bayerischer Einwanderung nach Abgang der Eingeborenen im Kampfe der Mundarten überall in der günstigsten Lage war, sowohl im Nordgau, als auch hier im Osten und daher in stetem Fortschritte begriffen ist. Das Nordgauische, welches nach den mehr oder weniger grossen Resten zu schliessen, in einem zusammenhängenden Landstriche von Neuhaus in Böhmen über Wien bis St. Gotthard an der Raab (eine Entfernung von 140 *km*) gesprochen wurde und zum grossen Theile noch gesprochen wird, stand von jeher im ungleichen Kampfe mit dem Bayerischen. Dagegen ist eine spätere Beeinflussung des Bayerischen als Ursprache offenbar vollständig ausgeschlossen.

Um den zweifellosen Zusammenhang der manhartsbergischen, beziehungsweise heanzischen Bevölkerung mit dem Nordgau und Bayern ganz zu verstehen, ist es nöthig, in die Geschichte der Letzteren etwas einzudringen.

Erst nach dem Verfalle der römischen Macht erhalten wir einige wichtige Nachrichten. Um 453 n. Chr. setzten sich die Thüringer bis an die nachmals bayerische Donau fest und die heutige Oberpfalz hiess Süd-Thüringen.*) Zu Zeiten Severins tobten 457 und 468 Kriege zwischen Ostgoten und Alemannen, welche also damals auch an der Donau sassen oder nach dorthin Einfälle machten. Der Nordgau war daher damals der Tummelplatz der Alemannen und Thüringer, welch Letztere 476 Passau zerstörten. Die Franken brachen 496 die Macht der Ersteren**), die der Thüringer 531 bei Burgscheidungen an der Unstrut und lenkten in dieser Zeit eine so starke fränkische Besiedlung in das Gebiet des oberen Mains, dass dasselbe von da an Ostfranken in weitem Sinne hiess.***) Name und Mundart sind bis heute geblieben, und da das Volksthum bis weit herab gegen die Donau nahezu dasselbe ist, so ist dieser fränkische Einschlag weit nach Süden gedrungen. Je weiter herab, desto mehr bayerischer Einfluss zeigt sich heute, bis endlich in der Nähe der Donau Bevölkerung und Siedlungsart überwiegend bayerisch werden. Wir müssen bedenken, dass diese fränkische Besiedlung und die grosse Einwanderung der Bayern in ihre heutigen Sitze ungefähr zu gleicher Zeit geschahen, und dass beide Stämme in dieser Weise nördlich von Regensburg aufeinanderstiessen.

In dem zum grossen Theile fränkischen Nordgau ist die Mundart von der des westlichen Mainfrankengebietes etwas verschieden, was offenbar der Mischung mit den bereits vor den Franken dort ansässigen Stämmen, im Nordgau neben den Alemannen auch Thüringern, dann dem langdauernden Einflusse der oft wechselnden, endlich bleibenden bayerischen Herrschaft zuzuschreiben ist. Die beiden erstgenannten Stämme konnten sich zu einer Zeit dort festsetzen, wo ihnen noch von keiner Seite ein Hinderniss in den Weg gelegt wurde, nämlich am Ende des fünften Jahrhunderts. Die Spuren der Alemannen zeigen sich in Wörtern wie Boin, fra-uh (froh), hoimli, Stra-uh, woina, woist u. v. A. Von den Thüringern ist weniger zu merken. Den grössten Theil des Wortschatzes nehmen jedoch fränkische und bayerische Bestandtheile ein, letztere als spätere Zuthat. Der Angabe Riezler's, dass auch die Oberpfalz dem bayerischen Stamme angehöre,†) wider-

*) Binhack, „Nordgau". Verhandlungen des historischen Vereines von Oberpfalz und Regensburg, Bd. 44, S. 215.

**) Allerdings nicht bei Zülpich, wie es lange Zeit hiess. Giesebrecht sagt in „Geschichtschreiben der deutschen Vorzeit, Gregor's Geschichte der Franken" II. 30, Anmerkung 3, dass nicht Zülpich, sondern ein Punkt am Oberrhein (oder vielleicht in Mainfranken, D. V.) als Schauplatz dieser Schlacht anzusehen ist, was sehr einleuchtet.

***) Binhack, Nordgau a. a. O. S. 216.

†) Geschichte Bayerns I. S. 6.

sprechen nicht nur mehrere bayerische Schriftsteller, sondern auch Mundart und Siedlungsweise des grössten Theiles des Nordgaues, welche zumeist fränkisch sind.

Die Einwanderung der Bayern in ihre heutigen Sitze, welche nicht lange vor Niederwerfung des thüringischen Reiches und etwas nach der Zurückweisung der Alemannen geschah, fand nicht ohne die Zustimmung des auch in dieser Gegend mächtigen Frankenreiches statt, so dass die Bayern zu demselben sofort in theilweise Abhängigkeit geriethen. Der Frankenkönig Theodorich I. 528—533 oder sein Nachfolger Theodobert 534—547 zwang die rhätischen Bajoarier zum Bündnisse.*) Jedenfalls ist zu beachten, dass der Einzug in ihre heutigen Sitze donauaufwärts über Lorch und Passau geschah und nicht über den Böhmerwald gegen Westen.**) Sie konnten sich anfangs nur im heutigen Nieder- und Oberbayern ausbreiten, eingeengt im Westen durch die Alemannen, im Norden durch den bereits besetzten Nordgau. Ihre überschüssigen Leute warfen sich daher auf die südlichen durch romanisirte Kelten oder Rhätier, kurz zuvor und gleichzeitig auch durch Slawen besetzten Alpenländer, heute Tirol, Steiermark und Kärnten, bis zur Drau. Sie trafen dort mit den von Süden heraufarbeitenden Langobarden zusammen und geboten den im Drauthale gegen Westen vordringenden Slawen Halt. Diese Länder tragen noch heute echt bayerisches Gepräge, so dass anzunehmen ist, dass die Einwanderung in derart grosser Menge geschah, dass die bereits dort sesshaften Leute, wie dies auch geschichtlich belegt ist, auf grossentheils friedlichem Wege zu Bayern gemacht wurden. In sehr geringem Masse geschah dies aber im Nordgau, welcher stets viel mehr fränkisch als bayerisch war und jedenfalls vor der gänzlichen Einverleibung zu Bayern im siebzehnten Jahrhundert noch viel mehr als heute. Die Bayern hatten für die Besitznahme der grossen südlichen Gebiete, die gewiss nicht ohne Kämpfe, besonders mit den Slawen erfolgte, ihre Kraft derart anzustrengen, dass es ihnen sicher nicht einfiel, mit dem mächtigen Frankenreiche, das im Nordgau Stammverwandte zu schützen hatte, anzubinden.

Bayern blieb von 595 bis zum Beginne der Wirren im merowingischen Königshause (638) von den Franken abhängig,***) dann dürfte sich das Verhältniss, ebenso wie bei den Alemannen bedeutend gelockert haben. Der Nordgau, als grösstentheils fränkisches Land, war während der Frankenhoheit wahrscheinlich nicht unter Bayern. Die Erwerbung durch das Letztere geschah erst 702†) und dauerte bis 725, wo Bayern von Carl dem Hammer unterworfen wurde. Nach des

*) Riezler, a. a. O. I, S. 70, 71.
**) Riezler, a. a. O. I, S. 47.
***) Büdinger, Oesterreichische Geschichte, S. 78, 80, 82.
†) Binhack, Nordgau, a. a. O. S. 216.

Letzteren Tode begannen die Versuche Bayerns, das Frankenjoch abzuschütteln. Da 743 der Nordgau von Bayern abgetrennt wird,*) so hat es ihn vielleicht auch nach 725 noch besessen. Von 763 bis 788 war Bayern wieder fast frei von der Frankenherrschaft, und es ist möglich, dass auch der Nordgau wieder dazu gehörte. Carl der Grosse machte aus dem Nordgau, nachdem er eine Grafschaft Babenberg davon abgetrennt hatte,**) eine Markgrafschaft gegen die Slawen in Böhmen, welche lange eine politische Einheit blieb und zuerst nach dem Orte Cham benannt wurde.

Bei der Theilung des ostfränkischen Reiches unter die Söhne Ludwigs des Deutschen wurde wohl wieder die Vereinigung Bayerns mit dem Nordgau hergestellt, da Bayern mit seinen bedeutenden Nebenländern das Hauptland des östlichen Frankenreiches war, von 874 bis 880 sogar ein Reich bildete und dann unter Kaiser Arnulf bis zu dessen Tode 900 seine Hauptstütze gegen Mähren bildete.

Dies änderte sich schon unter dem salischen Kaiser Konrad I. und seinen Nachfolgern, den sächsischen Kaisern, da Bayern sich fast stets feindlich zu denselben stellte und wiederholt bezwungen werden musste. Der Besitz des Nordgaues war stets wechselnd. 916 war er kaiserlich***), 930 bayerisch†), 937 nach Kaiser Otto's I. Sieg über den aufständischen Herzog kaiserlich, zwei Jahre darauf wieder bayerisch. Kaiser Otto II. übertrug wegen widerspänstigen Auftretens des Bayernherzogs die »Markgrafschaft auf dem Nordgaue« an den Babenberger Berchtold, während dessen Bruder Liutpold mit dem Traungaue sowie der Ostmark, die damals von Westen her bis Melk reichte, belehnt wurde.†) Wahrscheinlich ist, dass der ganze den Bayern stammfremde Nordgau Berchtold's Markgrafschaft bildete. Nachdem man Bayern von allen Seiten seine nationalen Pflanzländer, unter Anderem auch Karantanien abgerissen hatte, wird man ihm den fremden Nordgau nicht gelassen haben.

Eine länger dauernde Vereinigung Bayerns mit dem Nordgau erfolgte durch Kaiser Heinrich II., der früher als Grossneffe Otto's I. bayerischer Herzog war. Bayern sowohl als auch der Nordgau gehörten nun lange zur Hausmacht der Kaiser bis unter Heinrich IV. Beide wurden nach Belieben von den Kaisern selbst verwaltet oder als Lehen vergeben, dies jedoch nicht zusammen, sondern an verschiedene Personen, so dass die Vereinigung nur im Kaiser Ausdruck fand. In der stürmischen Zeit Heinrich IV. war Welf mit Bayern belehnt, das er sich später aneignete. Der Nordgau war noch 1117 von dem Markgrafen Dietbold von Vohburg, einem treuen Anhänger Kaiser

---

*) Büdinger, a. a. O. S. 96.

**) Binhack, a. a. O. S. 217.

***) Büdinger, a. a. O., S. 238, 239.

†) Büdinger, a. a. O., S. 272.

Heinrichs V., verwaltet.*) Unter den Hohenstaufen wurde das Land nach und nach theils bayerischer, theils Besitz einzelner Dynastien und erst 1623 der Hauptsache nach, bayerisch.

Bayern hat also bis dahin weder volklich noch politisch einen ungehinderten, stetigen Einfluss auf den Nordgau nehmen können und es ist wahrscheinlich, dass der bayerische Habitus desselben erst dem ununterbrochenen Besitze seit dem 17. Jahrhundert zu danken ist. Das Land wurde ursprünglich, von einer keltischen Einwohnerschaft abgesehen, von Thüringern und Alemannen und dann in besonders starkem Masse von Franken besetzt. Die Bayern hatten bei der Einwanderung und vor Befestigung ihrer Zustände kaum Zeit und Gelegenheit, den Nordgau in Besitz zu nehmen, wenn es auch in ihrer Macht gestanden hätte. Man erkennt dies noch heute an der fränkischen Mundart und Hausform, dem starken Vorkommen des volksthümlichen Dorfes im westlichen und des regelmässigen Strassendorfes im östlichen Theile**), während Altbayern und seine Ableger auch in ebeneren Gegenden, als die Oberpfalz ist, das Einzelhaus aufweisen. Freilich wird dieses von Meitzen als keltischer Abkunft bezeichnet***), doch fällt auch die Oberpfalz nach seiner Karte ins keltische Gebiet.

Die oberpfälzische Mundart ist selbstständig und nicht etwa ein verdorbenes Bayerisch†). Auch Schmeller trennt das Oberpfälzische vom Altbayerischen. Die Grundlage ist mitteldeutsch, die Decke altbayerisch und dies hauptsächlich für den südlichen Theil anerkannt, welcher mit Bayern zusammenstösst.††) Mit diesem Anführungen soll dem Ausspruche O. Brenner's, des genauen Kenners bayerischer Mundarten, dass über die Herkunft des Oberpfälzischen noch lange nicht das letzte Wort gesprochen sei,†††) nicht entgegengetreten werden. Brenner sagt eben damit, dass an derselben mehrere Stämme mitgewirkt haben und die Zugehörigkeit zum Bayerischen nicht, wie es oft geschehen ist, einfach anzunehmen ist.

Professor O. Brenner hat im 18. Bande der »Bayerischen Bibliothek« die Mundarten Bayerns und deren Entwicklung seit dem Mittelalter in übersichtlicher Weise behandelt. Er führt dort an, dass der Doppellaut ui bei Franken und Bayern, aber erst seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts vorkomme (S. 22), das bayerische oa erst gegen das fünfzehnte Jahrhundert (S. 31) und etwas früher die oberpfälzischen ou und e-i (S. 39) entstanden seien.

*) Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, K. Heinrich V., S. 894.

**) Meitzen, Siedlung und Agrarwesen der Westgermanen, II. 2, V. 5.

***) Meitzen, Siedlung und Agrarwesen der Westgermanen, V. 7 und VII. 6.

†) Fentsch in Bavaria, Oberpfalz, S. 193.

††) Schönwerth über Schmeller in „Verhandlungen des historischen Vereines von Oberpfalz und Regensburg", Bd. 28, S. 239.

†††) In „Bayerns Mundarten".

Die Schriftsprache, aus deren Denkmälern diese Angaben gezogen sind, war wohl auch in jener Zeit wie immer eine andere, als die des Volkes, was Brenner wiederholt zugesteht und blieb auch in der Aufnahme von Aenderungen immer hinter derselben zurück. Eine annähernd richtige Schreibweise der Mundarten besitzen wir erst seit wenigen Jahrzehnten. Es ist daher ganz gut möglich, dass diese Doppellaute schon viel früher bei den betreffenden Stämmen im Gebrauche waren. Dies ergibt sich aus der Betrachtung der mundartlichen Verhältnisse Deutsch-Oesterreichs, welches schon zeitlich von Bayern abgetrennt wurde. So Karantanien bereits 970, die Ostmark 973, Krain 974, und zwar als besondere Markgrafschaften. Wenn sie auch dem Namen nach zu Bayern gehörten, bildeten sie nun doch besondere Verwaltungskörper. Noch mehr gelockert wurde die Verbindung nach der Besiegung des bayerischen Herzogs Heinrich 976 durch Kaiser Otto II. Bei der physischen und geistigen Abgeschlossenheit jener Tage zwischen benachbarten Ländern sogar waren diese Grafschaften hinsichtlich Bayerns fremde Gebiete geworden, wenn auch die gesetzliche vollständige Trennung erst 1156 erfolgte. Eine Folge davon war, dass man sich betreffs der Besiedlung nicht mehr in erster Linie nach Bayern wandte, umsomehr, da in der Ostmark fränkische Grafen herrschten, welche unter ihre Vorfahren die Grafen des Nordgaues zählten,*) wo sie noch Besitzungen und grossen Einfluss hatten, was nebst ihrer treuen Anhänglichkeit an die Kaiser die Stufe ihrer Macht bildete.

Die heutige Steiermark, das nördliche Karantanien, ist noch heute unverkennbar bayerisch, sowohl hinsichtlich der Mundart als der Besiedlungsweise, gerade so wie jener Theil der Ostmark, der bis Ende des zehnten Jahrhunderts den Ungarn schon abgenommen war, nämlich südlich der Donau, westlich von Melk. Die restlichen Theile des Landes in seinem heutigen Bestande mit Ausnahme der an Steiermark grenzenden und von dorther besiedelten Gebirgsgegenden, also die ganze nördliche Hälfte, das Wiener Becken und Tullner Feld wurden mit Ausnahme des Letzteren erst nach der Mitte des elften Jahrhunderts von den Kaisern Heinrich III. und IV. den Ungarn entrissen und sind fast durchwegs, die Heanzen und südmährischen Deutschen inbegriffen, auch im Hügel- und Berglande in Haus- und Dorfanlage nach dem Muster von Oberfranken und der Oberpfalz besiedelt. Und ebenso ist auch hier die Mundart trotz vielhundertjähriger Trennung und der kräftigen Einwirkung der höfisch-städtischen Sprachweise die nordgauische, an der Donau nur in Spuren, längs der mährischen Grenze hüben und drüben und bei den Heanzen auffallend ähnlich erhalten, wie das Wörterverzeichniss zeigt.

Es kann also nicht angenommen werden, dass die Ostmark vollständig von Altbayern besiedelt wurde, da man sonst zugeben müsste, dass ein Theil der Bevölkerung der Ostmark ohne Verbindung mit dem

* Büdinger, a. a. O. S. 271.

Mutterlande die Sprache nach Art der Altbayern, der andere mit ihm zusammenwohnende Theil nach Art der Oberpfälzer fortgebildet habe.

Wenn man aber wirklich ausser einer Besiedlung von Bayern noch eine spätere aus der Oberpfalz zulässt, was eben hier zu beweisen gesucht wird, so wäre es doch merkwürdig, dass beide Stämme nach der Absonderung auch jene späteren in der Heimat von sich gehenden Aenderungen der Mundart genau mitgemacht haben sollten, welche nicht schon bei der Auswanderung in Ausbildung begriffen waren.

Die Besiedlung der fränkischen Theile Niederösterreichs geschah erst nach der Besitznahme, beziehungsweise Eroberung der nördlichen Hälfte des Landes und des Wiener Beckens durch Kaiser Heinrich III. und seinen Sohn Heinrich IV. Beide Kaiser haben kräftig in die damaligen ungarischen Thronwirren eingegriffen, um als Herren Bayerns und des Nordgaues ihren Einfluss möglichst weit nach Osten auszudehnen. So hatte Heinrich der IV., Schwager des ungarischen Köngs Salomon, von diesem 1063 jenseits der Leitha Land erworben und abermals 1074, welcher Besitz wahrscheinlich Jahrzehnte lange in deutschen Händen blieb, und es ist anzunehmen, dass zur letzten Erwerbung auch das nachmalige Heanzenland gehörte. Die Zeit des Besitzes dürfte deutscherseits zur kräftigen Besiedlung benützt worden sein. Wir hätten also die Besetzung des Wiener Beckens und der Manhartsviertel nach der Abtretung dieser Länder, das ist 1043, die des Heanzenlandes nach 1076 zu setzen.

Die Vergleichung der nordgauischen mit unseren fränkisch-österreichischen Mundarten nördlich der Donau bis zu den Slawen und unter den Heanzen nach unserem Wörterverzeichnisse zeigt also die grosse Verwandtschaft beider Gruppen, und trotz vielhundertjähriger Trennung, Beeinflussung und fremder Einwanderung bei den Heanzen und in Südostböhmen und Südmähren den noch fast aufrechten, in Niederösterreich noch deutlich erkennbaren Bestand einer ursprünglich gemeinsamen Mundart, eben der nordgauischen.

Wenn wir weiters in Betracht ziehen, dass der Nordgau, der nordöstliche Theil des heutigen Königreiches Bayern, bei nicht geringer Einwohnerzahl zum grossen Theile wenig fruchtbar ist, so dass ein bedeutender Strich davon den Namen »Steinpfalz« führt, aus welcher Eigenschaft stets eine Neigung zur Auswanderung in fruchtbarere Gegenden erwächst, während die weniger beweglichen, in fruchtbaren Gegenden sitzenden Altbayern dazu keine Nöthigung fühlten, dass ferner dort wie bei uns und den Heanzen im Gebiete der nichtbayerischen Mundart derselbe Haustypus und dieselbe Dorfform besteht, so müssen wir annehmen, dass die von Kaiser Heinrich III. erworbenen Landstriche in Oesterreich und auch das Heanzenland durch Siedler aus dem Nordgau in grossen Massen, wenn auch nicht gerade in einem Zuge besetzt, wurden und dass dies zwischen der Mitte des elften und zwölften Jahrhunderts geschehen ist. Die Ortschaften in

Südostböhmen und Südmähren mögen dann von Niederösterreich aus besetzt worden sein, wie dies in Nordmähren von Schlesien aus geschah, auch dort in den Bevölkerungsverhältnissen erkennbar.

Die Stellung der Babenberger im Nordgau bei Uebernahme der Ostmark durch Liutpold dem Erlauchten 976, die Thatsache, dass er noch die Grenzen der Mark bis an den Wienerwald vorschob, in welchem Gebiete zum Unterschiede von den älteren, westlicher gelegenen, die fränkische Hausform herrscht und noch Spuren manhartsbergischer oder, wie wir jetzt sagen können, nordgauischer Mundart vorkommen, lassen vermuthen, dass schon Liutpold und seine unmittelbaren Nachfolger Nordgauer berufen haben.

Die Heanzen, deren Häuser und Dorfanlagen genau mit denen im benachbarten Wiener Becken übereinstimmen und deren Land entweder gleichzeitig oder etwas später wie die fränkischen Theile von Niederösterreich mit Deutschen besiedelt wurden, stammen aus denselben Gründen, wie sie oben dargelegt wurden, ebenfalls aus dem Nordgau, nur haben sie bis heute ihre Eigenheiten weniger abgestreift, und geben uns nebst den über der Nordgrenze Niederösterreichs befindlichen Deutschen ein annäherndes Bild der früheren Zustände in den fränkischen Theilen Niederösterreichs.

Während der Verfassung dieses Aufsatzes erschien Dr. Alfred Grund's inhaltsreiches Buch: »Die Veränderungen der Topographie im Wiener Walde und Wiener Becken«, welches allerdings sowohl geographisch weit über dieses Gebiet hinausgreift, als auch nebst den Wandlungen in der Topographie der Besiedlungsgeschichte und Volkswirthschaft einen breiten Raum widmet.

Das reich verwendete Urkundenmateriale ist in geschickter und erschöpfender Weise zu allgemeinen interessanten Schlüssen verwendet, welche, soweit sie auf meine zwei Arbeiten Bezug haben, die fränkische Besiedlung im Gebiete des fränkischen Hauses in Niederösterreich auch auf einem dritten Wege beweisen.

Bemerkungen zum Wörterverzeichnisse.

In die Feinheiten der Tonbezeichnungen wurde nicht eingegangen, da es sich hier stets um sehr leicht merkbare Unterschiede in der Aussprache handelt und diese in den verschiedenen Gebieten überdies oft von Ort zu Ort wechselt. Die fehlenden Accente werden sich mundartlich geübte Leser leicht ergänzen können, während dieselben den der Mundart vollständig Fernestehenden kaum etwas nützen.

Da die benützten Werke für ähnlich oder gleichklingende Laute oft sehr verschiedene Schreibweise anwendeten, musste hier auch eine einheitliche, möglichst einfache Schreibweise gewählt werden.

Die alphabetische Ordnung erfolgte nach dem Hochdeutschen. à bezeichnet das tiefe, dem o nahestehende a; ă kurzes, halb ausgesprochenes a. Die durch Bindestriche getrennten Doppellaute e-i, a-i, a-u sind getrennt auszusprechen. ñ bedeutet nasale Aussprache.

Die den Worten beigesetzten Buchstaben *H, M, O, E, N, F* bedeuten heanzisch, manhartsbergisch, oberpfälzisch, egerländisch, nürnbergisch und fränkisch. Bei den Vorwörtern des Ortes wurde Südmähren *(S)* eingeschaltet, da diese Vorwörter dort vollständig fränkisch und nürnbergisch sind.



Die zur Sammlung von Wörtern benützten Arbeiten sind:

A) Für das Bayerische: ***Kaltenbrunner*** *C. A.* Oberösterreichische Lieder. — ***Nagl,*** *Dr. J. W.*, Dă Roanad.

B) Für das Heanzische: ***Bünker*** *J. R.*, Niederösterreichische Märchen, Jahrgang III und IV der Zeitschrift für öste reichische Volkskunde. In heanzischer Mundart in Oedenburg niedergeschrieben, obwohl im Wiener Becken gesammelt. — ***Ebenspanger*** *J.* (Oberschützen im Heanzenlande in Ungarn), verschiedene Gedichte, welche mir der Verfasser mit dankeswerther Gefälligkeit zusandte.

C) Für das Manhartsbergische: ***Misson*** *J.*, Der Naz, herausgegeben von K. Landsteiner. -- Fortsetzung des Werkes von ***Strobl***, vom selben Herausgeber im Programme des Josefstädter Gymnasiums 1880.

D) Für die nordgauischen und fränkischen Mundarten:

Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreiches Bayern.

Bayerns Mundarten. Beiträge zur deutschen Volkskunde. Redigirt von *O.* ***Brenner.*** Seit 1891.

Fromman, die deutschen Mundarten. 6 Bde. 1854—9, 1877.

Gradl *H.* Die Mundarten Westböhmens (nordgauisch).

John Alois, Egerländer Volkslieder.

Neubauer *J.* Zur Egerländer Wortforschung. Zeitschrift für österreichische Volkskunde. I. S. 225.

Schönwerth *F. X. v.*, Sprichwörter der Oberpfalz. Verhandlungen des historischen Vereines von Oberpfalz und Regensburg, Bd. 29.

Urban, ***Dr. Michael.*** Zwei Aufsätze über Egerländer und Planer Mundart in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, IV, S. 41 und 161.

Urban. As da Haimat, Sammlung von Volksliedern aus dem ostfränkischen Sprachgebiete in Böhmen.

Weikert *J. W.* Gediohte in Nürnberger Mundart.

Durch Uebertragungen von Wörtern unterstützten mich mehrere Herren, wofür ich an dieser Stelle freundlichst danke.

Wörterverzeichniss.

auf — auf *B* — af *H* — auf *M* — af *E N F.*

biegen, gebogen, Bogen — biagn, bogn *B* — buign, baogn *H* — boign *M* — be-ign *O N* — bugn, Bougn *N.*

bieten, geboten — biatn, bot'n *B* — buitn, baotn *H* — boitn *M* — buitn *O* — böitn *N.*

blasen — blåsn *B* — blaosn *H O E N.*

blau — blaw *B* — blo *H M* — bla-u *O E.*

blöde — bled *B* — bla-id *H O E N.*

Blut — Bluad *B* — Bluid *H M* — Bloud *O E N F.*

Bock, Böcke — Bock, Beck *B* — Ba-ik, Be-ik *H* — Buak *E* — Buk *N.*

Bruder, Brüder — Bruada, Briada *B* — Bruida, Briada *H M* — Brouda *O* — Bröida *O E N.*

Bube, Buben — Bua, Buabn *B* — Bui *H M* — Boubn, Buima *H* — Buim *M* — Bou, Boubn *O E N F.*

Buch, Bücher — Buach, Biacha *B* — Buich, Böicha *H* — Buih *M* — Böach, Böicha *O N.*

da, dahier — dà, dàda *B* — da-u *H O E N.*

die, dieselben — dö *B* — döi *H M* — döia *O E N.*

Dienst — Deanst *B* — Döinst *H* — Deinst *O E N.*

eher — ehnta *B* — åja *H* — a-ia *E N.*

Ehre — Ea *B* — Ea *H* — E-ia *E N.*

es regnet u. s. w. — 's regnt *B* — si regnt, si gschiacht da nix *H M* — es regnt *O E N.*

fliegen, geflogen — fliagn, gflogn *B* — fluign, gflaogn *H* — floign, flöign *M* — fle-ign *O E N* — fluign *O* — gfluagn *E N.*

fragen, gefragt — fràgn, gfroat *B* — fra-ugn *H O E N* — fra-ign *O E F* — gfratt *E.*

froh — fro *B* — fra-uh *H M O E N.*

früh — frua, Fria *B* — fröih, Frui *H* — fröih, Fröih *O E N F.*

Fuss — Fuas, Fiass *B* — Fuis *H M* — Fous, Föiss *O E N F*.
Futter — Fuada *B* — Fuida *H M* — fuidăn *H* — Fouda *O N* — föittăn *E N*.
Vorsilbe *ge*, zum Beispiel **Gedanke** — Gedànkăñ *B* — Gidoanka *H* — Gidonka *M* — Gădànka *O E F* — Gedànka *N F*.
gehen, gegangen — geñ, gàñgă *B* — ge-iht, ga-in, goih *H* — gaongñ *H M* — ga-id, ga-in, ga-its *O E N F*.
genug — gmua *B* — gmui *H M* — gnui *M* — gnoug *O E N* — gmoi, gmui *O*.
giessen — giassn *B* — guissn *H M O* — goissn *M* — gŏissn *N*.
Gold — Gold *B* — Guld *H O E N*.
Grube — Gruabn *B* — Gruibn *H M* — Groubn *O* — Gröibla *E*.
grüssen, Gruss — griassn, Gruas *B* — griassn, Gruis *H M* — gröissn *O E N* — Grous *N*.
gut — guad *B* — guid *H M* — goud *O E N*.
hinein, herein — eini, eina *B M O E* — e-ini, e-ina *H* — neiñ, reiñ *S N F*.
hinaus, heraus — aussi, aussa *B H M* — naus, raus *S N F* — ąssi, assa *O E*.
hinab, herab — àbi, àba *B M* — à-i, ào *H O E* — no, ro *S N* — no, ninta, ro, rinta *F*.
hinauf, herauf — auffi, auffa *B M* — a-ui, a-ua *H* — nauf, rauf *S F* — affi, affa *O E* — naf, raf *N*.
hinüber, herüber — umi, uma *B H M* — num, rum *S N* — ümmi, ümma *O E* — nüm, nüba, rüm rüba *F*.
hinzu, herzu — zuwi, zuwa *B M* — zui, zuiwi, zuiwa *H* — hiñ, her *S O E N F*.
hinweg, hindan, hinvor, hervor, hindurch — wegga, dàni, füri, füra, dàna durchi, duri *B* — weg, dànni, füri, füra, dànna, dua, duri *H* — weg, dàni, füri, füra, dàna, duri *M* — weg, füri, füra, duri *S* — weg, füri, füra, durch *O E N F*.
herüben, drüben — herent, ent, drent *B M* — heriañlas heriañt, iañlas iañt *H* — herenglt, englt *S* — herent, drent *O* — drübăn, herübăn *E* — übn, drübn *N* — hüm, höba, drüm, döba *F*.
Hobel — Hobl *B* — Houbl *H* — Huabl *O E* — Hubl *N*.
holen — holn *B* — huln *H M O E N*.
Holz — Hoiz *B* — Hulz *H M O E*.
husten — huastn *B* — huischtn *H* — Huistn *M* (Kehle) — houstn *O N F* — höistln *O*.
Hut — Huat *B* — Huit *H M* — Hout *O E N* — Höidl *E*.
Jahr — Joa *B* — Juahr *H* — Gaua, Jauhr *O E N*.
Joch — Joch *B* — Jouh, Je-ichl *H* — Juchat *M* — Guach *O*.
Kopf, Köpfe — Kopf, Kepf (Mz.) *B* — Kupf, Koupf *H* Ke-ipf, Kupf *M* — Koupf *O E N*.
kriechen, gekrochen — kriachn, krochn *B* — kruichn *H M O* — kroichn *M* — kraochn *H* — kröichn *E N*.
Krug, Krügel, Krüge — Kruag, Kriagl, Kriag *B* — Krui *H M* — Kria (Mz.) *H* — Kroug *O N* — Kröigl *O E* — Kröig (Mz.) *O*.
Kuh, Kühe — Kua, Kia (Mz.) *B* — Kui *H M* — Kui, Köi *O E N F*.
leben, Leben — löbn *B* — le-ibn *H O E* — Labn *F*.
Leder — Leda *B* — Le-ida *H* — Liada *O*.
ledig — lödi *B* — le-idi *H M* — liadi *E*.
legen — lögn *B* — le-ign *H O*.
letzt — letzt *B* — le-itzt *H M* — löist *E*.
Licht — Liacht *B* — Löicht *H O E N* — Le-id *O*.
lieb — liab *B* — löib *H O E N*.
los — los *B* — laos *H* — la-us *E N*.
lügen — liagn *B* — löign *H M N* — luign, la-ign *O*.
manche — mànicha *B* — mäninga *H* — mänicha *M* — moa-incha *O*.
Mass — Màss *B* — Ma-uss *H M N*.
möglich — megli *B* — migli *H* — migla *M* — mügli *N*.
Mühe — Müah *B* — Möih *H O E*.
müssen, muss — miassn, muas *B* — me-issn, mous, muist *H* — muissn *M* — möidn, mou *O* — möissn mou *N* — möin, mou, möist *E*.

Mutter — Muada *B* — Muida *H M* — Mà-uda *O E N.*
neu — neich *B* — nuich *H* — nui *O.*
nicht — nöd *B* — niet *H E N* — nit *M.*
oben — obn, obmat *B* — à-ubn *H* — uobn *O E N.*
Ofen — Ofn *B* — A-ufn *H* — Uàfn *O E F.*
ohne — oni *B* — aone *H* — a-una *E.*
Pflug — Pfluach *B* — Pflui *H M* — Pfloug *O.*
plagen — plàgn *B* — plà-ugn *H E N.*
reden — rödn *B* — re-idn *H M* — riadn *O E N* — röidn *F.*
regnen — regña *B* — re-igña *H M* — ragña *F.*
Rock, Röcke — Rock, Rek *B* — Ruk *H M* — Re-ik *H* — Ruak *O* — Ruck *N* — Rouk *F.*
Rübe — Ruabn *B* — Ruibn *H M* — Roubn *O E N.*
rufen — ruafn *B* — ruifn, riafn, griaft *H* — ruifn *M* — roufn *O* — röifn *E.*
ruhig, Ruhe — ruawi, ruahli *B* — ruiwi *H M* — Ruih *H* — Ra-ua *O* — Rouh *E N.*
Ruthe — Ruatn *B* — Ruitn *H M* — Routn *O N* — Rouchtn *O E.*
Schaf — Schàf *B* — Schouf *H* — Schuf *M* — Schaof *O.*
schieben — schiabn *B* — schuibn *H* — schoibn *M* — schöibn *O E N.*
schiessen, geschossen — schiassn, gschossn *B* — schuissn *H O* — schoissn *M* — schöissn *O N.*
schlecht — schlecht *B* — schlebt *H* — schleat *E.*
schliefen, geschloffen — schliafn, gschloffn *B* — schluifn *H* — schloifn *M* — schle-ifn *O* — schlupfn *N.*
schön — scheñ *B* — schöiñ *H M* — scha-iñ *H* — sche-iñ *O E N* — scheja *E.*
Schuh, Schuhe — Schuach, Schua *B* — Schuich, Schui *H M* — Schouh *O E N* — Schöich *O* — Schöi *N F.*
Schuster — Schuasta *B* — Schuista *H M* — Schousta *E N.*
Schwester — Schwesta *B* — Schwe-ista *H O.*
sieden, gesotten — siadn, gsodn *B* — suidn *H* — soidn *M* — gsaodn *H* — suidn *O* — söidn *O E N.*
so — so, ă so *B* — a sou, sao *H* — sua *O* — su *E N* — sou *F.*
sollen — solln *B* — sulln *H M* — sulln, scholl *O* — schöll *E.*
Sorgen — Suagn *B* — Surch, Suring *H* — Soring *M N.*
spät, später — spàd, speda *B* — spe-id, spe-ida *H M* — spaäd, spaod *O.*
stehen, steht — steñ, steñgăn *B* — ste-iñ, ste-iñgan, ste-iht *H M* — sta-in *O* — sta-id *O E N* — stöih *N.*
Stiefmutter — Stiafmuada *B* — Stuifmuida *H* — Stiafmuida *M* — Ste-ifmouda *S O E N.*
suchen — suachn *B* — suichn, i gsuich *H* — souchn *O E N.*
Teufel — Teifl *B* — Tuiwall *H* — Tuifl *O.*
thun, gethan — thuan, thoñ *B* — thuin, thaoñ *H M* — thoun *O E N* — toit *N.*
tief — tiaf *B* — tuif *H* — toif *M* — tuif, te-if *O* — töif *N.*
Truhe — Trucha *B* — Trui, Truja *H* — Tra-uha *E.*
Tuch — Tuach *B* — Tui *H M* — Touch *O N* — Töichl *O E N.*
Nachsilbe **ung** — ung *B* — ing, Nahring, Hoffning *H M* — ing, Zeiting, Theuring *O E N.*
Vogel, Vögel — Vogl, Vögl *B* — Vougl, Vugl, Vóigl *H* — Vuagl, Vugl *O E* — Vugl *N* — Vougl *F.*
voll — voi *B* — vull *H M E N.*
wetzen — wetzn *B* — we-itzn *H O.*
Wirth — Wiat *B* — Wöirt *H* — Wört *N.*
Woche — Wochn *B* — Woucha *H* — Wucha *M F* — Warcha *O.*
zehn — zeni *B* — zeha, zeja *H* — zian *O* — zäañ, zäa *E F* — zeha *N.*
ziehen, gezogen — ziagn, zogn *B* — zuign *H* — zoign *M* — zöign, zugn *N.*
zu — zua *B* — zui *H M* — zao *E N.*
zwei — zwoa, zwo, zweñ *B* — zwöi *H O* — zwee *N.*

Die Fischerhütten in der österreichischen Laguna.

Von Dr. Arthur Petak, Professor am Staatsgymnasium in Görz.

(Mit 6 Abbildungen.)

Da, wo die Grafschaft Görz-Gradisca bis an das adriatische Meer hinabreicht, unterscheidet man zwei wesentlich verschiedene Theile. Der östliche Abschnitt vom triestinischen Territorium bis zur Mündung des sagenhaften, geheimnissvoll entspringenden Timavo besitzt eine felsige Küste, an welcher die Wogen dem unwirthlichen Karstgestein kleine romantische Buchten abgerungen haben. Die grössere westliche Hälfte vom Timavo bis zum italienischen Grenzfluss Aussa ist Lagunenland. Im Laufe von Jahrhunderten haben der Isonzo und seine kleineren Nachbarn dieses Erdreich von den Gebirgen herabgetragen und das feste Land hat sich immer weiter ins Meer vorgeschoben.

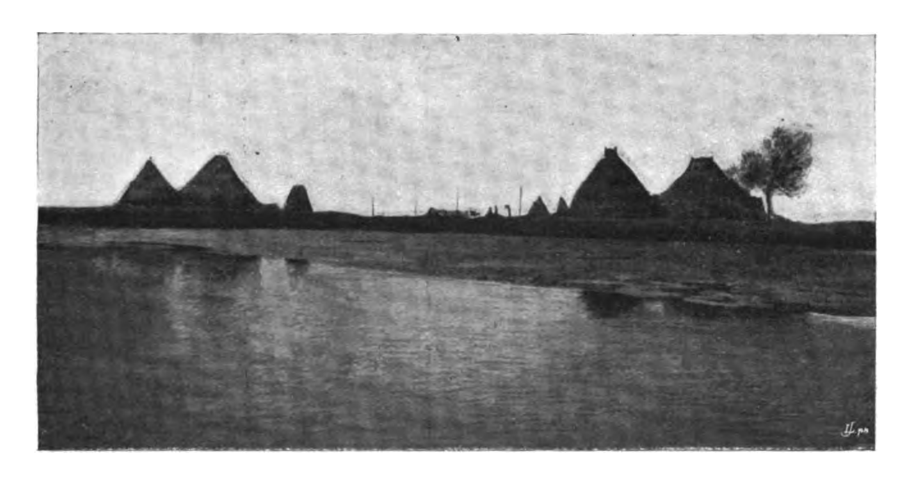


Fig. 7. Fischerhütten in der Lagune.

Den Mittelpunkt dieses halbkreisförmigen, von Inseln, Inselchen und Canälen durchzogenen Gebietes bildet der alte Patriarchensitz Grado, neuerdings als Seebad zu grosser Bedeutung gelangt. Rechts und links davon erstreckt sich auf ungefähr 15 *km* Länge eine Lagunen. landschaft (Fig. 7), welche in ihren Fischerhütten, Casone genannt, eine beachtenswerthe volksthümliche Erscheinung aufweist, umsomehr als diese eigenthümliche, an die Pfahlbauten erinnernde Form weit zurückreicht und seit vielleicht tausend Jahren keine Aenderung erfahren hat.*)

Jede dieser Hütten steht auf einer kleinen Landzunge, im Volksmunde barene genannt, oder einem kleinen Inseldreieck, welches meist durch Ausheben der Umgebung künstlich erhöht worden ist, um gegen eine Hochfluth geschützt zu sein (Fig. 8). Die kleinen Canäle, welche sich um die Niederlassung ziehen, sind theils ursprünglich

*) Die Anregung zu dieser Mittheilung gab der k. k. Oberforstcommissär Herr *Conrad Rubbia* in Görz, dem an dieser Stelle für seine Unterstützung nochmals der beste Dank abgestattet wird.

vorhanden gewesen, theils künstlich ausgehoben worden, damit die Bewohner mit dem Meere in directer Verbindung stehen.

Zu einer solchen Hütte gehört dann ein kleiner Bootshafen, in welchem die Kähne für den Fischfang sich befinden. An der Seitenwand der Hütte werden die Netze zum Trocknen ausgehängt und die Fangwerkzeuge aufgestellt. Die letzteren bestehen aus einem 2 bis 3 *m* langen und 1 bis 1·5 *m* breiten Rohrgeflechte, dessen beide Enden durch lange Holzstangen gebildet sind; letztere dienen zur Befestigung im Meeresgrunde.

Die Hütte selbst hat eine typische Form (Fig. 9). Ein Gerüst von verhältnissmässig schwachen Holzstangen ist mit Stroh und

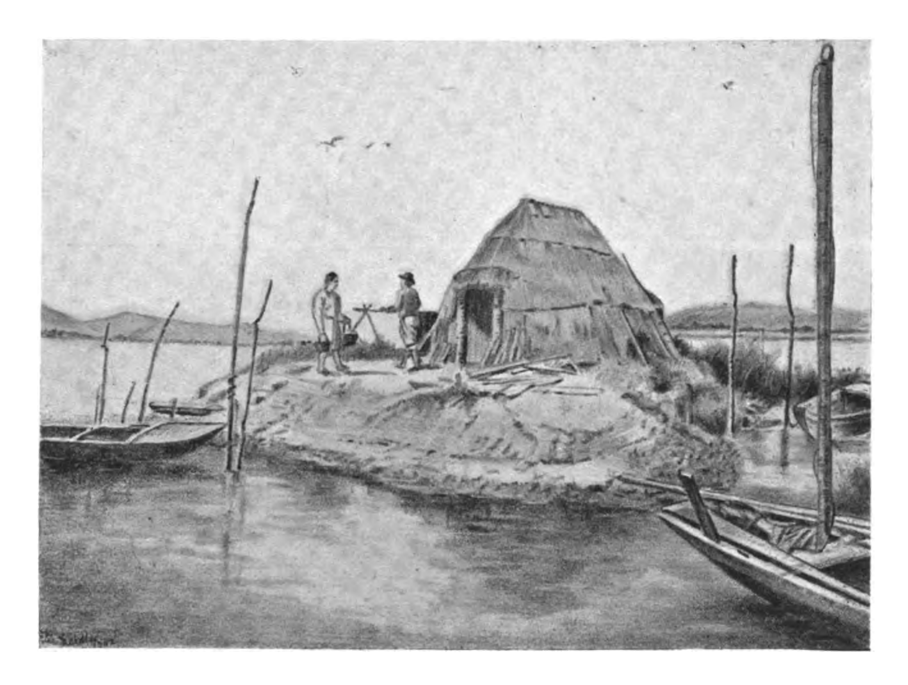


Fig. 8. Fischerhütte (auf einer kleinen Insel).

gekreuztem Schilf in mehreren Lagen derart eingedeckt, dass ein vollständig wasserdichtes, spitzgiebeliges Dach entsteht. An der Aussenseite ist die Hütte zum Schutze gegen Stürme noch reifenartig mit Holzstangen verkleidet. Zu beiden Seiten sind in der Regel Bäume gepflanzt, Weiden, Ulmen, oder Tamerinus gallica, wie dies das Bild Fig. 10 sehr anschaulich zeigt. Zur Sommerszeit plötzlich hieher versetzt, würde mancher Fremde glauben, eine afrikanische Landschaft vor sich zu haben. Man zählt auf der fast 15.000 Hektar umfassenden Lagune von Grado an 200 solche Strohhäuser, in welchen gegen 1300 Personen wohnen. Gemauerte Häuser sind sehr selten.

An der dem Meere abgewandten Schmalseite der Hütte befindet sich der Eingang. Das Innere enthält einen einzigen Raum, welcher

in zwei Hälften abgetheilt ist, von denen die rückwärtige als Schlafstätte eingerichtet ist; doch gibt es bloss Säcke, mit Kukurutzblättern oder Seetang gefüllt; oder man schläft auf diesen selbst.

Die vordere Hälfte besitzt in der Mitte des Bodens einen niedrigen Herd, dessen Rauch durch die Eingangsöffnung und durch die Stroheindeckung abzieht. Hausgeräthe gibt es wenige. In einer Ecke steht dann ein Fässchen mit Wasser, welches nach Bedarf aus den vielen an der Küste mündenden Süsswasserläufen geholt wird. An den Wänden laufen keine Bänke entlang wie in der deutschen Bauernstube, man findet nur ganz niedere Bänke oder Holzstühle, manchmal nur Holzstöckel oder Steine.

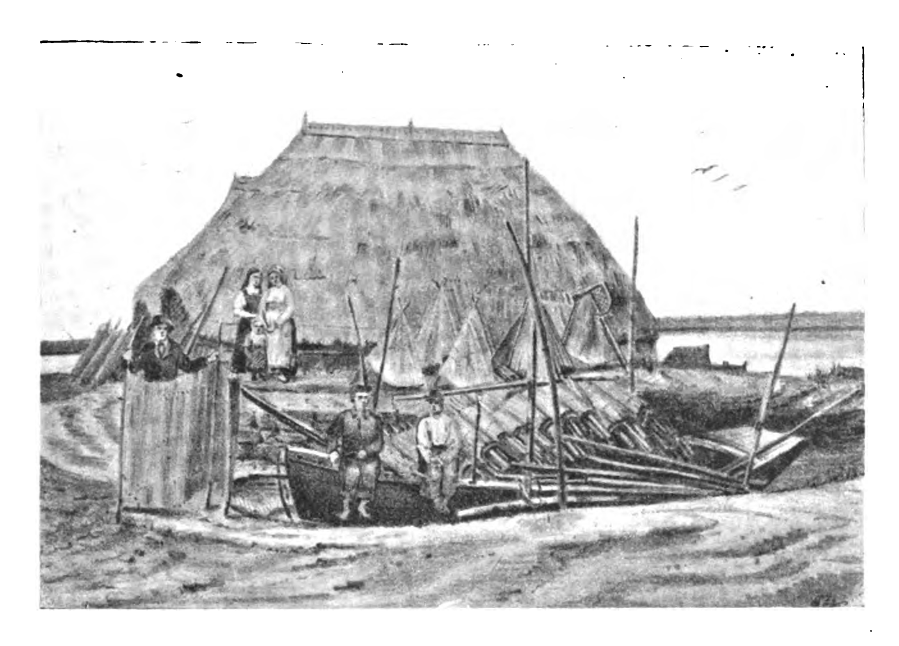


Fig. 9. Typische Hüttenanlage.

In diesem vorderen Theile lebt nicht nur die Fischerfamilie, sondern manchmal auch nach patriachalischer Weise die Hausthiere, Hühner und Schweine (wenn nicht an anderer Stelle ein eigener Stall, aus Schilf gebaut, vorhanden ist). Doch ist die Sache weniger bedenklich, als man für den ersten Augenblick meinen würde. Denn die Familie hält sich tagsüber in diesem fensterlosen, lichtarmen Raume gar nicht auf. Immer sind alle vor der Hütte, wenn sie nicht dem Fischfang nachgehen. Selbst im strengen Winter laufen die Kinder fast nackt herum. Die Fischer selbst begnügen sich mit Hemd und Hose. Ebenso abgehärtet sind die Weiber, welche gleich den Männern zu jeder Jahreszeit in Ausübung ihres Berufes bis zur halben Körperhöhe unbekleidet ins Wasser steigen; besonders, wenn sie essbare Kerbthiere oder junge Fischbrut zum Besatze der Fischteiche fangen,

dann wenn sie Krabben suchen, welche für den Sardellenfang nach Dalmatien verschickt werden. So dienen diese Hütten nur als Nachtlager, vorausgesetzt dass nicht das Legen von Fangvorrichtungen auch während dieser Zeit die Einwohner vom Schlaf abhält.

Manche ziehen bei der strengsten Kälte landeinwärts. Andere sind so widerstandsfähig, dass sie über den ganzen Winter in diesen Behausungen leben, um der Jagd obliegen zu können, welche sich vornehmlich auf Wildenten erstreckt (die man hier, besonders in strengen Wintern, in Schaaren von einigen Tausenden finden kann); denn die Lagunenbewohner sind ebenso gute Jäger als Fischer. Auf ihren kleinen Booten, welche wie Seelenträнker aussehen, fahren sie

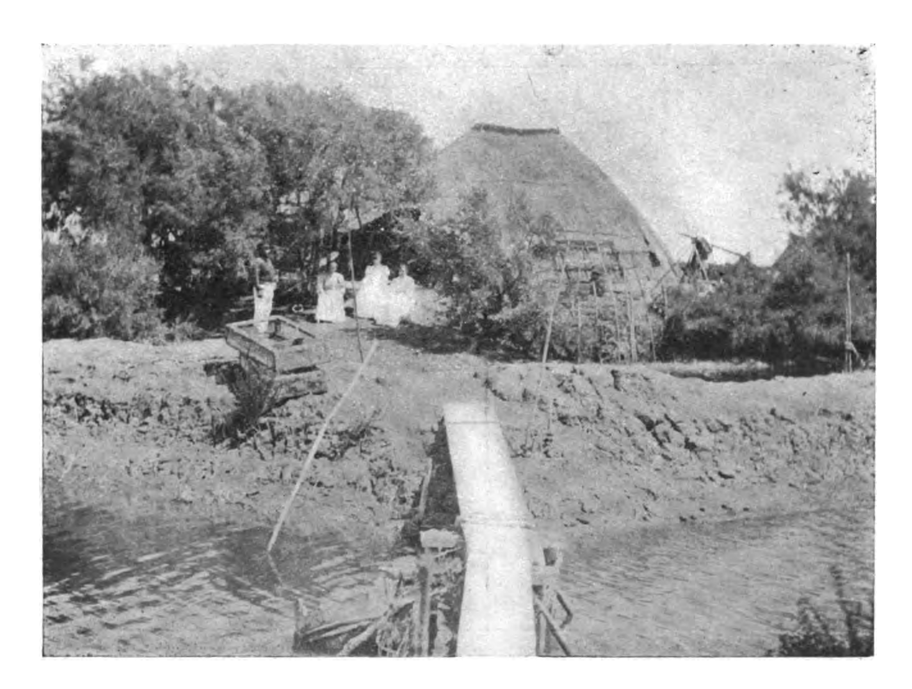


Fig. 10. Baumpflanzungen bei den Fischerhütten.

hinaus, flach im Boote liegend und dabei rudernd, oft noch durch Buschwerk verdeckt, um die faulen Thiere zu täuschen. Sind sie ihrer Beute nahegekommen, so schiessen sie auf dieselbe aus eigenartigen Gewehren, sogenannten Schiopettone, mit einem 5—6 *cm* breiten Lauf, welcher konisch endet, um einen grossen Streukegel zu besitzen.

Die Hauptbeschäftigung aber bleibt der Fischfang. Diesen betreiben sie auf zweierlei Weise. Entweder stecken sie (zur Zeit der Fluth) die früher besprochenen Fangvorrichtungen in den Boden und schliessen mit denselben eine Fläche von 8—10 Hektar ein, um beim Eintritt der Ebbe Alles, was in diesem abgesperrten Raum eingeschlossen wurde, mit leichter Mühe zu sammeln. Oder sie legen an das Ende der eingangs erwähnten künstlichen Canäle reusenartige,

sackförmige Netze, cogolarie genannt, und ziehen sie dann landeinwärts. Beides geschieht täglich zweimal.

Das Bild Fig. 11 zeigt zwei Frauen, welche an solchen Netzen arbeiten, Bild Fig. 12 einen alten Fischer mit jener eigenartigen Fangvorrichtung. Man erkennt zugleich den Typus. Er ist ausgesprochen italienisch, dem venezianischen verwandt.*)

Wenn hier der Fischer in so unglaublich zerlumpter und zerfetzter Werktagskleidung erscheint, so ist er dafür Sonntag immer



Fig. 11. Netzarbeiterinnen.

schwarz gekleidet, die Weiber tragen blanke, weisse Gewänder. So treten sie den üblichen Weg nach Grado an, wohin manche mehr als fünf Stunden zu fahren haben, während ein Bewohner zur Bewachung der Hütte zurückbleibt, obgleich fast noch nie ein Diebstahl vorgekommen sein soll.

Bedürfnisslosigkeit ist ein hervorragender Charakterzug dieser Menschen, von welchen die meisten Analphabeten sind, da nur die ganz nahe von Grado Wohnenden ihre Kinder in die Schule schicken

*) Die Sprache dieses Fischervölkchens ist der sogenannte Gradeser Dialect, über welchen Prof. Sebastiano Scaramugga in Vicenza, ein geborener Gradeser, geschrieben hat.



können. Und doch regieren sie sich gewissermassen selbst; sie wählen sich einen Tribun und halten Versammlungen ab. Am letzten Carnevalstag maskiren sie sich merkwürdig und führen Tänze auf.

Ein anderes Zeichen der patriachalischen Zustände kann man in dem Umstand erblicken, dass unter einem halben Tausend Menschen sich höchstens zehn bis zwölf immer wiederkehrende Namen finden, so dass jeder Fischer einen Spitznamen hat.*)



Fig. 12. Alter Fischer.

So hat sich hier am Rande des ewigwogenden Meeres im Laufe der langen Zeit gleichsam eine Idylle forterhalten, obgleich das Gebiet, zu welchem diese Küste gehört, eine so interessante und wechselvolle Geschichte aufweist.**)

*) Einer der berühmtesten ist derzeit ein gewisser Canon, zugleich ein vielgesuchter Barkenführer. Er ist auf Bild Fig. 10 zu sehen.

**) Vergleiche darüber das Buch von Caprin „Lagunadi Grado", dessen letztem Capitel einige kleine Bemerkuugen entnommen wurden.

Ein Beitrag zur Volksthierheilkunde in Bosnien.

Von Med. Dr. Maryan Udziela, gew. Bezirksarzt in Kotor-Varoš.

Während meines Aufenthaltes in Bosnien im Jahre 1892 und 1893 in der sogenannten »Posavina«, das ist im Kreise Banjaluka, habe ich Materialien zur dortigen Volksmedicin gesammelt. Verhältnissmässig war die Mühe erfolgreich, weil in dem Lande, welches, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch vollkommen in dieser Rücksicht unerforscht war, theils in den Handschriften, die von den Franciskanern, welche mit Vorliebe hier die medicinische Praxis ausüben, aufbewahrt sind und wenigstens vom Anfange des XIX. Jahrhunderts herrühren, und theils bei dem Volke, welches sich hier, sowie anderswo, wenn nicht mehr, wegen Mangel an Fachleuten, in Krankheiten mit Hausmitteln behandelt, viel Volksthümliches zu finden war. Zwischen diesen Notizen, welche einer freieren, zur Bearbeitung nöthigen Zeit harren, habe ich auch Einiges aus der Volksthierheilkunde gefunden, was ich den geehrten Lesern mittheilen will.

Ehe ich doch zum eigentlichen Thema kommen werde, glaube ich, dass es nicht überflüssig sein wird, etwas von der Viehzucht in Bosnien zu erwähnen.

In Bosnien, wie in jedem Gebirgslande und zumal, wo die Bodencultur sehr niedrig steht, spielt das Vieh in der Hauswirthschaft eine sehr wichtige Rolle. Die Bevölkerung züchtet hier Pferde, Kühe, Ochsen, Büffel, Schafe, Ziegen und Schweine, mit Ausnahme der Türken, eigentlich, um sich genauer auszudrücken, der Bosniaken mohamedanischer Confession, für welche das Schweinefleisch, als rituell verboten, gar keinen Nutzen darstellt. Diese Viehzucht ist hier sehr primitiv, als ob sie zum Grundsatz das vollkommene Ausnützen des Thieres ohne jedwede dafür aufgeopferte Pflege hätte. Der Stall gehört in Bosnien zu den aussergewöhnlichen Gegenständen und kann man ihn nur in den Städten finden oder bei den Mohamedanern, den eigentlichen Grossgrundbesitzern. Der durchschnittliche Bosniake hat für sich selbst keine anständige Wohnstätte, geschweige dass er um das Vieh sorgt, welches er den ganzen Sommer und Winter hindurch unter blauem Himmel lässt in der Hoffnung, dass kein scharfer Winter in Bosnien vorkommt. Aber das führt manchesmal irre. Darum schaut voll Mitleid der Fremde beim schlechten Wetter auf die Pferde oder Kühe, wie sie sich unter die Wände der bosnischen Hütte (Kuća) zusammendrängen, um sich nur vor der nassen und durchdringenden kalten Winterluft zu schützen.

Ein untrennbarer Genosse eines jeden Bosniaken ist das Pferd, kein gross gewachsenes, nicht veredeltes, aber stark und gehärtet zu mühevollen Bergreisen auf den Wegen, die eigentlich den Namen Unwege verdienen, denn ein solcher Zustand war bis

zum Occupationsjahre, und seit dieser Epoche konnte man in verhältnissmässig kurzer Zeit ungeachtet fortwährender Bestrebungen nicht alles verbessern, obwohl man überall einen ungeheueren und für die Landesregierung sehr schmeichelhaften Fortschritt bemerkt.

Das Pferd dient in Bosnien vor Allem zum Reiten, zum Tragen verschiedener Lasten, zum Dreschen des Getreides u. s. w. Sein Beschlag ist ziemlich originell und basirt auf dem Anschlagen eines *eisernen runden Bleches* auf den Huf mit einer centralen runden Oeffnung von der Grösse einer Kronenmünze. Im Winter werden die Pferde scharf und im Sommer stumpf beschlagen. Auf den Rücken des Pferdes setzt der Bosniake einen samar, dass ist einen Sattel eigener Construction, welcher aus zwei hölzernen Halbbögen, die mit einigen querlaufenden Brettern verbunden sind, zusammengesetzt ist. Diesen samar bindet er fest ohne irgend welche Unterlage mit einem wollenen Gürtel, der drei bis vier Finger breit ist, auf den Rücken des Pferdes. Anstatt der Steigbügel, die der Bosniake vollkommen entbehren kann, hängen von beiden Seiten des Pferdes zwei Strickschlingen. Die wohlhabenderen, das sind die Türken und die Geistlichen, besitzen lederne Sättel, die bequem ausgepolstert und ziemlich breit, mit einem Gebiss und mit Steigbügeln, zengja genannt, versehen sind. Diese zengja zeichnen sich dadurch aus, dass die Unterlage des Steigbügels eine eiserne viereckige, faustgrosse Platte bildet, deren spitze Ecken in der Noth als Sporne gebraucht werden können. Der Fuss ruht in einem solchen Steigbügel, wie ich mich selbst mehrmals zu überzeugen Gelegenheit gehabt habe, sicher und bequem, nur friert man zu schnell im Winter infolge grosser eiserner Unterlage. Die Kopfbedeckung des Pferdes ist ebenfalls sehr einfach und besteht aus einem Stück Schnur, die ohne ein Gebiss zu bilden, das Maul umgibt und bedeckt weiter, mit einem Stück ledernen Riemen verbunden, den oberen Theil der Stirn und den Kopf hinter den Ohren und übergeht in uzdjenice (Zügel), die von den Bosniaken widerum selten gebraucht sind. Auf einem so ausgerüsteten Ross zieht der Bosniake mit langer türkischer Pfeife, sogenannter lula oder mit der unentbehrlichen Cigarrette in dem Mund auf die entfernteste Reise. Ebenso reisen die Weiber, die auf dem Pferde wie die Männer sitzen und die Kinder. Und es macht viel Freude, die Weiber so reiten zu sehen. Es genügt zu erwähnen, dass hiesige Weiber einen sehr regen Antheil im Wettrennen auf grössere Entfernungen nehmen, das während der Volksfeierlichkeiten, welche an unsere Kirchfeier erinnern, zum Beispiel am sogenannten Alidjun, das ist am Tage des heiligen Ilija im August, unter grossem Andrange des Volkes stattfindet.

Ausserdem dient das Pferd als Lastthier. Der Mangel an Fuhrwegen und was damit im engen Zusammenhange ist, an Wägen, musste in seiner Folge das Pferd zum Lastthiere erziehen. Der Bosniake

versteht das Pferd ausgezeichnet *natovoriti*, das heisst mit verschiedenen Gegenständen, wie Holz, Getreide, Colonialwaaren, Wein, Schnaps, Steinen u. s. w. zu belasten. Die Art dieser Beladung, das Behalten des Gleichgewichtes und manchmal die ungeheuere Gestalt des Pferdes, wie zum Beispiel bei Heubeladung, stellt sich den Augen des Zuschauers manchmal sehr malerisch dar. Nicht selten muss man das Ueberführen eines Fasses Wein, oder eines Zuckerhutes, wo zum Gleichgewicht von der anderen Seite des Pferdes Steine entsprechender Grösse angehängt werden, bewundern. Auf diese Art und Weise bringt der Bosniake das Holz *(tovor drva)*, das Getreide in wollenen Säcken, *vreća* genannt, thonerdige Gefässe zum Verkauf und auch Steine zum Strassenbau. Nur sehr selten und nur auf sehr kleine Entfernung trägt der hiesige Bauer, ein vollkommen armer Bosniake, sogenannter *fukara*, die Sachen auf dem eigenen Rücken in wollenen oder ledernen Säcken, welche mit zwei auf der Brust gekreuzten Bändern festgebunden sind. Bei ledernen Säcken kommt selbstverständlich das Haar nach aussen.

Der Bosniake verwendet auch das Pferd zum Dreschen des Getreides. Auf dem Felde auf dem zugestampften Boden legt man das geschnittene Getreide unter dem freien Himmel und führt darüber das Pferd an der Leine ringsherum. Das Getreide wird von Zeit zu Zeit umgeworfen. Nach einer ausreichenden Dauer solcher Dreschung sammelt man das zerstampfte und verwirrte Stroh zusammen und bildet davon auf der Seite grosse Strohhaufen, die später umzäumt, den ganzen Winter auf dem Felde stehen bleiben. Unten gebliebenes Getreide wird zusammengekehrt und gereinigt, aber nicht mit Hilfe einer Mühle, sondern einer Schaufel, indem das Getreide in der Luft von einem Ort in einen anderen geworfen wird; der Wind schafft alle Verunreinigungen, die leichter als das Korn sind, weg. Oder man wirft das gedroschene Getreide auf eine dicke Leinwand, die von starken Burschen in den Händen gehalten und stark geschüttelt wird und überlässt das Reinigen dem wohlwollenden Winde. Ungeachtet dessen, dass das Pferd für den Bosniaken nicht nur ein Arbeitsgehilfe, sondern auch ein sehr treuer Geselle ist, wird es stiefmütterlich behandelt. Der schöne dunkelblaue Himmel und grosse Gebirgsebenen (*planina*) sind fast der einzige Zufluchtsort für das bosnische Pferd im Sommer wie im Winter, bei schönem oder schlechtem Wetter. Die Ernährung des Pferdes ist auch weniger als bescheiden. Im Frühjahr, Sommer und Herbst lauft das Pferd herum auf den grossen Weiden und zupft das Gras, das hie und da auch karg wächst, (der Klee wird hier sehr selten gebaut) und trinkt das vorzügliche Quellwasser. Im Winter wiederum sind der Hafer und das trockene Heu in sehr kleiner Dosis seine einzige Nahrung. Ungeachtet dessen sind die bosnischen Pferde ausdauernd und gesund, obwohl sie mager und von kleinem Wuchs sind.

Die Zucht der Kühe und Ochsen unterscheidet sich nicht viel von der eben beschriebenen Pferdezucht. Die Race des Hornviehes ist eine speciell hiesige, und, so viel ich mich errinnere, wurde dieselbe wissenschaftlich untersucht und gehörig gewürdigt. Die Kuh bringt wegen nicht entsprechender Pflege nicht den Nutzen, welchen sie geben könnte. Die Ursache davon liegt zuerst in dem Mangel an Verkaufsplätzen der Producte und zweitens in der mangelhaften nicht entsprechenden Fürsorge. So zum Beispiel geben die bosnischen Kühe im Winter fast keinen Tropfen Milch. und im Sommer verstehen die Leute mit der Milch sich gar keinen Rath zu schaffen, denn ausser Käse und kleiner Menge von Butter, die sie für sich selbst produciren, haben sie von der Kuh keinen anderen Nutzen.

Die Ochsen, welche zu Feldarbeiten, wie Ackern und Pflügen und zum Führen der Lasten auf den echt bosnischen Wägen verwendet werden, sind in Bosnien schön und gut entwickelt. Das Geschirr des Ochsen bildet einen Bogen, der lelik heisst und mit freien Enden nach oben gedreht in jaram (das Joch) eingekeilt ist und über dem Halse des Thieres lauft.

Die Büffel werden manchmal von Grossgrundbesitzern mehr zur schweren Arbeit als aus Rücksicht auf die Milch, die, was specifisches Gewicht und Geschmack anbelangt, an den besten Rahm erinnert, gehalten.

Die Schafe bilden einen sehr wichtigen Zweig der bosnischen Landwirthschaft. Auf den grossen Gebirgsebenen verweilen den grösseren Theil des Jahres ganze Herden schöner bosnischer Schafe und werden erst gegen den Winter in das Thal zurückgeführt, um wiederum mit dem nächsten Frühjahr auf die weiten Weiden zu ziehen. Denn die Schafwolle bildet in Bosnien einen sehr gesuchten Handelsartikel, der nicht nur zu häuslichen Arbeiten dient, sondern auch zu Verkaufsproducten bearbeitet wird.

Weniger verbreitet ist die Ziegenzucht wegen grosser Steuer, mit der dieses Thier, als für junge Bewaldungen sehr schädlich, belastet ist. Auch ist der Nutzen von der Ziege sehr gering für den Bosniaken.

Die Hühnerzucht ist in Bosnien auch sehr beschränkt und mehr zum Hausbedarfe als zum Verkaufe verbreitet. Man wird das sehr leicht verstehen, wenn man die niedrigen Preise berücksichtigt, so zum Beispiel Eier waren in der mir kannten Gegend im Preise zu 5 para (6 para = 2 Heller) per Stück.

Nachdem wir einen kurzen und flüchtigen Blick auf die Viehzucht geworfen haben, gehen wir jetzt zum Haupttheile dieser Abhandlung über. Die bereits beschriebenen Bedingungen der Viehzucht müssen wahrscheinlich einen nicht sehr nützlichen Einfluss auf den Gesundheitszustand des Viehes gehabt haben; das oft vorkommende Zusammentreiben des verschiedenen Viehes kann das Verbreiten vieler Krank-

heiten nach sich ziehen, und eine nicht entsprechende Pflege trägt in hohem Grade zur Entwicklung der Krankheiten bei. In der That aber muss man zugeben, dass ungeachtet dieser, scheinbar so zur Entwicklung der Krankheiten günstigen Bedingungen die Viehkrankheiten in Bosnien nicht öfters als anderswo vorkommen. Man kann sich das nur durch eine Abhärtung erklären. Anders verhält sich die Sache mit Viehseuchen, deren Ausbruch auch hier wie überall von denselben Bedingungen abhängig ist.

In Falle einer Viehkrankheit sucht der Bosniake zuerst die Hilfe in eigenen medicinischen Kenntnissen und Erfahrungen, später bei den Nachbarn (komšia) und zuletzt bei den Fremden, zu denen in erster Reihe die hiesigen Franciskaner gehören, die hier katholische Pfarrer sind, und immer mehr oder weniger reiche Vormerkungen über Menschen- und Viehkrankheiten bei der Hand haben.

In der bosnischen Volksthierheilkunde bemerkt man dieselben Merkmale, wie in den anderen. Neben den gewöhnlichen medicinischen Mitteln, die mehr oder weniger wirken, befinden sich sympathische Mittel, Absagungen u. s. w.

Unten angeführte Mittel in der Gesammtzahl von 83 lassen sich in pflanzliche (44), thierische (18), aus dem Mineralreiche (7) und verschiedene (14) theilen. Man sieht daraus, dass den grössten Theil, 53 Percent der allgemeinen Menge die pflanzlichen Mittel, welche leicht zu bekommen sind, umfassen, später kommen die thierischen mit 21·6 Percent, weiter die verschiedenen mit 16·8 Percent und zuletzt die aus dem Mineralreiche mit 8·4 Percent, wahrscheinlich als wenig bekannt und schwer zu bekommende. Ich will nicht behaupten, als ob diese Zahlverhältnisse im Allgemeinen für die Volkthierheilkunde massgebend sein sollten, weil zu wenig Material gesammelt ist, aber wahrscheinlich wird sich dieses Verhältniss auch anderswo erhalten. und wird vielleicht als Mass zur Kenntniss der Art der bosnischen Volksheilmittel dienen können.

Zu Folge der zu kleinen Menge der gesammelten Bemerkungen konnte man sie nicht in irgend ein System gruppiren und darum werden sie nur nach den Vieharten, für die sie verwendet werden, gereiht und auf einige Kategorien der Organe, gegen deren Krankheiten sie gebraucht, getheilt.

I. Das Pferd.

Gegen Stechen, *sakagija* genannt, das dann erkannt wird, wenn das Pferd sich wirft:

1. Ein junges Huhn, gut zerkocht, und die Suppe davon dem Pferde ins Maul eingiessen*) (Kotor-Varoš).

*) Dass die medicinischen Kenntnisse und Anschauungsweisen langsam im Laufe der Zeit auch in das bosnische Volk eindringen konnten, erkennt man zum Beispiel aus den Vergleichen mit den Auszügen aus dem Werke von Nicolas Lemery de l'Academie Royale des Sciences, Docteur en Medecine, unter dem Titel: „Traite Universel des



2. Ein halbes Glas guten Essig mit etwas Salmiak (nišador) zusammenmischen und dem Pferde ins Maul eingiessen (Skender-Vakuf. Podmilaće).

3. Mit Knoblauchblättern das Pferd einräuchern und vorjährigen Speck zum fressen geben (Kotorište).

4. Einen Melonenkürbiss zum Sieden kochen und über diese Dämpfe den mit einem Sack gedeckten Pferdekopf halten, damit es dieselben einathmet (Makarič).

5. Schmelze Speck und giesse denselben dem Pferde ins Maul und den abgekochten Hafer lege ihm auf die Brustseiten (Makarič).

6. Halbe *oka* (1 *oka* = $1^1/_4$ Kg.) vom frischen Schweinekoth (*gudske**) in eine Flasche von 3 bosnischen *litra* (1 *litra* = $^3/_4$ L.) Inhalt hineinwerfen, Wasser zugiessen und gut ausmischen. Mache damit eine Schürze (*ogrnač*) nass und lege sie in den Pferderachen, um ihn abzukühlen. (Bei diesem Mittel steht in einer Handschrift eine vielsagende Zuschrift: Probatum) (Kotor-Varoš).

Gegen Stechen und Husten (*šipnja*) beim Pferd:

7. Durch drei Tage dem Pferde nur Kornkleie (*mekinja*) zum Fressen geben (Podmilaće).

8. Von der weissen Weide eine Handvoll von der Rinde abschaben, auf das Feuer werfen und darauf das Pferd räuchern, wobei der Kopf des Pferdes zu bedecken ist Später den Hafer mit heissem Wasser begiessen und darin durch drei Stunden das Pferd stehen lassen (Podmilaće).

9. Gegen Athemnoth (*šipnja*) und Stechen beim Pferde die Krennwurzeln im Hafer, und beim Husten selbst Krennblättern im Hafer zum fressen geben (Kotor-Varoš. Podmilaće).

10. Wenn das Pferd *šipljiv* (hustet) ist, gib ihm anstatt Heu Gerstenstroh, und anstatt Hafer Kleie (*trice*) (Skender-Vakuf).

11. Gegen Husten schmelze man etwas Butter mit Salz, und wenn sie kühl ist, gebe drei Eier zu, mische gut aus und gib dem Pferde zu trinken (Kotor-Varoš. Podmilaće. Skender-Vakuf).

12. Gegen schweres Athmen (*šipnja*) mische eine *litra* von Oel mit 8 Drachmen Schwefel, 8 Drachmen Kampher und mit Johanniskrautblumen (Hypericum perforatum), halte diese Mischung durch

---

Drogues simples etc. etc. Ouvrage dépendant de la *Pharmacopée Universelle*" (Paris 1714, 2. Auflage). „In der Regel," sagt Höfler, „erst nach drei Generationen hatten sie (Kenntnisse) Wurzel gefasst, um in der Mehrzahl aber auch ebenso langsam aus demselben, wenn sie werthlos und nutzlos geworden, zu verschwinden. Jede Culturperiode hatte somit ihre Spuren hinterlassen, jedes ärztliche Schulsystem spukt darum da und dort jetzt noch." (Dr. M. Höfler: Volksmedicin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. München 1888, Seite 5.)

Ueber die Wirkung der Hühner finde ich bei Lemery (L. c. S. 363) „Les poules sont pectorales, nourrissantes, restaurantes fortifiantes, mangées ou prises en bouillon."

*) Ueber die Wirkung des Schweinekothes lese ich bei Lemery (L. c. S. 824): „Les excrements du cochon contiennent beaucoup de sal volatil et d'huile."

10 Stunden in der Hitze, seihe sie durch ein Läppchen und gib dem Pferde zum Trinken mit einer Unze weissen Wein gemischt. Man soll jeden zweiten Tag durch 24 Tage geben (Kotor-Varoš).

13. Gegen Husten und Mattigkeit (*umor*) wird Knoblauch mit Schiesspulver zerstossen, mit Essig gemischt zum Trinken gegeben, oder ein Stück Rettig*) wird zum Fressen gegeben (Kotor-Varoš. Podmilaće).

14. Aus Unreinigkeit, vom schlechten Essen, oder bei *schlechter* Zeit kann das Pferd eine Bauchkrankheit, *griža* genannt (eine Art von Bauchkolik), bekommen. Dann soll man gleich kranke Stücke von gesunden wegnehmen und ihnen folgende Kräuter verabreichen. Camillenthee (*ravan*), Pferdemünze (Mentha arvensis) und Enzian (*srčenik*) (Kotor-Varoš).

15. Bei der Stuhlverstopfung hebt man dem Pferde den Kopf in die Höhe und gibt ihm zum Schlingen etwas geriebene Seife, später zum Trinken gesalzenes Seifenwasser (*safunika*) (Kotor-Varoš).

16. Wenn das Pferd *eine Feder* verschluckt, gibt man ihm zum Essen den Magen von einer schwarzen Henne (Stojkov Han**).

Wenn der Urin zurückgehalten wird (*voda stone*),

17. Führt man das Pferd in das Wasser bis zu den Knien, damit das Wasser den Urin ausziehe (Vrbanja).

18. Führt man in die Urinröhre (*rakavac*) ein Stückchen Schnur hinein und so führt man es dreimal zu 30 *aršin* (Vlatkovići).

19. Man bedeckt das Pferd mit dem Mantel, auf welchem der Bauer mit seiner Frau den Beischlaf ausgeführt hat (Mirković).

20. Die Tabakblätter werden in der Krautsäure abgekocht und dem Pferde gleich zum Trinken gegeben (Kotor-Varoš. Podmilaće).

21. Mit einer mit Oel und Seife eingeriebener Hand führt man etwas Salmiak in den *rakavac* (Harnröhre) hinein (Kotor-Varoš. Podmilaće.

---

*) Bei der Pferdekrankheit, „*Wansacz*" genannt, gibt man in Polen klein geschnittenen Rettig mit Salz und Hafer. (F. Wereńko: Beiträge zur Volksmedicin, Krakau 1896. S. 221.)

Lemery (L. c. S. 713) schreibt: „La racine de Roifort est incisive, detersive, aperitive, propre pour la pierre, pour la colique nephretique, pour les retentions d'urine .... pour la jaunisse etc."

**) In dem jetzt seltenen Büchel, das in Agram im Jahre 1849 gedruckt war, unter dem Titel: „Otvoranje Domačeg Lečtva za Ljude morvu i ujekoja na gospodarstvo spadajuća u broju 140" u. s. w., „po Josipu Leliću, sinu ilirskop naroda" finde ich bei der Nummer 110 folgendes: „Ako konj pero pojede, uzmi želudac kokoši i daj mu pojesti." (Wenn das Pferd eine Feder verschluckt, nimmt einen Hennemagen und gib ihm zum Fressen.)

Ueber die Wirkung des Hennenmagens schreibt Lemery (L. c. S. 363—364): „La membrane inteurieure de l'estomac de la Poule étant sechée et pulverisée, est employée pour fortifier l'estomac, pour aider à la digestion, pour arrêter les vomissements et les cours de ventre".



22. Mit einem Zwiebelkranz wird das Pferd geräuchert und dreimal durch eine Zwiebelschnur rings um die Dreschtenne herumgeführt (Kotor-Varoš).

23. Man nimmt drei schwarze Hühnenfeder, etwas von Hühnermist*) und eine Zwiebelschale und räuchert das Pferd und führt es später dreimal über Schafdünger hinüber (Kotor-Varoš).

24. Schiesspulver, wie viel auf eine Ladung geht, wird im lauen Wasser gelöst und zum Trinken gegeben (Kotor-Varoš. Skender-Vakuf).

25. Mit erwärmten Essig werden dem Pferde die Zunge, das Kreuz und die Knochen eingerieben (Kotor-Varoš. Podmilaće).

Wenn das Pferd Würmer (*pomrave* und *crve*) hat:

26. *Božije drvce* (die Gürtelkraut, Artemisia abrotanum) wird mit Salz zerstossen, mit Essig gemischt und zum Trinken gegeben**) (Kotor-Varoš).

27. Man gibt zwei- oder dreimal eine Handvoll Späne von der Spitze eines harzhaltigen Baumes mit Hafer (Kotor-Varoš. Podmilaće).

Wenn das Pferd einen Ausfluss aus der Nase bekommt:

28. Werden Ameiseneier abgekocht, durchgeseiht und das Wasser dem Pferde durch drei Tage früh zum Trinken gegeben (Podmilaće).

Der Bosniake unterscheidet bei den Pferden auch den Rothlauf, der *poganac* heisst und dann:

29. Gibt er ihm zum Trinken Schnaps mit Oel und Schiesspulver gemischt. (Podmilaće.)

30. Kleiner Reis in der Menge von 2 bis 3 Handvoll wird mit Oel abgekocht und dieses Oel einigemale zum Trinken gegeben (Kotor-Varoš. Podmilaće).

31. Im Wasser gelöstes Schiesspulver gibt man dem Pferde zum Trinken in der Ueberzeugung, dass der Rothlauf, zum Vorschein kommen wird, und dann verbrennt man ihn mit Schiesspulver (Kotor-Varoš. Podmilaće).

32. Einem Frosch schneidet man den Kopf und die Füsse weg, zerreisst ihn und legt ihn auf den Rothlauf (Kotor-Varoš. Podmilaće***).

33. Man begiesst das Pferd mit Ziegenblut oder mit einer Mischung von Schnaps, Oel und Schiesspulver†) (Kotor-Varoš).

---

*) Ueber Hühnerkoth schreibt Lemery (L. c. S. 365): „L'excrement de la poule est resolutif, les Maquignons s'en servent *avec succes* pour une espece de colique violente et dangereuse qui arrive aux Chevaux, et qu'ils appellent *Trenchées rouges;* ils choisissent ou séparent la partie blanche de cet excrement, ils en dissolvent une cuillerée dans environs deux livres de lait de Vache, et ils le font avaler un peu chaud au Cheval malade."

**) In Polen wird den Rindern gegen Würmer eine Abkochung der Artemisia abrotanum verabreicht. (Dr. M. Udziela: Medycyna ludowa, Warschau 1891, S. 92.)

***) Ueber Frösche schreibt Lemery (L. c. S. 711): „Les Grenouilles des Bois sont propres pour temperer les ardeurs de la fiévre, pour moderer les trop grandes sueurs, ou les foit tenir *vivantes* dans les mains pendant quelque temps".

†) In Polen beschmiert man bei dem Rothlauf der Leute mit Katzenblut aus dem frisch abgeschnittenen Schwanz (Dr. M. Udziela. L. c. S. 227).

Von den parasitären Hautkrankheiten kennt der Bosniake bei dem Pferde *a)* *šuga* (Krätze) *b)* *vašćica*, eine juckende, wahrscheinlich parasitäre Hautkrankheit und *c)* *vašičar* (Lausfliegen im Pferdeschwanz). Die Behandlung ist hier folgendermassen:

Gegen Krätze (*šuga*)

34. Ein *groš* Quecksilber gibt man in eine *Litra* Oel und lässt das ruhig durch 24 Stunden stehen. Damit wird das Pferd in gut erwärmter *kuća* (Hütte) oder im Sommer draussen eingerieben (Kotor-Varoš).

35. Schwefel, Salpeter, Kupfervitriol, Schiesspulver, Russ und Steinsalz werden zu gleichen Theilen gut gestossen und in einem Topf ins Oel geschüttet. Dies wird später bei einem ruhigen Feuer (*tiha vatra*) langsam gekocht. Mit solcher lauer Salbe reibt man das Pferd durch drei Tage ein und wäscht es endlich mit lauer, reiner Lauge (Kotor-Varoš. Podmilaće).

36. Man schmilzt Schweinefett mit Theer zusammen und reibt mit dieser lauen Salbe das Pferd zwei Tage hindurch ein und wäscht es in der Lauge ab (Kotor-Varoš. Podmilaće).

37. Vier *Oka* Theer aus Wachholderholz, eine *Oka* Oel und $^1/_4$ bis 1 *Oka* Schwefel zusammenkochen und mit solcher heissen Mischung zwei oder drei Mal einreiben und später mit der Lauge abwaschen (Podmilaće. Skender-Vakuf).

Bei der Hautkrankheit, die *Vašćica* heisst:

38. Wird das Pferd mit dem ersten Wasser nach Einsieden der Erbsen und mit reiner Seife drei- bis viermal abgewaschen (Kotor-Varoš. Podmilaće).

39. Um die Lausfliegen (*vašičar*) im Pferdeschwanz zu vertilgen, wäscht man das Pferd wie bei der *vašćica* ab (Kotor-Varoš).

40. Von anderen Hautkrankheiten kennt das Volk in Bosnien einen Hautausschlag, der *guba* heisst, bei welchem man zum Einschmieren die Milch von einer unfruchtbaren Kuh (*ozimačna krava*; dieses Mittel ist in der bosnischen Volksmedicin allgemein sehr gebraucht), welche in einem Topf mit Kupfervitriol gemischt, durch die ganze Nacht draussen gestanden hat, damit sie dicker wird, verwendet (Kotor-Varoš. Podmilaće).

41. Der Satteldruck, *sadno* genannt, wird durch drei oder vier Tage mit einer Salbe, die aus dem Weissen von einem Ei, aus Alaun (*šap*) und Roggenmehl zusammengesetzt ist, behandelt (Kotor-Varoš) oder

42. Mit den gepulverten Linsen (*sočivica*), die früher mit Essig gut ausgekocht und ausgetrocknet waren, beschüttet (Kotor-Varoš).

43. Wenn das Pferd *hinkt*, bekommt es zum Fressen abgebrühte Gerste (Skender-Vakuf), und

44. Wenn es vernagelt ist (*ukov*), wird gleich das Hufeisen abgenommen, und die Wunde mit Saft von zerstossenem Wegerichkraut

(Plantago major) eingegossen. Später wird das Pferd gleich aufs Neue beschlagen mit der Ueberzeugung, dass die Wunde bald zuheilen wird*) (Kotor-Varoš).

45. Bei der Geschwulst der Füsse aus Ermüdung reibt man Abends mittelst eines Schwammes mit lauem gesalzenen Wasser und Früh wäscht man mit kaltem Wasser ab, und nach dem Abtrocknen schmiert man die Füsse mit Oel (Podmilaće. Kotor-Varoš. Skender-Vakuf).

46. Wenn sich dieser Zustand etwas verbessert, macht man einen Teig aus Theer mit Schnaps (gewöhnlich nimmt man den hier verbreiteten Slibovitz), beschüttet ihn mit zerstossenem Steinsalz und legt ihn auf die Füsse auf (Kotor-Varoš. Podmilaće).

47. Bei dem Leiden der Füsse, das nach dem Reiten entsteht und *učizvodan* genannt wird, erwärmt man einige *oka* Wasser mit grob zerstossenem Steinsalz und leinenem Werg (*kučina*). Später führt man das Pferd langsam herum und reibt ihm zwei bis drei Mal die Füsse mit diesem lauen Wasser vermittelst dieses Werges (Kotor-Varoš).

48. Wenn dem Pferde die Augen *verschleiert* werden, haucht man ihm ins Auge vermittelst eines Rohres das Pulver, das aus zerstossenem Pfeffer, Steinsalz und dünner Haut aus dem Hühnerei, oder aus der Haut des Gänsemagens (*volje*) zusammengesetzt ist (Kotor-Varoš).

49. Das Weisse von einem Ei, Alaun (*šap*), Weihrauchbaum (*Tamjan*) und die indische Nuss (?) gut zerstossen und gemischt dienen zum Einschmieren solcher Augen (Kotor-Varoš).

50. Mache das Werg nass, drücke diesen Saft aus und giesse dem Pferde in das Ohr und reibe es aus, oder lege ihm oft in die Ohren Stückchen von Steinsalz (Kotor-Varoš. Podmilaće.)

II. Die Kuh.

Die Anzahl meiner Notizen bezüglich der Kühe, ist im Vergleiche zu denen vom Pferde verhältnissmässig gering. Man kann sich das nur dadurch erklären, dass die Kühe nicht so gerne wie die Pferde, als weniger nützlich, gepflegt werden und zweitens auch dadurch, dass sie nicht wie das edle Pferd, unzertrennliche Genossen der Bosniaken sind. Zufolge dessen gibt man auf sie weniger Acht, obwohl auch hier zahlreiche Bemerkungen zu machen wären. Mir ist gelungen, nur Folgendes zu sammeln:

Der Glaube, dass man durch verschiedene Hexereien den Kühen die Milch wegnehmen kann, ist auch hier bei dem Volke allgemein verbreitet. »Ein Bauer hat mir erzählt,« sagt F. Kovačević in seinem Artikel, der unter dem Titel »Nešto o čoranju i ludom narodnom vjerovanju« im Jahre 1889 in dem Kalender »Bosniak« veröffentlicht war, »dass er ein Weib kenne, welches von einem Kraut weiss, durch welches man weder die Milch sauer machen, noch aus ihr Käse be-

*) Der Saft vom Wegerichkraut (Plantago major) wird allgemein von vielen Völkern bei Wunden verwendet.

kommen kann. Es ist wiederum ein anderes Kraut, durch welches die saure Milch so zähe wird, dass man sie, wie man hier sagt, auf den Kamin (*badža*) ausziehen kann, ohne sie zu zerreissen«.

51. Damit Niemand der Kuh die Milch abnehmen könne, macht man in dem Horn ein Loch, in welches ein Stück von Eidenbaum (*Tisovo drvo*) und 3 (gläserne, zum Schmuck gebrauchte) Perlen eingesenkt werden. (Varoš.)

52. Beim Anschwellen des Euters (Mastitis) erwärmt man das Wasser im Kessel und stellt die Kuh auf solche Art, dass der Dampf gerade auf das Euter geht, und später wird das Euter mit Stücken von Kieferholz belegt. (Varoš.)

53. Man setzt den Ehering auf einen Strich des Euters und melkt dadurch die Kuh. (Varoš.)*)

54. Wenn die Kuh den Urin beim Melken lässt, giesst man in eine Flasche den Urin hinein und hängt die Flasche übers Feuer für so lange, bis irgend ein Weib etwas borgen kommt. Dann sagt man ihm kurz: *„Ne dam“* (Ich gebe nicht) und wenn es bittet und fragt um die Ursache des Absagens, gibt man ihm folgende Antwort: *„Pusti moju kravu u miru“* (Lass meine Kuh in Ruhe) und man jagt es hinaus. Und wenn es zurückkommt und wiederum bittet, sagt man ihm weiter folgendermassen: *„Dok mi kravu ne pustiš u miru, ne dam ništa iz kuće.“* (Bis du meine Kuh in Ruhe nicht lässt, so lange werde ich aus dem Haus nichts geben.) ... daraufhin stellt sich das Weib, den Aberglauben kennend, zum harnen und gibt in Gegenwart des Eigenthümers ihren eigenen Urin ab. (Varoš.)**)

III. Die Schweine.

55. Bei Halsschmerzen (Halsdrüsenentzündung) gibt man den Schweinen Kukuruz zum Fressen, die am heiligen Blasius (3. Februar) geweiht war. (Viševica.)

IV. Die Schafe.

Zu den häufigsten Krankheiten der Schafe scheint in Bosnien *Metilj* (die Drehkrankheit) zu gehören, bei welcher man gibt:

56. Rothe Beeren von dem Kraut, das *žmijski kukuruz* heisst (vielleicht »klein Schlangenkraut« [Arum italicum]), kleine, runde, glatte Beeren, die auf dicken, saftigen Stengeln aufsitzen und oberflächlich dem Kukuruz ähnlich sind. (Večići.)

57. Zerstossene Leinsamen gibt man zum Wasser hinein und gibt dieses Wasser den Schafen zum Trinken. (Kotor-Varoš.)

---

*) Wenn die Milch mit Blut gemischt ist, melkt man in Polen die Kuh drei Tage hindurch durch einen Ehering. (F. Wereńko, L. c. S. 222.)

**) In Polen sammelt man in eine Flasche den Urin, den die Kuh beim Melken lässt, und stopft sie zu, um den Hexen, die den Kühen die Milch abnehmen, zu schaden, in der Meinung, dass das betreffende Weib so lange nicht harnen kann, wie lange die Flasche zugestopft ist. (J. Świętek: „Das Volk am Raba.“ Krakau 1893. S. 525.)

58. Man mischt zusammen Theer, Schnaps und das Weisse von dem Ei und giesst es ins Maul der Schafe hinein. (Kotor-Varoš.)

59. Man stosst mit Salz das Kraut, *Metilj* genannt (Lysimachia Nummularia) und gibt es den Schafen zum Fressen oder man kocht es ab und gibt das Wasser zum Trinken. (Kotor-Varoš Podmilaće.)

60. Man gibt zum Fressen zerstossene Haselnusskätzchen (*rese*) mit Salz. (Kotor-Varoš-Podmilaće.)

61. Man zerstosst die *sedra* (Schlacke) durchsiebt, mischt sie mit Wasser und gibt zum Trinken oder giesst ins Maul hinein. (Kotor-Varoš-Podmilaće.)

Hier findet man auch in einer Handschrift einen Zusatz, der lautet: »Gebe, was du willst, aber es wird am besten sein, die Schafe zu hüten, damit sie die Drehkrankheit nicht bekommen.« Diese Anmerkung gibt den besten Beweis von der Wirksamkeit der Mittel.

V. Das Vieh (im Allgemeinen).

Hier haben die Mittel Platz gefunden, die auf alle Vieharten, vorwiegend doch auf das Hornvieh, sich beziehen. Diese Vorschriften liessen sich nicht zu den früheren anreihen, um nicht mehrmals wiederholt zu werden. Hier findet man auch die Mittel, um den Viehseuchen vorzubeugen u. s. w.

62. Gegen Stechen (*sakagija*): Man brüht im heissen Wasser 2 *Oka* Gerste und gibt dazu klein geschnittene Warzen, die sich auf den vorderen Füssen des Viehes ober den Knien befinden, mischt Alles zusammen und gibt es zum Fressen (*Podmilaće*).

63. Damit das Blutharnen aufhört, gibt man auf heisse Feuerstätte 50 Drachmen Steinsalz, schüttet darauf Hirse und oben glühende Kohlen, damit sich das gut ausbrennt. Später zerstosst man zum Pulver dieses Salz mit Hirse gemischt und gibt dem es Vieh einige Tage hindurch Früh und Abends (*Skender-Vakuf*).

64. Um das Vieh von der Seuche zu behüten, gibt man drei- bis viermal die aus reiner Wachholderasche, oder mit anderer Asche gemischte verfertigte Lauge zum Trinken (*Skender-Vakuf-Podmilaće*), oder

65. giesst man dem Vieh ins Maul eine Mischung, die aus Essig, Schwefel und Alkermessaft (*murecéfa* oder *murecépa*) [Phytolacca decondra L.] zusammgesetzt ist. Später bedeckt man den Kopf des Viehes und räuchert es mit Wachholder so lange, bis es anfängt zu schwitzen und aus dem Maule zu schäumen. Dann wird es gleich gesund werden. Diese Art ist allgemein bekannt und datirt aus dem Jahre 1775, in welchem der Franciskaner Franjo Gračić viele Viehstücke auf diese Weise auscuriert hat. (Kotor-Varoš.)

66. Bei vielen Viehkrankheiten gibt man zum Trinken den Wein mit zerstossenem Knoblauch (Kotor-Varoš), oder

67. man kocht 3 *Oka* Gerste im Wasser und gibt zerstossenen Paprika hinzu. Dann bedeckt man das Vieh mit einem Sack und hält es über diesen Dämpfen, bis es anfängt zu schwitzen. (Kotor-Varoš.)

Von Viehparasiten unterscheidet man in Bosnien:

68. Würmer (*životinje*), gegen welche man das Kraut *iva* genannt (vielleicht die Bachweide) mit Salz verabreicht. (Podmilaće.)

69. *Vlasac* (Bandwurm oder Trichinen) mit abgekochten Farrenkrautwurzeln behandelt (Podmilaće) und

70. *Muhavica* (?), gegen welche man zum Trinken einen abgebrannten und gepulverten Igel mit Wasser gibt. Dieses Mittel wird auch gegen Rothlauf der Pferde gegeben. (Podmilaće.)

71. Wenn das Vieh aus was für einer Ursache schlecht zu sehen anfängt, bohrt man ein Loch in einem Stück von Eschenholz, schüttet drin etwas Steinsalz (*grušac*) hinein und stopft es zu. Dieses Holz wird verbrannt und das gebliebene Salz gepulvert und zwei- oder dreimal ins Auge des Viehes eingeblasen. (Kotor-Varoš.)

VI. Die Hühner.

72. Um die Hühner vor einer Seuche zu hüten, gibt man den jungen Hühnern in Oel eingetauchte Pfefferkörner zum Schlingen, und zwar durch vier Tage folgendermassen: Am ersten Tage 1, am zweiten Tage 2, am dritten Tage 3 und am vierten Tage 4 Stück. (Travnik.)

Hier sind meine Notizen zu Ende. Es ist selbstverständlich, dass sie nur einen sehr kleinen Bruchtheil der ganzen bosnischen Thierheilkunde, die wie anderswo sehr umfangreich ist, umfassen. Nachdem ich bei der Hand keine ähnlichen Materialien, die sich auf Volksthierheilkunde beziehen, habe, war es mir absolut unmöglich, Vergleiche zusammenzustellen, welche ein gewisses Licht auf die Verbreitung des Volksaberglaubens bei den Slawen werfen könnten. Jedenfalls sind die Aehnlichkeiten sichtbar, wie folgende Beispiele beweisen. Notiz 54 erinnert an die in Polen (also im Norden) verbreitete Volkssitte bei dem Verdacht auf die Bezauberung der Kühe. Der Glaube an die Verminderung der Milchmenge (Notiz 51) und das Verbrennen des Rothlaufs (Notiz 31) sind fast bei allen Slawen bekannt.

Diese Aehnlichkeiten sind mir nur so beiläufig ins Gedächtniss gekommen. Ich glaube aber, dass sich beigenauer Durchsuchung noch viele andere auffinden werden.

Was die Behandlungsmethoden anbelangt, die in Bosnien beim Vieh gebraucht sind, so könnte man hier dasselbe sagen, was sich darüber überall sagen lässt. Neben eigentlichen Heilmitteln, ohne über ihre Wirksamkeit zu urtheilen, finden sich sympathische Mittel, welche sich überall, wo nur die Leute leben, eines grossen Vertrauens erfreuen. Doch sieht man auch hier eine Tendenz zur, wenn ich mich so ausdrücken darf, rationellen Behandlung mit einigen Heilmitteln, unter denen vom ersten Rang die Pflanzen sind.

Ob obenbeschriebene Heilkunde rein vom Volke stammt oder ob sie vermittels der katholischen Geistlichen, die sich hier allein mit der Medicin (!) befassen, aus den Büchern, eventuell aus welchen

Büchern, geschöpft ist, kann ich nicht sagen.*) Die Vormerkungen, deren ich, dank dem Wohlwollen der katholischen Pfarrer in Bosnien einige Exemplare in der Hand hatte, sind in verschiedenen Zeiten geschrieben, auch einige Jahrzehnt von einander entfernt und konnten durch einige Aehnlichkeit einen Eindruck machen, als ob sie eine mehr oder weniger genaue Copie einer Quelle wären. Wenn man aber von der anderen Seite auf den Inhalt und die Form Acht gibt, kann man kaum die Volksmotive, diesen Geist und die Volksphantasie übersehen, die von einem Franziscaner in einer etwas verschönerten Form notirt sein könnten. Ausserdem habe ich mich selbst aus eigenen Notizen, die gerade aus dem Volksmunde geschöpft waren, überzeugt, dass sie fast identisch mit denen in den Handschriften sind, und das wäre schon ein ziemlich sicherer Beweis, dass auch die Handschriften nur geschriebene Sammlungen der echten Volkspraktiken sind und dass sie darum keinen ganz geringen Werth besitzen.

Beiträge zur Volkskunde des Ostkarpathengebietes.**)

Mitgetheilt von Dr. Raimund Fr. Kaindl, Czernowitz.

XV.

Volksüberlieferungen aus Panka.***)

In den Bahna (Sumpfgegend) bei Panka, welche man »Czorni łozy« nennt, soll einst ein Kampf zwischen Türken und Kosaken stattgefunden haben. Die türkische Reiterei, von den Kosaken verfolgt, gerieth hier in einen grossen Morast, wurde eingeholt und gänzlich niedergemetzelt. Vor einigen Jahrzehnten konnte man noch die Gräber dieser Todten sehen. Sie massen 6 *m* in der Länge und 5 *m* in der Breite und waren $^3/_4$ *m* hoch aufgeschüttet. Man zählte deren 7 bis 9. Da an diesem Orte heutzutage Getreide gebaut wird, sind die Erdhügel bereits ausgeglichen. Beim Ackern hat man dort verschiedene Waffen, wie Lanzen und Pistolen, ferner Kugeln, Messer und dergleichen gefunden. Doch sind diese Gegenstände wieder verlorengegangen.

»In den Bahna — so erzählte ein ehrsamer Schustermeister in Panka — an welchem Orte, weiss ich nicht genau, hat mein Vater sogar einen Kessel voll türkischen Geldes gefunden. Man hat dort

*) Die alten Aerzte behandelten die Kranken nicht viel anders, wie das jetzt das Volk macht. Nur indem anderswo „drei Generationen ausreichen, um das Werthlose und das Nutzlose auszuwerfen", ist in Bosnien eine viel längere Zeit nothwendig. Die alten Systeme, die schon lange in die Geschichte der Medicin übergegangen sind, leben noch üppig bei dem Volke, um vielleicht jemals wiederum aufzutauchen denn ***nihil novi sub sole.***

**) Fortsetzung von Band VI, S. 226 ff.

***) Mitgetheilt von Herrn Lehramtscandidaten *Michael Swincicki.*

das entwaldete Feld geackert; da liess sich unter dem Pfluge ein starkes Knirschen hören. Als der Pflug vorbei war, sah man in der Furche etwas wie Kupfer glänzen. Der Vater liess nachgraben. In einem grossen kupfernen Kessel, der mit einem kupfernen Deckel versehen war, lagen Tausende von kupfernen Münzen. Ich habe als kleiner Bursch diese Münzen als Räder zu meinen Wagen verwendet. Später hat der Vater das Geld sammt dem Kessel an einen Kupferschmied verkauft, natürlich um den dritten Theil des eigentlichen Werthes. Solche Fälle wiederholten sich sehr häufig. Ein gewisser Schahan soll einen Kessel mit Gold auf der Hauptstrasse zwischen Storożynetz und Broskoutz gefunden haben. Er liess ihn durch einen seiner Knechte ausgraben. Der Knecht erkrankte am nächsten Tage und nach einer Woche fand das Begräbniss desselben statt. Man schrieb die Ursache des Todes dem unreinen Golde (neczesti hroszi) zu. Der Bauer Schahan verschwand mit dem Golde. Man vermuthet, dass er nach Rumänien geflohen sei, von wo er auch gekommen war. Ein anderer Bauer verkaufte einen gefundenen Topf mit Gold — er meinte, dass es Kupfer sei — einem Kupferschmied um 10 fl. Als er nach einigen Tagen den Topf abnehmen wollte, fand er den Käufer nicht mehr. Derselbe war mit dem Golde verschwunden.«

Auf die Frage, ob es möglich sei, dass jenes Gold die Ursache des Todes des Knechtes gewesen wäre, antwortete der Erzähler: »Es ist schon etwas dran. Ich will einen solchen Fall, bei dem ich selbst gewesen bin, erzählen. Ich war noch in der Lehre. Mein Meister und noch Andere mit ihm bildeten eine Gesellschaft von berühmten Geldsuchern. Mit langen Bohrern, Schaufeln und anderen dazu nöthigen Geräthen ausgerüstet, durchstreiften sie die Wälder durch ganze Nächte. An bestimmten Orten bohrten sie in die Erde und wenn der Bohrer auf etwas Hartes stiess, wurde sogleich gegraben, in der Hoffnung, schon einen Schatz gefunden zu haben. Wie oft erlebten sie die Enttäuschung, dass sie statt eines Kessels einen Sandstein fanden! Sie liessen sich aber durch die misslungenen Versuche nicht abschrecken. Im Gegentheile, sie betrieben ihr Unternehmen noch mit grösserem Eifer. Eines Tages sagte der Meister zu uns: ‚Burschen, heute Nachts werde ich Euch mitnehmen. Gegen 7 Uhr sollt Ihr schon bereit sein.‘ Unbeschreiblich war unsere Freude, dass wir an dem Geldsuchen theilnehmen durften. Nach 7 Uhr Abends waren wir schon im Walde. Die Gesellschaft zählte sieben Mann und drei Burschen. Nach längerem vergeblichen Umhergraben trafen wir endlich auf etwas Hartes. Wir gruben weiter und stiessen nach etwa einstündiger Arbeit thatsächlich auf einen Kessel. Mit grösster Sorgfalt begann man nun den Kessel auszugraben. In dem Augenblicke aber, als man den Kessel von dem Orte wegschaffen wollte, brach ein fürchterlicher Sturm los, die Laternen erloschen, und ein unbeschreiblicher Schrecken erfasste uns. Der Schrecken wurde noch mehr durch die unheimliche

Finsterniss sowie durch das Brausen und Wüthen des Windes erhöht. Aengstlich machten wir uns von dem verwünschten Orte weg. In der Folge fassten zwei Männer von der Gesellschaft wieder Muth und beschlossen, den Kessel heimlich nach Hause zu bringen. Wie gedacht, so gethan. Einige Wochen darauf verbreitete sich das Gerücht, dass diese Männer wahnsinnig geworden sind. Der eine von ihnen wohnte in unserer Nachbarschaft, somit hatte ich Gelegenheit, jede Bewegung desselben zu beobachten. Fast jeden Tag ging er, nachdem er sich in der Stube genug ausgetobt hatte, in den Hof und schrie mit lauter Stimme zu seiner Frau: ‚Nastasie! bringe mir sogleich den Krug mit dem Silber. Er liegt im Keller in der Ecke.‘ Mit eigenen Ohren habe ich diese Worte gehört, die er ohnedies mehrere Male wiederholte. Seine Krankheit dauerte nur fünf Tage. In den letzten zwei Tagen war sie am grässlichsten. Wie ein wildes Thier blickte der Mensch umher; er musste an den Händen und Füssen gefesselt werden; von Zeit zu Zeit zerrte er mit seinen Zähnen am eigenen Leibe, so dass der ganze Körper mit Wunden, die er sich selbst zufügte, bedeckt war. Nach fünf Tagen starb er.«

Im Walde bei Panka war einst eine Türkenfestung.*) Ganz deutlich sieht man noch jetzt die Umwallungen. Den Ort nennt man »Pałanka«. An einer Stelle dieses Walles stand einst eine mannshohe Mauer, die man später zerstörte, um die mächtigen Steine zu anderen Zwecken zu verwenden. In der Ecke dieses Walles ist eine Vertiefung; wenn man in dieser mit dem Fusse stampft, so dröhnt es dort wie in einem leeren Fasse, was auf einen unterirdischen leeren Raum weist. Die Bauern erzählen, dass dort türkische Waffen und Schätze vergraben liegen. Der frühere Besitzer dieses Waldes liess sogar an einem Orte nachgraben. Die Bauern wollten aber, nachdem sie mehrere Meter tief gegraben hatten, nicht weiter arbeiten, da sie vor dem bösen Geiste (neczeste) fürchteten. Man erzählt, dass der Gutsherr an diesem Orte sein Grab und über diesem eine Capelle errichten wollte. Auch soll er gesagt haben: »Hier, wo so unermessliche Schätze vergraben liegen, soll auch mein Leichnam ruhen.« Áuf einem benachbarten Hügel soll ein Palast sich erhoben haben; man findet aber dort keine Spuren von einem solchen.

Warum verfolgt der Hund die Katze und diese wieder die Mäuse? Das erklärt folgendes Geschichtchen. Einst lebten der Hund und die Katze in grosser Freundschaft und beneideten einander nicht wie heutzutage. Da geschah es, dass ihr guter Herr und Pfleger schwer erkrankte und binnen kurzer Zeit starb. Bevor er aber gestorben war, errichtete er ein Testament, in welchem er jedem seiner Angehörigen einen Theil seiner Habe verschrieb. Dabei vergass er auch seiner treuen Gefährten, des Hundes und der Katze, nicht. Er bestimmte

*) Ich habe diese vorhistorische Umwallung untersucht und darüber in den Mittheilungen der Centralcommission für Kunst und historische Denkmale 1901 berichtet.

nämlich, dass jeder Bissen, der vom Tische fällt, ihnen gehören soll. Als sie diese Schrift erhalten hatten, beriethen sie nun, wo sie letztere am besten aufheben könnten, damit man ihnen dieses werthvolle Stück nicht wegstehle. Gerne hätte der Hund das Aufbewahren des Testaments allein besorgt; da dies aber nur auf dem Erdboden geschehen konnte, weil er hohe Gegenstände nicht erklettern kann, so fürchtete er, es könnte von der Feuchtigkeit des Erdbodens leiden. Daher wurde das Testament dem Kater anvertraut. Dieser bedachte sich nicht lange, erkletterte den Dachboden und versteckte es in einem Winkel (pid strichu) des Daches. Hierauf ging jeder seines Weges. So lange sie noch stark waren und ihre Pflicht erfüllen konnten, wurden sie auch von ihren Pflegern geschont und gehegt. Als sie aber alt wurden und ihre Dienste vernachlässigten, da wollte man ihnen die nöthige Nahrung nicht reichen. Bei einem Feste, welches ihr Pfleger veranstaltete, fiel eine Semmel zu Boden. Schnell haschte darnach der Hund und wollte sie verzehren; aber der Hausherr ergriff ihn am Halse und nahm ihm den Bissen ab. Der Hund begann zu streiten und berief sich auf das Testament. Da verlangte der Hausherr dieses zu sehen. Schnell kletterte die Katze auf den Dachboden hinauf, um das Stück zu holen. Zum grossen Schmerze fand sie aber nur Papierschnitzelchen: die Mäuse hatten sich daraus ein Nest gebildet. Der Hund blieb aber bis auf den heutigen Tag der Meinung, dass die Katze ihn betrogen habe. Diese wieder sucht sich dafür an den Mäusen zu rächen.

Mit der Zeit wurden die Menschen immer schlechter und da beschloss der Herrgott, ihnen die Nahrung zu nehmen. Nur einen Theil liess er für den Hund und die Katze. Mit diesem Theile ernähren sich jetzt alle Menschen, und es ist daher eine grosse Sünde, der hungrigen Katze oder dem Hunde keine Nahrung zu geben, denn wir leben ja nur von dem Theile (partyka) des Hundes.*)

XVI.

»Hexenprocesse« in der Bukowina.

Der Hexenglaube ist in der Bukowina allgemein verbreitet.**) Die Hexen werden beschuldigt, dass sie dem Viehstande Schaden zufügen, Dürre und Misswachs herbeiführen, den Hagel verursachen und dergleichen mehr. Hier sollen einige specielle Fälle von derartigen Anklagen namhaft gemacht werden, die sich im Laufe der letzten 120 Jahre zutrugen. Es sind dies also gewissermassen die letzten (aussergerichtlichen) Hexenprocesse in der Bukowina.

*) Vergl. die verwandte huzulische Ueberlieferung in *meinen* Huzulen S. 106 ff.

**) Man vergl. *Kaindl:* Die Rutenen in der Bukowina II.; Die Huzulen; Kleine Studien; Zauberglaube bei den Huzulen; Wetterzauberei bei den Rusnaken und Huzulen u. s. w.



Am*) 17. und 18. April und dann am 1. und 2. Mai 1785 richtete ein Hagelwetter im oberen Czeremoszthale grossen Schaden an. Da kamen die Bewohner von Jablonitza, Koniatyn und (Russisch-) Kimpolung auf die unsinnige Vermuthung, »dass derley übles Wetter durch die dortigen alten Weiber oder sogenannten Hexen zubereitet seye«. Sie fingen darum am 8. Mai »unter einem tumultuarischen Auflauf« alle alten Weiber zusammen, verlangten von ihnen ein solches Geständniss und schickten sich an, dieselben auf dem mittlerweile errichteten Scheiterhaufen zu verbrennen. Die Gräuelthat wäre sicher zur Ausführung gelangt, hätten nicht im letzten Moment »einige der angesehensten dortigen Unterthanen« für diese alten Weiber »in futurum« gutgesprochen.

Unterm 8. Juni 1790 (a. St) berichtet über mündlichen Auftrag der Czernowitzer Protopop dem Consistorium, dass die Bauern von Scheroutz und Werboutz alle Weiber zusammengerufen und sich zu baden gezwungen hätten, »damit es regnen solle«. Dabei sei zu Werboutz ein Weib ertrunken und ein anderes todtkrank geworden

Im Juni 1848 ereignete sich folgender Fall.**) Wegen der herrschenden Dürre beschuldigten die Bewohner von Kuczurmare und Woloka zwei alte Weiber, dass sie die Wolken und den Regen behext hätten. Die Dorfbewohner peitschten das eine Weib, dem anderen drohten sie mit dem Feuertode, wenn es nicht bald regnen würde. Um sich zu befreien, beschuldigte eine der Gequälten die Frau und die Schwiegermutter des Mandatars von Kuczurmare, dass sie die Wetterhexen seien. Nur durch eiligste Flucht retteten sich die beiden Beschuldigten. Um die erregten Gemüther zu beruhigen, musste Militär einschreiten.

Als ferner um 1865 die Eisenbahn in der Bukowina gebaut wurde, war zufällig ein überaus trockenes Jahr. Die Leute deuteten dies dahin, die Bauunternehmer hätten durch Zauberkünste Dürre hervorgerufen, um mit ihrer Arbeit rasch fortzukommen. Nun pflegte einer der Bauunternehmer — er war ein Engländer — Luftbäder zu nehmen. Eines Tages wurde er hiebei von den Bauern ertappt und jämmerlich durchgeprügelt. Sie hielten ihn, weil er nackt im Felde stand, für den bösen Zauberer, der die Dürre hervorbrachte.

Nach einer mündlichen Nachricht lebte ferner in Oroszeny ein sehr altes Weib, das nicht nur Gewitter besprechen, sondern auch Dürre hervorrufen konnte. Als es einst lange Zeit nicht geregnet hatte, warfen die Bauern die Alte ins Wasser; aber dieselbe tauchte immer wieder auf. Schliesslich hielten sie die Hexe längere Zeit unter Wasser, und da begann es zu regnen.

Erwähnenswerth ist ferner, dass noch im Sommer des Jahres 1889 Bauern von Majdan-Lukawetz im Walde vier Hexen ergriffen

*) Diese und die folgende Mittheilung sind entnommen der Schrift von *Polek,* Die Anfänge des Volksschulwesens in der Bukowina, S. 11 f.

**) *Kaindl:* Die Bukowina in den Jahren 1848 und 1849, S. 13.

haben wollten, die den Regen wegzauberten. Wie mit den Frauen verfahren wurde, ist mir nicht bekannt geworden.

In Lukawetz, am rechten Ufer des Serethflusses, steht ein alter hohler Weidenbaum. Diese Stelle wird allgemein als ein Versammlungsort der bösen, unreinen Wesen bezeichnet. Insbesondere wurde ein vor mehreren Jahren verstorbenes hässliches, buckliges, altes Mädchen von den Lukawetzern als jene Hexe bezeichnet, welche an diesem Orte mit dem Teufel Tanzunterhaltungen mitmachte und mit ihm allerlei Zauberwerk zum Verderben der »Christen« trieb. Dieses Mädchen wurde daher von allen Dorfbewohnern gehasst und gemieden. Herrschte anhaltende Dürre, so machten die Bauern wiederholt Anstalten, das arme Wesen ins Wasser zu werfen, um Regen zu erhalten.

XVII.

Zauberbräuche aus Werenczanka *)

Soll es in der Wirthschaft das Jahr über gut gehen, so darf man an den hohen Feiertagen nicht vergessen, allerlei Bräuche zu beachten.

Am Weihnachtsabend macht man unter dem Esstische, an dem die Familie das feierliche Abendmahl hält, ein Nest aus Heu. In dasselbe schlüpfen die Kinder und spielen. Aus diesem Heu macht man im Frühjahr den Hühnern Brutnester, sie sitzen in denselben gewiss fleissig. Damit dies aber geschehe, darf auch die Hausfrau während des Mahles sich nicht von ihrem Platze rühren, nur dann wird auch die Henne das Nest hüten. Uebrigens legt man auch ein Eisenstück ins Nest, damit die Henne »wie Eisen« sitzt. Ferner soll man die Bruthenne zur Zeit des Vollmondes sitzen lassen, dann werden alle Küchlein ausschlüpfen. Die unter dem Tische im Heu sitzenden Kinder müssen die verschiedenen Stimmen der Hausthiere nachahmen: also buh (Kuh), me (Ziege), be (Schaf), roch (Schwein), kukuriku (Hahn) u. s. w. Dies soll zur Folge haben, dass die Thiere sich beim Hause halten und vermehren sollen. Während der Weihnachtsfeiertage soll man auch den Hühnern Weizen vorwerfen (gekochte und versüsste Weizenkörner bilden eine Hauptspeise zu Weihnachten.**) Dabei muss man statt des gewöhnlichen Lockrufes: cip, cip! rufen: sep, sep! (das heisst: schütt', schütt'!); die Hennen werden sodann sehr fleissig Eier legen.

Auf den Weihnachtstisch legt man neben den Speisen und anderen Gegenständen auch Knoblauch. Wird etwas im folgenden Jahre gestohlen, so schmiert man mit diesem Knoblauch den Klöppel der Kirchenglocke ein und läutet an drei aufeinanderfolgenden Tagen. Dann findet man den Dieb.

*) Nach Mittheilungen des Herrn *Wladimir Rachmistruk*.

**) Vergl. *Kaindl:* Die Rutenen in der Bukowina II, und Die Huzulen.



Will man ein Feld vor Hagelschlag schützen, so muss man zu Ostern die Knochen von dem geweihten Osterschinken aufbewahren. Stücke davon vergräbt man sodann an allen Ecken jenes Feldes. Dadurch wird bewirkt, dass der Hagel stets vorübergeht und keinen Schaden zufügt.

XVIII.

Sagen über die Tataren und Türken.

Im Ostkarpathengebiete erinnert man sich noch überall der schrecklichen Einfälle der Tataren und der Kämpfe mit den Türken. Viele Sagen knüpfen an dieselben und mancher Ortsname deutet auf sie hin. Letzteres hat zum Theil auch hierin seinen Grund, dass Tataren hier ansässig waren, und zwar zum Theil auch als Leibeigene.*) Hier folgt eine Anzahl von Ueberlieferungen, welche mit den Tataren und Türken zusammenhängen.

In Suczawa zerstörten die Tataren die Burg des Stefan Woda, indem sie dieselbe von Zamka, einer Befestigung im Westen der Stadt, beschossen.

In Iwankoutz ist am Felde Jelinka eine Steinplatte zu sehen. Unter derselben sollen die Türken Geld vergraben haben. Die bösen Geister lassen es aber nicht zu, dass die Platte gehoben werde. Hebt man sie, so sinkt sie sofort noch tiefer. Lässt man sie aber wieder ruhen, so hebt sie allmälig sich wieder.

In Waszkoutz gibt es eine Tatarenbrücke (tatarskyj mist), die über den Bach Hlibiczok führt.

Ein Brunnen auf dem Wege von Czernowitz nach Sadagóra heisst Tatarenbrunnen (tatarska kernycia).

In Ipotestie gibt es einen Tatarenhügel (tatarska mohyla).

Eine Vorstadt von Suczawa heisst Tatarasz.

Auch bei Sereth gibt es eine Tatarczyna.

Beim Rareugebirge im Süden der Bukowina gibt es einen Tatarenweg (Drumul Tatarilor).

Bei Kirlibaba und bei Fundul-Moldowi heissen Ortstheile Tatarka; ebenso in der nördlichen Bukowina bei Jurkoutz.

Denselben Namen (Tatarka) führt eine Wiese im Walde bei Ober-Wikow.

Bei Broszkoutz fliesst ein Tatarenbach (pareu tatar).

Zwischen Piedekoutz und Zeleneu breitet sich ein Sumpf aus der den Namen tatarski boloto (Tatarensumpf) führt.

Zwischen Davideny und Moldauisch-Banilla sieht man auf der Ebene Berezina drei grosse Hügelgräber. Dort soll ein Kampf mit Tataren stattgefunden haben; die gefallenen Tataren liegen unter jenen Hügeln begraben.

---

*) Vergl. *Kaindl:* Geschichte der Bukowina II. Theil, und Das Unterthanswesen in der Bukowina.

Zwischen Iwankoutz und Oroszeny ist ein Wäldchen, in dem man ein Kreuz erblickt. Bei demselben soll ein Tatare von den Bauern erschlagen worden sein, welcher ein Mädchen geraubt hatte.

In Toporoutz haben die Tataren die Kirche zerstört.

Der Annenberg (Anny Hora) bei Waszkoutz am Czeremosz hat seinen Namen von einem Mädchen Anna, welches den es verfolgenden Tataren dadurch entkam, dass es in eine Kluft sprang. An der Stelle, wo sie versank, flog stets um Mitternacht ein Hahn heraus und krähte. Jetzt ist seit 1898 dort eine Kirche erbaut.*)

XIX.

Schatzsagen.**)

Wenn man von Dorna mit der goldenen Bistritz nach Kolbu fährt, sieht man am Ufer des Flusses einen grossen Stein. Unter diesem liegt Geld vergraben. Auch auf den benachbarten Bergen Pietre Doamne und Dzumaleu soll Geld vergraben sein.

Am Pietre rose ist in einem Felsenloche ebenfalls Geld verborgen. Die Oeffnung ist mit einer Platte verschlossen, die sich leicht verschieben lässt. Ein Bauer fand einst diese Platte und nahm Geld heraus; aber er wurde wahnsinnig. In einem lichten Augenblick trug er das Geld zurück; da genas er.

Auf einem Berge bei Jakobeny soll ein mit Geld gefülltes Fass aus dem Boden hervorschauen: Die Kufen desselben sind sechs Finger breit, während die Reifen die Breite von zwei Fingern haben. Einst bestiegen drei Bauern den Berg, um den Schatz zu heben. Da erschien ihnen ein alter Mann und sagte, dass das Geld nicht für sie sei. Da schoss einer der Schatzsucher auf die Erscheinung, aber die Kugel flog auf den Schützen zurück. Ein anderes Mal suchten zwei Männer den Schatz auf. Doch auch sie würden durch die Erscheinung verhindert, ihn zu heben. Bald darauf nahm sich einer der Schatzgräber durch Erhängen das Leben; der andere starb. Der Sohn des einen weiss die Stelle; dort ragt noch ein eiserner Reif heraus.

Auch am Uschor ist viel Geld vergraben. Zur Zeit des Kaisers Josef (II.) lebte da ein Haupträuber, namens Hurusz Kloska. Als derselbe gefangengenommen und verurtheilt worden war, versprach er, für seine Freilassung ein ganzes Husarenregiment mit Pferd und Rüstung aufzustellen. Als man ihn fragte, woher er das Geld nehmen würde, erwiderte er, dass es im Uschor verborgen liege. Man berichtete nun darüber nach Wien, bevor aber die Antwort kam, wurde er aufgehängt. Der Pardon kam zu spät. Man grub nun zwar am Uschor nach allen Richtungen, aber vergebens.

An der Strasse von Radautz nach Hadikfalva erhebt sich ein Hügel, in welchem Geld vergraben sein soll. Einst gingen zwei Bauern

*) Man vergleiche schliesslich auch oben Nr. XV, ferner *Simipinowicz*, Volkssagen aus der Bukowina, und *Kaindl*, Die Rutenen in der Bukowina II, S. 81.

**) Zumeist aus dem Nachlasse von *Franz Adolf Wickenhauser* († 1891).

bei Nacht dahin und gruben bei Licht. Zufälligerweise ging ein Rauchfangkehrer vorbei. Als er das Licht sah, ging er auf dasselbe zu. Sobald ihn die Bauern erblickten, liessen sie voll Schrecken Spaten und Krampen liegen und liefen eiligst davon, denn sie glaubten, es wäre der Teufel. Beide starben bald darauf.

Auf dem Berge Ruina in Sereth liegt Geld begraben. Wenn es aber Jemand findet und berührt, so wird ihm ein Glied steif oder er erleidet sonst einen Schaden. Einst bemerkten dort drei Bursche Geld »brennen«. Um sich den Ort zu merken, warfen sie auf die Stelle ein Kleidungsstück und kamen sodann am nächsten Tage, um den Schatz zu heben. Da plötzlich sank die Erde ein und es öffnete sich ein Loch oder Keller. Dort erblickten sie viel Geld. Sobald sie aber dasselbe anrührten, entstand ein ungeheueres Getöse. Einer der Schatzgräber brach ohnmächtig zusammen; die zwei anderen liefen davon. Zu Hause fürchteten sie zu sagen, was geschehen sei. Als der Dritte wiederkehrte, ward er vor Schrecken stumm.

In Mitkeu hat im Stalle eines Bauern Geld gebrannt. Beim Nachgraben ist er thatsächlich auf einen Kessel gestossen und entnahm demselben Geld. Darauf starb ihm aber sein Weib und sieben Kinder. Insbesondere erzählt man, dass dort auch eine grosse goldene Münze gefunden worden sei.

XX.
Luisenthal.*)

Ueber die Entstehung dieser deutschen Ansiedlung**) im Gebirgsantheil der Bukowina erzählt die Ueberlieferung Folgendes: Ein Schafhirt grub an der Stelle, wo es vor seinen Augen eingeschlagen hatte, in der Meinung, einen Schatz zu finden, nach und fand klare Erzstufen von Kupfer. Er zeigte diesen Fund den Montanbeamten in Jakobeny an und diese fanden, dass die ganze Felswand von einer Erzader durchzogen war. Es wurde bald darauf ein Stollen (der sogenannte Erbstollen) angelegt. Weil sich dieser Erzgang als ergiebig erwies, wurde beschlossen, hier eine Colonie zu gründen. Mittels Militärtransports wurden die nöthigen Arbeiter aus der Zips hergebracht, die meisten stammten aus Käsmark und Leutschau. Im Jahre 1807 haben Soldaten die Bäume auf der nördlichen Abdachung des vom Pareu Broasti bis zur Zinnertbrücke reichenden Bergrückens gefällt und das Holz für den im kommenden Sommer beginnenden Häuserbau vorbereitet. Die Soldaten führten die Blockhäuser im Jahre 1808 auf, und diese wurden auch gleich von den bereits aus Ungarn eingetroffenen Bergleuten bezogen. Es wurden nach und nach 140 Häuser aufgebaut. Das Dorf wurde der Prinzessin Maria Luise, der späteren Gemahlin Napoleons I., zu Ehren benannt. Die Häuser stehen in gleichen

*) Mittheilung des Herrn Professors *Victor Prelicz*.

**) Vergl. *Kaindl*, Das Ansiedlungswesen in der Bukowina mit besonderer Berücksichtigung der Deutschen, VI. Abschnitt.

Abständen von einander zu beiden Seiten der Strasse, welche von Pozoritta nach Ober-Fundulmoldowi führt und mit der Moldowa parallel verläuft. Hinter jedem Hause ist ein Garten von der Grösse eines Jochs. Jedes Haus hat ein Vorhaus, das als Küche dient, ein grösseres Zimmer und eine Speisekammer. Vorhaus und Speisekammer nehmen ungefähr so viel Raum ein, wie das Zimmer. Das Vorhaus hat ein Fenster, das auf die Gasse geht, einen Backofen, auf welchem auch die Speisen bei offenem Feuer zubereitet werden, und eine Kesselmauer. Aus dem Vorhause wird der aus Ziegeln bestehende grosse Zimmerofen geheizt. Das Zimmer hat ein Fenster auf die Gasse und eines auf den hinter dem Hause befindlichen Gemüsegarten. An die Speisekammer ist der Stall angebaut.

XXI.

Erntegebrauch in Witelówka.

Wenn die Feldfrüchte schon reif sind und die Zeit naht, da dieselben gemäht werden sollen, so geht der Hauswirth selbst aufs Feld und mäht mit grösstem Fleisse eine bis drei Garben ab. Er geht selbst und mäht mit grossem Eifer, weil man glaubt, dass die Arbeit sehr langsam und unter verschiedenen Hindernissen vor sich gehen würde, wenn ein Faulenzer sie begonnen hätte. Auch muss darauf geachtet werden, dass der Anfang an einem glückbringenden Tage gemacht werde; dagegen ist ein schwerer Tag (tiazkyj deń) zu vermeiden.

Wie anderwärts in der Bukowina, ist es auch hier üblich, dass Freunde und Nachbarn zur unentgeltlichen Hilfeleistung bei dringender Erntearbeit eingeladen werden. Dabei sind dieselben Gebräuche wie an anderen Orten üblich.

XXII.

Hausbaugebräuche in Czernowitz.

Beim Bau der Villa Milla (Neueweltgasse Nr. 60) hatte ich im Frühjahre 1901 Gelegenheit, die in Czernowitz und Umgegend beobachteten Gebräuche beim Hausbau genau kennen zu lernen.

Im März wurden zunächst die Tramhölzer bezimmert. Nachdem die Zimmerleute — es waren durchaus Rumänen — die ersten Rundhölzer auf die Böcke gelegt und zum Zimmern vorgerichtet hatten, rief mich der Zimmermannpolier herbei und bat, dass ich die ersten Axthiebe gegen das Holz ausführe. Dann beglückwünschte er mich mit freundlichen Worten. Einer von den Zimmerleuten, dem man es ansah, dass er gern ins Glas schaue, machte schon damals die Bemerkung, »das Holz sei sehr trocken«; er wollte damit andeuten, dass er nach einem geistigen Getränk sich sehne.

Im April erfolgte die Grundsteinlegung. Schon einige Tage vorher wurde ich theils durch den Maurerpolier, theils durch Bekannte aufmerksam gemacht, dass ich hiefür eine Urkunde vorzubereiten

hätte; ferner solle ich in das Fundament legen: ein Heiligenbild, Brot, Salz, Zucker und Geld. Das Bild sollte das Haus und dessen Bewohner vor allem Uebel schützen; so wurde auf ein Haus in der Nachbarschaft hingewiesen, unter dessen Grundstein ein Marienbild gelegt worden war und in dem bisher auch Niemand gestorben sei. Brot, Salz und Geld sollte im Hause nie fehlen. Der Zucker soll bewirken, dass es den Bewohnern des Hauses stets »süss« sei. Auch wurde mir der Rath ertheilt, zur Aufbewahrung der genannten Gegenstände, besonders der Urkunde, eine Flasche zu benützen. All dies ist auch pünktlich geschehen. Um 4 Uhr Nachmittags war Alles vorbereitet. Nun fertigte der Maurerpolier selbst in einer Ecke der Fundamentgrube aus Eisenziegeln nach dem Masse der Flasche ein Grübchen und legte dieselbe hinein. Nachdem die Deckziegel gesetzt waren, musste zunächst ich, dann meine Frau je drei Hammerschläge auf dieselben thun. Hiebei wurden wir vom Polier und den Anderen herzlichst beglückwünscht. Alle standen hiebei mit entblösstem Kopf, und man merkte es auch den Leuten an, die häufig bei ähnlichen Veranlassungen zugegen sind, dass sie sich in feierlicher Stimmung befanden. Ausser den wirklich beim Bau Beschäftigten hatten sich auch andere Arbeiter eingefunden. Vielleicht hatte dies der Umstand bewirkt, dass ich es merken liess, dass nach der Grundsteinlegung auch ein Imbiss und Trunk gespendet würde. Dies geschah auch, nachdem die erste Mischung Beton über das die Flasche bergende Kämmerchen ausgestampft war. Dass es hiebei an vielen Glückwünschen nicht fehlte, ist selbstverständlich. Nach einem halben Stündchen ging es wieder frisch an die Arbeit. Es sei noch bemerkt, dass die Leute trotz mancher Schwierigkeit — die Erdarbeiten waren noch nicht vollendet — es so einrichteten, dass wir den »Grundstein« (im uneigentlichen Sinne, denn wir leben im Zeitalter des Betons) noch am Samstag legten, damit die Arbeit am Montag flott fortgesetzt werden könnte; denn am Montag den Anfang einer grossen Arbeit zu machen, verbietet der Brauch.

Viele von den Lieferanten und Handwerkern, mit denen ich wegen des Baues zu thun hatte, wünschten glückliche Vollendung des Hauses und Glück und Gesundheit für dessen Bewohner.

Als über einer Kellerthür das erste Gewölbe hergestellt wurde, musste ich den Schlussstein mit einigen Hammerschlägen hineintreiben. Auch hiebei erfolgte Beglückwünschung.

Der erste einzugrabende hohe Gerüstbalken (hier landyna genannt) wurde mit einem Busch grüner Zweige geschmückt.

Beim Aufstellen des Dachstuhles erfuhr ich, dass man nie ins Gebälke einen Holzstamm so einfügen dürfe, dass dessen dickerer Theil (Wurzelende) nach unten zu stehen komme, »dies wäre Sünde«.

Nach Aufstellung des Dachstuhles wird wieder ein Busch aus Zweigen, in welche auch Hobelspäne gewickelt werden, aufgesteckt:

es ist Gleiche (»gleicha«). Diese pflegt immer gefeiert zu werden (bei der Grundsteinlegung scheint dies nicht immer der Fall zu sein). Damit keine Zeit verloren gehe, wurde ich ersucht, das Fest nach Feierabend anzurichten. So wurde denn im Garten ein langer Tisch gedeckt, wobei der benachbarte Schänker hilfreiche Hand bot; dieser übernahm auch das Verzapfen des Bieres. Nach Feierabend bat ich alle Arbeiter herbei; es kamen auch solche, welche nicht mehr beschäftigt waren, ferner einzelne Fuhrleute und Lieferanten. Bevor sich die Leute zum Tisch setzten, wurde, wie dies hier üblich ist, ein Branntwein umhergereicht; Manche wiesen ihn zurück, weil sie keinen trinken (gelobt, geschworen hätten, keinen zu trinken). Als ich sie sodann bat, Platz zu nehmen, bemerkte ich bei den Gehilfen und Burschen völlige Zurückhaltung, die ich mir nicht zu deuten wusste. Erst der Polier machte mich aufmerksam, es wäre nur ein Tisch gedeckt, und an diesen sich mit den Maurern und Zimmerleuten zu setzen, verbiete den Jungen der Anstand. So musste denn rasch ein zweiter Tisch hergestellt werden, an dem das junge Volk sich lagerte und vom Polier seinen Antheil ausgefolgt erhielt. Auch Bier wollten nicht Alle trinken, für diese wurde Wein beschafft. Der Maurerpolier sprach einen längeren Glückwunsch in polnischer Sprache, die Anderen wünschten deutsch und rutenisch; letzterer Sprache bedienten sich auch die rumänischen Arbeiter, welche wussten, dass ich nicht ihre Muttersprache beherrsche. Von dem Bier und der einen oder anderen Speise kosteten auch die Hausgenossen.

Als später Zaunsäulen eingegraben wurden, warnte ein alter Arbeiter, einen Hollunderstrauch zu untergraben. (Kurze Zeit darauf wurde in der Steingasse mit dem Bau eines Hauses für die Frau B. begonnen. Bald nach der Grundsteinlegung starb die Frau. Als Grund hiefür gaben die Einen den Umstand an, dass man nach dem Volksglauben niemals fruchttragende Bäume von einem Grunde entfernen dürfe, um darauf zu bauen. Andere beschuldigten die Werkleute, dass sie auf den Untergang der Arbeitgeberin den Grundstein gelegt hätten. Zur Erklärung dieser Mittheilungen sei bemerkt, dass der Hollunder und alte Obstbäume überhaupt zu den Cultpflanzen gehören, die ungestraft nicht verletzt werden dürfen. Dass die Werkleute beim Grundsteinlegen und ebenso beim Gebälkverbinden wirksame Verwünschungen gegen die Bewohner des Hauses ausstossen können, ist ebenfalls Volksglauben; eben deshalb muss man sie durch Speise und Trank bei guter Stimmung erhalten.)

Schliesslich sei bemerkt, dass auch beim Bezug des neuen Hauses allerlei Bräuche befolgt werden. Nahe Verwandte haben uns Brote und Salz gebracht. Andere beschenkten uns bei ihrem ersten Besuch mit Back- und Zuckerwerk; dies galt besonders von Bekannten, die offenbar das richtige, aber zu nüchterne Cultgeschenk nicht bringen wollten. Beim Einziehen wurde zunächst ein Marienbild in die

Wohnung getragen. Eine unserer weiblichen Anverwandten brachte, als wir gerade im Einzug begriffen waren, Weihwasser und besprengte uns und den Raum, in dem wir uns gerade befanden. Zu Weihnachten fand die übliche feierliche kirchliche Weihe statt. Auf die Träume, welche man in der ersten im neuen Hause zugebrachten Nacht hatte, legt man besonderes Gewicht.

XXIII.

Weihnachtskrippenspiel in Kaliczanka (Czernowitz.*)

Zu den in Kaliczanka üblichen Gebräuchen während der Weihnachtszeit gehört auch das Umherziehen der Weihnachtssänger mit einem als Ziege verkleideten Burschen, mit dem Stern und einer Krippe oder einer Art Puppentheater, welches die Leute mit dem slawischen Worte »Wertepa« (Grotte) benennen.

Schon einige Wochen vor dem Weihnachtsabende versammeln sich die Burschen und besprechen untereinander, wie und wo sie diese Wertepa anfertigen sollen. Zu dieser Wertepa verwenden sie einen Holzkasten, der manchmal auch 1 *m* lang ist. Diesen zieren sie mit allerlei Krippenbildern. An der unteren Seite des Kastens befindet sich eine Spalte, durch welche die Puppen gezeigt werden. Damit aber Derjenige, welcher die Puppen bewegt, dieselben übersehen kann, wird an der Rückwand des Kastens eine Glasscheibe eingesetzt. In die vordere Wand des Kastens wird ein breites Thor eingeschnitten oder dieselbe ganz entfernt, damit das Innere des Kastens gesehen werden kann. Die inneren Wände desselben werden, wie bereits erwähnt, mit Krippenbildern geschmückt und die Bodenfläche mit Moos belegt, damit man die Spalte im Boden, durch welche die Puppen gezeigt werden, nicht sehe. In die obere Wand des Kastens, die eigentliche Decke, werden Oeffnungen eingeschnitten und über denselben Pyramiden aus buntgefärbtem Papier gefertigt, welche, wenn die Wertepa beleuchtet wird, im hellen Lichte erglänzen. Dazu gehören noch einige Puppen, von denen die wichtigsten der Bauer, der Kaufmann (Jude), die Säuferin und der Teufel sind. Diese werden von einem geschickten Burschen von unten durch die Spalte gezeigt, wobei er verschiedene Gespräche und Verslein denselben in den Mund legt.

Ausser dem Krippenspiel fertigt man die Verkleidung für die Ziege. Der Balg wird aus Fellen, zumeist aber aus den Blüthenbüschen des Schilfrohres verfertigt, indem man diese zu einer Art von Gewebe verbindet. Der Kopf des Thieres wird aus Holz gefertigt. Er ist so eingerichtet, dass der in dem Felle verborgene Bursche ihn über sich auf einer Stange trägt und durch das Anziehen einer Schnur die beiden Kinnladen zum Klappen bringen kann. Ferner müssen die anderen Costüme verfertigt werden. Unter den Weih-

*) Mitgetheilt von Herrn *M. Streyzewski.*

nachtssängern stellt nämlich jeder einen besonderen Stand dar. Der eine spielt die Rolle des Königs Herodes; andere erscheinen als Ritter; einer verkleidet sich als Jude; noch ein anderer als Jüdin. Entsprechend ihren Rollen haben diese Personen ihren besonderen Theil an den neben dem Absingen der Weihnachtslieder aufgeführten dramatischen Scenen. Bei denselben spielt der Jude den Hanswurst und ist gewissermassen der Prügelknabe.

Ist der Weihnachtsabend erschienen, so ziehen die Weihnachtssänger mit ihrer Wertepa von Haus zu Haus, singen und sammeln Geld ein. Für dieses veranstalten sie am nächsten Tage ein Fest, um sich zu unterhalten. Wer an demselben theilnehmen will, muss ein Eintrittsgeld zahlen.

XXIV.

Das Kirchweihfest in Lukawetz.*)

Zu den Kirchenfesten, welche sich geradezu zu Volksfesten gestalten, gehört insbesondere das Kirchweihfest, landesüblich Chram genannt. Jedes örtliche Kirchweihfest datirt von der Weihe der neuerbauten Dorfkirche, welcher die zur Weihe versammelte christliche Gemeinde den Namen eines Schutzpatrons beilegt.

Dieser Heilige bleibt für ewige Zeiten der Kirchenpatron und Beschützer der christlichen Dorfbewohner, dessen Namenstag alljährlich kirchlich und ausserkirchlich gefeiert wird. Wo zwei Kirchen bestehen, sind sie auch verschiedenen Schutzheiligen geweiht und dort werden auch zwei Kirchweihfeste gefeiert. So hat die Pfarrkirche von Ober-Lukawetz zu ihrem Schutzpatron die heilige Paraskewa und die Pfarrkirche von Unter-Lukawetz den heiligen Nicolaus. Es wird also das jährliche Kirchweihfest (Chram) zu Ober-Lukawetz am St. Paraskewa- und zu Unter-Lukawetz am St. Nicolaustage begangen. Das Kirchweihfest besteht wie anderwärts stets in der kirchlichen Feier und den häuslichen Gastgelagen, die mit Tanzunterhaltungen verbunden sind, welche auch im Wirthshause stattfinden. Hiebei wird die weitestgehende Gastfreundschaft geübt. Vor 40 bis 50 Jahren währte ein Kirchweihfest, wie sich zum Beispiel Greise in Lukawetz erinnern, mitunter acht Tage; während dieser Zeit wollten die Belustigungen und Tanzunterhaltungen kein Ende nehmen. Der Zutritt zu diesem Feste stand jedem Christen frei: man fand in einem Bauernhause Gäste aus der Entfernung von mehreren Meilen, sah auch an *einem* Tische den Bettler neben dem reichsten Mann sitzen. Almosen wurden verschwenderisch vertheilt. Kamen Fremde zum Feste, so brauchten sie an die Nächststehenden nur die Frage zu richten: »Sind hier nicht die Uns'rigen?« (A nema tut naszych?), um sofort zu Gast geladen zu werden. Gleich darauf sassen die Angekommenen am Festtische und nahmen erst dann vom gastfreundlichen Hause Abschied, wenn sie des Guten genügend genossen hatten. (Schluss folgt.)

*) Mitgetheilt von Herrn Pfarrer *Gramatowicz*.

II. Kleine Mittheilungen.

Der Gemeindeschmied.

(In den deutschen Orten der ehemaligen Kauther-Herrschaft.)

Mitgetheilt von Josef Blau, Silberberg.

I.

Wo ein Gemeindeschmied aufgenommen — eingestiftet — wird, schliesst der Ortsvorsteher mit ihm einen förmlichen Vertrag. Contract sagt das Volk hiefür und spricht es „Kundrack" aus. Dem Schmied wird die Gemeindeschmiede zugewiesen. Dieselbe enthält vor Allem die Werkstätte mit der Beschlagbrücke davor, die gewöhnlich überdacht ist, eine armselige Wohnung für den Schmied und einen engen Stall. Die Schmiede trägt hie und da auch einen Dachreiter mit dem Dorfglöckchen („Zinglejssl" *) und enthält nicht selten auch eine Stube für die Ortsarmen.

Der Schmied erhält einige Gemeindegrundstücke, das „Schmiedfeld" und die „Schmiedwiese" von oft nicht unbeträchtlicher Ausdehnung zugewiesen. In einem Schupfen und auf dem Boden der Schmiede hat er Platz für Wirthschaftsgeräthe und Ernteproducte.

Für das Aderlassen**) erhielt der Schmied früher von jedem Hofe einen Bund Stroh (Schidn Strou), den der „Lehrer" (Lehrling) zur Dreschzeit mit einem Zugschlitten abholte. In Kohlheim, auf der ehemaligen Bistritzer Herrschaft, erhielt der Schmied dafür von jedem Hofe einen weissen Laib Brot. Die Stiftzeit war Georgi, wie bei den *anderen* Inleuten.***)

Die Entlohnungen für die Arbeiten des Schmiedes waren zu einem sehr ermässigten Preise vereinbart „eingestiftet". Die Urkunde, die diese Arbeiten und die hiefür zu zahlenden Löhne enthielt, wurde vom Schmied ausgestellt und hiess und heisst noch jetzt der „Stiftzettel", auch „Conto" (Kunta[r] ausgesprochen). Ich besitze zwei solche Urkunden aus verschiedenen Orten des Kauther Herrschaftsgebietes und aus verschiedenen Zeiten. Die erste, aus Fuchsberg, trägt kein Datum, soll aber aus der Zeit zwischen 1850 bis 1860 stammen und ist noch ganz nach altem Stile und mit billigeren Preisen. Die zweite, aus dem Jahre 1878, unterscheidet sich ganz wesentlich von jener.

Der Schmied war ausschliesslich für den Dienst des *Ortes* aufgenommen. Einem Fremden, das ist dem Bewohner eines Nachbarortes, rechnet der Schmied die Arbeiten viel theurer. Er durfte früher einem Fremden auch gar nichts arbeiten, wenn es die Einheimischen nicht litten. Kommt ein solcher in die Schmiede und der Schmied ist gerade für einen Fremden thätig, so muss er sofort diese Arbeit liegen lassen und dem Einheimischen aufwarten.

II.

Conto.

Ueber den Kontrag dem Gemeindeschmied in Fuchsberg, wie er arbeiten muss. So in nachstehenden Punkten besteht und für den bestimmten Preis von jeder untenstehenden Arbeit zu verabfolgen und leisten.†)

---

*) Kozák: Lidé ve službach obecních na plzeňsku. Český Lid V, S. 136. Der Schmied läutet auch das Dorfglöcklein. Dafür hat er jährlich 6 fl. (Bei uns ist es eine Ehrensache. Niemals wird hiefür etwas gezahlt.)

**) Ebenda: Der Schmied war auch Thierarzt. Am Stephanstage reinigte er den Pferden die Mäuler und liess ihnen Blut, wenn es nöthig war. In jedem Hofe war schon eine Schwinge mit Hafer vorbereitet, die er bekam, ob er zur Ader liess oder nicht.

***) Ebenda: Der Schmied wurde von Jacobi oder Martini eingemiethet.

†) Ebenda: Es waren auch hier die Preise auf irgend eine Weise festgesetzt:

Für ein neues Hufeisen . . . . 5 kr.
„ „ altes „ . . . . 3 kr.
Pflugschärfen . . . . 3 kr.

Nr.		fl.	kr.
1.	Von einen neuen Wagen beschlagen ohne Stiefel	6	50
2.	dto. mit Stiefeln	8	—
3.	dto. Reifaufziehen	—	50
4.	dto. alten dto.	—	25
5.	dto. Pflug beschlagen	—	60
6.	dto. Pflugs-Ingricht*) sammt Radln	—	40
7.	dto. Eggen beschlagen mit Zuhbändern	—	50
8.	Von einen neuen Hufeisen aufschlagen	—	5
9.	dto. alten dto.	—	3
10.	Von einer Eggen die Zähne spitzen	—	10
11.	Von einen neuen Eggen Zahn machen oder erlegen**)	—	2
12.	dto. Pflugeisen schärfen oder dengeln	—	3
13.	Von einen neuen Rad beschlagen	—	70
14.	dto. Axt***)	—	80
15.	dto. Ring schweifen sei er Gross oder Glein	—	2
16.	dto. Keten Glied machen dto.	—	1
17.	dto. Missgabl dto.	—	25
18.	dto. Heugabl dto.	—	45
19.	dto. Zugen†) anschweisen	—	3
20.	dto. Miesgrall††) machen	—	25
21.	dto. Leisen†††)	—	10
22.	Von einer neuen Dieln*†) sei es gross oder klein	—	6
23.	dto. Miesgabel die 3 Zugen erlegen in der Spitzt	—	9
24.	dto. Heugabel die 3 Zugen erlegen hündher	—	18
25.	dto. neuen Ring oder Bichsen im Wagen	—	10
26.	dto. Pflugeisen anrichten	—	15
27.	dto. Pflugsohlen oder erlegen	—	3
28.	dto. alten Pflugsradl Reifl aufziehen	—	6
29.	dto. neuen Riedhau machen	—	20
30.	Von einen Ruchadl**†) Blech erlegen oder Anstaln ***†)	—	16
31.	Von einer Baumsäg schärfen	—	10

Von einen jeden für das Aderlassen ein Bund Stroh.

Andreas Plötz
Ortsvorsteher.

Mit anderer Schrift ist später dazugeschrieben:

Von einen neuen Hufeisen ausschweisen . . . . . — 10

Bei Punkt 27 wurde aus der 3 eine 6 gemacht, bei Punkt 30 über die Zahl 16 die Zahl 20 geschrieben.

Von einem geglühten Reifen . . . . 30 kr.
" " neuen Reifen . . . . . . 80–90 kr.
" " Wagen ohne Schleife . . . . . 10 fl.
Für einen Pflug mit der Schar . 1 fl. bis 1 fl. 50 kr.

Die ersten drei Punkte stimmen genau mit dem Fuchsberger Zettel überein. Die anderen Punkte sind höher berechnet.

*) Achse der Pflugräder-Ingericht.

**) erlegen = verlängern, anstückeln.

***) Axt = nicht Hacke, *Achse*.

†) Zugen = Zacken, mal. Zoung

††) Mistkreuel; oben Nr. 17 Miss, hier Mies für Mist; mal. Miisd gesprochen.

†††) Leischen, der Beschlag derselben, Ring mit Dülle.

*†) Dieln = *Dülle* zur Aufnahme des Stieles, zum Beispiel bei Schaufeln, Heu-, Mistgabeln, Mistkreueln, Riedhauen und Leischen.

**†) Ruchadl = ruchadlo, die neueren Pflüge.

***†) Anstaln = Anstählen.

III.

Der Vater des jetzigen selbstständigen Schmiedes in Flecken, Wolfgang Leitermann, liess, als Gemeindeschmied in Flecken gestiftet, von einem Winkelschreiber namens J. Hiebl in Schwarzau für jeden einzelnen Besitzer einen Stiftzettel anfertigen. Der oben abgedruckte Fuchsberger Stiftzettel war nur in *einer* Ausfertigung beim Vorsteher vorhanden. Das Rubrum trägt die Anschrift:

Stiftzettel
des
Gemeindeschmiedes von Flecken
für Herrn

Peter Weber, Grundbesitzer
Wander-Mühle Nr. 1.

Text der Schrift:

Stiftzettel über sämtliche Schmitarbeiten.
Aufgenommen am 22. Oktober 1878.

	fl.	kr.
Von einen hölzernen Wagen beschlagen 2 Löhnerlöcher	8	—
wen aber das alte Eisen noch ist	7	—
Von einen neuen Rad beschlagen mit Breiten Ring	—	80
Wen aber das alte Eisen ist, oder schmale Ring	—	50
Von einen neuen Ingericht doppelt Scholring	2	—
wen das alte Eisen dabei ist	1	—
Von einen Pflug beschlagen	—	80
wen das alte Eisen dabei ist	—	40
wen ein neues Blech angerichtet wird oder das alte anstählen	—	45
wen eine Pflugsalbe*) gemacht wird	—	9
eine neue Egge beschlagen	—	40
wen das alte Eisen bleibt	—	20
zwei neue Pflugrad beschlagen	—	40
von einen Ingericht ohne Rad	—	20
Zähne spitzen von einer Egge	—	10
von einen neuen Hufeisen ausarbeiten und aufschlagen**)	—	8
ein altes Hufeisen aufschlagen	—	4
was nicht in das Feuer kommt	—	3
von einen Haufenring schweissen	—	2
von einen alten Reif aufziehen	—	30
von einen neuen Reif	—	50
von einen neuen Kettenglied machen	—	2
von einen Kettenglied schweissen	—	1
für eine neue Mistgabel machen	—	40
für einen neuen Wagen mit Stiefel	9	—
für einen eisernen Wagen mit vorderer Schleife	17	—
für einen eisernen Wagen mit hinterer Schleife	13	—
für einen eisernen Wagen wen das alte Eisen ist	10	—

*) Salbe = Sohle, mal. Sol(b)m, wie Salbe gesprochen.

**) Vergleiche die Preissteigerung gegen den Fuchsberger Zettel! Kozák (a. a. O) theilt mit, dass die Hufbeschläge in der Pilsener Gegend jedem Hofe mittelst eines Raitholzes angemerkt wurden. So viele Nummern, so viele Raithölzer. Auf jedem stand die Hausnummer. Nach der Rechnung hobelte man die Kerben aus und benützte das Holz aufs Neue. (Darum ist es so schwer, Raithölzer von den Bauern zu erlangen, weil sie sie mehrmals benützen. Uebrigens rechnen sie bei uns mit dem Schmiede anders. Der schreibt zu Neujahr seine ellenlangen „Konta(r)n". -- Ueber die Benützung des Raitholzes mein Aufsatz in dieser Zeitschrift VI, S. 151.

IV.

Zu diesem ist noch folgendes Allgemeine zu bemerken:

In Orten, wo man keinen Gemeindeschmied hatte, wurde die Schmiedearbeit an einem Wagen immer der des Wagners gleich gerechnet. Der Schmied durfte daher nie mehr rechnen als der Wagner. Die Kundschaft lieferte aber das Eisen selbst oder zahlte es extra.

Wenn der Bauer sich beim Hammerschmied eine eiserne Achse machen liess, so waren noch keine Büchsen daran und keine Stiefel, die man heutzutage beim Eisenhändler schon mitkauft. Die *Büchsen* sind Verstärkungen der Radhaufen, die sich bei eisernen Achsen zu bald abnützen würden. Die *Stiefel* halten die Räder an der Achse fest. Das Anfertigen der Büchsen und Stiefel war für den Schmied eine schwere und kitzliche Arbeit. Er machte diese Stücke aus Eisen, wie er zu Pflugblechen (Pflugscharen) nahm. (Vergl. diesbezüglich Absatz II, Nr. 1 u. 2.)

Im Fleckner Stiftzettel tritt der Unterschied zwischen eisernen und hölzernen Wagen hervor. Dieser besteht in den Achsen. Eine dritte, in den Stiftzetteln nicht erwähnte Art von Wagen sind die „Blosswägen", mundartlich „Blouswagn" plur., die ganz aus Holz verfertigt waren. Doch fehlte ihnen auch der nothwendigste Eisenbeschlag nicht. Dies ist die Bekleidung der Radhaufen mit den Haufenringen. Die Wagen hatten breite Räder ohne Reifen und wurden mit dem besten Erfolge in sumpfigen Wiesen, in die beschlagene Wagen bis über die Achse einsanken, verwendet. Auch wurden sie nur mit Ochsen bespannt. Von der Zugkraft des Pferdes hatten unsere Bauern überhaupt lange eine schlechte Meinung. Ueberdies sanken die Pferde an sumpfigen Stellen gar tief ein, so dass, wie erzählt wird, manchmal das halbe Dorf zusammenhelfen musste, ein solche missglückte Fuhre ins trockene zu bringen. Heute finden sich Blossräder nur mehr hie und da und immer nur mehr in verdorbenem Zustande vor und über kurz oder lang gehen auch diese letzten Reste den Weg alles Holzes.

1698 besass ein Neuerner Bäcker und Landwirth an Ackergeräthen: Pschlagrath vier, Blossrath vier, Ingericht finff. Ein Pflug mit gueten Eissen Undt ein Egen.

1699 dortselbst ein Müller und Grossbauer: Beschlagenen Wagen 1, Plosswagen 1 Pflueg 1, Egen 2.

1763 ein „gantzer Höffner" in Henhof: 1½ Beschlagene Wägen, 1½ Blosse dto. 3 Eyden mit Eyssernen Zähnen. Ein Pflug wird gar nicht erwähnt.

Heutzutage besitzen dieselben Bauern 4 Wagen, davon 2 auf Leitern, 2 auf Bretter, nicht selten aber auch 6 Wagen, von denen gewöhnlich 4 für Leitern hergerichtet sind; dieselben haben schon meist eiserne Achsen, nur der älteste unter ihnen ist manchmal noch ein hölzerner. Ferner 4, 5, 6 Pflüge, worunter mindestens einer ganz von Eisen sowie 6 Eggen, nämlich 2 Horneggen (hoa[r]naadna), 2 Beeteggen (zwou bettlaadna) und 2 Flügeleggen (für Bifinge). Die allermeisten Bauern besitzen aber auch noch je eine eiserne Egge. Die Silberberger, lauter Häusler, besitzen mit nur einigen Ausnahmen jeder einen *hölzernen* Wagen; zwei Pflüge, von denen einer eisern, sowie zwei Eggen.

Die Achse des „hölzernen" Wagens ist aus *Buchenholz* verfertigt. Sie ist mit zwei nicht gar starken, nur pappendeckeldicken Eisenstreifen verstärkt. Der untere Streifen geht durchaus so lang die Achse ist. Die beiden oberen Streifen sind kürzer und bedecken die Achse nur so weit, als sie mit dem Radhaufen (Tabe) in Berührung ist. Ausser durch Nägel werden diese Streifen noch durch Ringe festgehalten. Die hölzerne Achse gewährt dem Rade mehr Spielraum als die eiserne; es kann sich einige Centimeter weit nach links oder rechts bewegen, um Steinen oder anderen Hindernissen auszuweichen und sich so dem Wege, der nicht immer *eben* ist, anzubequemen. Der Achsennagel, der das Rad festhält, ist die lena(r), im Egerlande leama, leana und masc.*) Da aber gern Koth und Schmutz vom sich drehenden Rade auf die Achsen fällt und diese stark abgenützt würden, versieht der Schmied diesen Vorstecknagel mit einem Dache und das ist dann die Kothschaufel, die man mit Vorliebe benützt. Bei eisernen Wagen ist sie nicht erforderlich. Wird der Wagen aber „aufgeleitert", dann müssen die Leischen an die vorstehenden

*) Der Idiotismus ist in ganz Süddeutschland verbreitet.

Achsenenden gesteckt werden und für die Kothschaufeln ist kein Platz, die Lehner tritt in ihr altes Recht. — Wie schon erwähnt, ist da aber die Achse, die von der Radnabe nicht ganz eingenommen wird, der Abnützung ausgesetzt. Da erfand nun der alte Schmied in Flecken, der Vater des jetzigen Schmiedes, Franz Leitermann dortselbst, eine Verbesserung, als er Wagen mit *zwei* Lehnerlöchern baute. (Siehe III, Stiftzettel, erster Punkt.) Freilich musste vorher schon der Wagner die Achsen ein Stückchen länger angefertigt haben. Diese Verbesserung lässt die Verwendung der Kothschaufel auch nach dem Aufleitern des Wagens zu. Um für die Leischen Platz zu schaffen, bekam das Dach der Kothschaufel einen runden Ausschnitt. Sie wurde sodann an Ort und Stelle belassen und man konnte bequem die Leische anbringen. In das zweite, das äussere Loch steckte man dann die Lehner. Diese Verbesserung war sehr beliebt.

Diese Zeilen hatten den Zweck, einige Punkte der vorangegangenen Stiftzettel näher zu erläutern. Eine eingehende Studie über unsere Ackergeräthe und Wagen werde ich, mit Vergleichen und Bildern versehen, seinerzeit veröffentlichen.

Auf diesen findigen Schmiedmeister in Flecken sang man, wie mir mein Schwager Josef Maier in Rothenbaum mittheilt, folgendes Gsetzl:

D' Schmiedän hot 'n Homa (Hammer, der eiserne Theil)
Und da Schmied hot'n Stül (Stiel)
Und da Schmied kon net schmitten,
Wen d' Schmidän net wül.

Kirchweihtänze im Orte Kohlheim (Pfarre Neuern im Böhmerwalde).

Mitgetheilt von Lehrer Franz Lutsch, Kohlheim.

Das Treiben bei den Tanzmusiken in der Neuerner Gegend wurde schon im zweiten Hefte, Jahrgang 1899, von Herrn Josef Blau kurz charakterisirt. Ich möchte nun zweier Tänze erwähnen, die speciell in der Ortschaft Kohlheim bei der Unterhaltung an der Kirchweih aufgeführt werden.

Im Herbste pflegt es im Böhmerwalde recht lustig herzugehen. Bald ist in diesem, bald in jenem Orte Kirchweih, die dann gewöhnlich drei Tage dauert. Unter den Orten des mittleren Böhmerwaldes feiert der Ort Kohlheim bei Neuern seine Kirchweih ziemlich spät, an Leonhardi. Sonntag und Montag werden in obligater Weise ohne besondere Gebräuche mit Tanzmusik gefeiert. Am „Kirwairta" aber gehen die Musikanten „Flecken sammeln"; da zieht die kleine Capelle im Orte mit klingendem Spiele von Haus zu Haus, voran ein Komiker mit einer „Kirm" (Tragkorb) und überall werden dem Träger einige „Flecken", eine Art Kuchen, in den Korb gegeben. Ist der Ort abhausirt, so marschirt der Zug wieder ins Gasthaus zurück, wo dann die gesammelten Flecken gemeinschaftlich verzehrt werden.

Vor der Kirchweih schon hatten mich einige Ortsinsassen aufmerksam gemacht, den am Dienstag vorkommenden „Bolwier(Barbier)tonz" sowie den „langen Tanz" (longa Tonz) nicht zu versäumen, da ich mich dabei jedenfalls gut unterhalten werde.

Dadurch schon neugierig gemacht, zögerte ich nicht, die Tanzmusik am Kirchweih-Dienstag zu besuchen. Anfangs konnte ich nichts Merkwürdiges entdecken. Es wurde tüchtig getanzt, gesungen und noch mehr getrunken.

Um elf Uhr herum aber trat ziemliche Ruhe ein und die Leute bildeten im Tanzlocale einen Kreis längs der Wände. „Da Bolwiertonz kimmt" hiess es. Ich stellte mich neben eine Thür, um im Nothfalle gleich entwischen zu können — denn der Humor dieser Stücke ist oft recht fühlbar — und harrte gespannt der Dinge, die da kommen sollen.

Plötzlich ging die Thür auf, und herein stolperte, von zwei verhüllten Weibern gestützt, ein Patient. Hinter ihm schritten gravitätisch der „Boda" und der „Docter"; letzterer hatte sich durch einen Ziegenbart und eine Brille ohne Gläser ein sehr gelehrtes Aussehen gegeben. Die Weiber, deren eine in einer Schüssel Sägespäne trug, geleiteten den Hilfsbedürftigen zu einem in der Mitte der Stube aufgestellten Stuhl, auf den er sich nieder liess. Dann winkte er dem Bader und gab ihm durch Geberden zu verstehen — gesprochen wurde nichts — dass er rasirt werden wolle. Dieser zog ein grosses, hölzernes Messer

hervor und schickte sich an, dem Bärtigen seine Gesichtszierde abzunehmen. Nachdem der die Oberaufsicht führende Doctor die Schneide des Messers geprüft und für sehr scharf befunden hatte, begann die Procedur. Der Barbier seifte seinem Kunden das Gesicht mit Sägespänen ein, zog dann über dessen Rücken das Messer ab, um es noch schärfer zu machen und fing an zu rasiren. Während er damit beschäftigt war, applicirten die beiden Weiber, welche nach dem Klange der Musik im Hüpfschritt die Gruppe umkreisten, den Zuschauern mittelst geschickter Würfe ansehnliche Mengen Sägespäne ins Gesicht. Von Zeit zu Zeit stiess der Rasirte ein dumpfes Gebrumme hervor, das sein Missfallen über die Unhöflichkeit des Barbiers ausdrücken sollte; dieser schlug ihn nämlich nicht gerade sanft auf seinen Kropf, da er durch denselben bei Ausübung seiner Kunst sehr behindert zu werden schien. Als aber das Gebrumme nicht aufhören wollte, schickte er sich an, dem Manne seinen Kropf wegzuschneiden, worauf der um seinen Halsschmuck Besorgte sich endlich zufrieden gab. Der Barbier war mit dem Rasiren fertig geworden und nun verlangte der verschönerte Mann auch einen Aderlass. Die Weiber stülpten ihm den Aermel hinauf und der „Doctor“ bereitete sich vor, eine Probe seiner Geschicklichkeit zu geben. Sei es aber, dass die Furcht vor dem Misslingen der Operation seine Hand zittern machte oder dass der Operirte sich nicht ruhig gehalten hatte, sie misslang wirklich und der Patient fiel der ganzen Länge nach zu Boden, wobei er mit anerkennenswerther Geschicklichkeit seinen Sturz so einrichtete, dass einige der umstehenden „Menscher“ fast mit hinein verwickelt wurden, was nicht ohne viel Geschrei abging. Dann aber blieb er in musterhafter Todtenhaltung am Boden liegen.

Der bestürzte Doctor ging mit dem Boder und den jammernden Weibern um den Verunglückten herum und hob bald einen Arm, bald einen Fuss desselben in die Höhe, doch vergebens.

Als letztes Erweckungsmittel nahm man nun die künstliche Athmung zu Hilfe, wobei man freilich zum mindesten eigenthümlich vorging. Der Bader nämlich borgte sich von einem der Musikanten eine Clarinette aus, hielt sie dem auf dem Bauche Liegenden an einen gewissen Körpertheil und blies kräftig hinein, doch der Erfolg rechtfertigte diese eigenthümliche Methode. Wie von einer Feder geschnellt, sprang der vermeintlich Todte empor, fasste eines der Weiber um die Mitte, der „Boda“ nahm die zweite und so tanzte mit dem Doctor als Nachhut die Sippschaft zur Thüre hinaus.

Hiermit war der „Bohviertonz“ beendigt und es wurden nun Anstalten zum „longa Tonz“ getroffen; denn diese beiden Tänze sind im Orte Kohlheim wichtige Programmpunkte des „Kirwairta“.

Den „longa Tonz“ tanzte ich der besseren Informirung halber selbst mit, nahm aber auf Anrathen meiner Tänzerin gleich beim Vortänzer meinen Platz ein, welche Vorsichtsmassregel sich bald als sehr nützlich erweisen sollte. Wer den „langen Tanz“ mitmachen wollte, stellte sich mit seiner Tänzerin in die Reihe, dann fasste man sich mit dem Nebenmanne, respective Nebenweibchen im Wechselgriff an der Hand. So enstand eine lange Kette. Der Vortänzer, es war der alte „Kirchasäff“, das Factotum des Ortes, welcher auch beim „Bolwiertanz“ als „Boda“ betheiligt gewesen war sowie der Flügelmann der Kette waren jeder mit einem tüchtigen Besen bewaffnet.

Die Musikanten spielten auf und der Vortänzer führte die Kette in den verschiedenartigsten Windungen und Schnecken durch die Tanzstube, wobei er die Zuschauer, welche ihm zu nahe kamen mit seinem Besen tüchtig bearbeitete, während der Hintermann dasselbe Geschäft bei den Paaren besorgte, welche die Richtung nicht genau einhielten.

Mit einem Male aber verschwand der Kirchasäff durch die Thüre und Alles, Männlein und Weiblein, folgte in langem Zuge nach. Draussen im Freien nun schlug der Alte ein Tempo an, das man seinen Beinen kaum mehr zugetraut hätte und fort gings durch dick und dünn, über den Strassengraben auf den „Grosafleck“ hinauf, einem kleinen Anger hinter der Scheune des Wirthshauses. Hier nun mussten Lungen und Beine ganz ausserordentliches leisten. Wie in der Stube, so machte auch hier der „Säff“ Schwenkungen nach den verschiedensten Seiten, aber begünstigt durch einen ausgedehnten Raum in solch scharfen Wendungen, dass die Schlusspaare kaum den Boden zu berühren schienen und

man seine ganze Kraft zusammennehmen musste, um nicht loszulassen und so aus der Kette geworfen zu werden.

Nun sollte ich auch einsehen, weshalb meine Tänzerin sich neben den alten „Säff" eingereiht hatte. .

Nicht mehr behindert durch die Wände der Wirthsstube, konnte der Flügelmann den mittleren und fast allen vorderen Paaren auf Schlagweite nahe kommen und er benützte diese günstige Gelegenheit auch in ausgiebigster Weise, was die rasch aufeinander folgenden Aufschreie der „Mäuscher" und die unterdrückten Fläche der „Bouma" bezeugten.

Auch mir kam er ziemlich nahe; wie es schien mit viel gutem Willen, auch auf mich seinen Besen fallen zu lassen und ich musste alle möglichen Sprungarten zu Hilfe nehmen, um aus seinem Bereich zu kommen.

Als dem Vortänzer endlich der Athem schwerer ging, raste der Zug wieder zur Wirthsstube zurück, natürlich über alle möglichen Hindernisse. Als deren letztes war in der Stube quer vor dem Eingang eine Bank gestellt, die jeder überspringen musste, ob er wollte oder nicht, denn an ein Zurück- oder Ausweichen war nicht zu denken. Diejenigen, die in hilfsbereiter Unbefangenheit sich erboten hatten, die Bank an den Ecken zu halten, um sie vor dem Umfallen zu bewahren, wurden schlecht belohnt. Ihre Reversseite bot durch ihre gebückte Haltung einen verlockenden Zielpunkt für alle möglichen Schlaginstrumente und wurde auch derart bearbeitet, dass sie eine wahrhaft spartanische Selbstbeherrschung entfalten mussten, um die Bank nicht los zu lassen.

Endlich war der Letzte hinüber gesprungen und sie waren von ihrem verlorenen Posten erlöst.

Der „Säff" blieb in der Mitte der Stube stehen, die anderen Paare zogen immer engere Kreise um ihn, bis alle eingekeilt waren. Der ganze Knäuel hüpfte nach dem Tacte auf und ab, dass die Stube zitterte, dann flogen wie auf Commando alle Hände in die Höhe, um mit Klatschen die Tanzweise zu begleiten, bis diese in einen raschen Ländler überging. Jetzt lösten sich die Ringe auf und jeder schwenkte nun seine Tänzerin mit mehr oder weniger Eleganz in der Stube herum, je nachdem seine Beine durch die vorhergehenden Strapatzen mehr oder weniger mitgenommen waren.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Wanderversammlung der Wiener und Berliner anthropologischen Gesellschaft. Ostermontag: Vorträge im anatomischen Hörsaale der Universität, Graz.

1. **Prof. Holl:** *Ueber den Serbenschädel* (namentlich im Vergleich zum Schädel des Steierers.) In dieser Arbeit, die Holl gemeinsam mit Dr. Kotzbeck unternahm, stellte er eine neue Eintheilung für den Gesichtsindex auf und kommt zu dem Resultat, dass entgegen der gewöhnlichen Anschauung der Schädel der Serben und überhaupt der Südslawen hie und da auch schmalgesichtig sei; dass diese schmalen Gesichter überhaupt vorkommen, ja gelegentlich einen ganz erheblichen Percentsatz ausmachen.

2. **Prof. Meringer:** *Ueber die Hausforschung.* Der Vortragende entwirft zunächst die Grundeintheilung der Hausformen, wie sie sich der modernen Forschung ergeben: Den 2. Theil der Erörterungen bildet eine scharfe Polemik gegen Bancalari.

Wir unterscheiden demnach in Mitteleuropa:

1. In Norden (Norddeutschland und Dänemark) das sogenannte niedersächsische Haus. Meringer nennt es das *Einfeuereinheitshaus.* Es hat nur eine Feuerstelle und alle zum Hause gehörige Räumlichkeiten sind unter ein Dach gebracht.

2. In W. und S. (in Frankreich, Spanien, Italien und bei den Südslawen zum Theile) treffen wir das *Kaminhaus.* Es ist kein Einheitshaus mehr, sondern die menschliche Wohnstätte ist von den Stallungen und Wirthschaftsräumen getrennt. Das Charakteristische ist der offene Herd (Kamin).



3. In Osteuropa, auch im Osten der Monarchie, finden wir noch ein Einfeuerhaus, aber hier wird der Kamin vertreten durch den Ofen *(Herdfeuerhaus).*

4. Dazu kommt endlich das davon eingeschlossene sogenannte *Oberdeutsche Haus*, und bei dieser Gelegenheit wendet sich Meringer mit aller Entschiedenheit gegen die falsche und irreführende Bezeichung Flurhallenhaus. In diesen meist elenden Hütten sei weder von einem Flur noch gar von einer Halle die Rede. Wenn offene Hallen vorkommen, so lässt sich meist nachweisen, dass es spätere, schützende Zubauten sind. Man kann aber überall folgendes Schema herausfinden:

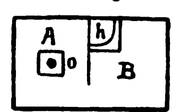


Fig. 13.

Es sind zwei Feuerstellen vorhanden: 1. ein offener Herd *(o)* im Küchenraume *(A)* und der grosse Kachelofen *(h)* im Wohnraume *(B)*. Daher wird für diese Hausform der Name ***Küchenstubenhaus*** eingeführt, und Bünker-Meringer haben sich geeinigt, nur dann von einem Oberdeutschen Hause zu sprechen, wenn sich diese zwei Räume mit den zwei Feuerstellen finden. Da man zum Beispiel im bosnischen Hause häufig neben der offenen Küche den gedeckten Stubenraum findet, so betont Meringer, dass wahrscheinlich dieser erst später aus dem Herdraume ausgeschieden sei.

Fig. 14.

Aber neben diesem typischen Oberdeutschen Haus findet man noch Ausnahmen: zum Beispiel ***ein Haus ohne Stube.*** Zuerst Bancalari, später Meringer, haben diese Hausform gefunden und auf sie findet daher der Name „Oberdeutsches Haus" keine Anwendung. Die Verbreitung dieses Hauses ist nur gering, beginnt bei Vorau und zieht sich über Köflach nach Kärnten hinein.

An zwei Punkten bekämpft Meringer die Ansichten und Aufstellungen Bancalaris.

1. Dass er auf schnellen Reisen, auf den blossen Eindruck der Häuser von aussen hin, Haustypen aufgestellt habe. Meringer sagt mit Recht: Was ein Typus ist, muss sich reinlich und präcise definiren lassen, nicht auf ein ungefähres Gefühl.

2. Die Sucht, durch geschichtliche Zusammenhänge etc. die Hausformen und ihre Verbreitung zu erklären. Man hat fälschlicherweise angenommen, dass jedes Volk, ebenso wie es eine eigene Sprache habe, auch so eine eigene Bauweise besitze, das ist aber ganz falsch. *Die Hausform kümmert sich um die Sprachgrenze nicht.* Der Magyare wohnt ebenso wie der Slowene und Serbe im Oberdeutschen Hause. Aber es ist doch gewiss sehr merkwürdig, dass man auch die klimatischen Eigenthümlichkeiten eines Landes nicht zur Erklärung der Hausform verwenden kann.

Nach noch mehreren scharfen Ausfällen auf Bancalari kommt Meringer auch auf die Aufgaben und Methoden der wissenschaftlichen Hausforschung und sagt: Die Hausforschung ist nach Ziel und Methode auf das engste mit der Sprachwissenschaft verwandt; auch hier kommt man durch sorgfältige Vergleichung der Beobachtungen zur Kenntniss von Zuständen, die weit voran liegen, und wir müssen danach trachten, die Entwicklung und Erklärung dieses Fortganges dadurch zu finden. *Dr. Otto Jauker.*

Verein für Egerländer Volkskunde in Eger. Am 8. März *Egerländer Volksliederabend* im grossen Saale des Hotels „Kronprinz Rudolf". Nach einer begrüssenden Ansprache von *Alois John* hielt *Dr. M. Müller* zunächst einen Vortrag über die *Egerländer Hochzeitstracht,* wobei er zahlreiche Trachtenstücke: Braut- und Bräutigamskronen, Brautgürtel, Glockenpendel, ferner Zeichnungen von Carl Huss, Sebastian Grüner und Marcell des Seewes vorzeigte. Hierauf begann der Vortrag von *Egerländer Volksliedern,* und zwar wurden gesungen aus Heft I der vom Verein herausgegebenen Liedersammlung Nr. 2 und 6, aus Heft II Nr. 3, 5, 6, 10, 15 und 20. Sämmtliche Vorträge wurden bald im Chor, im gemischten Chor oder von acht Damen und acht Herren im Wechselgesang vom „Männergesangverein" in Eger mit grossem Beifall zum Vortrag gebracht. Derselbe steigerte sich noch, als Frau *Dr. Emilie Müller* aus Franzensbad Egerländer Jodler und neckische Vierzeiler in Egerländer Tracht sang.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

11. Dr. Josef Pommer: *444 Jodler und Juchezer aus Steiermark und dem steierisch-österreichischen Grenzgebiete,* gesammelt von *Dr. Josef Pommer.* Vollständig in vier Lieferungen. Wien. Wiener Musikverlagshaus, vorm. F. Röhrich.

Würde jedes volkskundliche Gebiet einen so gründlichen Sammler und Forscher finden wie es dieses verhältnismässig engbegrenzte Gebiet der Jodler und Juchezer von Steiermark, diese ganz eigenartige Sangesweise, in Dr. Pommer, unserem besten Kenner des süddeutschen Volksgesanges, gefunden hat, so würden spätere Forscher wohl nur mehr wenig Neues zu entdecken im stande sein. Dies ist der erste Eindruck, den man bei nur oberflächlicher Durchsicht dieses stattlich dicken Bändchens erhält; vertieft man sich jedoch noch mehr, so ist man geradezu überrascht, mit welch bienenhaftem Fleisse und echt deutscher Professorengründlichkeit — das Wort im besten Sinne genommen — dieses gewiss nicht leicht zu bearbeitende Material nicht nur gesammelt, sondern auch so zweckentsprechend und zielbewusst geordnet wurde, dass es mit Recht als ein Lexikon aller bekannt gewordenen Jodler aus Steiermark, sammt ihren verschiedenen Sangarten gelten kann. Um dies zu erreichen hat der Verfasser in seinem Werke auch Rücksicht genommen auf die beiden früher schon von ihm veröffentlichten Sammlungen: *„Jodler und Juchezer"* 1889, Wien, bei Rebay und Robitschek sowie *„252 Jodler und Juchezer"* 1893 in gleichem Verlage, ferner auf die Sammlung von Dr. Anton Werle *„Almrausch"*, Graz, 1884, bei Kienreich; doch nur indem er bei den verwandten Jodlern auf die bereits veröffentlichten hinwies, ohne sie zu wiederholen. Dadurch verfügte Pommer über ein Material von ungefähr 600 Jodlern und Juchezern aus Steiermark, und diese wusste er durch ein ebenso einfaches wie sinnreiches Princip so zu ordnen, dass es ohne viel Mühe gelingt, jeden einzelnen Jodler an der ihm zugewiesenen Stelle aufzufinden. Da diese Art der Eintheilung gewiss auch anderwärts noch mit grossem Nutzen Verwendung finden kann, wird es mir der Verfasser sicher gestatten, wenn ich diese Erfindung mit seinen eigenen Worten hier wiedergebe. Dr. Pommer sagt hierüber in seinem Vorworte: „Es handelte sich für mich darum, ein neues Princip der Eintheilung zu finden, das 1. Gleiches und Verwandtes nahe zusammenbringt, 2. Wiederholungen vermeidet und 3. das Auffinden eines Stückes, dessen melodischen Anfang man im Gedächtniss hat und das Einreihen einer etwa neu entdeckten Form an verwandter Stelle leicht macht. Diesen Zweck glaube ich durch die neue *„melodisch-alphabetische"* Anordnung erreicht zu haben. Bei derselben hat man nur darauf zu achten, wie die einzelnen Töne, aus welchen sich die Melodie eines Jodlers oder Juchezers zusammensetzt, in Bezug auf Höhe und Tiefe aufeinanderfolgen. Von dem Werthe jeder einzelnen Note sowie von ihrer Stellung im Tacte hat man dabei abzusehen.

„Wie das erste Inhaltsverzeichniss am Ende der Sammlung angibt, erscheinen von den Jodlern diejenigen an *erster* Stelle, deren Weise mit dem *Grundton* der Tonart beginnt, in welcher der Jodler niedergeschrieben ist. (Es sei hier angemerkt, dass die Tonarten, in welchen sowohl Jodler als Juchezer niedergeschrieben sind, keineswegs der absoluten Tonhöhe entsprechen, in welcher diese Musikstücke in Wirklichkeit erklingen. Jodler und Juchezer werden in der Regel viel höher gesungen als sie hier geschrieben sind. Bei der Wahl der Tonart hat mich allein die praktische Rücksicht geleitet, bei der Niederschrift möglichst wenig Nebenlinien anbringen zu müssen.) An *zweiter* Stelle stehen diejenigen, welche mit dem *zweiten* Ton, an 3., 4., 5., 6., 7. Stelle diejenigen, welche mit dem 3., beziehungsweise 4., 5., 6., 7. Ton der betreffenden Tonleiter beginnen. Innerhalb jeder dieser Gruppen richtet sich die Anordnung nach dem einfachen Grundsatze, dass von je zwei Jodlern, die in ihrem Anfange übereinstimmen, derjenige an früherer Stelle kommt, bei welchem der erste Ton, in dem er sich von dem zweiten unterscheidet, tiefer ist als bei diesem.



„Sind mehrstimmige Jodler miteinander oder mit anderen zu vergleichen, so handelt es sich dabei immer darum, die Hauptstimme von den Begleitungsstimmen zu unterscheiden, denn nur die Hauptstimme ist hiebei in Betracht zu ziehen. Die Jodler werden nämlich meistens überschlagen, das heisst die Begleitungsstimmen liegen höher als die Hauptstimmen. Der Vergleichung und Einordnuug mehrstimmiger Jodler wurde deshalb überall dort, wo nicht ausdrücklich etwas anderes angegeben ist, die unterste Stimme zu Grunde gelegt.

„Aehnlich verhält es sich bei den Juchezern. Auch hier geht die Anordnung vom Tieferen zum Höheren. Weil aber manche der Juchezer zu mehr als einer Tonart gerechnet werden können, wurde der Anfangston der Juchezer nicht zu irgend einer Tonart in Beziehung gebracht, sondern einfach der Grundsatz festgehalten, dass von zwei Juchezern derjenige an der früheren Stelle zu stehen kommt, dessen Tonreihe im Vergleiche zu der des zweiten tiefer herabsteigt."

Das Büchlein ist indessen nicht allein für Sammler und Forscher bestimmt, sondern für alle Freunde des echten Volksgesanges, und mit Freuden stimmen wir ein, wenn der Autor zum Schlusse seines Vorwortes sagt: „Mögen sich viele solche Freunde finden, welche die Sammlung als liebes Handbuch auf ihren Alpenwanderungen mit sich führen und in Berg und Thal wieder erklingen lassen, was in Berg und Thal aus der Ferne oder im gemüthlichen Zusammensein mit meinen lieben bäuerlichen Landsleuten aus der deutschen Steiermark so oft zu meiner herzlichen Freude in Tönen an mein Ohr geklungen ist!"
Julius Thirring.

12. E. Hoffmann-Krayer: *Die Volkskunde als Wissenschaft.* Zürich bei Fritz Amberger. 1902.

In dieser kleinen, nur 34 Seiten umfassenden Schrift sucht der Verfasser das Wesen und Wirkungsgebiet der Volkskunde darzulegen und diese Wissenschaft gegen die naheliegenden Disciplinen abzugrenzen. Ausgehend von der richtigen Ansicht, dass der gerade auf diesem Gebiete überhandnehmende Dilettantismus das Emporkommen einer wissenschaftlichen Volkskunde stark behindere, sucht er zunächst den Begriff „Volkskunde" festzulegen. Nicht die durch Verwandschaft verbundene Volksmenge oder etwa gar die in einem politisch umgrenzten Gebiete wohnenden Leute sind unter dem „Volke" gemeint. Das niedrige Volk (vulgus im Gegensatz zum populus) ist hauptsächlich Gegenstand der Betrachtung: „Die primitiven Anschauungen und die volksthümlichen Ueberlieferungen: Sitte, Brauch, abergläubische Vorstellungen, Dichtung, bildende Kunst, Musik, Tanz, Sprechweise u. s. w.," in denen sich ein zurückgebliebener, auf eine bereits entschwundene Cultur hinweisender Zustand noch vorfindet.

Zur Klärung der Verhältnisse sucht der Verfasser eine Abgrenzung des Gebietes der Volkskunde gegenüber der Ethnographie (Anthropogeographie) und Culturgeschichte. Nach dem Befunde der Sammlungen ethnographischen Inhaltes kommt er zu dem Schluss, dass sich die Ethnographie „vorwiegend mit solchen Völkerschaften, die an oder ausserhalb der Peripherie unserer modernen Culturstaaten liegen", zu beschäftigen habe. Hier liesse sich also eine mehr oder weniger scharfe Grenze ziehen.

Ganz anders verhält es sich mit der Culturgeschichte. „Die Culturgeschichte ist eben die Geschichte der Cultur, das heisst aller derjenigen Factoren, die eine Entwicklung nach dem Höheren erstreben." Also alle Anzeichen neuer Regungen und Cultureinflüsse, mögen sie nun von einzelnen, hochbegabten Leuten, oder von anderen Völkern herkommen. (In diesem Sinne möchte ich das germanische Nationalmuseum in Nürnberg ein Culturmuseum nennen.) Die Volkskunde dagegen beschäftigt sich mit den Erscheinungen des conservativen Zurückbleibens in den breiten Schichten des Volkes: Reste alter Trachten, Sitten, Anschauungen etc. sollen dadurch erhalten werden. Wo aber die Grenze zwischen volksmässiger Kunst, Gesang und Anschauung und „höfischem" Wesen liegt, ist oft kaum zu sagen; daher sind hier vielfach die Grenzen fliessend.

Innerhalb der Volkskunde unterscheidet der Verfasser nun zweierlei Arten, die stammheitliche und die allgemeine Volkskunde. Die stammheitliche Volkskunde (die man gelegentlich direct Stammeskunde nennen könnte) beschäftigt sich mit der Betrachtung



der übereinstimmenden Momente bei einer zusammengehörigen Gruppe von Leuten, seien es nun die Bewohner eines Gaues, einer Landschaft oder eines ganzen Ländercomplexes. Die allgemeine Volkskunde (Völkerkunde?) durchbricht gerade die Schranken der Völkertrennung und vergleicht die Eigenthümlichkeiten der verschiedensten Stämme und Völker. Die erste ist also mehr descriptiv, die zweite mehr vergleichend. In beiden Fällen suchen wir jedoch zu allgemeinen Gesetzen zu kommen. Gerade die specielle, stammheitliche Volkskunde muss das massenhafte kleine Material für die Vergleichungen der allgemeinen Volkskunde abgeben. In einem vierten Abschnitte werden dann an einzelnen Beispielen die Aufgaben und Probleme einer wissenschaftlichen Volkskunde gezeigt.

13. Dr. M. Vancsa: *Ueber Landes- und Ortsgeschichte, ihren Werth und ihre Aufgaben.* Vortrag, gehalten bei der Festfeier des Akademischen Vereines deutscher Historiker in Wien. Wien 1902.

Hat *Hoffmann-Krayer* die Probleme der Volkskunde durch methodische Betrachtung festzulegen versucht, so erhalten wir in dieser kleinen Schrift eine historische Auseinandersetzung, die uns die Strömung der Zeit nach volkskundlicher Forschung und dadurch ihren Werth und ihre Berechtigung vor Augen führen soll. Ausgehend von den Klostergeschichten und Annalen des Mittelalters, kommt Vancsa dann auf die Gründung von Museen und die ersten Beschreibungen historisch-topographischer Art etwa im Stile Valvasor's, Merian's zu sprechen. Dann bespricht er auch kurz die ersten Anläufe einer landeskundlichen Geschichte (Anhershofen, Muchar etc.). Waren schon hier die ersten Spuren einer Geschichtsforschung gegeben, so erfuhr diese doch erst Ausgestaltung und Vollendung durch Altmeister Ranke.

Auch auf die Gegenströmung gegen diese rein pragmatische Geschichtsbetrachtung, durch die unter der Führung Lamprecht's emporstrebende Wirthschafts- und Culturgeschichte wird ein Blick geworfen. Durch diese Strömung gerade war der Volkskunde eine neue Annäherung und Anregung zur Geschichte geboten worden. Zum Schlusse wird noch auf die verschiedenen Vereine und Einrichtungen hingewiesen, die sich gegenwärtig mit landeskundlicher Forschung abgeben. Da die Beispiele und Daten fast ausschliesslich den österreichischen Verhältnissen entnommen sind, so ist uns diese Zusammenstellung sehr willkommen. *Dr. Otto Jauker.*

14. Dr. F. Tetzner: *Die Slawen in Deutschland.* Braunschweig F. Vieweg. 1902.

Dieses ziemlich umfangreiche Buch (500 Seiten) befasst sich mit der ethnographisch-volkskundlichen Schilderung der slawischen Stämme, die sich rechts der Elbe bis an die Grenzen des Deutschen Reiches angesiedelt finden. Obgleich daher die Arbeit nur Gebiete behandelt, die ausserhalb unserer Monarchie liegen, müssen wir doch auch bei uns das Werk mit Freude begrüssen, zumal es leider bei uns noch immer an einer halbwegs zusammenfassenden Schilderung der österreichischen Slawen fehlt. Tetzner, der schon durch eine Reihe volkskundlicher Arbeiten bekannt ist und dessen Vorarbeiten zu diesem Werke zum grossen Theile schon in den Neunzigerjahren in der Zeitschrift „Globus" erschienen sind, hat nun diese Studien, für die er über eine ausgedehnte Literatur verfügt, und für die er zahlreiche Reisen in diese Gegenden unternommen hat, zu einem einheitlichen Bilde vereinigt.

Zunächst ist es die Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit des Materials sowie die gefällige Darstellungsart, die uns angenehm auffallen. Die Wärme, mit der der Verfasser sich in das Denken und Fühlen der Leute hineinzufinden sucht, hat ihn doch nicht gehindert, auch grobe Fehler und Untugenden der einzelnen Stämme hervorzuheben, so dass wir ein möglichst objectiv aufgefasstes Bild bekommen. Tetzner unterscheidet zwei Gruppen; erstens die baltischen Volksstämme (Preussen, Litauer, Kuren) und zweitens die westslawischen Stämme (Masuren, Philipponen, Čechen, Mährer, Sorben, Polaben, Slovinzen, Kaschuben und Polen). Dabei muss allerdings bemerkt werden, dass die Schilderung der einzelnen Abschnitte sehr ungleich ausfällt, was begreiflicherweise mit den Vorarbeiten, der Bedeutung der Stämme und den nothwendig verschiedenen Reisen des Verfassers zusammenhängt. Während zum Beispiel auf die Preussen nur 16 Seiten, auf die Czechen

21 Seiten entfallen, beanspruchen die Kuren (Letten) 65 Seiten, die Litauer 88 Seiten. Was aber die einheitliche Vergleichung und den Ueberblick stört, ist der Umstand, dass bei den einzelnen Stämmen nicht durchgängig dieselben Gesichtspunkte verwendet werden. Gemeinsam ist allen Abschnitten am Eingange die Angabe der Literatur und eine ausführlichere Darlegung der Verbreitung und Geschichte des Volkes; ungleich betont ist dagegen die Art der Siedlung, Haus- und Dorfbau, Geräthe, Kleidung, Beschäftigung, Glaube und Brauch, indem bald dieses, bald jenes mehr in den Vordergrund tritt. In würdiger Weise ist auch nach sorgfältigem Studium die vorhandene Literatur aufgenommen, und zwar die Kunstdichtung, wo eine solche vorhanden ist (zum Beispiel Donalitius bei den Litauern, Pogorzelski bei den Masuren etc.), sondern auch die Volkspoesie, wie sie sich in Sprichwörtern, Hausinschriften und Volksliedern kundgibt; auch von ihnen ist eine verhältnissmässig grosse Zahl aufgenommen.

Von volkskundlichen Dingen liegt ein reiches Material vor: über Haus und Hof; Dorfanlage und Beschäftigung der Bewohner; über Kleidung und Geräthe erfahren wir viel. Besonders ausgedehnt sind aber die Abschnitte über Götterglauben und Aberglauben, über Feste, Spiele und Tänze, über Geburt, Hochzeit, Begräbniss und Grabschmuck etc. Jeder Abschnitt schliesst mit Sprachproben, unter denen das überall vertretene Vaterunser sich für Vergleiche gut eignet. Gelegentlich versucht auch der Verfasser einzelne abweichende Formen der Lebensweise, der Bauart, Tracht, Geräthe, aus den vorwiegenden Eigenthümlichkeiten der Landschaft, den Lebensbedingungen und den geschichtlichen Ereignissen zu erklären. Das ist ja auch die Aufgabe der Volkskunde, uns nicht nur die Gegenstände vorzuführen und zu beschreiben, sondern sie einzugliedern in das ganze Volksleben in seinen mannigfachen Bedingungen und dadurch zu erklären.

Einzelnheiten anzuführen, unterlasse ich, da sich jede Darstellung, aus dem Zusammenhange gerissen, nicht in der richtigen Beleuchtung zeigen würde. Aber einzelne Dinge fallen doch auf, auf die ich hier hinweisen möchte; es ist dies zunächst die grosse Verschiedenheit der doch nach Sprache und Abstammung verhältnissmässig nach verwandten Stämme; während die Einen eine reiche Fülle von Volksliedern besitzen und den Sang lieben, verrichten Andere ihre Arbeit schweigend und kennen solche Lieder nur wenig; während der eine Stamm reich ist an Märchen und Sagen, ist ein anderer arm daran. Ferner ist auffallend die grosse Anzahl von Sagenstoffen, von Sprüchen und Ansichten, die diese slawischen Völker mit der deutschen Poesie und Denkweise gemeinsam haben. Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, dass in einzelnen Gebieten die Germanisation schon sehr weit vorgeschritten, in anderen schon vollendet ist, und dass bei solchen Völkern die Erinnerung an geschichtliche Ereignisse und Zustände früherer Zeit gewöhnlich auffallend wenig weit zurückreicht. (Vergl. S. 57 und z. B. für die Albanesen Hahn, Sagenwissenschaftliche Studien.)

Jedesfalls haben wir in dieser fleissigen und gediegenen Arbeit, der Frucht jahrelanger Studien und Reisen, ein sehr beachtenswerthes und lesenswerthes Buch, das nicht nur für die Volkskunde und Ethnographie, sondern auch für manchen anderen Wissenszweig reiches Material bietet. Die zahlreichen Abbildungen, theils Bilder aus alten Schriftstellern, theils Photographien und Skizzen von Land und Leuten sowie die guten und übersichtlichen Kartenskizzen sind nicht nur ein guter Behelf, sondern eine wesentliche Stütze des Buches; ein ausreichender Index erleichtert das Auffinden und Nachlesen angenehm. *Dr. Otto Jauker.*

15. Halyćki narodni noveli. *Zibrav Osyp Rozdolškyj.* (Etnografičnyj Zbirnyk. Vydaje etnograf. komisyja nauk. tovar. im. Ševčenka t. VIII.) U L'vovi 1900. S. IX, 160. (*Galizische Volksnovellen.* Herausgeb. *Osyp Rozdolškyj.* Etnogr. Zbirnyk. Herausgeg. von der ethnogr. Com. der wissensch. Ševčenko-Gesellschaft in Lemberg.)

An die Bd. VII, S. 93 ff., 130 ff. angezeigten galizischen Volksmärchen schliesst sich diese neue Sammlung „galizischer Volksnovellen“ an. Dieser Titel ist nicht ganz zutreffend, denn neben Novellen finden wir vielfach Erzählungen, die auch in desselben Sammlers „Volksmärchen“ bereits in anderen Varianten veröffentlicht wurden, daneben auch Anekdoten u. A.

Der grösste Theil dieser Erzählungen wurde ebenfalls im Bezirk Brody aufgezeichnet, und zwar meistentheils in demselben Dorfe (Berlin), einige in zwei Ortschaften in der Nähe von Stryj und einige wenige noch in anderen Gegenden Galiziens.

Diese Sammlung hat alle die Vorzüge, welche die oben angezeigten Volksmärchen auszeichneten. Mit derselben Treue sind die Volkserzählungen fixirt, treu sind angemerkt alle die Bemerkungen, die den Zuhörern entfielen, auch die Bemerkungen der Erzähler, die an den schreibenden Sammler gerichtet sind. Ein Beispiel sei erwähnt: als zum Beispiel der Erzähler der Nr. 1 schilderte, wie die von ihrem Manne vertriebene Frau sich als Mann verkleidete, es dann bis zum General brachte u. s. w., konnte sich ein Zuhörer nicht enthalten und stellte die Frage: „Hatte sie auch einen Bart?“ — „Gewiss, sie hat sich einige Male mit Pomade geschmiert, und da ist ihr der Bart wie einem Igel gewachsen.“ Grösstentheils sind hier natürlich bloss mehr wenig interessante Varianten allgemein verbreiteter, internationaler Erzählungen, Märchen. Doch gibt es auch nicht wenig ganz locale Erzählungen, die gewiss heimischen Ursprunges sind.

Die Sammlung erschien unter der Redaction des *Dr. Ivan Franko.* Dieser Gelehrte fügte den meisten Nummern reichhaltige bibliographische Bemerkungen an und stattete sie noch mit einem ausführlichen Register der wichtigsten Motive aus, die in diesen Erzählungen vorkommen. Es wäre gewiss höchst erwünscht, wenn alle Sammlungen mit dergleichen Registern versehen werden würden. Nur müssten sie überhaupt nach irgend einem gewissen einheitlichen System zusammengestellt werden. Das ist ein Desiderium, was ein internationaler Folkloristencongress behandeln sollte. Was das diesem Buche beigefügte Register betrifft, glaube ich nicht, dass es glücklich zusammengestellt ist. Bei dessen alphabetischer Anordnung soll das Wichtigste als Stichwort hervorgehoben und an die Spitze gestellt werden; zum Beispiel der Herr sucht das Elend (pan šukaje sobi bidy, 15): da ist gewiss wichtiger das Elend (bida) als der Herr (pan); dasselbe Motiv finden wir an verschiedenen Stellen, zum Beispiel die Mutter im Kasten belauscht (64), die Mutter erstickt mit Käse (64, 155), die Dienstmagd im Kasten erstickt (S. 55), unter maty (Mutter), služnyća (Dienstmagd). Es wäre dann gewiss nothwendig, allgemein bekannte und gebrauchte Titel der einzelnen Märchenstoffe anzuwenden, zum Beispiel Abderiten: hieher gehört „Das Weib fangt mit dem Siebe die Sonne“, welches wir unter dem Stichwort „baba“ (Weib) finden, so also Meisterdieb, Räthselmärchen, Kaiser und Abt (hieher gehört zum Beispiel: wie viel Sterne sind am Himmel? welches unter kil'ko [wie viel] angeführt wird), Lügenmärchen und Aehnliches. Es sollten natürlich wie typische Märchenstoffe so natürlich auch einzelne, wenigstens die wichtigsten Motive in so einem Register angeführt werden. Leider entsprechen in dieser Hinsicht in der ungeheueren Märchenliteratur nur einige wenige Sammlungen und da nur bescheidenen Ansprüchen.

Es folgen nun Anmerkungen zu den einzelnen Märchen.

Nr. 1, S. 1—7. *„Die Wette um die Treue der Frau.“* Vgl. Köhler Kleinere Schriften I, 211 ff.; II, 463. P. Arfert, Das Motiv von der unterschobenen Braut, 52 ff. Hindes Groome Gypsy Folk Tales Nr. 33. Manžura 51 ff. Kolberg Lud III, 120 ff. Afanasjev Nar. rus. skazki², II. Nr. 179. Erlenvejn Nar. rus. skazki², 47 ff. Dobrovoljskij Smol. Sb. I, 362 ff. Sadovnikov Skazki i pred. Samar. kraja 94 ff. Karłowicz Podania na Litwie 23, 34 ff, Sbornik mater. kavkaz. XXIV, Abth. 2, S. 197.

Nr. 2, S. 8—14. *„Der unglückliche Knabe.“* Ein Graf verirrte sich im Walde, kam endlich zu einer Hütte, wo die Frau eben in Geburtswehen lag. Der Graf legte sich auf Stroh unter dem Fenster und hörte zwei Engel das Schicksal des neugeborenen Knaben aussprechen, dass er diesem Grafen all sein Gut abnimmt. Dies die Sage vom Kaiser und dem neugeborenen Knaben. Vgl. oben S. 133 zu Bd. VII, Nr. 68. Eine ganz eigene Version. Der Knabe heiratet nicht des Grafen Tochter, der Graf erschiesst sich selbst, als er erkennt, dass alle seine Anschläge gegen das Leben des Knaben zunichte werden; seine Frau und Tochter hingerichtet, weil sie die Boten (anstatt des Knaben) tödteten, der Knabe selbst bekam alle Güter des Grafen — vom Gerichte aus.

Nr. 3, S. 14 ff. *„Der Mensch, welcher das Elend nicht kannte.“* Ein stolzer Reicher von Gott gestraft. Seine Gebäude brannten ab, seine in einer Weide verborgenen Schätze



trug das Wasser weg und wurden von einem Landwirth gefunden. Der wusste, dass Jenem dieses Geld gehörte, gab es ihm in einem Brot versteckt, aber der verarmte Reiche verkaufte das Brot; sie steckten ihm ein anderes Brot in seinen Ranzen, er hängte ihn auf einen Baum auf. Vgl. Sbornik mater. kavkaz. XXIV, Ahth. 2, S. 21 ff. Kallas Achtzig Märchen der Ljutziner Esten Nr. 60. Der Schluss erinnert an Tawney Kathá Sarit Ságara I, 515 ff. welche Alex. Veselovskij in seinem Werke „Boccaccio, jego sreda i sverstniki“ (St. Petersburg 1893) I, 486 ff., mit Decamerone X, 1, vergleicht.

Nr. 4, S. 15—17. „*Vom Herrn, der das Elend suchte.*“ Dieselbe Geschichte wie in Nr. 3 mit ganz geringen Abweichungen. Beide wurden in demselben Dorfe, aber von zwei verschiedenen Erzählern aufgezeichnet.

Nr. 5, S. 17—19. „*Der diebische Reiche und sein Neffe.*“ Meisterdieb. Besonders mit abweichenden Details, erzählt das Bestehlen der Schatzkammer bis zum Begräbniss des Onkels. Der Schluss ist vergessen.

Nr. 6, S. 20—22. „*Der Bursche und der von selbst fliegende Kasten.*“ Ein Weber und ein Tischler freiten um ein Mädchen. Das Mädchen befahl dem Tischler, einen Kasten zu verfertigen, der von selbst fliegt, und dem Weber, ein solches Hemd zu verfertigen, das ganz (aus einem Stück) wäre, „so wie man Strümpfe macht“. Sie wollte sich überzeugen, ob der Kasten wirklich fliegt: so stieg der Weber ein, drehte die Kurbel in der Mitte auf und flog davon. Er kehrte nicht mehr zurück. In diesem Kasten flog er dann zu einer Prinzessin hinauf, welche ihr Vater, besorgt um sie wegen ihrer ausserordentlichen Schönheit, immer Abends bis in das dritte Stockwerk führte. Der Weber meldete sich ihr als der heilige Petrus an, heiratete die Prinzessin und half seinem Schwiegervater im Kriege, indem er aus seinem Kasten siedendes Oel, glühende Kohlen u. s. w. herunterwarf. Ganz ähnlich im Pantschatantra, besonders in „Tausend und ein Tag“, auch bei Boccaccio Decamerone IV, 2. Benfey Pantschatantra I, 161 ff.

Nr. 7, S. 22—25. Die Kuhhaut — in ihr „Wahrsager“ — theuer verkauft, nachdem die Bauernfrau mit ihrem Liebhaber belauscht und die versteckten Leckerbissen hervorgezaubert wurden. Aehnlich Sadok Barącz. Bajki fraszki[2], S. 51 ff. Dobšinský Slov. povest 8, 52 ff. Karłowicz Podania na Litwie Nr. 50, Weryho Podania białoruskie S. 52 ff. Wisła X, 783 ff. Šejn Materialy ... sêvero zapadnago kraja Nr. 107. Ciszewski Krakowiacy Nr. 182, 183. Kulda Morav. nár. pohádky II, 166 ff., Nr. 109. Aehnlich in einem dänischen Märchen, Köhler Kleinere Schriften I, 242, sonst hat der Mann in den deutschen und anderen westeuropäischen Versionen gewöhnlich einen Zaubervogel (Raben u. a.) neben der Kuhhaut. — Für die Kuhhaut wird der Kasten mit dem darin versteckten Liebhaber eingewechselt. Vgl. Köhler op. c. I, 237 ff. Mit dem Liebhaber ging dann der Mann eigens um, er schwärzte ihn ganz mit Russ und verkaufte ihn den Juden als den „heiligen Job“. Es folgen dann die gewöhnlichen Motive: die Nachbarn wollen auch so viel Geld durch den Verkauf von Kuhhäuten gewinnen, nähen dann den Mann in einen Sack, um ihn ins Wasser zu werfen. Er bringt nicht „aus dem Fluss“ eine ganze Heerde, sondern prahlt nur, dass im Wasser eine Menge Fuhrwägen waren und da hat er so viele Stoffe gebracht, als er ertragen konnte. Es ist nämlich statt ihm ein Hausirer in den Sack gekrochen. Der Dorfvorsteher lässt sich nun auch in das Wasser werfen, aber an einen Fuss angebunden, bis er an dem Seile zieht, sollen ihn die Leute herausziehen.

Nr. 8, S. 25 ff. „*Der gewandte Dieb*“ bethörte einen Bauer um seine Kuh, warf zuerst einen Stiefel, dann den anderen. Aus dem Sumpf ragte dann nur mehr der Kopf der Kuh hervor, der Bauer zog sich aus, und der Dieb stahl ihm auch das Hemd, bethörte dann noch seine zwei Brüder und behielt so allein das ganze Fleisch. Es sind das gewöhnlich die ersten Proben des Meisterdiebes, so zum Beispiel Etnograf. Zbirnyk III, S. 205 ff., Nr. 31, 32 (ähnlich in Nr. 30, doch sind die Motive durcheinandergeworfen). Ciszewski Krakowiacy Nr. 204. Čubinskij Trudy S. 670 ff., Nr. 134. Grinčenko Etnograf. materialy I, Nr. 175. Kolberg Pokucie IV, 237 ff. Šejn Materialy II, Nr. 95. Lemke Volksthümliches in Ostpreussen II, S. 81 ff. Nr. 11. Köhler Kleinere Schriften I, 198 ff. Cosquin Contes pop. de Lorraine II, Nr. 70.

Nr. 9, S. 26—28. *„Der geborene Dieb.“* Ein Vater führt seine drei Söhne in den Wald und erkennt nach deren Benehmen, dass der erste ein Bötticher, der zweite ein Sattler, der dritte ein Dieb wird. So beginnt eine Reihe der Erzählungen von dem Meisterdieb. Afanasjev Nar. rus. skazki[3]. Nr. 219, Var. g. II, 347 ff., Kolberg Pokucie IV, 237 ff. Etnograf. Zbirnyk III, S. 205 ff., 211 ff. Dobšinský Slov. povesti IV, 79 ff. Chełchowski Powieści i opow. z okolic Przasnysza I, 112 ff. — Der Dieb führte dann ein eigenes Stück beim Pfarrer aus, machte seine Hunde trunken, band die Knechte bei den Haaren zusammen u. A.

Nr. 10, S. 28—30. *„Der gelehrte Dieb“* stiehlt, wie gewöhnlich im Märchen vom Meisterdieb, dem Herrn ein Pferd, seinen Ring, seine Frau und bringt sie in die Hölle. Der Herr beauftragt ihn dann, die Frau aus der Macht der Teufel zu befreien, und der Dieb vollführt dies, nachdem er die Teufel in Wetten listig überwand. Ebenso Rudčenko Južnoruskije skazki I, Nr. 36. Materyały antrop.-archeol. i etnograf. II, Abth. 2, S. 99 ff., Nr. 72. Etnograf. Zbirnyk VI, Nr. 694. Kolberg Pokucie IV, 190 ff. Čubinskij Trudy II, 362 ff. Ciszewski Krakowiacy I, Nr. 202. Sadovnikov Skazki i pred. Samar. kraja Nr. 31. Grinčenko Materialy I, Nr. 175. In anderen Versionen bekommt der Dieb die Frau zurück, nachdem er die Teufel damit schreckte, dass er dort in der Hölle eine Kirche, ein Kloster bauen wird; so Etnograf. Zbirnyk III, 205 ff., Nr. 31, 32, ähnlich Šejn Materialy II, Nr. 138.

Nr. 11, S. 30—35. Die Bäuerin hat Zusammenkünfte mit dem Pfarrer, währenddem der Bauer am Felde draussen arbeitet. Dessen Knecht läuft bei jeder Gelegenheit nach Hause und stört das Liebespaar. Vgl. Etnograf. Zbirnyk VI. Nr. 700. Manžura Skazki 91 ff. Dragomanov Malorus. nar. predanija 162 ff., Nr. 51. Kolberg Pokucie IV, 185 ff. Čubinskij Trudy II, 551 ff., 652 ff. Kolberg Lud III, 168 ff., Nr. 29, 30. Dobrovoljskij Smolenskij Sbornik I, 696 ff. Romanov Bělorus Sbornik IV, 96 ff., Nr. 56. Frey's Gartengesellschaft, hg. von J. Bolte 277. — In dieser Version tritt der Diener gewissermassen in der Rolle des Teufels auf, der verurtheilt ist, dem armen Bauer ein Jahr zu dienen, weil er ihm sein Brot aufgegessen oder verunreinigt hat, so wie in einer Version aus Volhynien: Mater. antropol.-archeol. II, Abth. 2, S. 36 ff., Nr. 12. In einer polnischen Erzählung, Kolberg Lud XXI, S. 193 ff., die so ziemlich gleich verläuft, meldet sich dem Bauer ein Teufel, dass er ihm umsonst dienen wird. Der Teufel schneidet dem untreuen Weibe selbst die Zunge ab und lehrte sie so „deutsch“, in der kleinrussischen Version schneidet der vom Diener (Teufel) verunstaltete Pfarrer dem Weibe die Zunge ab, und von da an sprach das Weib „deutsch“ — es liegt dem wohl ein Wortspiel ńimeckyj und ńimyj (stumm) zugrunde.

Nr. 12, S. 35—38. *„Schon bezahlt.“* Die Kuhhaut theuer verkauft, dafür ein Hut, der Alles im Wirthshaus bezahlt. Dieses bekannte Motiv — vgl. Köhler Kleinere Schriften I, 241, 251. Mater. antropol.-archeol. III, Abth. 2, S. 131, Nr. 6, Šejn Mater. sev.-zap. kraja II, 302. Dobrovoljskij Smol. Sb. I, 693. Wisła X, 4. Sadok Barącz Bajki fraszki[2], 53 ff. — wird gleich am Anfange ohne irgend eine Motivirung erzählt. — Der Bauer verkaufte den Hut drei Kaufleuten, und nun wird breit erzählt, wie die Kaufleute in Hotels mit dem Hut zahlen wollten. An dem Bauer konnten sie sich nicht mehr rächen, da sie ihn nicht mehr finden konnten.

Nr. 13, S. 38—40. *„Wie Iwan die Juden überlistete.“* Im Eingang ganz kurz erzählt das Motiv von dem zahlenden Hut — die gewöhnliche Einleitung mit der Kuhhaut ist vergessen. Wie die Juden Iwan aufsuchten, stellte er sich todt, und sein Weib rief ihn zum Leben zurück mit einem Dreschflegel. Dieser vertritt den in anderen Erzählungen Todte erweckenden Stock. Köhler Kleinere Schriften I, 241, 245, 251. Nowosielski Lud ukraiński I, 339. — Endlich verkauft Iwan den Juden einen sich selbst bewegenden Wagen, der fährt vom Berge ab in eine tiefe Grube sammt den Juden.

Nr. 14, S. 40—42. *„Der Soldat, die wahrsagende Eule und der Esel — die Freiheit.“* Die Eule „wahrsagt“ die Untreue der Frau, wie in den westeuropäischen Erzählungen der Rabe, Grimm Nr. 61. Diese Eule fängt dann wirklich die Frau mit ihrem Liebhaber und hält sie fest, bis der Herr kommt, und gehört also zu dem in einigen russischen Märchen auftretenden Wundervogel, der theilweise in den Kreis des Märchens von der „goldenen Gans“ (Grimm Nr. 64) gehört und die Frau sammt ihrem Liebhaber

festhält. Mater. antropol.-archeol. II, Abth. 2, S. 15. Federowski Lud białoruski I. Nr. 687. Šejn Mater. II, Nr. 79. Afanasjev II, Nr. 142. — Der Bauer schenkt nun dem Soldaten noch einen Esel. Als der Soldat nun auf dem Esel in ein Dorf kam, frugen ihn die Leute, was das für ein Pferd sei, und er antwortete ihnen, das sei die Freiheit, wer so ein Pferd hätte, würde nicht Frohndienst leisten. So verkaufte er also ihnen den Esel.

Nr. 15, S. 42 ff. „*Von einem Armen, der um eine Schuld dreimal starb.*" Der Schuldner stellt sich todt, schreckt dann mit seinem Gläubiger die Diebe in der Kirche auf, als sie sich in ihre Beute theilen wollten. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XVII, 580; XXII, 305 Nr. 124.

Nr. 16, S. 43—46. „*Auf den Tölpeln steht die Welt.*" Das Mädchen und dessen Eltern fangen an bitter zu weinen, weil ihnen irgend was Böses einmal geschehen könnte; der Sohn zog in die Welt, dümmere Leute zu suchen. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XXI, 269, 295; XXII, 309, 310. — Ein Ochs wurde auf das Dach hinaufgezogen. Vgl. Köhler Kleinere Schriften I, 66. Sumcov Razyskanija v oblasti anekdot. literat. 10, 36. Grinčenko Mater. I, 204. Sadok Barącz 66. Slovenské Pohlády XX, 42. — Das Sonnenlicht wird in ein Sieb gefangen und in ein fensterloses Haus getragen. Vgl. Sumcov op. c. 33. Etnograf. Zbirnyk VI, 332, 334, 336, 339, 340. Zbiór wiadom. do antropol. IX, Abth. 3, S. 143; XVII, Abth. 2, S. 303. Reiser Sagen und Gebräuche Allgäu I, 492. Kennedy The Fireside Stories of Ireland 12. Lehmann Filhès Isländ. VS. N. F. 240.

Nr. 17, S. 46 ff. Dieselbe Geschichte im Ganzen. Der Mann entlockte einem einfältigen Weibe ihre Ferkeln sammt der Sau. Dieses Motiv ist hier wahrscheinlich verderbt — sonst begrüsst der Mann das Ferkel „guten Tag, mein Sohn", und kommt es zur Hochzeit laden. Revue des trad. popul. XI, 435. Dann bethört der Mann noch den Gemahl des einfältigen Weibes um sein Pferd, aber nicht wie in der Erzählung vom Fürpass oder dem Mann aus dem Paradies, sondern ähnlich wie in den Erzählungen vom kunstfertigen Diebe, vgl. oben Nr. 8.

Nr. 18, S. 47—52. „*Der starke Knecht.*" Wenn sich der Knecht ärgert, werden ihm Ohr und Nase abgeschnitten. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XXI, S. 295, Nr. 3, 4. Lud VI, 359 Nr. 7. Swynnerton Indian Nights Entertainment 114 ff.

Nr. 19, S. 52—54. „*Kapuš*" — das ist ein Zwerg, zwei Ellen lang mit einem drei Ellen langen Bart. Der nimmt nacheinander drei Brüder in seinen Dienst und bedingt sich aus, dass Demjenigen, der anfängt zu lachen — der Knecht oder er selbst — ein Riemen vom Kopf bis zur Ferse abgeschunden wird. Der dritte Knecht erzählt eine Geschichte der Herr unterbricht ihn ausrufend „Du lügst", und so schund der Knecht seinen Herrn. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XXII, S. 300, Nr. 37. Wisła XI, 452. Świętek Lud nadrabski 429.

Nr. 20, S. 54. „*Der Bauer und die Kraniche.*" Der Bauer fängt Kraniche, die auf seinem Weizen weiden, bindet sich an und lässt sich von ihnen in die Lüfte tragen — bindet sich los über einem Sumpf. Er sank unter bis zum Hals. Eine Wildente baute sich ein Nest, dann kam ein Wolf herangeschlichen nach den Eiern, der Bauer fing ihn beim Schweif und liess sich so herausziehen.

Nr. 21, S. 54—58. „*Der gescheidte Djak*" — bethört den Pfarrer; die Köchin, in einem Kasten versteckt, beobachtet das Hauswesen des Djak (Kirchensängers), erstickt; deren Leiche auf verschiedene Stellen gebracht, und der Djak machte sich so viel Geld. Aehnlich Kolberg Lud XXI, S. 205 ff., Nr. 20. Strackerjan Aberglaube aus Oldenburg 354. E. Meier Deutsche VM. Nr. 66.

Nr. 22, S. 58 ff. „*Der gescheidte Knecht.*" Gehört zu dem Märchen vom Vertrage zwischen Knecht und Herrn; dem, der zuerst zornig wird, wird ein Riemen ausgeschnitten, wie oben Nr. 18. Der Vertrag selbst wird in dieser Version nicht erwähnt und nur einige Motive dieses Märchenstoffes erzählt, so besonders vom Hunde *Petruška* — bei Chełohowski Powieści z ok. Przasnysza I. 44 ff. *Pietrucha*, in einer croatischen Version Kres IV, 32, *Petrožel*, in der Haute-Bretagne Sebillot Litter. orale de la H.-Bret. 153 ff. *persil* — dann tödtete er alle Schafe, weil alle ihn ansahen, endlich zündete er die Scheune an, um seinem Herrn auf dem Heimwege aus der Schänke zu leuchten.

Nr. 23, S. 59—62. *„Der Mann und seine drei Frauen."* Der Mann heiratete drei Frauen an verschiedenen Orten; als sie dies erfuhren und ihn verklagten, entschied das Gericht, diejenige werde ihn als Mann behalten, die ihn am besten zum Narren macht. Die Erzählung gehört zu dem verbreiteten Fabliau von den drei Frauen, die einen Ring fanden. Vgl. Liebrecht Zur Volkskunde 124 ff. Bédier Les Fabliaux[2], S. 265 ff.

Nr. 24, S. 62—69. *„Der dankbare Dieb und die muthwillige Todte."* Ein armer Bauer verkaufte seine letzte Kuh, für das Geld kaufte er einen fünfzehnjährigen Knaben vom Galgen los, und der dient bei ihm als Dank dafür ein Jahr. Der „arbeitet" immer bei Nacht und trägt seinem Retter von allen Seiten Speisen und Geld zusammen, so dass der arme Bauer bald reich wurde. Die Mutter des reichen Bruders, im Kasten versteckt, soll horchen, wie sie so reich wurden. Der Knecht selbst erdrosselte die Alte, steckte ihr den Mund voll Käse — vgl. oben Nr. 21. — Der Pfarrer begrub die Alte für theueres Geld, der Knecht grub sie aus und stellte sie unter das Fenster des reichen Bruders seines Retters — sie habe keine Ruhe im Grabe, denn ihr Sohn habe seinen Bruder übervortheilt, und soll ihm zwei Felder abtreten. Das wiederholt sich einige Male in verschiedenen Variationen, und so zahlte der vom Galgen errettete Knabe seine Schuld ab. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XXI, S. 301, Nr. 29. Etnograf. Zbirnyk VI, Nr. 244. Köhler Kleinere Schriften I, 190. — Den Schluss hat der Erzähler besonders ausgeschmückt: „auch er war dort, wollte dann weiter in den Himmel und beim hl. Peter übernachten. Der schickte ihn in die Scheune, dort soll er sich aus Gerstenspreu eine Leine in den Himmel flechten u. s. w., fiel hinunter, sank unter bis zum Hals, so dass er nicht herauskriechen kann. So ging er nach Hause um eine Schaufel und grub sich selbst heraus. Und so, Gott sei Dank, kam er endlich nach Hause. Und dem Herrn danke ich, dass schon die Hand schmerzt". Es ist eine ganz eigenthümliche Variation des sonst sehr beliebten Schlusses, wie der Erzähler auch auf der Hochzeit war u. s. f. Vgl. Rob. Petsch Formelhafte Schlüsse im Volksmärchen 70 ff.

Nr. 25, 26, S. 69—72. *„Der Soldat und die zwölf todten Pfaffen."* Vgl. Archiv f. slav. Phil. XIX, 256 Nr. 99. Bédier Les Fabliaux[2], 238. Clouston Popular Tales and Fictions II, 344 ff., 494 ff. Frey's Gartengesellschaft, hg. von J. Bolte, 281 Šapkarev Sbornik ot blgar. umotvor. VIII, Nr. 121.

Nr. 27, S. 72—74. *„Das fromme Mädchen."* Der Sohn eines Grafen wünscht zu heiraten, doch nur ein frommes Mädchen, das nie mit Burschen verkehrte, weder Tanz noch Musik liebte. Es meldete sich so ein Mädchen, das mit seinen Eltern, alternden Krüppeln, allein in einem tiefen Wald wohnte.

Nr. 28, S. 74 ff. *„Wie ein Sohn seines alten Vaters los werden wollte."* Der Vater wurde bei starkem Frost auf den Düngerhaufen hinausgeführt; als der Sohn nach einer Zeit zurückkehrte, fand er den Vater lebend mit einem schönen Pelz geschützt. Vgl. Mater. antropol.-archeol. II, Abth. 2, S. 102, Nr. 74.

Nr. 31, S. 76—79. *„Wie Iwan mit dem Juden reiste."* Ein Jude auf die verschiedenste Weise angeführt. Iwan stopft seinen zerrissenen Rock mit Gansfedern aus, bindet die Flügel an die Aermel an, denn er will jetzt fliegen, da er kein Pferd hat. Der Jude will, dass ihm Iwan dasselbe macht, kriecht dann mit seinem ebenso ausstaffirten Rock auf eine Fichte, lässt sich oben los, um zu fliegen.

Nr. 32, S. 79. *„Drei Geschlechter."* Vgl. Asbjörnsen Norweg. Volksmärchen S. 95 ff.

Nr. 33, S. 79 ff. *„Drei Professionen."* Der Kaiser begegnete einem Bauern am Felde und frug ihn, was seine drei Söhne wären. Der eine sei ein Fleischhauer, der zweite ein Schinder, der dritte ein Bettler. Ein Anderer erklärte das, der erste ist ein Arzt, der zweite ein Advocat, der dritte ein Priester. Vgl. Köhler Kleinere Schriften II, 61 ff. W. Carew Hazlitt Tales and Legends of National Origin 472 ff.

Nr. 34, S. 80—84. *„Der Dumme mit der Stampfe."* Die Brüder auf einem Baume im Walde, unten statt Räuber lagerten Herren, der Dumme schreckt sie auf, schneidet dem Kutscher der Herren die Zunge ab, wie sonst dem zurückkehrenden Räuber. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XXII, 309, Nr. 682, 692. Kolberg Pokucie IV, 237. Kolberg Chełmskie II, 115. — Hieran ist ein neuer Märchenstoff angeknüpft: Der Dumme überlistet einen

Bären, den Schrecken der ganzen Umgebung, er lehrt ihn die Wagnerei und keilt ihm daher die Tatze ebenso ein, wie wenn anderswo der Bär geigen lernen wollte, vgl. oben S. 131 zu Etnograf. Zbirnyk VII, Nr. 60.

Nr. 35, S. 85. „*Der Dumme mit der Stampfe.*" Dieselbe Geschichte wie in Nr. 34, nur ganz kurz erzählt, ohne Schlussmotiv mit dem Ausschneiden der Zunge.

Nr. 36, S. 85 ff. „*Der Knecht des Pfarrers und der Djak.*" Aehnlich wie oben Nr. 11.

Nr. 37, S. 86 ff. „*Kauft Todte.*" Drei Brüder erbten von ihrem Vater nur einen Stier und beschlossen, dass der Stier demjenigen gehören wird, in dessen Stall er gehen wird. Vgl. Schott Walach. M. 223. Zs. vgl. Lit.-Gesch. N. F. X, 65. Sbornik za nar. umotvor. Sofia III, Abth. 3, S. 240. Jubilejnyj Sbornik Vs. Millera S. 190, Nr. 13. — Der Dumme tödtete aber nicht seine Mutter, indem er sie in siedendem Wasser badete, wie in den erwähnten Erzählungen, sondern dieselbe starb eines natürlichen Todes. Der Dumme setzte den Leichnam auf einen Wagen, steckte ihr zwischen die Knie einen Topf mit Eiern und fuhr so in die Stadt. Ein Herr stosst in das Weib, musste sich theuer loskaufen. Es tödtete also auch der Bruder seine Frau und fuhr sie in die Stadt, wo Todte gekauft wurden. Vgl. Afanasjev Nar. rus. skazki[2] II, Nr. 222 a, b. Karłowicz Podania na Litwie Nr. 39. Weryho Podania białoruski S. 52 ff. Dowojna Sylwestrowicz Podania žmujdzkie II, 7 ff.

Nr. 38, S. 87—89. „*Das Mädchen mit Zeichen.*" Die Prinzessin bekommt zur Frau Derjenige, welcher die Zeichen an ihrem Körper erräth. Vgl. Köhler Kleinere Schriften I, 428, 464. Archiv f. slav. Phil. V, 67. Afanasjev II, 107. Kolberg Pokucie IV, 94. Jones & Kropf Magyar Folk Tales 139. Kres IV, 558 ff. Krauss S. M. Südslav. I, Nr. 101. Wuk St. Karadžić Srp. nar. pripov. 1897. Nr. 23, 65.

Nr. 39, S. 90—93. „*Wie Iwan die Tochter eines Herrn heiratete und seinen Schwiegervater überlistete.*" Ein Herr wollte seine Tochter Niemandem geben als nur Gott selbst zur Frau und wies daher alle Freier ab. Es meldete sich endlich der dumme Iwan als Gott und bat um die Tochter. Er bekam sie auch, da der Oberst, alle Officiere und das ganze Regiment ihm die grössten Ehren erwiesen. Fügte dann seinem Schwiegervater den grössten Schaden zu, stellte sich zum Schlusse todt, und als der Schwiegervater mit seinen zwei Brüdern kam und sie rochen, ob er wirklich todt sei, biss er ihnen die Nase ab. So wurde Iwan dann selbst Herr, sogar König. Nach seinem Tode musste er auf der anderen Welt schwere Arbeit verrichten, weil er seinem Schwiegervater so viel Uebles zufügte, alle Teufel führten auf ihm Holz. — Zur Einleitung vgl. Lêtopis istor.-filolog. Odessa III, 217 ff., Nr. 22.

Nr. 40, S. 93 ff. „*Unding.*" Sobald der Herr dem Erzähler sagt „Du lügst", muss er ihm eine bestimmte Summe geben. Vgl. oben Nr. 19 Köhler Kleinere Schriften I, 322, Afanasjev II, Nr. 231 k. Sbornik mater. kavkaz. XXIV, Abth. 2, S. 227 ff. Šejn Materialy II, Nr. 114, 118. Ciszewski Krakowiacy I, Nr. 194, 195. Chełchowski I, 50 ff. Dowojna Sylwestrowicz Pod. žmujdzkie I, 259 ff. — Das Lügenmärchen selbst ist ähnlich wie Nr. 20.

Nr. 41, S. 94. „*Der Gutsherr und der Aufseher.*" Ein ähnliches Lügenmärchen wie Nr. 40, nur ganz kurz: Der Aufseher suchte auf einem Strick bis in den Himmel hinaufzuklettern, der Strick riss, er fiel in einen Sumpf, lief um einen Spaten nach Hause, grub sich heraus und kam zum Herrn. Das wichtigste Motiv, wobei der Herr den Erzähler unterbricht „Du lügst", nämlich wie ein Vorfahr des Herrn Schweine hütete, ist hier vergessen worden. In Nr. 40 ist dieses Motiv verschlimmert; dort weideten die Hirten Schweine, sein Vater weidet Herren.

Nr. 42, S. 94 ff. „*Der Soldat und die Prinzessin.*" Ein Soldat stand am Posten beim königlichen Palast und bemerkte wie ein „Civilist" auf einem Strick in den ersten Stock kletterte und durch das Fenster die Prinzessin besuchte. Der Soldat beredete sich nun mit dem Führer, kroch selbst hinauf, während statt seiner der Führer am Posten stand; als dann der Liebhaber kam, goss er ihm das Nachtgeschirr über den Kopf aus, schied zum Schluss von der Prinzessin mit ihrem Ringe beschenkt. Die Prinzessin machte kund, sie nehme zum Gemahl Denjenigen, der ihren Ring gefunden hat. Es kommt zuerst der Führer, der den Ring vom Soldaten bekommen, wird aber mit einer Maulschelle davongejagt. Ebenso der Lieutenant. Endlich geht der Soldat selbst, freudigst erkannt als der

Wahre, und wurde des Königs Schwiegersohn. — Ganz ähnlich Ul. Jahn Volksmärchen aus Pommern und Rügen I, 65 ff.

Nr. 43, S. 96 ff. „*Auch aus einem Leichtfertigen wird zeitweilig ein Herr.*" Ein Soldat, der einzige Sohn, vertrinkt des Vaters Geld und belügt ihn, wie er avancirt, wurde aber endlich sogar Schwiegersohn des Königs. Vgl. Ul. Jahn op. c. I, 91. Kolberg Lud XIV, 170. Carnoy Contes français S. 63 ff, Nr. 10.

Nr. 44, „*Vom Dummen, der statt in die Kirche in eine Mühle kam.*"

Nr. 46, S. 98. „*Wie ein Weib einen Mann und dessen Frau verleitete.*" Eine unvollständige Version des Märchens, wie ein Weib zuwege brachte, was der Teufel nicht vermochte, ein Ehepaar nämlich zu entzweien. Vgl. Zs. Oe. VK. II, S. 189, Nr. 18. V. Schumann Machtbüchlein, hg. J. Bolte, 326, 415. Mark Lidzbarski Gesch. neuaram. Hss. 156. Asmus & Knoop S. Erzähl. Kolberg-Köslin 23. Świętek Lud nadrabski 366. Dobrovoljskij Smol. Sb. I, 346. (Der Teufel selbst.) Jubilejnyj Sbornik Vs. Millera 169 ff. Sbornik za nar. umotvor. Sofia XIII, Abth. 3, S. 179. Mijat Stojanović Pučke pripov. 71 ff. Sbornik mater. kavkaz. XIII, Abth. 2, S. 301.

Nr. 47, S. 98 ff. „*Wie ein Mann seine Frau ausheilte.*" Der Mann erfuhr es aus einer wahrsagenden Eiche, das heisst, eigentlich von dem auf der Eiche verborgenen Weibe, wie sonst wieder das untreue Weib vom wahrsagenden Baume erfährt, wie sie ihres Mannes los werden könnte.

Nr. 49, S. 100—103. „*Wie Iwan die Juden bethörte.*" Er verkaufte den Juden ein Pferd, das selbst Geld machte, einen selbstkochenden Kessel. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XXII, 308, Nowosielski Lud ukraiński I, 339. Dobrovoljskij 687. Moulieras Les fourberies de Si Djeh'a 107. Köhler Kleinere Schriften I, 247, 251, 254. Clouston Popular Tales and Fictions II, 243. Orient und Occident III, 348. Gonzenbach Nr. 71. — Weiters ist angefügt das Märchen von der dummen Frau, die dem vermeintlich aus dem Paradies kommenden Mann Geschenke für ihren verstorbenen Vater mitgibt; statt des sonst vorkommenden Wortspieles Paris-Paradis, vgl. Frey's Gartengesellschaft, hg. J. Bolte, Nr. 61, ist hier ein ähnliches „z Búha" (vom Flusse Bog-Buh) und „vid Boha" (von Gott). Nach einer Weile kehrte Iwan wieder zurück von Gott; nun wollen die Juden, dass er sie auch zu Gott führt, und so sprangen alle Juden in den Fluss. Hierauf folgt das gewöhnliche Schlussmotiv — Iwan, in einen Sack gesteckt, soll in den Fluss geworfen werden. Dann bethörte Iwan wieder einen Juden um dessen fünfzig Rubel werthen Ranzen, er hält ihm einen Birnbaum, dass er nicht umfällt. Endlich wurde Iwan in die jüdische Schule eingesperrt. Den anderen Tag erzählte, er wie er dort sah den russischen Gott, den polnischen Gott und den jüdischen Gott. Verschieden von Etnograf. Zbirnyk VI, Nr. 529, Var. 5. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XXII, 308.

Nr. 50, S. 103—105. „*Wie Iwan die Juden auf Pilze führte und in einem Teich ertränkte.*" Iwan führte die Juden statt auf Pilze in Brennesseln hinein, und mussten sie sich früher ganz ausziehen; übernachteten im Walde, aber um nicht von Wölfen aufgefressen zu werden, fing der oberste einen Ast, dann hängte sich der eine an die Füsse des anderen, der oberste liess den Ast los . . ., ähnlich wie anderswo der Brunnen ausgemessen wurde, vgl. Archiv f. slav. Phil. XXI, S. 281, Nr. 165. Folgt das Schlussmotiv — Iwan im Sack . . . kehrte aus dem (zugefrorenen) Teich, mit Pferden und Geld beschenkt, zurück.

Nr. 54, S. 106 ff. „*Der Schmerbauch und das Kalb.*" Der Dumme glaubt ein Kalb geboren zu haben. Vgl. Z. Oe. VK. V, 141. Etnograf. Zbirnyk VI, Nr. 690.

Nr. 56, S. 108—112. „*Das Mädchen und die Officiere.*" Ein Mädchen (hier eine reiche Jüden) hält ihre Verehrer zum Besten; diese rächten sich an ihr, schickten um sie einen als Kaiser verkleideten Tambour. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XXII, S. 307, Nr. 354.

Nr. 58, S. 113 ff. „*Anekdoten vom Zigeuner.*" 1. erinnert stark an die Erzählung vom Dummen, der glaubt todt zu sein. 4. Der Zigeuner erblickt auf einer Eiche einen Bienenstock, verspricht Gott ein grosses Opfer, wenn er den Honig bekommt, bedauert aber oben sein Versprechen, fällt hinunter und erschlägt sich. Vgl. Etnograf. Zbirnyk VI, Nr. 567, 568. Bosanska Vila IV (1894), S. 108. — 5. Beim Diebstahl ertappt, bittet er den Herrn, er soll ihn schlagen nach Belieben, nur nicht über den Zaun werfen.

Nr. 59, 60, S. 115 ff. „*Der Zigeuner als Mäher.*“ Der Zigeuner im Dienste, verschläft den ersten Tag am Felde, aber den zweiten Tag nöthigt ihn der Landmann durch List zur Arbeit. Vgl. Etnograf. Zbirnyk VI, Nr. 552. Grinčenko Etnograf. mater. I, Nr. 133. Afanasjev², II, 408. Mater. antropol.-archeol. i etnograf. I, Abth. 2, S. 262, Nr. 2.

Nr. 62, S. 117. Anekdote, wie eine Dame in Wien einmal spazierte, als die Krinolinen in die Mode kamen, und von einem Hunde angefallen wurde.

Nr. 64, S. 118 ff. „*Der Mönch und der König.*“ Variante des Stoffes „Der Kaiser und der Abt“. Vgl. Z. Oe. VK. I, 183, Nr. 8. Archiv f. slav. Phil. XXII, S. 306, Nr. 287 Otto Schell Bergische Sagen 117 ff, Nr. 74. Mitth. der Ges. f. jüd. VK. II, 5. Sbornik mater. kavkaz. XXIV, S. 16, Nr. 5. — Der Mönch hat nur den Gedanken des Königs zu errathen, die anderen Fragen sind ausgefallen.

Nr. 65, S. 119 ff. „*Die Räthsel des Königs.*“ Der König nimmt den Diener wieder auf in seine Dienste, wenn er seine drei Räthsel erräth: wie viel Sterne sind am Himmel? wo ist der Mittelpunkt der Erde? wie viel ist der König am Throne mit der Krone am Haupt und dem Scepter in der Hand werth? Dieselben Fragen also, welche in der vorigen Erzählung gestellt werden. Vgl. Köhler Kleinere Schriften I, 82, 137, 267 ff., 492 ff.

Nr. 66, S. 120—127. „*Hryňko, der stille Landmann.*“ Der Knecht beobachtet, wie die sich krank stellende Bäuerin mit anderen Männern sich unterhält, bringt den Bauer in einem Sack in die Stube; der Bauer selbst sieht, was sein „krankes“ Weib treibt, befreit sich aus dem Sack, prügelt die Liebhaber. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XIX, 263; XXII, 305, Nr. 119. Sumcov Razyskanija v oblasti anekd. liter. 71 ff. Zbiór wiadom. do antrop. kraj. XVII, Abth. 2, S. 121. Köhler Kleinere Schriften I, 386, Nr. 2.

Nr. 67, S. 127 ff. „*Stehe nicht um den Braten.*“ Zu einer Frau kamen nacheinander der Pfarrer, der Kirchensänger (Djak) und der Küster und versteckten sich in ein Fass am Boden, als zuletzt der Mann nach Hause kam. Der Mann bringt ein Stück Fleisch und sagt: von da an würde ein Braten sein für den Pfarrer, von da an für den Djak und von da für den Küster. Dieser war zu neugierig, wollte den für ihn bestimmten Braten sehen, das Fass fiel hinunter in das Vorhaus. Der Mann und sein Weib liefen erschrocken weg, der Küster wurde von seinen Leidensgenossen geprügelt.

Nr. 68, S. 128 ff. „*Wie der Herr dem Richter Verstand lehrte.*“ Ein gewissenhafter Richter — ein Rutene — von den Herren vertrieben, „oder, wie man gelehrt sagt, suspendirt“. Er tritt in die Dienste eines Grafen, vollführt in dessen Auftrag einen Betrug, so dass er den Nachbar um sein Gut bringt, entdeckt dann den Gerichten den Betrug und bringt so den Grafen selbst um seinen Besitz.

Nr. 69, S. 130—132. „*Der Rabbiner mit dem Kalbe.*“ Eine eigene Version zu Nr. 54.

Nr. 70, S. 132 ff. „*Der gewissenhafte Iwan.*“ Ein Bursche betete zur Mutter Gottes, sie möge ihm dreissig Gulden schenken. Ein Jude hörte sein Gebet und warf durch das Fenster vor ihm einen Beutel mit neunundzwanzig Gulden. Der Bauer nahm das Geld, obzwar es nicht dreissig Gulden waren, denn der Beutel selbst hatte den Preis von einem Gulden. Der Jude verklagte ihn, und dass der Bursche sich dem Gerichte stellen könnte, schenkte er ihm noch Kleider und Schuhe. Vgl. Decourdemanche Les plaisanteries de Nasr-Eddin-Hodja 46 ff. Rozvidky Mich. Drahomanova I, 251. Revue des trad. popul. VI. 143. Zum Schlusse vgl. Archiv f. slav. Phil. XIX, 245, Nr. 19. Köhler Kleinere Schriften I, 490.

Nr. 72, S. 136—141. „*Das Muttersöhnchen.*“ Ein riesenstarker Bursche — die Mutter säugte ihn zwanzig Jahre — im Dienst, drischt in einigen wenigen Tagen alles Getreide des Herrn aus, bedingt sich aus, dass er so viel Getreide als Lohn wegträgt, als in seine Hosen hineingeht, und trägt so den ganzen Speicher des Herrn weg. Vgl. Cosquin II, Nr. 46, 69. Mater. antropol.-archeol. i etnograf. II, Abth. 2, S. 43. — Er trat dann in die Dienste eines Pfarrers unter der Bedingung, dass er ihm am Ende des Jahres ein Kopfstück gibt. Vgl. oben S. 133 zu Etnograf. Zbirnyk VII, Nr. 70. Der Pfarrer schickte den Knecht um Holz in einen Wald, wo Tiger, Bären und Löwen hausten.

Nr. 73, S. 141—145. „*Der Meisterdieb.*“ Die Scene in der Schatzkammer ist abgeändert, der Onkel kam nicht in dem Pechfass ums Leben, wurde mit dem Fass herum-

geführt, vom Burschen glücklich befreit. Der Bursche bethört einen Bauer um seine Ziege, wie oben in Nr. 8. — Onkel und Neffe können sich zum Schluss nicht einigen, wem die dem Herrn gestohlenen Pferde eigentlich gehören; der Bursche fragt den Herrn selbst um seine Meinung in dieser Sache. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XIX, 256, Nr. 91. Sbornik istor. filolog. obščestva Charkov VI, 170. Sbornik mater. kavkaz. XXIV, Abth. 2, S. 231, Nr. 31.

Nr. 74, S. 145 ff. *„Jetzt kaufe ich euch, Iljka, nicht mehr.“* Diebe stahlen einem Juden seine Kuh, schnitten sie ab, und einer von ihnen band sich selbst an: als sich der Jude umsah, erblickte er einen Menschen, der in eine Kuh, wie er sagte, verwandelt war. Dann verkauften sie wieder dem Juden dieselbe Kuh. Vgl. Etnograf. Zbirnyk VI, Nr. 241. Köhler Kleinere Schriften 507 ff.

Nr. 75, S. 146—148. *„Wie der Jude mit Iwan in den Krieg zog.“* Der Jude verkriecht sich aus Furcht in einen Sack, der Weizen wird dann gemessen — mit einem Stock. Dann sollte der Fuhrmann sagen, dass er eine Glocke führt, und der Jude bekam wieder Prügel. Vgl. Etnograf. Zbirnyk VI, Nr. 529, S. 232, 236, 242. Lětopis istor. filolog. obšč. Odessa III, 239.

Nr. 76, S. 148—151. *Lügenmärchen.* Feuer bekommt von den Räubern im Walde nur Derjenige, der ein Lügenmärchen erzählt; und der es nicht trifft, dem werden Riemen vom Kopf bis zur Ferse ausgeschnitten. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XXII, S. 300, Nr. 37; 309, Nr. 664.

Nr. 77, S. 151—153. *„Wie ein Mann seine Frau dumm machte.“* Der Mann fand einen Schatz und sein dummes, schwatzhaftes Weib. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XXI, 296; XXII, 305. Etnografič. Sbornik III (1864), Abth. 1, S. 153. Sumcov Razyskanija 83 ff.

Nr. 79, S. 155—158. *„Die muthwillige Todte.“* Die Mutter des reichen Bruders soll, im Kasten versteckt, beobachten, wieso die Kinder des armen Bruders so kräftig sind, wogegen seine eigenen hager sind. Der arme Bruder hielt sich einen Dieb. Dieser erdrosselte die Alte u. s. w., gleich wie in Nr. 24.

Prof. Dr. G. Polívka.

---

2. Uebersichten:

Bibliographische Uebersicht der Bukowinaer Volkskunde 1897—1900.

Von Dr. J. Polek.

Amster Moriz. — Die drei Kronen. Ein rutenisches Märchen aus der Bukowina. Aufgezeichnet in Rarancze bei Czernowitz im Jahre 1863. In: Bukowinaer Nachrichten. 1900. Nr. 3414—3446.

Bolte Johannes. — Staufe's Sammlung rumänischer Märchen aus der Bukowina. In: Zeitschrift der Vereines für Volkskunde. IX. Berlin 1899. S. 84—88 und 179—181.

Czornohuz N. — Duschod. Sage aus dem Gebirge (rutenisch). In: Narodnij Kalendar. 1897. Wischnitz 1896. S. 47—52.

Dan Demeter. — Straža und seine Bewohner (rumänisch). Czernowitz 1897. 8°.

— Volksglauben der Rumänen in der Bukowina. In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde. III. 1897. S. 20—22, 116—120, 180—186, 370—373. IV. 1898. S. 213—218.

— Die Erbauung des Klosters Suczawitza (rumänisch). In: Patria II. Czernowitz 1898. Nr. 210 und Şezătoarea. V. Fălticeni 1898, Nr. 2.

— Zwei Legenden (rumänisch). In: Patria II, Nr. 130 und 132 und Şezătoarea. V. Nr. 2.

— Der weise Salomon (rumänisch). In: Patria III. 1899. Nr. 240 und Şezatoarea. V. Nr. 5.

— Zum Festkalender der Rumänien (rumänisch). In: Patria III, Nr. 241 und Şezătoarea. V. Nr. 4.

— Der Zigeuner in der Sennhütte (rumänisch). In: Patria III, Nr. 241.

— Der Bischof Dositei und der Daskal Ciotău (rumänisch). Ebenda, Nr. 320.



Dan Demeter. — Der Maulwurf im Volksglauben (rumänisch). Ebenda. Nr. 338, ferner in: Şezătoarea V. Nr. 8 und (deutsch) in: Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VI, 1900. S. 37—38.
— Warum trinkt die Eule nur Regenwasser? (rumänisch.) In: Patria III, S. 340 und Şezătoarea V, Nr. 8 und (deutsch) in: Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VI, S. 36—37.
— Das Eichhörnchen (rumänisch). In: Patria III, S. 356.
— Die Juden in der Bukowina (rumänisch). Czernowitz 1899. 8°.
— Bumbicul von Suczawa (rumänisch). In: Timpul Czernowitz 1900. Nr. 33.
— Laura. Volksüberlieferung aus Ober-Wikow (rumänisch). Ebenda. Nr. 51.

Decker Wilhelm. — Die Ansiedlung von Jakobeny. In: Bukowiner Bote. Czernowitz. 1898. Nr. 5.

Franko Johann. — Der Räuber Miron Štola (rutenisch). In: Etnografičnyj Zbirnik. V. Lemberg 1898. S. 32 ff.

Gebiuk Johann. — Krankheitsbeschwörungen bei den Huzulen (rutenisch). In: Bukowynski Wjidamosty. Czernowitz 1896. Nr. 45.
— Die Hochzeit im Kimpolunger Bezirk (rutenisch). Ebenda. 1898. Nr. 33.
— Grigorovitza Emanuel. Bilder und Redensarten aus der Bukowina (rumänisch). Berlin 1900. 8°.
— Cucuona Raluca. Eine rumänische Dorfgeschichte aus der Bukowina. In: Bukowiner Nachrichten. 1890. Nr. 3575—3576.

Hartmann F. — Deutsche Arbeit, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Ansiedelung in Hliboka. In: Bukowiner Bote. 1898. Nr. 3.

Jeremie Georg. — Volkslieder (rumänisch), gesammelt in Bossancze. In: Desteptarea VI. Czernowitz 1898. Nr. 13.

Kaindl Raimund F. — Die Huzulen. In: Wiener Zeitung. 1897. Nr. 190.
— Die Jagd bei den Huzulen. In: Oesterr.-ungar. Forst- und Jagd-Zeitung. Bd. XV. Wien 1897. Nr. 38.
— Haus und Hof bei den Rusniaken. In: Globus LXXI. 1897. Nr. 9. S. 133—142.
— Bei den Huzulen im Pruththal. In: Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. XVII. 1897. S. 210—224.
— Die Herkunft der Deutschen in der Bukowina. In: Aus allen Welttheilen. XXVIII. 1897. Nr. 9.
— Die culturelle Bedeutung der Deutschen in der Bukowina. Ebenda. Nr. 29.
— Lieder, Neckreime, Abzählverse, Spiele, Geheimsprachen und allerlei Kunterbunt aus der Kinderwelt. In der Bukowina und Galizien gesammelt. In: Zeitschrift des Vereines für Volkskunde. VII—VIII. 1897—1898.
— Ethnographische Streifzüge in den Ostkarpathen. In: Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft. XXVIII. 1898. S. 223- 249.
— Das Wild und der Wildglaube der huzulischen Jäger. In: Forst- und Jagd-Zeitung. XVI. 1898. Nr. 7.
— Jagdaberglaube und Jagdgeheimnisse bei den Huzulen. Ebenda. Nr. 12.
— Fischerei bei den Huzulen. Ebenda. Nr. 15.
— Viehzucht und Graswirthschaft bei den Huzulen. In: Wiener landwirtschaftliche Zeitung. 1898. Nr. 91.
— Hirtensitten und Hirtenglaube bei den Huzulen. Ebenda. Nr. 94.
— Volksüberlieferungen der Pidhireane. In: Globus LXXIII. 1898. Nr. 15 und 16.
— Die Lage der Deutschen in der Bukowina. In: Aus allen Welttheilen. XXIX. 1898. Nr. 3.
— Deutsche Volkslieder aus der Bukowina. In: Frankfurter Zeitung. 1898. Nr. 157.
— Aus der Volksüberlieferung der Rumänen in der Bukowina. Ebenda. Nr. 264.
— Bei den Rusniaken am Pruth und Dniestr. In: Beilage zur Allgemeinen Zeitung. München. 1899. Nr. 196.



Kaindl Raimund F. — Zauberglaube bei den Huzulen. In: Globus LXXVI. 1899. Nr. 15—17.
— Beiträge zur Volkskunde des Ostkarpathengebietes. In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VI. 1900. S. 226—248

Kipper H. — Die Zwölfergasse in der deutschen Colonie Illischestie. In: Bukowiner Bote. 1898. Nr. 7.

Kipper Michael. — Die Culturmission der Deutschen in der Bukowina. In: Bukowiner Nachrichten. 1899. Nr. 3143—3149.
— Die Deutschen in der Bukowina In: Bukowinaer Post. Czernowitz. 1899. Nr. 844 und Bukowinaer Bote. 1899. Nr. 20. Beilage.

Kochanowska Auguste v. — Vom rumänischen Bauernhaus in der Bukowina. In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde. IV. 1898. S. 203—206.
— Ostereier in der Bukowina und Galizien. Ebendaselbst. V. 1899. S. 155—161.

Konjatinski Peter. — Huzulenbilder Erinnerung aus den Jugendjahren (ruthenisch). In: Bukowynski Wjidamosty. V. 1899. Nr. 8—11 und Bukowyna. 1899. Nr. 8.

Kozaryszczuk Basil. — Safranko. Huzulenmärchen (rutenisch). Aufgezeichnet in Ploska. In: Nauka. XXVI. Wien 1897. S. 135—147.
— Das Opfer und die opfernden Kinder. Huzulenmärchen (rutenisch). Aufgezeichnet in Ploska. Ebenda. S. 283—290.
— Kapschuk. Huzulenmärchen aus Czornohuzy (rutenisch). Ebenda. S. 465—472.
— Der Eber und der dumme Sohn der Witwe. Huzulenmärchen. Aufgezeichnet in Ploska (rutenisch). Ebenda. S. 698—702.
— Lubaročka. Huzulenmärchen. Aufgezeichnet in Rostoki (rutenisch). Ebenda. XXVII. 1898. S. 446—453.
— Der grosse und kleine Sonderling. Huzulenmärchen (rutenisch). Ebenda. S. 648—658.
— Der Prinz und die Schusterstochter. Aufgezeichnet in Sergie (ruthenisch). Ebenda. S. 162—168.
— Der Stösser. Märchen (rutenisch). In: Bukowin Wjidomosty. III. 1897. Nr. 7—8.
— Jarema. Huzulenmärchen (rutenisch). Aufgezeichnet in Ploska. Ebenda. Nr. 20—21.
— Huzulische Liebeslieder (rutenisch). Ebenda. IV. 1898. Nr. 16 und 17.
— Lieder über Miron Štola. Aufgezeichnet in Koniatyn (rutenisch). In: Etnografičnyj Zbirnik. V. Lemberg. 1898. S. 33 ff.

Kupczanko Gregor. — Unser Volk (rutenisch). Wien 1897. 8°.

Marian S. Fl. — Die Musik bei den Rumänen (rumänisch). In: Patria III. 1899. Nr. 227.
— Joimăriţa (Gründonnerstag). Studie aus der rumänischen Mythologie (rumänisch). Ebenda. Nr. 233.
— Strechia (Biesfliege). Aus den Sitten und Gebräuchen der Rumänen in Hinsicht auf die Insecten (rumänisch). Ebenda. Nr. 259—261.
— Das Schneeglöckchen (rumänisch). Ebenda IV. 1900. Nr. 365.
— Die Feiertage bei den Rumänen. Eine ethnographische Studie (rumänisch). I—III. Bukarest 1898—1901. 8°.

Molosi Miron und Ilarion. — Volkslieder (rumänisch). In: Desteptarea. V. 1897. Nr. 4.

Nussbaum Anton. — Am Pruth. Eine Bauerngeschichte aus der Bukowina. In: Czernowitzer Zeitung. 1898. Nr. 196.

Owczynnikow P. — Nachrichten aus Bielakiernitza (russisch). Czernowitz 1898. 8°.

Palaghioi Iftimie. — Volkslieder, gesammelt in Požoritta (rumänisch). In: Desteptarea. V. 1897. Nr. 7.

Panaitescu Lucretia. — Zur Ethnologie der heutigen Rumänen. Diss. Zürich 1898. 8°.

Polek Johann. — Die Lippowaner in der Bukowina. I—III. (Sep.-Abdr. aus d. Jahrbuche d. Bukow. Landesmuseums). Czernowitz 1896—1899.
— Wie die Deutschen in die Bukowina kamen. In: Bukowinaer Bote. 1897. Nr. 2.



Polek Johann. — Das Deutschthum in Czernowitz. Ebenda. 1898. Nr. 4.
— Radautz. Ebenda. Nr. 6.
— Das Deutschthum in Sereth. Ebenda. Nr. 8.
— Das Deutschthum in Suczawa. Ebenda. Nr. 10.
— Die confessionellen Verhältnisse der Bukowiner Deutschen. Ebenda. Nr. 11.
— Das deutsche Bauernhaus in Molodia. Ebenda. Nr. 14 und 15.
— Das Weihnachtsfest bei den Deutschen der Czernowitzer Vorstadt Rosch. Ebenda. 1899. Nr. 16.
— Die Anfänge der Deutschen Besiedelung der Bukowina unter der Militärverwaltung. Ebenda. Nr. 17 und in Sonderabdruck. Czernowitz 1899. 8°.
— Volksthümlicher Brauch bei Geburt und Taufe in Jakobeny. Ebenda. Nr. 19.
— Karlsberg. Ebenda. Nr. 20.
— Zur Geschichte von Fürstenthal. Ebenda. Nr. 22.
— Die magyarischen Ansiedlungen Andrasfalva, Hadikfalva und Joseffalva in der Bukowina. Czernowitz 1899. 8°.

Romstorfer Carl. — Das Rosenfest in Hlinitza. In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde. IV. 1898. S. 154.
— Holzarbeiten der Bukowinaer Zigeuner. Ebenda. VI. 1900. 49—53.
— Die deutsche Colonie und das Bauernhaus in Karlsberg. In: Wiener Landwirthschaftliche Zeitung. 1899. Nr. 98.

Syniuk J. — Huzulen. Eine Erzählung aus dem rutenischen Gebirge. In: Bukowiner Nachrichten. 1899. Nr. 3252—3278.

Sidoriuc Demeter. — Volkslieder. Gesammelt in der Gemeinde Teschoutz (rumänisch). In: Desteptarea. V. 1897. Nr. 19.

Smal-Stocki Stephan. — Das rutenische Volk (rutenisch). Czernowitz 1897. 8°.

Stefanelli T. V. — Der Schatz des Pintea. Eine Sage (rumänisch). In: Patria. IV. 1900. Nr. 367.

Weselowski Illie. — Die Heilquelle bei Sereth. Eine Sage (rumänisch). In: Şezătoarea. III. 1897. Nr. 12.
— Drei Sagen aus der Serether Gegend (rumänisch). Ebenda. IV. Nr. 6—8.
— Die alte Tracht der Rumänen in den Städten der Bukowina. In: Bukowinaer Post. Czernowitz 1897. Nr. 569.

Worobkiewicz Isidor. — Huzulisches Gebet (rutenisch). In: Bukowynski Wjidomosty. 1898. Nr. 42—43.

V. Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

a) Verein.

1. Jahresversammlung.

Am 3. April, Abends 7 Uhr, fand unter dem Vorsitze des Herrn Präsidenten Seiner Erlaucht Grafen *J. Harrach* die Jahresversammlung des Vereines für österreichische Volkskunde statt. Der im ersten Hefte dieses Bandes der Zeitschrift mitgetheilte Jahresbericht des Herrn Präsidenten sowie der Thätigkeitsbericht des Museumsdirectors *Dr. M. Haberlandt* per 1901 wurden mit lebhaftem Beifalle aufgenommen. Dem Herrn Cassier *F. X. Grössl* wurde nach vorgetragenem Cassabericht pro 1901 einstimmig das Absolutorium ertheilt. Nach dem geschäftlichen Theile hielt Herr *Dr. O. Jauker* einen mit warmem Beifalle aufgenommenen Vortrag über „Die Versinnlichung im Volksglauben".

2. Tauschverkehr.

Der Tauschverkehr unserer Zeitschrift wurde ausgedehnt auf die nachfolgend verzeichneten Organe:

Germanisches Museum in Nürnberg.
Städtisches Museum in Steyr.
Museumsgesellschaft in Wal.-Meseritsch.
Ševčenko, Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg.

3. Auszeichnung.

Der VII. Band der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde" wurde von Allerhöchstseiner Majestät dem Kaiser wie die vorigen Bände der Huldreichsten Annahme für die Allerhöchste Familienfideicommissbibliothek gewürdigt.

4. Subventionen und Spenden.

Dem Verein für österreichische Volkskunde sind pro 1902 bisher die folgenden Subventionen zugekommen: Vom hohen k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht 6000 Kronen, von der Gemeinde Wien (pro 1901) 1200 Kronen, von der löblichen niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer 800 Kronen, von Seiner k. u. k. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog *Ludwig Victor* 100 Kronen, vom Bankhaus S. M. v. Rothschild 100 Kronen.

b) Museum.

1. Besichtigung des Museums durch Seine Majestät des Kaisers am 22. April.

Am 22. April, fast genau fünf Jahre nach dem ersten huldvollen Besuche Seiner Majestät in unserem Museum, erfuhr unser Institut die hohe Auszeichnung, neuerlich von Allerhöchstseiner Majestät einer eingehenden Besichtigung gewürdigt zu werden. Zum Empfange des Monarchen hatten sich im Museum eingefunden: der hohe Protector desselben Seine k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog *Ludwig Victor* mit höchstdessen Obersthofmeister Sr. Excellenz dem Herrn Grafen *Max Thun-Hohenstein*, Seine Excellenz der Herr Oberstkämmerer Graf *Hugo Abensperg-Traun* mit dem Herrn Kanzleidirector des hohen k. u. k. Oberstkämmereramtes Hofrath *Wilh. Freiherrn v. Weckbecker*, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums Herr Hofrath *Dr. Franz Steindachner*, der Präsident der Börsenkammer Herr *Vincenz Miller v. Aichholz* als Hausherr, das Präsidium des Vereines, vertreten durch den Ehrenpräsidenten Se. Excellenz *Dr. J. A. Freiherr v. Helfert*, Vicepräsidenten Commercialrath *Oscar Edler v. Hoefft* und Schriftführer *Dr. M. Haberlandt*. Der Herr Präsident Se. Erlaucht Herr *Graf J. Harrach* befand sich gerade auf einer im Interesse des Vereines zur volkswirthschaftlichen Hebung des Königreiches Dalmatien unternommenen Reise in Spalato und vermochte nicht mehr rechtzeitig in Wien einzutreffen, Herr Vicepräsident Hofrath *Dr. V. Jagić* befand sich auf einer Studienreise in Italien. Ausserdem versammelten sich die Ausschussräthe Hofrath *A. Ritter v. Vuković*, *Dr. J. Fessler*, Director *Josef Kahané*, *Prof. Dr. Paul Kretschmer*, Bibliothekar *Julius Thirring*, Verwalter *Franz X. Grössl*, Fabriksbesitzer *Josef Salzer*.

Der Kaiser erschien in Begleitung des Generaladjutanten General der Cavallerie Grafen Paar und des Flügeladjutanten Oberst Fürst Dietrichstein, und wurde beim Eingange vom Präsidenten Miller v. Aichholz begrüsst und vom Erzherzog Ludwig Victor und den übrigen Herren in das Museum geleitet. Dort richtete *Freiherr v. Helfert* in Vertretung des in Dalmatien weilenden Präsidenten eine Begrüssungsansprache an den Monarchen, in welcher er an den ersten Besuch des Kaisers vor genau fünf Jahren erinnerte und auf den mächtigen Aufschwung des Museums seit dieser Zeit hinwies und die Aufgabe des Museums als eine Fortsetzung des Gedankens bezeichnete, welcher im Kronprinzenwerke „Die Oesterreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" Ausdruck fand. Zugleich wies Freiherr v. Helfert auf die vollständig unzulänglichen Räumlichkeiten hin, welche eine gedeihliche Fortentwicklung des Museums geradezu unterbinden. *Seine Majestät der*

Kaiser erwiderte die Ansprache, indem er seiner Freude Ausdruck gab, sich vom den grossen Fortschritten des Museums seit seinem ersten Besuche überzeugen zu können. Er sprach seine volle Anerkennung über den patriotischen Gedanken des Instituts aus, welcher seinem Herzen wohlthue. Hierauf erfolgte die Vorstellung der Museums- und Vereinsfunctionäre. Unter Führung des Directors *Dr. M. Haberlandt* besichtigte hierauf der Kaiser in dreiviertelstündigem Rundgang die Neuaufstellung der Sammlungen, wobei der Monarch dem Dr. Haberlandt gegenüber wiederholt seinem hohen Interesse an den volksthümlichen Gegenständen und den schönen alterthümlichen Trachten Ausdruck gab. Zum Schlusse wurde dem Monarchen der Führer durch das Museum überreicht, wobei sich der Kaiser neuerlich sehr anerkennend und lobend über die reichen Sammlungen aussprach.

2. Besuch des Museums.

Corporative Besichtigungen erfolgten durch die nachfolgenden Schulen und Vereine:

1. Genossenschaftliche Fortbildungsschule der Buchbinder.
2. Socialpolitischer Verein.
3. Ingenieur- und Architekten-Verein.
4. Corps der k. k. Sicherheitswache, in wiederholten Partien.
5. Bürgerschule XVII. Geblergasse 31. Zwei Abtheilungen.
6. Gewerblicher Vorbereitungscurs XVIII. Schulgasse 19. Drei Abtheilungen.
7. Handelsakademie aus Agram.
8. Bürgerschule XVIII. Anastasius Grüngasse 16—18.

3. Vermehrung der Sammlungen 1902.

Ethnographische Hauptsammlung.

1. *Modell* eines *Bauernwagens* und *Schlittens* aus der Umgebung von Wieliczka, Galizien. Geschenk des Herrn *Prof. Ludwig Mlynek* in Tarnów.

2. *Zwei bemalte Ostereier* von Kastelruth. Geschenk des Herrn *Alfred Wolfram.*

3. *Kaffeemühle aus Eisen* mit ausgeschnittenen Doppeladlerornamenten verziert. Gesammelt von Herrn *Dr. Richard Kulka* in Wien.

4. *Ein Männer- und ein Frauencostüm* aus Wallachisch-Meseritsch. Angekauft von Herrn *E. Domluvil* in Wal.-Meseritsch.

5. Sammlung von Herrn *Alexander Hausotter* aus dem Kuhländchen. II. Theil. *123 Stück Haus- und Webergeräthe, Handwerkzeuge etc. — Zwei Wiegen. — Drei Sessel. — Bett. — Truhe. — Kasten. — Eckkastel. — Geschirrkasten. — Zwei Tellerrechen. — Zwei Geschirrrechen. — Tisch.*

6. *Wirthshausschild zum Bären* von Kaumberg. Angekauft von *Franz Manderle.*

7. *Pulverhorn aus Hirschhorn* mit eingeritzten Verzierungen. — *Taschenmesser* mit eingesteckter Gabel, zwei Klingen, Säge, Ahle, Bohrer, Schraubenzieher. Angekauft vom Förster *Albin Redl* in Gross-Lukov.

8. *Rosenkranz* aus Schwaz in Tirol. Geschenk von Ehrw. Herrn *Aldis.*

9. *Branntweinkrug* aus Majolika mit Hirsch und Vogel 1725 von Mähren. Angekauft von *stud. jur. Massner.*

10. *Pferdegeschirr* aus Leder mit färbigen Lederstreifen verziert. Tirol. Geschenk des Herrn Fabrikanten *Josef Salzer* in Wien.

11. *Zwei Ostereier*, bunt bemalt. Aus Wessely a. d. March. Geschenk des Herrn *J. Strakosch* in Wien.

12. *Sonnenring* aus Messing. Von Schwatz in Tirol. Geschenk des Herrn *Alfred Wolfram.*

13. Collection des Herrn Major-Auditor *A. Hajdecki.* Ankauf. Guslen, Pfeifen, Löffel, Rückenkratzer etc. aus Bosnien, polnischer Frauengürtel aus Silber (Galizien) 14 Stück.



14. *Zwei Frauenhauben*, aus Waldegg a. d. Piesting. Geschenk des Herrn *Dr. Otto Müller* in Wien.

15. *Strohhut und Mieder*, aus Niederösterreich. Geschenk des Fräulein *Mathilde Waldmann* in Altenmarkt.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Ausstellung im Museum wurden überlassen:

1. *Eine Sammlung volkskundlicher Objecte* von Herrn *Franz Gaul*, und zwar: *Jüdisches Brautkrönchen* aus Galizien. — *Dudelsack* aus Holz mit Messing montirt aus Galizien. — *25 Trachtenstücke* aus den Alpenländern und aus Mähren. — *Zwei Männercostüme* aus Bosnien. — *Drei Frauencostüme* aus Bosnien. *26 Krippenfiguren*. — *Kette* aus Knochen, Perlen, Samen etc. — *Reliquie, Holzkapsel* mit drei Gläsern und Silberchenille. — *Amasdedl* aus Chenille.

2. *Zwei Schilde* mit biblischen Darstellungen bemalt; 17. Jahrhundert; vermuthlich von Volksschauspielen stammend. Von Herrn Oberlieutenant a. D. Ritter v. *Kiessling* in Wien.

3. *Costüm eines Bocchesen*. Cattaro. Von Herrn Grafen *Julius Draskovich* in Wien.

Bibliothek.

Zuwachs seit dem letzten Ausweise vom 15. December 1901 circa 90 Nummern, darunter:

1. *Franz Zell:* Volkskunst im Allgäu; Festschrift zur landwirthschaftlichen Ausstellung in Kaufbeuren im Jahre 1901.

2. *August Thiersch:* Das Bauernhaus im bayerischen Gebirge und seinem Vorlande. Verlag: Süddeutsche Verlagsanstalt, München.

3. *Alois John:* Festschrift anlässlich des Fahnenschwingens der Fleischerzunft in Eger am 3. September 1901. Im Selbstverlage. Eger 1901.

4. *Robert Petsch*: Neue Literatur zur Volkskunde. Braunschweig. George Westermann.

5. *Oesterreichisch-ungarische Revue*. Herausgegeben und redigirt von *A. Mayer Wyde*, Wien.

6. *Naučno-literaturni Sbornik*. Periodisch herausgegeben von der galizisch-russischen Matica. Lemberg.

7. *L. Niederle, F. Pastrnek, J. Polívka, J. Zubaty. Vestnik* slovanské filologie a starozitnosti etc.

8. *Deutsche Arbeit*. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. München, Prag. Verlag von *G. D. W. Callwey*.

9. *Das Bauernhaus in Oesterreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten*. Herausgegeben vom Oesterreichischen Ingenieur- und Architektenverein. Verlag des Vereines in Wien und Gerhard Kühtmann in Dresden. 1901.

10. *Raimund Friedrich Kaindl:* Das Ansiedlungswesen in der Bukowina seit der Besitzergreifung durch Oesterreich. Mit besonderer Berücksichtigung der Ansiedlung der Deutschen. Mit Benützung der urkundlichen Materialien aus dem Nachlasse von *J. A. Wickenhauser*. Innsbruck. Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung. 1902.

11. *Augusta Bender:* Oberschefflenzer Volkslieder und volksthümliche Gesänge.

12. *Dr. J. Pommer:* Niederschrift der Weisen von Dr. J. Pommer. Herausgegeben vom Deutschen Männergesangsverein in Wien. Karlsruhe. Verlag von G. Pillmeyer. 1902.

13. *Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen* von *Dr. Eduard Langer*. Braunau i. B. Selbstverlag.

14. *Jahrbuch des Schweizer Alpen-Club*. 36. Jahrgang. Bern. Verlag des S. A.-C. Schmid & Franke nebst: *Beilagen zum Jahrbuch des Schweizer Alpen-Club*. Band XXXVI.

15. *E. Hoffmann-Kreyer:* Die Volkskunde als Wissenschaft. Zürich. Commissions-Verlag von Fritz Amberger. 1902.

16. *Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich*. Herausgegeben vom Vereine für Landeskunde von Niederösterreich. Redacteur *Dr. Anton Mayer*.



17. *Dr. Oscar Hovorka Edler v. Zderas*: Volksmedicin auf der Halbinsel Sabbioncello in Dalmatien. Wien 1901. In Commission bei C. Gerold's Sohn.

18. *Dr. Rudolf Meringer*: Die Stellung des bosnischen Hauses und Ethymologien zum Hausrath. In Commission bei C. Gerold's Sohn. Wien 1901.

19. *Dr. Josef Pommer*: 444 Jodler und Juchezer aus Steiermark. Wien 1901. Wiener Musikverlagshaus, vorm. F. Rörich.

20. *Dr. Josef Pommer*: Heitere deutsche Volkslieder für vierstimmigen Männerchor. „Wiener Musikverlagshaus."

21. *Dr. Josef Pommer*: Echte deutsche Volkslieder im Satz für gemischten Chor. „Wiener Musikverlagshaus."

22. *Dr. Josef Pommer*: Deutsche Volkslieder für vierstimmigen Männerchor. „Wiener Musikverlagshaus."

23. *Josef Wenzig*: Westslawischer Märchenschatz. Leipzig. Verlag v. Carl B. Lorek. 1867.

24. *Baron Rajacsich*: Das Leben, die Sitten und Gebräuche der im Kaiserthume Oesterreich lebenden Südslawen. Wien. Alfred Hölder. 1873.

25. *Franz Kiessling*: Das deutsche Fest der Sommersonnenwende, beleuchtet in Müthe und Meinung, Glaube und Brauch des Volkes. Horn. 1900. Verlag des Bundes der Germanen in Wien.

26. *Franz Andress*: Geschichte der Stadt Dobrzan. 1901. Selbstverlag des Verfassers. Druck von Hermann Holub in Tachau.

27. *Dr. Otto Lauffer*: Sammlungen zur Volks- und Alterthumskunde Pommerns. Sonderabdruck aus den Mittheilungen des germanischen Nationalmuseums. 1901.

28. *Selský archiv*. Časopis pro obecni i kulturni dějiny selského stavu, hlavně moravského i Slezského. Nákládá selská jednota v Olomouci. Rediguje *V. Prašek*.

29. *Anzeiger des germanischen Nationalmuseums*. Nürnberg. Verlagseigenthum des Germanischen Museum.

30. *Katalog* der im *germanischen Museum* befindlichen *Bronzeepitaphien* des 15. bis 18. Jahrhunderts. Nürnberg 1891. Verlag des germanisches Museums.

31. *Katalog* der im *germanischen Museum* vorhandenen zum Abdrucke bestimmten geschnittenen *Holzstöcke* vom 15. bis 18. Jahrhundert. Mit Abdrücken von solchen. Erster und zweiter Theil. Nürnberg. Verlag des germanischen Museums.

32. *Katalog* der im *germanischen Museum* befindlichen *vorgeschichtlichen Denkmäler. (Rosenberg'sche Sammlung.)* Nürnberg 1887. Verlag des germanischen Museums.

33. *Katalog* der im *germanischen Museum* befindlichen *Kartenspiele* und *Spielkarten*. Mit Abbildungen. Nürnberg 1886. Verlag des germanischen Museums.

34 *Katalog* der im *germanischen Museum* befindlichen *Kunstdrechslerarbeiten* des 16. bis 18. Jahrhunderts aus Elfenbein und Holz. Mit Abbildungen. Nürnberg 1891. Verlag des germanischen Museums.

35. *Katalog* der *Gewebesammlung des germanischen Nationalmuseums*. I. Theil: Gewebe und Wirkereien, Zeugdrucke. Verfasst von *Dr. Theodor Hampe*. II. Theil: Stickereien, Spitzen und Posamenteriearbeiten von *Dr. Hans Stegmann*.

36. *Dr. Otto Lauffer*: Herd und Herdgeräthe in den nürnbergischen Küchen der Vorzeit. Sonderabdruck aus den Mittheilungen des germanischen Museums. 1900. I—V.

37. *Hans Bösch*: Ein süddeutsches bürgerliches Wohnhaus vom Beginn des 18. Jahrhunderts. (Mit 14 Tafeln.) Nürnberg 1897. Sonderabdruck aus den Mittheilungen des germanischen Nationalmuseums.

38. *Franz Franziszi*: Culturstudien über Volksleben, Sitten und Gebräuche in Kärnten. Nebst Kärtner Märchen im Anhange. Mit einem Geleitbrief von Peter Rosegger. Herausgegeben vom Grillparzer-Verein. Leipzig, Naumburg a. S. Verlag von Gottfried Pötz. 1902.

39. *Deutsche Gaue*. Zeitschrift für Heimatforschung und Heimatkunde. Herausgeber C. Frank. Kaufbeuren. Commissionsverlag Meiller-Kaufbeuren. Bd. III. Heft 41 und 42.

40. *Dr. O. Brenner*: Unsere Bauernhäuser. Würzburg 1899. Sonderabdruck aus dem Schulanzeiger für Unterfranken und Aschaffenburg.



41. Materiaux pour l'ethnologie ukraino-ruthène publiés par la Commission ethnographique sous la redaction de Th. Volkor. Société scientifique de Chevtchenko à Léopol.

42. *Dr. Franz Tetzner*: Die Slawen in Deutschland. Beiträge zur Volkskunde der Preussen, Litauen und Letten, der Masuren und Philipponen, der Tschechen, Mährer und Sorben, Polaben und Slowinzen, Kaschuben und Polen. Braunschweig 1902. Druck und Verlag Friedrich Vieweg & Sohn.

43. *Prof. Dr. G. Polívka*: Bjěležki kim přikazkit v Sapkarev's Sbornik ot bulgarstei narodni umotvorenja. Sophia 1901.

44. *Gertrud Züricher*: Kinderlied und Kinderspiel im Canton Bern. Nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt. Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Verlag dieser Gesellschaft. Zürich 1902.

45. *Dr. Michael Urban*: Ueber Volksheilmittel als Beitrag zur Volksheilkunde in Deutschböhmen. Sonderabdruck aus der „Prager Medicinische Wochenschrift" XXVII. 1902. Selbstverlag.

46. *Ringlekar på Skansen*. Utgifna af Nordiska Museet. Stockholm 1901. 2. Auflage.

47. *Dr. Georg Hager*: Die Weihnachtskrippe. Ein Beitrag zur Volkskunde und Kunstgeschichte aus dem bayerischen Nationalmuseum. München 1902. Commissionsverlag der Gesellschaft für christliche Kunst.

48. *Dr. J. Hunziker*: Das Schweizerhaus nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Erster Abschnitt: Das Wallis. Aarau. Druck und Verlag H. R. Sauerländer & Co. 1900.

Photographien.

1. Photographie hausindustrieller Arbeiten aus Holz am Petermarkt in Czernowitz. Geschenk des Herrn Regierungsrathes *C. A. Romstorfer* in Czernowitz.

2. Zwei Photographien der Martinskirche am Martinsberg bei Tarnow. Geschenk des Herrn *Prof. L. Mlynek* in Tarnow.

3. Zwei Photographien von Holzschnitzarbeiten aus Vorarlberg. Geschenk von *E. Baumann* in Strassburg.

4. Photographie einer Altegerländer Gewandtruhe. Geschenk des Herrn *Wolfram Ernst*.

5. Sechs Photographien von Volkstypen und Fischerhütten aus der Lagune von Aquileja. Geschenk des Herrn *Prof. Dr. A. Petak* in Görz.

(Fortsetzung folgt.)

Schluss der Redaction: 15. Juni 1902.



I. Abhandlungen und grössere Mittheilungen.

Die „Hienzen".

Eine ethnographisch etymologische Studie von Dr. J. W. Nagl, Wien.

Ein arbeits- und unternehmungslustiges, aber ebenso lebensfreudiges deutsches Völklein wohnt jenseits der Leitha und der steierischen Grenze in Ungarn. In Wien ist dieser *„Ungar"*, als der er sich stets mit Stolz bekennt, ein häufiger Gast: als »Heankramer« (Hühnerhändler), als Kräutler, als Schweinehändler ist er eine stehende Figur unseres Marktes: er lässt sich mitunter auch »Krawat« benamsen, weil thatsächlich nach den Türkenkriegen in einzelnen Orten seiner Heimat die dreizüngigen »Wasserkroaten«, welche ebenso geläufig mundartliches Deutsch und Ungarisch, wie ihr angestammtes Kroatisch reden, als Colonisten aus Kroatien angesiedelt wurden. — »Hienzinnen« verkaufen in Wien auch Honig und verschiedenes Obst oder gehen mit hienzischen Männern auf Taglohn zu Bauarbeiten, wo sie der frühjährlichen böhmischen Einwanderung, den sogenannten »Steinschwalben«, wirksame Concurrenz bieten.

Aber dieses praktisch so rührige Völklein ist auch an idealem Geistesleben nicht arm. Sein Schatz an alter deutscher Volkspoesie ist reicher als der irgend eines deutschen Nachbarstammes. Man braucht nur die Publicationen *Bünker's* in der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde« durchzusehen, um zu erkennen, dass von den singenden und sagenden Hienzen noch viele Erscheinungen der Volkspoesie ganz bewahrt worden sind, von denen selbst die conservative Püttner Mark nur Bruchstücke und Spuren aufweist. Es liegt dieser Uebelstand leider in der modernen Sucht, von der »deutschen« Schule aus das Volksleben zu nivelliren — einer Sucht, die an der ungarischen Grenze Halt machen muss. Die magyarische Schule kann eben nur ganz äusserlich, aber nicht tief einschneidend das bodenbeständige deutsche Volksthum beeinflussen.

Wir werden in unserer »Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte« (Wien, Fromme) aus der Feder des Oberschützer Seminar-Ehrendirectors und Schriftstellers Johannes *Ebenspanger*, sowie nach der handschriftlichen Sammlung des Szathmárer Bischofs Michael *Haas* († 1866), die sich in unserem Besitze befindet, den einzelnen Richtungen der hienzischen Volksdichtung möglichst gerecht werden: für heute sei nur auf die reichlichst entwickelten *Spottmären* hingewiesen, welche ein altes Erbstück deutscher Volksdichtung bedeuten: die »Schild-« und »Lalenbürger« sind ein älterer Ast dieses Stammes .Und wenn die Gottscheer Spottmären ,zum Beispiel auch die Reifnitzer, nur als literarische Eindringlinge — vielleicht auf Grund älterer heimischer — von *A. Hauffen* erkannt wurden, so sind die von

Haas aufgezeichneten *„Heanzischen Schwabenstreiche“* um so sicherer heimische Originale. Dieselben werden auf eine bestimmte Ortschaft von den spöttelnden Nachbarn localisirt, und so sind in der That die »Günser« allerseits als die »Kotzenhienzen« verschrien: Günser Tuchmacher hätten einst, als ein Cavallerieoberst ihnen einen alten durchlöcherten Pferdekotzen als Muster für eine Kotzenlieferung übersandte, lauter Kotzen mit ganz congruenten Löchern geliefert. Der Marktflecken Rechnitz ist von den *„Lercherltreibern«* bewohnt, am Neusiedlersee, nahe dem Schlosse Esterházy, hausen die *„Hechtenstutzer“*, in Eisenstadt die *„Schwalbenfanger“*, in Rattersdorf bei Güns die *„Pfluiradhienzen“*, an der steierischen Grenze die *„Pumhienzen“* — sonst gibt es noch die *Spiegel-*, *Heu-*, *Stroh-*, *Floh-*, *Brei-*, *Muader-*, *Schuissprügel-*, *Tram-*, *Knödel-*, *Quáckerl-*, *Knofel-*, *Lumpel- und Leber-*, *Hüttrich-*, *Murken-* (Möhren-), *G'hürn-*, *Galgenhienzen*, die *Schrollenpuffer* u. s. w. Zu all diesen Spottnamen wird je ein artiges Histörchen, auch deren mehr, erzählt.

Aber auch der Name »Hienzen« selbst ist nur ein Spottname. Sie selbst bezeichnen sich als »Deutsche« und als »Ungarn«, je nachdem eben ihre Volks- oder Landesangehörigkeit in Betracht kommt. Aehnliches gilt ja auch von den ungarischen »Schwaben«. Nur im Spotte oder im Aerger geben sich die »Hienzen« auch untereinander diese räthselhafte Bezeichnung. Ich sage räthselhaft, denn wohl kein ethnographischer Name ist so verschiedenartig ausgelegt worden, wie dieser. Weil nämlich der »hienzische« Volksstamm nicht nur in Westungarn bei 340.000 Angehörige zählt, sondern mit den Stammesangehörigen in den niederösterreichischen Manhartsvierteln und in Oststeiermark die halbe Million weit überschreitet, so hat sich auch die Gelehrsamkeit mit ihm befasst und schickt sich an, dem Spottnamen »Hienzen« ethnographisch ernste Geltung zu verleihen.

Immerhin sind aber auch die Etymologen darin einig, dass der Name zunächst ein Spottname sei. Bischof *Haas*, welcher kritisch am sorgfältigsten die verschiedenen Ableitungen des Wortes »Hienz« abwägt, verweist daher auf »heanzeln«, »feanzeln«, das ist spotten, aufziehen. Den Namen selbst schreibt er nicht bereinigend »Hienz«, sondern der Aussprache nach »Heanz«; besser noch wäre »Hea^{n}z«, weil das *n* nicht deutlich, sondern nur in der Näselung des »ea« hörbar ist. Gegen Haas' Ableitung muss aber betont werden, dass ein »hänseln« und »fänzeln« (mhd. *vanz*, *venzelîn*) auch im Püttner *„heanz'n“* und *„feanzn“* ihr Seitenstück haben. Jedoch ist *„fea^{n}zn“* das eigentlich gebräuchliche, während das *„hea^{n}zn“* nur als ein zur Noth verstandenes Wort für »spötteln« erscheint. Und wenn auch sonst »utzen« (von Utz = Ulrich) zu »hänseln«, »hea^{n}zn«, »hea^{n}zln«, ein Seitenstück böte, so ist doch das *z* gerade hinter dem vernäselten *n* (aus *s* in »Hans«) schwer erklärlich; ich glaube daher lieber, dieses »hea^{n}zn« statt »fea^{n}zln« setzt eher den Spottnamen »Hea^{n}z« schon vor-

aus, als dass dieser von ihm abgeleitet wäre: der Püttner Dialect ist da von Hienzen-Mären weniger befangen als das Hienzische selbst, lehnt daher das »heaⁿzn« noch immer ab und bleibt bei *„feaⁿzn"*. Und überhaupt bietet mir diese tändelnde Ableitung für einen auch nur spottweisen Stammnamen viel zu wenig *materielle*, im praktischen Treiben selbst enthaltene Grundlage.

Die übrigen Deutungen sind von Bischof *Haas* selbst in einer ungedruckten Abhandlung zurückgewiesen worden: Die Hienzen seien nicht, wie die Ableitung vom mhd. *hinze* = »bis« »zuletzt« will — die letzten oder hintersten Deutschen gewesen, weil Fünfkirchen, Veszprim, Warasdin von Deutschen bewohnt gewesen seien. — Andere wollen die »Hienzen« als Anhänger Heinrichs III. (Heinrich = Heinz) deuten; jedoch kam Kaiser Heinrich gar nicht durch das Land der Hienzen gezogen, seine Anhänger waren zum Theile Magyaren; dass die »Hienzen« zu ihm gehalten hätten, ist gar nicht erwiesen; ebensowenig können dieselben nach Heinrich, Grafen von Güssing benannt sein, welcher, zu Ende des 13. Jahrhunderts »an der Westgrenze der Heanzerei« sesshaft, nicht nur gegen den Thron wiederholt rebellirte, sondern auch gegen die »immer königlich gesinnten« Hienzen seine Waffen kehrte. Uebrigens hätten nach ihm die Hienzen, in Analogie mit den »Wallensteinern«, »Mansfeldern«, denen wir die »Pappenheimer« hinzufügen, nicht »Heinzen«, sondern »Güssinger« heissen müssen. Auch v. Czörnig's Beziehung (Ethnographie II. S. 191 ff.) auf einen mächtigen *Henco*, welcher nach einer Tradition die Burgen Szalonak (Schaining) und Borostyánkő (Bernstein) im Eisenburger Comitat besessen habe, und nach welcher die ganze Gegend Henczonia geheissen habe, weist Haas zurück; denn es erscheine zwar unter Ladislaus IV. (1272—1290) ein *Hencz* als Comes camerae regiae, aber von seiner Sesshaftigkeit auf genannten Schlössern oder dass ein Graf Henco die Hienzen nach Ungarn geführt habe, davon reden zwar »einige belesene Pfarrer etc. unter den Heanzen«. aber die Geschichte wisse davon nichts, während sie doch sonst über Colonisationsvorgänge sorgfältig berichte. Uebrigens komme der Name »Hencz« in Ungarn auch heute noch »bei Stockungarn ebenso wie bei Kerndeutschen«, und zwar ausserhalb der Hienzei vor. Auch heisse letztere lateinisch nicht, wie Czörnig meint, Henczonia — sondern gemäss der alten Wunschformel zu Namensfesten im Eisenburger Comitat: Henkonia. Man wünscht so viele glückliche Jahre »quot (habet) *Henconia* iuniperos et Kemenesalja latrones«.

Gegenüber der Ableitung der Hienzen von den Gothen gibt Haas zwar ganz richtig das Zurückbleiben gothischer Siedler in Pannonien zu, aber den sprachlichen Zusammenhang mit dem Gothischen will er für die Hienzen ebensowenig in grösserem Masse gelten lassen, als den anderwärts behaupteten Zusammenhang mit dem Angelsächsischen. Und wenn in *Frommann's* »Deutschen Mundarten« IV. 315

erwähnt wird, dass im mitteldeutschen »Grabfelde« ***Hêanz***, ***Waldhêanz*** als Spottname für Waldleute gebraucht werde, so nimmt er auch hier die Deutung auf »Heinz«, welche für Thüringen wohl kaum zu bezweifeln ist, ungläubig auf und will nur den Charakter als Spottnamen beachtet wissen. — So läuft nun seine Untersuchung darauf hinaus, dass wir »ersehen, woher der Name ***Heanz nicht*** stamme«, und es erscheint ihm schon von Wichtigkeit, die bisherigen Meinungen als grundlos zu verwerfen.

Wir wollen zunächst auch noch ein bischen mit dem gelehrten Gefasel mitthun, welches Bischof Haas in den eben angeführten Betrachtungen klaren Verstandes gründlich »verworfen« hat. Wir knüpfen an das erwähnte Henkonia an. Seit dem 14. Jahrhundert begegnen uns in *Schlesien* deutsche Schulzereien, so eine in *„Hankendorf“*, das ist *Heinzendorf*;*) wir finden also mitteldeutsches »Hânke« statt »Heinze«, wobei â < ei allbekannt und *k* nur ein anderes Verkleinerungssuffix statt z ist. So würde lateinisch »Henkonia« für die Ableitung von »Heinz« und gleichzeitig für mitteldeutsche Colonisation sprechen. Allein *k* und *z* spielen auch sonst als Suffixe öfters eine gleiche Rolle: wie wir einerseits von »Bock«, »Gueme« (Gaumen), »blinken« die Zeitwörter »bockezen«, »gaimezen« (gähnen), »blinkezen« u. s. w. bilden, so erwächst uns aus »sper« (trocken) ein Zeitwort »sperken«, aus »Schmer« ein Zeitwort »schmirken« = nach Schmer riechen. S. Weinhold, Bair. Gr. § 208 und 216. Wenn wir also auf ein Zeitwort »hüenezen« kämen, so wäre daneben eine Form »hüeneken«, »hüenken« nicht undenkbar. Doch alle diese Ueberlegungen haben am lateinischen »Henconia« keinen soliden Grund: ich denke, dass *Czörnig* doch mit Recht als eigentliche Form Henczonia ansetzt, weil im lebenden Stammnamen »Hienzen« ausschliesslich der z-Laut vorkommt, ein *k* ganz unerhört ist. Es hat wohl ein ungarischer Orthograph zuerst in »Henconia« mit *c* ein cz gemeint, und Spätere haben das c vor o latinisirend als *k* gelesen. Aehnlich schreiben sich Böhmen in Wien Coufal, Hucl, Vaclavek — und werden von Deutschen fälschlich als *Koufal*, *Hukl*, *Waklawek* aufgerufen.

Ich gestehe, dass ich selbst bis in die jüngste Zeit mit all diesen Theorien gekämpft und bald die eine, bald die andere als die wahrscheinlichere angenommen habe, bis ich neulich mitten unter gemeinen Wienern in einer vorortlichen Gasterei eines Besseren belehrt wurde. Vier junge »Heanzen« — zwei Bursche, zwei junge Frauen oder Mädchen — sassen am Nachbartische. Der eine von ihnen — ein schöngewachsener, intelligent aussehender junger Mann, fiel mir sofort durch seine Aehnlichkeit mit Bischof *Haas* auf,**) und ihr Accent sowie ihr Gespräch liessen mir über ihre Herkunft sofort

*) Vergl. „Deutsch-österreichische Literaturgeschichte“ von *Nagl* und *Zeidler*, I. S. 33.

**) Das Porträt aus der k. und k. Familien- und Fideicommisbibliothek im 3. Hefte der „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte“, Band II.

keinen Zweifel. Ich fragte nun einen Wiener, wer diese Leute sein müssten? — *„Hea^{n}kramer“*, war die präcise Antwort; das ist Hühnerkrämer, Geflügelhändler. Damit wollte er aber keineswegs den *Beruf* dieser Hienzen bezeichnen: denn er kannte sie so wenig wie ich. Das ist eine local-*ethnographische* Bezeichnung, wie umgekehrt »Gottscheewer« hier so viel als »Hausirer« bedeutet. Nun fragte ich über die *„Hea^{n}kramer“* im Allgemeinen weiter nach: allenthalben waren sie mit ihrer eigenen hienzischen Tracht bekannt, und man erzählte mir, wie sie in *„Kraksen“* (Körben) die Hühner brachten, auf offener Gasse Gänse, auch Schweine in Schaaren zum Verkaufe dahertrieben. Und in der Hienzei selbst sind die »Hüanlkramer« bekannt: sie werden dort »mit Sehnsucht erwartet«, weil sie für Wien Geflügel zusammenkaufen, wie Haas in einem Schwanke von einem Dorfe bei Güns erzählt. In der Püttner Gegend heissen sie »*Hea^{n}l*handler«, man könnte etymologisch »Hüa^{n}lhandler« schreiben. Von diesen Formen »Hea^{n}kramer«, »Hea^{n}lkramer«, »Hea^{n}lhandler« ist die Brücke zu *„Hea^{n}z“*, wie der Name gesprochen wird, leicht gefunden; nicht durch eine einfache Abkürzung — wie etwa »Kuonrad« in Kuonze«, »Friedrich« in »Fritze«, »Götfried« in »Götze« vereinfacht wurde; denn diese Kürzung ist nur bei Taufnamen gebräuchlich. Sondern wie wir von den Hauptwörtern »Kropf«, »Stück«, »Gueme« (Gaumen), unter Anderem die Zeitwörter »kropfizan«, »stuckizan«, »gaimezen« (Schmeller und Weinhold) bilden, so können wir dem Hauptworte *huon* (Huhn) umso eher ein althochdeutsches *„huonizan“* zur Seite stellen, als auch das seltene, in den Wörterbüchern nicht auffindbare, als Schmähwort noch übliche *„Schweinzer“* althochdeutsches »swînizâri« und ein Zeitwort »swînizan« voraussetzt. Die isolirten, heute nur mehr in Spottnamen erhaltenen, sonst unverstandenen Zeitwörter mhd. hüenezen, dial. *hea^{n}zn*, mhd. swînezen, dial. *schwai^{n}zn* bedeuten also: »mit Hühnern, beziehungsweise Schweinen hantiren oder handeln«; der *hüenze, dial. *„Hea^{n}z“* ist der *„Hühnerhändler“* oder *„Hea^{n}kramer“*.*)

Skeptikern gegenüber, welchen diese Bedeutung zu eng erscheint, da doch die Hienzen — wir schreiben von nun an *„Hüenzen“* — auch viele andere Geschäfte treiben, will ich nur noch erinnern, dass der »Tischler« auch noch Bänke, Kästen, Stühle etc. verfertigt, dass der Spängler nicht bloss mit Spangen, der Schlosser nicht bloss mit Schlössern zu thun hat. Der *Hühnerhandel* ist der besondere Zweig, nach welchem das geschäftslustige Hüenzenvolk im Allgemeinen benamst wurde; es ist ein wenig angesehener Betrieb, der den rührigen Deutschen Westungarns zunächst einen geringschätzigen Spottnamen von aussen her eintrug: sie selbst wehren sich noch bis heute, dass man ihnen denselben im Ernste beilege.

*) Das stn. *huon* erhält einen Umlaut nicht nur in der Verkleinerung *hüenelîn* (dial. Hea^{n}l), sondern im Dialect auch durch falsche Analogie in der Mehrzahl „Hea^n“ (gleichsam *huoni, hüene) wie „Thöre“, „Wässer“ (tea^r, wässer) von „Thor“ (porta), Wasser.

Huhn und Ei in Sprache, Brauch und Glauben des Volkes im oberen Angelthale (Böhmerwald).

Von Josef Blau, Silberberg.

Als ich Stoff zu einer eingehenden volkskundlichen Studie über das Ei sammelte, brachte mich der natürliche Zusammenhang, der besonders in den Mittheilungen des Volkes zutage trat, dazu, dem eigentlichen Thema einen Absatz über das Hühnervolk voranzuschicken; so beginne ich nicht mit dem Ei, sondern mit dem Huhn.

Hühnersteige und Hahnbaum.

In Tirol sollen in mehreren Thälern keine Hühner gehalten werden. Wo? Dagegen gibt es bei uns keine ländliche Familie, die dieses Hausthieres entbehrte. Im Sommer laufen die Hühner bei Tage im Freien herum; erst Abends werden sie in ihren Verschlag oder in den Käfig, die Hühnersteige, gelockt. Der Verschlag unter der Bodenstiege im Vorhause ist das »henakawal« (Diminutiv von kowl, Kobel, vergl. Taubenkobel). Der Lockruf lautet: »Hittštai, biba(r)la, hittštai!« Das »hitt« wird mit der Fistel gesprochen. Zum »štai« fällt die Stimme um eine kleine Septime. Der Käfig heisst kurzweg die Stiege, t štai, auch die Hühnersteige, t henaštai; eine dem Rufe hittštai entsprechende »Hüttsteige« ist nur aus der Dialectform und der naheliegenden Analogie zu erschliessen, vielleicht eine anderswo übliche Bezeichnung der Steige? Der Ausdruck Hühnersteige wird auch auf kleine Wohnungen, Bodenzimmer u. s. w. angewendet, und zwar in bildlichem und keineswegs schmeichelhaftem Sinne; ebenso der Ausdruck »Kobel«, aber meistens in der Zusammensetzung »Taubenkobel«.

Einen guten Trost spendet der Vierzeiler:

We bisten *) so traure,
Du dolkata Bua,
D' Welt is koa(n) Henastei,
Menscha gi(b)tts gnua!

Häufig befindet sich die Hühnerwohnung über dem Schweinestalle oder unter dem Schupfendache. Dann führt auch eine regelrechte Stiege hinauf: ein schräg befestigtes Brett, an das stufenartig Holzstäbchen angenagelt sind. In der Oedenburger Gegend heisst dieser Raum ober dem Schweinestall das »hia(n)pend'l. **)

Das hölzerne Gefäss vor der Hühnersteige, das länglich gebaut ist und mehrere Abtheilungen für trockenes Futter und Wasser enthält, heisst das henagrantl (von grond, Wasserbehälter) und auch hena-r-ouš.

---

*) Warum bist Du denn. We, vewe = warum.

**) Bünker, Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Oedenburg. Mitth. d. anthrop. Gesellschaft in Wien. XXIII. Jahrg., 1893.

Vergl. das Schnadahüpfl:

Durt omat am Bea(r)gla
Is a Henagrantl,
Do raffand zwej(n) Schwai(n) da [auch Jaga]
Um a Fiadabantl.*)

Der Querbalken in der Steige, auf dem die Hühner des Nachts sitzen, ist der Hahnbaum, da ho[n]bam. Dazu der Vierzeiler aus Rothenbaum:

Weisse**) Henastei, grejna Ho[n]bam,
Wen ma[n] Schoz kam, wa-ra-r-o[n] gnam [angenehm],
Wen a net kimt, is 's ma-r-oa[n] Din[g]
Mou e hold a inloi[n]ds li[g]n [allein liegen].

Wozu die Hühnersteige noch dienen kann:

Sexmol hon i mei[n] Deanderl gliabt:
's erstemol in da Wia[g]n,
's zweitemol af da Henastei,
's drittemol af da Stia[g]n,
's viatemol in Gåa[r]tn drausst,
's fimpftmol am Heu,
's sextmol, i soch engs frei,
Wåa-r-a [auch] neamt dabei.

Die Hühnersteige hat auch einem 415 *m* hohen Berge in der Nähe von Hadersdorf bei Wien den Namen gegeben.

In vielen Gegenden heisst der Firstbaum des Hauses oder der Scheuer Hahnbaum; mhd. hanenbalke oder hanboum = der oberste Querbalken unter dem Dachfirst, wo der Hahn seinen nächtlichen Sitz zu nehmen pflegt.***)

Bei uns ist diese Bezeichnung nicht üblich; man sagt dafür Firstbaum. Doch heisst man in Rothenbaum den Rüffelbaum, in welchen beim Flachsrüffeln die Rüffelkämme geschlagen werden, einen abnehmbaren Querbaum in der Scheuer, auch, aber seltener Hahnbaum, ho[n]bam.†) Kindern, die immer zuhöchst hinaufsteigen wollen, zum Beispiel auf den Tisch, auf die Fensterbretter, sagt man: »Musst Du gerade am Hahnbaum oben sein?« Eine in der Sprache haften gebliebene Erinnerung an frühere Wohnungszustände, als noch das Dach die Decke des »Zimmers« bildete und die liebe Thierwelt noch in innigerem Contact mit dem Menschen stand. Bei uns und auch südlich von unserem Gebiete, am Moldauersprunge, ist der Hahnbaum eine im Stalle wagrecht befestigte Stange, auf der die Hühner »aufsitzen«.††)

---

*) Schürzenbändchen, Schürze = Fiada, Vortuch, Fürtuch.

**) In Silberberg hörte ich: „Blowe Henastei".

***) Lexer's Mittelhochdeutsches Wörterbuch. I. 1165, 1169.

†) In Neubauer's Idiot. d. Egerl. Ma. sind die Hahnbäume Querbalken unter dem Scheuerdache, auf welche das Getreide gelegt wird. Oesterr. heisse eine hohe Stange Hahnbaum. Cz.: hambálek = Hahnbalken, Sparren.

††) Peter, Charakter- und Sittenbilder aus dem deutschen Böhmerwalde. Graz 1886. S. 151.

In grösseren Ställen hausen die Hühner auf einer erhöhten Bühne, unter der oder auf der sie ihre Eier ablegen können. Nachts sitzen sie oben auf den vorhandenen Stangen. Das heisst man »t henabi(n)«.*) In Nordböhmen heisst diese Einrichtung die »hinnabine«; ebenso in Nordostböhmen.

Eine Redensart unter Kindern. Der Franzl fragt zum Beispiel den Carl: »Was hast denn Du da drin im Sack?« Der sagt schnippisch zurück: »Etwas!« [äppas]. Jener: »Äppas is in da henaštei!« Dieses Äppas wird auch als Bartwuchsmittel empfohlen, auf der inneren Seite der Lippen anzuwenden; soll aber nur dann wirken, wenn man dieselbe auswendig mit Honig bestreicht.

Eine weitere angenehme Eigenschaft dieses Etwas lehrt uns folgender Vierzeiler kennen:

Zigaina, rait aina,
Schläcks Lu[d[lbred o,
Hot-ta Hona draf gsch . . .,
San d Lu[d]l rächt gschmoh [wohlschmeckend].

Spottvers auf Michl:

Michal, nimm d' Sichal,
Schnai(n) dHenadreck o,
Schnai(n) affe, schnai(n) ojne,
San no(n) net gåar o.**)

Vor dem Schlafengehen sollen die Hühner nochmals gefüttert werden, damit sie besser legen. Kinder sollen »mit den Hühnern schlafen gehen«.***)

Im Winter haben Häusler und Inleute, hie und da auch Bauern, die Hühner unter der Ofenbank. Da sie auch in demselben Raum schlafen und ihn nicht lüften, theils um Holz zu sparen, theils weil sie es nicht gewohnt sind und dies auch im Sommer nicht thun, entwickelt sich da eine Atmosphäre, die auf den ihrer Ungewohnten einfach ekelerregend wirkt. Und die Leute fühlen sich ganz wohl dabei. Wird der Boden unter der Stiege nicht fleissig gereinigt, »bekommen« die Hühner auch noch Ungeziefer, die Hühnerläuse. Aber das thut nichts, die wohlthätige Wärme spart Futter und bringt die Thiere zum baldigen Legen im Spätwinter.

Ländliche Ornithologie. Hühner wie auch Gänse und Enten sind keine Vögel, sondern eben Hühner u. s. w. Erst was *fliegt,* ist ein Vogel, zum Beispiel die Fledermaus.

Diese Meinungen sind zum Glück nur mehr unter dem älteren Theile der *weiblichen* Landbevölkerung verbreitet.

*) Knothe, die Markersdorfer Mundart. S. 53.

**) Neubauer (die Thiere in Sprache, Brauch und Glauben der Egerländer. U. Z. II. 325) bringt eine Variante auf Adam.

***) Ueber die sympathetische Wirkung des Hennenkothes vergleiche: Adolf Dörler, Die Thierwelt in der Tiroler sympathetischen Volksmedicin. Zeitschr. f. Volkskunde, Berlin, VIII. In Steiermark gilt Taubenkoth als bartwuchsfördernd. Ilwof, zur Volkskunde der Steiermark. Uns. Zeitschr. III. S. 53. Hühnerkoth als Bartwuchsmittel: Wilhelm, Thiernamen in Redensarten und Zusammensetzungen des Saazer Landes. S. 36.

Ein sprachlicher Excurs.

Im Sommer werden die Hühner nicht regelmässig gefüttert; da müssen sie sich ihre Nahrung grösstentheils selbst suchen. Ihr Scharren dabei heisst man das »awa[r]n« ; vielleicht, zu awa, schneefrei. Schmilzt der Schnee, so entstehen awa[r]ne Fleck, blosse Stellen; jetzt kann man die Hühner schon auslassen, damit sie awa[r], scharren, suchen. Die beiden Wörter, Verbum und Adverb, werden mit denselben Lautwerthen und derselben Betonung auf der ersten Silbe gesprochen. Dasselbe gilt auch vom benachbarten Chamthale.*)

Der Hahn = da hona, pl. t' honan. Seinen mundartlichen Lautwerthen nach müsste man ihn Hahner hochdeutsch schreiben. Mhd. hanan = singen. An der Grenze ist für Hahn auch honagogl zu hören. Der häufige Hofname gogl, goglbaua, bo-n gogla, gehört nicht hieher. Gogl ist eine ältere Form für Jacob, deren feinere Sprechweise jogl schon als verächtlich gilt und selten mehr vorkommt. Unser Frosgogl (Schimpf für einen Fresser, besonders Kinder) ist zu stellen zum Bub(n)gogl und Ma(d)lgogl (Liebhaber, Freund) der Saazer Gegend,**) für die man bei uns Bou(b)ma — nåa(r), Deanla — nåa(r) sagt, wie man einen Vogelliebhaber einen Vogelnarren heisst.

Die Henne: t hen, pl. t hena; die Mütter erzählen den Kindern das Märchen, »wejs hena(r)l und s hona(r)l am nussbäa(rch) gonga san.« Koseformen für das Huhn: puda(r)l, piba(r)l.

Junge Hühner heisst man hennla, ruft sie puda(r)la, kleine: singa(r)la. Alte Hühner ruft man: puda(r)la, puda(r)la!

oder: puda, puda, puda(r)la!

oder: piba(r)la, piba(r)la!

auch: piba, piba, piba(r)la!

Ist das einzelne Huhn *nahe*, so ruft man: piba(r)l gej! oder puda(r)l gej! Das Rufen nach den Hühnern heisst man piba(rl)n.

Der Lockruf puta scheint slawischen Stammes zu sein; czechisch puta, dis Henne. Die Bezeichnung singa(r)la für die Küchlein möchte ich von »singen« ableiten. Man sagt, die jungen Hühnchen sängen: »Schau, wej u(n)sane hennla schej(n) dahea(r) sin(g)and!« In übertragener Bedeutung heisst man auch kleine Kinder Singerlein. Jungen Leuten, die über die Familiensorgen der Aelteren spotten, sagen diese: »Wårts no(n), bis-ts a-r-a påa(r) secha sin(g)a(r)la ho(b)m wea(r)ts! Dano wea(r)ts scho(n) of mane re(d)n kema!« [Wartet nur, bis Ihr auch ein paar solche Singerlein haben werdet! Dann werdet lhr schon auf meine Reden kommen!]

Eine bröselige Speise aus gekochten Erdäpfeln und Mehl heisst der Biba(r)lsterz. Hühner verjagt man mit dem Rufe: gschuh!

*) Himmelsstoss in Brenner-Hartmann's Bayerns Mundarten.

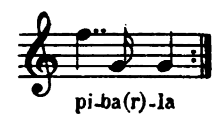
**) Wilhelm, Thiernamen in Redensarten und Zusammensetzungen des Saazer Landes. S. 34.



In vielen Häusern ruft man die Hühner auch: mai(n)ga(r)la, mai(n)ga(r)la! oder auch: mai(n)ka(r)la, mai(n)ka(r)la! An der Sprachgrenze: malka, malka! oder: malka(r)la! malka(r)la! Selten hört man sie aber liwa(r)la, liwa(r)la! rufen.

Bei allen diesen Rufarten wird die erste Silbe in hohem Tone, oft Fistel, gedehnt, die letzten Silben aber schnell und eine grosse Septime tiefer gesprochen.

Zum Beispiel:



Zur Vergleichung andere Lockrufe:

In den nahen *czechischen Gegenden* nördlich und nordwestlich von uns: malcha, auch malka; Klentsch piba(r)lo, wiwa(r)lo. Letzterer Ruf gilt dort auch für die jungen Gänse.

Egerland: But! But! Ziwrl but! Gluck! Gluck !*)

Saazer Land: Puthühnl, Putziewa(r)l.**)

Bayreuth (fränkisch): tsiwa(r)la.***)
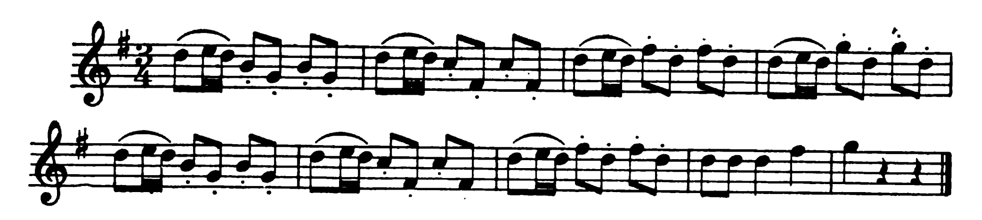
Mittelschwaben: disala, dis, dis, dis.†)

Schweiz, Canton Glarus: buli.††)

Ein alter Tanz,

den mir der Dorfcapellmeister Josef Altmann (vulgo: unterer Tischler) in St. Katharina (bayerische Grenze) beschrieb, hat von seiner eigenthümlichen Ausführungsweise den Namen *„s biba(r)l“*, auch *„s bibahennl“* erhalten. Ich selbst habe den Tanz *nie* zu sehen Gelegenheit gehabt. Nach der Beschreibung, zu deren Illustration der »Musikführer« seine Alte, die Kla(r)l in der niedrigen Stube herumschwenkte, folgt der Drehung auf den ersten Tacttheil auf die zwei letzten Tacttheile ein schnelles, doch tactgemässes Aus- und Einwärtsbewegen der Füsse, die die Aehnlichkeit mit dem Scharren der Hühner ergeben. Die Noten setze ich bei.

Das Biberhennl.



*) Uns. Zeitschr. II. 324.

**) Wilhelm, Thiernamen. S. 35.

***) Brenner-Hartmann, Bayers M.-A. II. Zapf.

†) Ebenda Jacob.

††) Winteler, Kerenzer M.-A. Leipzig 1876.

Gesungen wird zu diesem Tanze nicht. Auch im Czechischen gibt es einen Tanz desselben Namens. Waldau erwähnt ihn auf S. 15 seiner »Böhmischen Nationaltänze«, Prag 1859, unter den Namen Slepička (das Hühnchen). Einen Volkstanz desselben Namens und höchstwahrscheinlich auch denselben variirt Smetana in seinen »České tance«. Er ist von diesem ganz verschieden, sowohl was Tact als Melodie und Ausführungsweise anbelangt.

Hühner, welche sitzen wollen, Glückhenne, heisst man »glutzad« (glutzend), sie glutzn.

Dass einzelne Hühner eigene Namen führten, wie zum Beispiel die Kühe oder Ochsen bei manchen Bauern,*) ist mir bisher noch nicht vorgekommen; es wäre für die Bäuerin auch schwierig, bei einer grossen Zahl sich für jedes einzelne Thier einen Namen zu merken. Die Namen, die ich nachstehend anführe, bezeichnen Eigenthümlichkeiten die gewöhnlich mehreren Thieren zukommen. So gibt es študsade tšopfade, šäkade, grisalde oder grisa(r)lde, wais- und göl- der galholsade, gölwe oder galwe, roude, šwåatze, blowe (schillernde) u. s. w. Hühner. Dann gibt es solche mit doppeltem, andere wieder mit liegendem Komb. Wo wenig Hühner gehalten werden, genügt ein solches Merkmal zu Bezeichnung. Und wenn ein Weib nicht im Stande wäre, diese *wenigen* Hühner zu zählen, wie jene dänische Bäuerin,**) so müsste sie mit dieser sagen: »Dort kommt die weisse Henne und die schwarze und die scheckige und die griserlde und Michls Henn und 's Resalas Henne und meinem Manne seine, hier meine Henn und da der Hahn!«

In Flecken singt man ein Spottgsangl auf die Schmiedin:

U(n)sa Schmiden hoist Lena,
Hot si(b)m schäckat Hena.
In da Mitt hot s' an Sog,
Wå s'n Hona drin hot.

Bei uns kann man von Kindern folgende Vierzeiler hören:

Der Hansl am Dach,
Kon viel guate Sach,
Kon schwifln und pfaiffa
Und d Hähna-r-ausgraiffa,
Kon Budamül ria(r)n
Undn O . . damit schmia(r)n.

Das Hühnergreifen besteht in einem tastenden Eingriffe, der durch den Zeigefinger der rechten Hand gehörigen Ortes erfolgt und den Zweck hat, zu untersuchen, ob die Henne ein Ei »in ihr« hat oder nicht, oder ob sie bereits gelegt hat. Thut dies ein Mann, so

*) Ein classisches Beispiel hiefür bei Wernher, dem Gärtner, in Mayer-Helmbrecht, Reclam Univ.-Bibl. Nr. 1188, S. 34, 35.

**) Feilberg, Die Zahlen im dänischen Brauch und Volksglauben. Zeitschr. f. Vkde. IV. 379.



wird er verspottet und ausgesungen, wie es dem »Hansl am Dach« passirt ist. Die Beschäftigung mit den Hühnern ist eben ein altes Reservat der Hausfrauen.*) Das Schimpfwort »Du henagraiffa« kann ein solcher Hauswirth *öfters* hören. Hie und da gibt es »auf den Dörfern« Künstler, die den Hühnern, die schwer legen, die Eier in günstigere Stellungen drehen und nicht selten als Nothhelfer angerufen werden. Vor diesen Eingriffen ist es aber nöthig, die Hühner zu fangen. Dies macht keine Schwierigkeiten, wenn man ruft: »Duck de, puda(r)l!« wieder mit dem Intervall einer grossen Septime.

Vor Ostern sind in der Regel die Hühner ein Hauptgegenstand der weiblichen Unterhaltung.**)

Vier Wocha vor Ousta(r)n
Gejt da Waiwaschmaaz o(n):
Frågt oane de onda:
„Legnt dane Hena scho)n?“ ***)

Man hört auch folgendes Räthsel: »Wie oft muss die Henne die Augen zudrücken, bis sie das Ei gelegt hat?« Die Antwort lautet: »Neunmal muss sie erblinden!« Es will die Anstrengung des Legens zur Anschauung bringen. Dasselbe sagen auch unsere Nachbarn, die Choden.†) Gar das *erste* Ei soll der Henne sehr weh thun. Das kommt nicht selten ganz blutig heraus. Man soll es, sagt man, nicht im Hause verwenden, sondern dem ersten Bettelweib schenken, das nach dem Legen ins Haus kommt. Dasselbe bei den Choden.††) Soll damit Hexeneinfluss gebunden werden, oder soll die Opferung des ersten Nutzens Segen bewirken? Die Slowaken schenken das erste Ei einem jungen Mädchen, damit es so lieb und rar werde, wie das glatte Ei.†††)

Weil den Hühnern das Legen so schwer fällt, sagt man auch, das Eierstehlen sei die grösste Sünde.*†)

Der »alte Sternbauer« Josef Weber — Pfarre Rothenbaum — erzählte mir, übereinstimmend mit einem Manne aus Silberberg — Pfarre Putzeried: Früher sind, wenn die Hühner nicht gelegt haben, die Leute nach Neukirchen beim hl. Blut in Bayern ins (Franciscaner-) Kloster zum Omsöl (Frater Anselm) gegangen, haben ihm Eier und Butter mitgenommen und dafür »Zaltla« aus Teig, so 3, 4 *mm* dick und in Guldengrösse, bekommen. In diese war der »Jesusnom« (I. H. S. =

*) Vergl. Lippert, Deutsche Festbräuche. S. 55.

**) Vergl. Lippert, Deutsche Festbräuche. S. 57.

***) Auch im unteren Böhmerwalde bekannt. Joh. Peter theilt es in seinem Buche: Charakter- und Sittenbilder a. d. Böhmerwalde mit dem Schlussverse mit:

Do sogt oane zua ondan:
„Mane Hena legnd schon.“

†) Český Lid, VI, 134, Hruška.

††) Český Lid, VI, 135.

†††) Český Lid, VI, 380.

*†) Dieselbe Meinung bei den Choden. Český Lid, VI, 134.

Jesus Hominum Salvator) gedruckt.*) Dazu erhielten sie einen Thee, so wie »Hablouman«.**)

Solche zwei Zeltlein that man, unter den Thee gemischt, den Hühnern in die Nester. Auch wenn Kühe verhext waren oder sonst keine Milch gaben, wurde ihnen dieses Mittel eingegeben.

Wenn man an einem der drei Faschingstage näht, werden die Hühner nicht legen, weil man ihnen den Arsch zunäht.***)

Die Hennen legen am liebsten dorthin, wo sie bereits ein Ei finden. Daher gibt man ein Ei auf das Nest, damit die Henne nicht an versteckten Plätzen ihre Eier ablegt, »verlegt«, das Legei, bei uns »Bülloa« geheissen.†)

Es braucht das kein richtiges Ei zu sein; man bläst ein Ei, in das man an beiden Enden zuvor kleine Löcher gemacht hat, sorgfältig aus, füllt die »Gucken« mit Sand und verklebt sie wieder sorgfältig mit Mehlpapp. Doch genügt auch die blosse »Gucke«. Auch hölzerne, aus Ahorn- oder Birkenholz gedrechselte Eier sind hie und da gebräuchlich. Häufig nimmt man auch bloss »grüne« (rohe) Eier.

Bekommen die Hühner zu wenig Kalk, so »schürfen sie das Ei hin«, ein solches Ei ist nur mit einer schwachen Haut überzogen. Hochdeutsch Fliessei, Windei. Die Ursache dieses »Hinschürfens« wird in übersinnlichen Regionen gesucht. Neidische Nachbarinnen, Hexen, sind daran schuld.

Hat die Henne nach grossen Nöthen und wohlgezählt neunmaligem Erblinden ihr Ei gelegt, dann verkündet sie ihre That, mit lauter Stimme ihr eigenes Lob singend. Dieses Rufen ist das gågatze, auch gogatzn.

Der Schrei wird nachgesprochen: gåckagåckagaiss! oder in Triolen: gåckagågåckagågaiss. Die Kinder setzen dazu: »s biba(r)l hot a-n-oja(r)l sch..!« oder: »hone scho wieda-r-a-n-oja(r)l sch..!« oder: »a schissa(r)l vol flaisch!« auch: »hena(r)l bibi, des brocka(r)l is i!«

Sie singen auch:

Biba(r)l bibi, biba(r)l bibo,
Wenst ma koa -n-oja(r)l leckst,
Stich a de o.

Der Hahnenruf wird nachgeahmt: »Gickarigi, da hona bin i!« ††)

*) Dieser „Jesusnom" wird in vielen Bauernhöfen mittelst eines eigenen Models auf jeden Laib Brot gedruckt.

**) Heublumen: Heubodenkehricht, welches zu Bädern wie zur Ansaat verwendet wird.

***) Siehe Lippert, Deutsche Festbräuche, S. 50. Slowenen in Kärnten: Uns. Zeitschrift, IV, 147. Magyaren: Zu St. Barbara, 4. December, anderswo zu St. Lucia, 13. December, nicht nähen. Zeitschr. f. Vkde., IV, 396, 307.

†) Himmelsstoss (Brenner-Hartmann, Bayerns Mundarten I.) theilt eine alte Form „bilg Ay" aus dem benachbarten Campgaue mit.

††) Vergl. Bünker, Niederösterreichische Märchen, Uns. Zeitschr. IV, S. 240, kichilihau(n)-haksn: (Kikiriki-) Hahnenfüsse. Kaindl, Allerlei Kunterbunt a. d. Kinderwelt (in Bukowina und Galizien), Zeitschr. f. Vkde., VIII, 183. Kukurudziu (Kukuruz) ruft der Hahn.

Der Zipf (tsibf), hochdeutsch Pieps, czechisch, unserem Dialectworte näherkommend, cipa, ist wohl die häufigste und daher auch bekannteste Krankheit der Hühner. Unsere Hausfrauen verstehen es, den »Zipf« zu »nehmen«, indem sie dem Thiere eine weisse Hornhaut von der Zungenspitze ablösen. Diese soll durch Verabreichung von heisser Nahrung oder Roggenkörnern entstanden sein. Die Hühner schreien oder piepsen dabei immer »zip, zip!« daher auch die Namen »Zipf, cipa, Pieps«.

Scheint ein Mensch traurig zu sein, so fragt man ihn wohl auch: »Host äppa n Zipf?« Ein guter Mensch gibt sich Mühe, ihn zu erheitern, ihm den Zipf »zu nehmen«. Macht man Einem gehörig den Standpunkt klar, befreit man ihn von Grillen, falschen Meinungen, bekämpft man seine irrthümlichen Forderungen oder weist sie energisch zurück, so »nimmt man ihm auch den Zipf«, was man vorher halb drohend ankündigt: »Wart', Dir werde ich schon den Zipf nehmen!«

Das »Zipfnehmen« ist immer eine grausame Operation. Die Henne wird zwischen die Schenkel eingeklemmt, dass sie sich nicht bewegen kann; dann thut das Messer sein Werk. Die blutende Zunge wird mit Schmalz geschmiert und dem Thiere eine Spinne eingegeben. Letzteres, damit die Henne als Ersatz für die ausgestandenen Schmerzen einen Leckerbissen habe. Oder vielleicht auch wegen des dem Spinnengewebe zugeschriebenen blutstillenden Einflusses?

Das »Ansetzen«.

Die Bäuerin nimmt 15 bis 20 Eier, die womöglich vom gleichen Tage sind, damit sie auch zugleich »ausfallen«. Bei uns ist das Ansetzen der Brut mit keinerlei Bräuchen verbunden. In der bayerischen Nachbargegend von Neukirchen beim hl. Blut aber schaut man in den Kalender und sucht eine weibliche Tagespatronin, damit recht viele Hühnchen werden und wenig Hähne. Wünscht die Bäuerin schopfete Hühner, so setzt sie beim Ansetzen den Hut des Bauern auf. Während sie die Eier auf das Nest gibt, spricht sie:

„Hen, i setz de on in gottassnom,
das lätta hena weand und koa(n) hon!“

Die Eier sollen auf *einmal* ins Nest gethan werden, gerollt, *nicht* eins nach dem anderen. Mitgetheilt von Theresia Weber, Sternhof, einer geborenen Bayerin.

Dasselbe wie oben wünscht ein Spruch beim Ansetzen aus der Planer Gegend.*)

*) Henna, i setz di aa(n),
's gänga Leut auf Plaa(n)
Latta Weiwa un a bainzighe Maa(n).

Uns. Zeitschr. III, 115.

Auch die Choden schütten die Eier aus einer Mütze auf einmal ins Nest. Český Lid, VI, 348. Die Slowaken setzen sie ebenfalls aus einem Hute an, damit sie Hähne werden, also eine andere Zuchtabsicht als bei uns. Verkauf. Český Lid, VI, 381.

Von folgenden Meinungen weiss unser Volk nichts:

Es ist gut, an einem Dienstag die Bruthenne anzusetzen.*)

Die am Freitag zur Brut gesetzte Henne wird ihre Küchlein nicht vertheidigen.**)

Aus den am Donnerstag unter die Henne gelegten Eiern werden nur Hähne kommen.***)

In der Christnacht viele Sterne, viele Eier; grosse Sterne, Hähne; kleine, Hühner. Tirol.†)

Zu Valentini sollen keine Hühner ausfallen, da bekommen sie grosse Näbel.

Im Juli sollen keine Hühner ausfallen, da bekommen sie Würmer im Kopf.

Man soll die Hühner Abends ansetzen. Glaube der Choden.††)

Man soll Kohlen in die Nester geben, damit die Hühner »gut brüten«. Planer Gegend.†††)

Die Sternbilder haben Einfluss auf die Brut. Das beste Zeichen ist der Widder. Choden.*†)

Das Huhn im Volksbrauche.

Die Rumänen in der Bukowina geben ihren verheirateten Töchtern keine Hühner als Ausstattung mit, damit dieselben das Elternhaus nicht vergessen.**†)

Dieses Bedenken gilt bei uns nicht. Man muss im Gegentheil Mittel anwenden, damit gekaufte oder sonstwie erworbene Hühner nicht wieder in ihr früheres Heim zurückkehren; in Glashütten bei Neuern bindet man den »frischen« Hühnern Streifen vom Spülhader um die Beine und bewegt sie dreimal um den Tischfuss. Wenn ein Esthe Hund, Katze oder Henne kauft, dreht er sie dreimal um sein rechtes Bein, so gewöhnen sie gut ein.***†)

In Silberberg legt man ihnen, wenn man sie das erste Mal auslässt, eine blaue Schürze so vor die Steige, dass sie darüberlaufen müssen. Das hält sie beim Haus.†*)

Das Huhn, eines der ältesten Hausthiere des Menschen, hat auf Sprache und Brauch unseres Volkes von altersher grossen Einfluss geübt. Besonders einschneidend war diese Einwirkung auf die Hoch-

*) Magyarisch. Zeitschr. f. Vkde., IV, 307.

**) Magyarisch. Ebenda.

***) Rumänisch. Bukowina. Uns. Zeitschr., III, 117.

†) Zeitschr. f. Vkde., VIII, Rehsener, Gossensass.

††) Český Lid, VI, 348.

†††) Uns. Zeitschr., III, 112.

*†) Český Lid. VI, 348.

**†) Demeter Dan, Uns. Zeitschr., III. Jahrg., S. 183.

***†) Grimm, D. M. III. 474 (1061).

†*) Vergl. Urban, Agr. Gebr. im Egerlande. Uns. Zeitschr., III., 115. Füttern auf der Schürze.



zeitsfeier und die Erntefeste. Der Wöchnerin bringt die Gevatterin Hühnersuppe.*)

Das Voressen in den Häusern der Brautleute, mit dem die Freundschaft bewirthet wird, heisst bei uns die Gaglhehn, mhd. brintelhuon.**)

Im Grabfeld, Bayern, wird einige Tage vor der Hochzeit, der »Hachzich«, die »Hühnerhachzich« gefeiert.

Der Gastwirth Mathias Weber in Flecken bei Rothenbaum theilte mir mit, die Person, die beim »Ausdrisch« die letzten Garben umkehre, werde die guaglhou-n geheissen. Dieses guagl wird ebenso gesprochen, wie guagl für Gurgel, Kehle; vielleicht zum obigen gagl in gaglhen?

Der zweite Theil, hou-n ohne Nasalirung, entspricht vielleicht dem mhd. huon für Henne. Ein Silberberger, Wenzel Blaschek, sagt dieser Brauch sei ihm auch aus Bayern bekannt. Er spricht das Wort nasalirt und äussert sich ganz bestimmt, dass darunter eine Henne verstanden werde; man sage in Bayern auch Gurglhen.

Mehrere sagen mir, dass die Bezeichnung gurglhou-n auch bei uns (Silberberg) früher gebräuchlich war. Ein Unterschied in der inhaltlichen Qualität des Wortes ist zu bemerken, ob man nämlich sagt: »Du bist die Gurglhou-n« (verächtlich, weil er am längsten gebraucht hat) oder: »Du kriegst die Gurglhou-n« (Lohn für Ausdauer). Mein Gewährsmann Blaschek wendet die letztere Form, alle anderen aber die erstere an. Analogien: Beim Ausdrisch *heisst* die Person, die die letzte Garde bindet, »Schidmatz«.***)

Wer den letzten Schlag mit der Drischel thut, *kriegt* den Alten.†)

Wer die Drischel zuletzt aufhängt, *kriegt* das »Hängschweifchen«; gesprochen: hä(n)gschwoiffl. Von »hängen« oder von »Honig«? Häng,

---

*) Vergl. Vrbka, Sitten und Gebräuche im südwestlichen Mähren. Uns. Zeitschr., II., 160.

**) Ueber Beziehungen des Huhnes zur Hochzeitsfeier: Pfannenschmied, Erntefeste, 403. Gaglhehn auch im benachbarten Chamgaue. gagl vielleicht zu mhd. jâgeln, lärmen, oder mundartlich gogl = Hahn, isländisch gagl = Henne sowie den Ruf der Henne gâgâgâgâiss! Dann die Benennung gâggerl in Niederösterreich. (Schuckowitz, Ausrufswörter. Uns. Zeitsch., I, 322.)

***) Schid, Schidn = Strohbund; matz = Weibchen des Hundes, Hure; matz hatte vielleicht diese verächtliche Bedeutung früher nicht, da man in St. Katharina eine Kinderpuppe allgemein „Dockamatz“ heisst.

†) Aehnlich beim Flachsbrechen. Näheres in meiner Abhandlung über Flachsbau. Uns. Zeitschr., V., 243, 244. Vergl. auch Urban, Agrar. Gebräuche im Egerlande. Unsere Zeitschr., III., 115. Keiner will den letzten Drischelschlag thun, weil der Volksglaube demselben eine purgirende Wirkung zuschreibt und man den Spitznamen „Floura“ erhält.

Bei uns heisst man die Bettnässer „Floara“. Floarn = mingere.

Ferner: Český Lid., III., S. 333. In Südböhmen erhält der letzte Drescher einen Strohwisch, in dem Hühnermist, Russ und Aehnliches verborgen ist.

Tirol, Gossensass: Wer beim Dreschen den letzten Schlag thut, hat den Dreschzoll und wird gefoppt. Zeitschr. f. Vkde., IV., 130.

Honig, wird gleich gesprochen: hä(n)g. Schweifchen — von einem vielleicht früher aus diesem Anlasse gebräuchlich gewesenen Schweineschlachten?

In Silberberg wie in den deutschen Nachbarorten wird nach dem Ausdrusche — sofort nach dem letzten Drischelschlage — ein Brett vom Mistwagen auf den Hof gelegt und darauf wird dann gedroschen. Der weithin schallende Lärm, den die Drischelschläge auf dem Mistbrette erzeugen, verkündet dem ganzen Dorfe den Ausdrisch.*)

Plötzlich laufen aber alle Drescher vom Brette weg; der zuletzt Bleibende ist die Stadelhenne (schto[d]lhen).**)

Im Herbste, wenn einmal »zugebaut« ist, gibt es an einem Sonntag eine bessere Kost; gemeiniglich wird eine Henne oder ein Hahn abgestochen. Diese Mahlzeit ist der Saathahn. Da soodhona.***)

Die Stadelhenne finden wir auch noch in einer weniger annehmbaren Gestalt. In Neuern schreckte sie vor Jahrzehnten die Kinder. An den langen Winterabenden, da ohnehin Luzia und Niglai wie das ab und zu nach dem Betragen der Kinder durch die Fenster sehende Christkind die jungen Gemüther im Banne halten, schreckte man die Kleinen, die nicht brav genug waren oder nicht fleissig beteten, mit diesem Popanze, der von Zeit zu Zeit erschien. Eine Person band sich einen langstieligen Besen auf den Rücken, so dass der breite Theil weit über den Kopf ausreichte und leicht

*) Erinnerung an die hölzerne Glocke bei Walter Scott. „Waverly", oder an die Läutvorrichtung im spanischen Wallfahrtsorte San Jago di Campostella, die dort aus einem etwa 10 Fuss langen, gespannten Eichenbrett besteht, auf welches mit einer dicken krummen Stange geschlagen wird (Peez, Erlebt, erwandert, I.) sowie an die Hillebille der Harzer Köhler (Zeitschr. f. Vkde.), dann den von Hoernes (Uns. Zeitschr., I., 127) beschriebenen Signalapparat der ungarischen Cavallerie.

Uns. Zeitschr., I., 381, berichtet v. Helfert über einen ähnlichen Apparat bei der Cavallerie in Böhmen. Uns. Zeitschr., IV., 263, berichtet Fräul. Kochanowska, dass in der Klosterkirche von Walramoldawitza (Bukowina) statt des Läutens eine ähnliche Einrichtung bestehe. Vergl. endlich unsere Schnarren (Ratschen) und Klappern (Hämmerchen) in der Charwoche. Bockhäuteln oder Eschballen in der Gegend von Braunau am Inn. Uns. Zeitschr., III., 279.

**) Vergl. Moses, Das festliche Jahr im Semmeringgebiete. Uns. Zeitschr., V., 195. Wenn man mit dem Dreschen fertig ist, werden drei Schläge auf dem blossen Tennboden gemacht.

Ferner: Weissenhofer, Jugend- und Volksspiele in Niederösterreich. Uns. Zeitschr., V., 117. Stadlhahn. V. o. W.-W. *Tendelboss.*

Weinhold, Volkskundliches aus Steiermark. Zeitschr. f. Vkde., VIII, 442. Stadelhenne = Schmaus mit Tanz nach dem Ausdrisch.

Vrbka, Sitten und Gebräuche im Landbezirk Znaim. Uns. Zeitschr., II., 315 Drescherhahn, reichbesetzte Tafel mit Wein und Braten.

Schuckowitz, Die Blumen im Volksleben. Uns. Zeitschr., II., 192. Dreschhahn, Schlussfeier der Erntearbeiten bei den Marchfeldslowaken.

Bei uns im Böhmerwalde heisst die Schlussfeier der Ausdrisch oder der Alte.

***) Vergl. Schmeller II. 334; Charfreitag, Getreidesäetag mit Saathahngeschenk.

Vbrka-Znaim (Uns. Zeitschr. II. 315) Federhahn = nach dem Ausschliess; Schnitterhahn = reichbesetzte Tafel; Weissenhofer-Niederösterreich (Uns. Zeitschr. V. 117) Brechelhahn, Schnitthahn, Mahdhahn.

mit einem Tuche bedeckt, die exponirte Extremität des Hühnerkopfes darstellte. So kroch des Ungethüm schweigend in die Stube zu den von Entsetzen gepackten Rangen. Sah es seinen Erfolg, dann entfernte es sich wieder im Krebsgange. Die Stadelhenne erschien auch am Tage. Spielten die Kinder im Hofe, so verkleidete sich manchmal eine erwachsene Person oder ein grösseres Kind im Stadel zur Stadelhenne und schreckte sie »zusammen«.*)

Das Hahnenerschlagen.

Das Hahnenerschlagen (s honadaschlo[g]n) geschah am Kirchweihmontag, nach Anderen am Dienstag. Der dazu nöthige Hahn wurde von den Burschen gestohlen, an eine lange Schnur gebunden und von ihnen, die sich vorher die Augen verbunden, mittelst Drischeln erschlagen. Jeder durfte drei Schläge thun. Dazu spielte die Musik. Das edle Spiel dauerte, bis der arme Hahn vom qualvollen Hin- und Herfliegen ermattet war und sich nicht mehr rühren konnte. Dann war es leicht zu beenden. Sieger war, wer den Hahn die »grösste Lähm« beibrachte. Von einem besonderen Preise konnte ich nichts erfahren, Diese Thierquälerei ist schon ganz abgekommen, was Niemand bedauert. Der Hahn wurde dann gebraten und verspeist.

Dieser Brauch war weit verbreitet.**)

Das Huhn im Volksglauben.

Wenn die Hühner ihr Gefieder sträuben, mit den Flügeln schlagen, sich schütteln und sich auf ein Häuflein zusammensetzen, wird es bald regnen. Oder kürzer gesagt: Wenn sich die Hühner putzen, wird es bald regnen. Wenn eine Henne kräht, soll man ihr gleich den Schädel abhauen, damit sich das Böse, das sie ankündigt, nicht erfüllt, »dass's in ihr ausgejt«.***)

---

*) Vergl. Charvat, Z českého jihu. Stodolník, ein in leeren Scheuern lebender, den Menschen nicht schädlicher Geist. Počatek bei Pilgram.

**) Maxim. Schmidt verflicht ihn in seinen Roman: „Der Herrgottsmantel", der in unserer Gegend spielt. (S. 66.)

Wilhelm, Thiernamen in Zusammensetzungen und Redensarten des Saazer Landes, S. 36, erwähnt ihn als vor 30 und 40 Jahren noch im vollsten Schwunge; jetzt abgekommen.

Lippert, Deutsche Festbräuche. Westphalen zur Fastnachtszeit, S. 51. Böhmen am Pfingstmontag oder zu einer anderen Zeit, S. 145 ff. Dabei der Hahn in einem Korbe, nur der Kopf sieht heraus. Schwertschläge.

Uns. Zeitschr. erwähnt, I. 14, ein Hahnenköpfen in Strutz bei Brünn am 1. Juli 1894.

Přikryl, Záhoří, Uns. Zeitschr. I. 234. Widderköpfen zur Kirchweih mit einem Schwert und Holzstöcken.

Václavek, Land u. V. d. mähr. Walachei. Uns. Zeitschr. II. 248. Widderköpfen, Enterichtödten. Strohsense, Ente geköpft oder Drischelschläge. Nach 1848 abgeschafft.

Vrbka (Landbezirk Znaim), Uns. Zeitschr. II. 315. In Pöltenberg wird ein an einem Pfahl mitten im Thayaflusse gebundener Hahn mit Steinen zu Tode geworfen.

***) Urquell I. 47. Robinsohn, Thierglaube bei den Juden Galiziens: dasselbe. — Uns. Zeitschr. III. 115. Dr. Urban, Egerland, dasselbe. — Mittelschlesien dasselbe. Zeitschr. f. Vkde. IV. 85. — Kroboth, Themenau, N.-Oe., Uns. Zeitschr. III. 213. Hennenkrähen: Todesfall im Hause. Wenn eine *rothe* Henne kräht, brennt es bald in der Nähe. — Dan, Rumänen, Bukowina Uns. Zeitschr. II. 250. — John-Huss, Egerländer Aberglaube. Uns. Zeitschr. VI. 110.

Das hat der Inmann am Sternhof 1899 versäumt zu thun, und richtig ist ihm gleich darauf die Geiss crepirt.

In Neuern glaubt man: »Wenn eine weisse oder scheckige Henne kräht, so ist Missgeschick zu erwarten;« »das Krähen einer schwarzen Henne zeigt einen Todesfall in der Familie an,« hörte ich in Neuern.

In Silberberg gibt man Acht, wohin die Henne beim Krähen schaut; in dem angezeigten Hause gibt es dann ein Unglück. Eine Alte im selben Dorfe, deren Mann in Federnhandel aus war, deutete das Krähen der Henne immer als Zeichen einer baldigen Geldsendung. Wenn *schwarze* Hühner krähen, so soll das besonders erschwerend sein; im benachbarten Dorfe Fuchsberg mag man gar keine schwarzen Hühner haben. Das Krähen schwarzer Hühner bedeutet Unglück überhaupt, weisse Hühner künden durch ihr Krähen Tod an, rothe Feuer. (Theresia Schwejda, Silberberg.*)

Für das »Verbohren« von Hexereien oder Krankheiten im Stalle hat der Schinder von Warzenried (Bayern) in unseren »deutschen Dörfern« wie im »Künischen« (Königlichen) eine schwarze Henn und »ein Kårlin Münz« (fl. 11) bekommen müssen. (Josef Weber, Sternhof.**)

Das Hahnenkrähen bringt Witterungswechel; kräht er auf dem Zaun, so wird es schön, kräht er unten, kommt Regen.***)

In der Christnacht, »hinter« der Metten, ist allen Hausthieren die Gabe der Sprache verliehen; sie besprechen da die wichtigsten Ereignisse im Hause während des vergangenen und künftigen Jahres.

*) Vergl. die vorige Fussnote: Themenau, dasselbe von der rothen Henne.

**) Zu diesem unheilbannenden Einflusse der schwarzen Henne vergleiche:

a) Egerland: Die schwarzen Hennen haben einen heilsamen Zauber in sich, die Hexen geben sich damit nicht ab. Uns. Zeitschr. III. 115.

b) Egerland: Der Magen einer schwarzen Henne gegen Feuersgefahr. Ebd. VI. 113.

c) Egerland: Eine schwarze Henne muss der Scharfrichter zerreissen, wenn der Delinquent begnadigt wird. Ebd. VI. 119.

d) Aehnliches wie bei *a* glauben die Rumänen in der Bukowina vom Hahn. Ebd. IV. 215.

e) Zum Schatzgewinnen ist ein schwarzer Hahn Bedingung. Lippert, Deutsche Festbräuche 86.

f) Oberbayern: Schwarze Hennen werden geopfert gegen das Kindervergicht. Höfler, Das Jahr im oberbayerischen Volksleben.

g) Tirol: Kopf, Herz und Fuss eines kohlschwarzen Hahnes schützen vor Krankheit und Unglück. Zeitschr. f. Vkde. VIII. 170.

h) Tirol: Schwarze Henne und Antlasei in gewisser Zurichtung schützen gegen Feuersgefahr. Uns. Zeitschr. II. 150.

i) Ein weisser Hahn schützt gegen den Stollenwurm. Ebd. I. 143.

k) Choden: Eine schwarze Henne ist das Symbol böser Macht. (Český Lid. VI. 134.)

l) Slowaken: Eine schwarze Henne ohne eine einzige weisse Feder hat eine Zaubermacht. Ebd. VI. 381.

***) Ebenso Kroboth, Die kroatischen Bewohner von Themenau in Niederösterreich, Uns. Zeitschr. III. 213.

Robinsohn, Thierglaube bei den Juden Galiziens. Urquell I. 46.

Andere Bedeutungen des Hahnkrähens bei Dan, Uns. Zschr. II. 251, III. 183.

Die Christnacht ist eine Losnacht (Lousnåcht). Welches Mädchen wissen will, ob es im nächsten Jahre heiraten wird, das legt sich auf die Hühnersteige, die im Winter in der Stube unter der Ofenbank steht und stösst mit den Pantoffeln daran oder fährt mit einem Stecken oder Kochlöffel über die Spangen. Meldet sich der Hahn, wird sie unter einem Jahre heiraten, meldet sich eine Henne, so ist es dieses Jahr noch nichts.

Diesen Brauch heisst man das Hühnersteigreiten. Er ist ferner verbreitet in Steiermark,*) in der mährischen Walachei **) und bei den Magyaren.***)

Der Hahnenschrei ist das Zeichen des anbrechenden Morgens, des beginnenden Tages.†)

Mit ihm beginnt die Herrschaft des Guten, das den bösen Zauber der Nacht besiegt; mit ihm verschwindet die Macht des Bösen. In vielen Sagen und Märchen hört man, wie der erste Hahnschrei so manchen Zaubereien, Teufelslisten und Teufelswerken einen Strich durch die Rechnung machte.††)

Meine Grossmutter, die aus Bayern stammte, erzählte mir Folgendes von der henawaitz = Hühnergespenst: †††)

In Altenzell *†) kam zum Grasslwirth zur Basel eine Henne. Sie war ganz weiss, aber die Federn sind ihr umgekehrt gestanden, statt

*) Kalwang, Uns. Zeitschr. I. 244.

**) Ebenda II. 237. Hier bedeutet das Krähen der Henne, dass sie ein gefallenes Mädchen sein wird.

***) Zeitschr. f. Vkde. IV. 315.

†) Lebensregel aus dem Tullnerfelde: Kräht der Hahn, fang' z'beten an u. s. w. Uns. Zeitschr. III. 283.

††) *a*) Teufelsbrücken, Mitth. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen i. B. VII. 1869.

b) Leonhardsage, in uns. Zeitschr. V. 75.

c) Rollenwurm, ebenda, I. 143.

d) Fussnote 2, ebenda, I. 143.

e) Ebenda, I. 303.

f) Ebenda, II. 222, Nr. 15.

g) Sabbioncello: Der Kosac wird vom H. wieder ins Grab zurückgetrieben. Ebenda III. 85.

h) Teufelsarbeit wird unterbrochen ferner bei Grimm, D. S. I. S. 232. Die Teufelsmühle; S. 236, Die Teufelsmauer; S. 250, Die Teufelshufeisen.

Der Hahn krähte auf dem Hofe beim plötzlichen und durch den unschuldig hingerichteten Kozina vorhergesagten Tod des bösen Laminger. (Böhmerwaldsage, chodisch; Randa, Chodové a jich osudy. Taus, 1887, S. 139.

Nach der in Silberberg erzählten Version dieser Sage, die ich auch im Chodischen, in Klentsch, so gehört habe, wäre dieser Hahn in gebratenem Zustande auf der Tafel gewesen. Bei dem plötzlichen Tode Laminger's, als alle Lichter erloschen, der Donner rollte und der Sturm sauste, flatterte auch der gerupfte Hahn noch mit seinen Flügelstumpfen und krähte, sich aus der Pfanne erhebend.

Die Sage von Laminger und Kozina ist der Stoff der czechischen Oper „Psohlavci“ („Die Hundsköpfe“) von Kovařovič.

†††) Waitz, wätz Gespenst, waitzn, wätzn, gespenstern, å(n)waitzn, å(n)wätzn = angespenstern.

*†) Ottenzell, Bez.-Amt Kötzting im bayerischen Walde.

nach hinten, waren sie nach vorn gerichtet. Die Henne hat geschrien und gekerrt.*) Es wurde über sie das Hansevangeli**) gelesen und das Haus mit Weihbrunn ausgespritzt. Diese Familie zog später nach Neukirchen beim hl. Blut, wo sie den Patres Franciscanern diese Geschichte erzählt haben. Diese sagten: »Das ist eine arme Seele gewesen, ihr hättet die Henne nicht fortlassen sollen.«

Als diese Basel — noch in Altenzell — einmal Abends von der Feldarbeit heimkam, sah sie hinter dem Ofenfuss ein Feuer wie von einem brennenden Holzscheit. Sie rief: »Joses, Maria, kunnt ma's Haus o(n)kentn.« Es war finster und sie lief hinaus, um Licht »herauszu thun«. Der Ofen wurde nämlich von draussen, vom Flur geheizt. Sie war nicht so gescheidt, sich Feuer von diesem Ofenfusse zu nehmen. Dann hätte ihr der Schatz gehört, der darin eingemauert war. Dieses Geld liess den Hühnern keine Ruhe. Oft lagen sie wie todt ausserhalb der Steige. Das war die »Hehnerwaitz«. Erst der Besitznachfolger kam beim Einreissen des Ofens auf diesen Schatz.***)

Von der Unruhfeder, auf der man nicht schlafen könne, weiss man bei uns nichts. Die Unruhfeder steht auch verkehrt, wie die Federn der weissen Henne, von der ich oben erzählte, und diese Stellung ist das Zeichen der dämonischen Kraft.

Wenn in einem Polster Hühnerfedern sind, kann man nicht darauf schlafen und auch nicht darauf sterben. Besonders kleine Kinder seien sehr unruhig auf solchen Federn. Vor fünfzig Jahren kaufte die Gattin eines Finanzers auf dem Sternhofe Entenfedern. Sie wollte sie billig haben und sagte auch, dass auf diesen Federn Niemand sterben könne. Der Bauer erinnert sich noch heute daran, wie er sich damals gedacht hatte: »Gelt, Du möchst halt, dass D' sie wohlfla (wohlfeil) kriegst!« (Josef Weber.†)

*) Kerrn, kirrn = schreien.

**) Hansevangeli = der Anfang des Evangeliums Johannis, auch während Gewitter gelesen, was sich besonders bei Nacht, beim Flackern der geweihten Kerze, im ängstlichen Kreise der nothdürftig bekleideten Hausgenossen und dem wilden Toben der entfesselten Naturgewalten recht schauerlich anhört. Die sich fort und fort wiederholenden Gleichklänge des Textes erhöhen noch die ergreifende Wirkung.

***) *a*) Auch die Hennen drückt die Drud. Dörler, Zaubersprüche und Sympathiemittel aus Tirol. Uns. Zeitschr. II. 150.

b) Die Mora (Drud) verwandelt sich meist in eine buntgefiederte Henne. Hovorka, Aus dem Volksglauben von Sabioncello III. 89.

c) Das Vieh, besonders die Hühner, liessen sonderlich traurige Zeichen eines bevorstehenden Unglückes laut werden, bevor das Schloss unterging. Grimm D. S. I. 147. Der Ochsenberg.

†) In Island dasselbe von Schneehuhnfedern. Schwangere können darauf auch nicht gebären. Zeitschr. f. Vkde. VIII. Lehmann Filhés: Volkskundliches aus Island. Tirol: Eine Amselfeder vom rechten Flügel, an einem rothen Faden aufgehängt, raubt den Schlaf. Zeitschr. f. Vkde. VIII. Dörler, Thierwelt und Volksmedicin. — Hocherzgebirge: Schlaflosigkeit, nicht sterben können, Sterbpolsterwechsel. Auch die Federn der Raubvögel haben diese Wirkung wie die beschriebene der Hühnerunruhfeder. Uns. Zeitschr. IV 212. Peiter.

Wenn Hühner raufen, so bedeutet das ein »Gränads« (auch Greinads, von greinen, zanken).

Der Habicht, der bei uns oft »die beste der eierlegenden Hennen«*) confiscirt, führt hier den Namen »Hühnergeier«, wie auch jeder falken- oder adlerartige Raubvogel »Geier« (Gaia, Gäa) benamst wird.**)

Eine Zucht Hühner heisst »Zichtat«. So sind *diese* Hühner von der ersten, *jene* von der zweiten Zichtat. Die von der ersten Zucht sollen schon zu Weihnachten legen.

Im unteren Böhmerwalde heisst man den Hahn anch »Gaksch«. Spitzname eines Menschen mit hahnartiger Physiognomie.***)

Von Pflanzen sind hier nach dem Huhne benannt: Stellaria media Vill. — Hähnadarm, auch Hühneraugen (henarå[g]n), dann die Fensterblume Celosia cristata — Hahnenkamm, t'honakamp plur.

In St. Katharina heisst ein Haus »af da honabuttn«. Die Hagebutte heisst bei uns aber »håawuzl«, und dieser Ausdruck ist der ganz ausschliessliche.

Den Familiennamen »Hahn« führen in Neuern zwei jüdische Familien, eine Bauernfamilie »schreibt sich« Hanl, auch Handl; ein gewisser Wolfgang N. aus Neuern, jetzt in Wien, führte den Spitznamen »Spitolhona« = Spitalhahn vor gut dreissig Jahren. Eine Jüdin in Neuern hiess die »Hennl«, man kaufte »bo da hendla«. (Vorname.)†)

Zu diesen Worten bin ich auch in der Lage, einige Räthsel über das Ehepaar Huhn aus dem Schatze unserer Volkspoesie beizusteuern:

1. Was ist das? Es geht rund ums Haus und hat eine Sichel im A . . ., aber dengeln kann man's nicht.

2. Es is zweimal geborn, sein Seel is verlorn, es hat ein hohes Haus und die ganze Welt glaubt's. Der Hahn, das Haus = der Stall. Sein Krähen wird überall als Wetterprophezeiung beachtet.

3. Bevor bei der Bauernhochzeit die Brautmutter dem Sieger im Ofenschüsselrennen als Erstem die Braut zum Brauttanze übergibt, muss derselbe mehrere Räthsel lösen und Scherzaufgaben vollbringen, zum Beispiel folgende: »Bring' mir ein lebendiges Fleisch!«

Der Schlaue fängt eine Henne, thut sie zwischen zwei Schüsseln und trägt sie auf. Durch Beifügung eines Essbesteckes und eines Tellers wird der feine Spass noch unterhaltlicher. Das Opfer ist manchmal auch eine Katze. Wenn dann der Deckel gehoben wird, entflieht das Thier und wenigstens *eine* Fensterscheibe geht dann in Trümmer.

---

*) Goethe, Reineke-Fuchs 1, 184.

**) Vergl. hiezu Lippert, Deutsche Festbräuche 144, 146. Der Bussard heisst in der Mark Brandenburg Gänseaar.

***) Joh. Peter, Charakter- und Sittenbilder S. 16. Gegend von Buchwald am Moldauursprunge.

†) Zeitschr. f. Vkde. VIII. 115 sagt R. Petsch: „Der Haushahn ist der erklärte Liebling der Kleinpoesie".

St. Petrus und St. Veit*) werden mit Hähnen abgebildet. Der Hahn ist das Sinnbild der Wachsamkeit.**)

Die Kirche in Deschenitz trägt auf dem Thurme einen Hahn statt des sonst allgemein üblichen Kreuzes. Man hält den Hahn auf dem Kirchthurme für ein protestantisches Emblem und erzählt, dass dieses Zeichen noch aus der Reformationszeit herrühre, in der Deschenitz wirklich protestantisch war. In Steiermark heisst man den Vogel auf den Thürmen »Wetterhahn«.***)

Im Saazer Land nimmt der Wetter-Hånna noch immer seinen Platz als Windfahne auf den Dächern hervorragender Gebäude ein.†)

(Schluss folgt.)

Das „Emaus“-Fest am Hügel „Za rzykom“ bei Wieliczka.

Von Ludwig Młynek, Tarnów.

Westlich v n Wieliczka, am linken Ufer des Wieliczka-Baches, der von dortigen Bewohnern gewöhnlich die *„Srawa“* (Abzugscanal für Unrath, die Cloake) benannt wird, erhebt sich ein kleiner Hügel, welcher in lachischer Mundart *„Za rzykom“* (= jenseits des Flusses) heisst. Vor Zeiten lag an diesem Hügel ein geräumiger *Friedhof*, in dessen Mitte *eine alte Kirche des heiligen Kreuzes* stand. Gegenwärtig ist hier bloss ein leerer Raum geblieben — und zwei grosse, vom hohen Alter halbgebückte Linden, ein Grabstein mit verrostetem Kreuze sind die einzigen Zeugen der ehemaligen Grabstätten und des Tempels, welcher vor 70 Jahren in Trümmer gerathen ist. Aus den Ziegeln und Steinen, die sich bei der Beseitigung der Ruine noch als brauchbar erwiesen, wurde *die Capelle der heiligen Kunegunde im Wieliczkaner Friedhofe* errichtet. Die kirchlichen Apparate, wie Altare, Fahnen, Ornate, Bilder und eine Orgel wurden nach der *Pfarrkirche in Wieliczka* übertragen. Das grosse Kreuzbild des Erlösers, welches einst in der St. Kreuzkirche am Hügel »Za rzykom« auf dem Hochaltare stand, befindet sich jetzt in der Pfarrkirche auf dem »Altar der Zimmerleute« dicht an der Eingangsthüre. Mein Vater Adalbert Młynek, Grossbauer in Siercza bei Wieliczka, der schon über 90 Jahre zählt, erinnert sich noch ganz genau des feierlichen Aufzuges, in welchem man dieses Kreuzbild dorthin überführte.

An dem oben erwähnten Hügel »Za rzykom«, im Friedhofe bei der Kirche des heiligen Kreuzes, fand ehemals in der Osterwoche ein volksthümliches Frühlingsfest statt, das die dortigen Priester von

*) Höfler, Das Jahr im oberbayerischen Volksleben. S. 24.

**) Gebet zu St. Veit. Man betet Abends: „Ein Vaterunser zum heiligen St. Veit, dass er mich aufweckt zur rechten Stund und Zeit.“ Aehnlich im Marchfelde, Mannersdorf. Schuckowitz, Mythen und Sagen des Marchfeldes. Uns. Zeitschr. II. S. 73. Im Egerlande. Mitth. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen i. B. 33. Jhg. S. 116.

***) Ilwof, zur Volkskunde der Steiermark Uns. Zeitschr. III. 145.

†) Wilhelm, Thiernamen, S. 34.



der Kanzel herab ein *„E-maus“-Fest* nannten. In der Mundart der Wieliczkaner Lachen hiess es aber das *„Maus“*- oder »Małus«-Fest, was mich gleich an das Wieliczkaner »Malajs«- oder »Majalis«- (Mai)-Fest erinnerte. Der Vorgang bei diesem Feste war fast derselbe wie bei anderen Frühlingsfesten, von denen ich schon einige in dieser Zeitschrift geschildert habe. (Vgl.: Das »Malajs«-Fest zu Wieliczka. Bd. IV. S. 269; Das »Rękawka«-Fest zu Zakluczyn. Bd. IV. S. 36; »Benedyk«. Bd. VII. S. 253; »Góra Marcina«. Bd. VIII. S. 37.)

Am Ostermontag oder -Dienstag, manchmal auch am Ostermittwoch, versammelten sich die Wieliczkaner Lachen am Hügel und begannen allerlei *volksthümliche Spiele*, wie zum Beispiel das *Werfen und Fangen des Brotes*, der Würste, Eier, Kuchen, Semmeln, Kipfel, Pomeranzen und anderer essbarer Dinge. Die Jüngeren spielten mannigfaltige Hirten- und Kinderspiele: *„Häschen*, Jäger und Hunde“ (»W zajoncki«), *„Verstecken“* (»W krycie«), *„Räuber und Gendarmen“* (»W zbóji ji ziandary«) und dergleichen.

Charakteristisch waren bei allen diesen Spielen, sowohl der Aelteren als auch der Jüngeren, die *Renn- und Ringkämpfe* der spielenden Parteien: der Werfenden und der Fangenden, der Hasen und der Hunde, der sich Versteckenden und der sie Suchenden, der Räuber und der Gendarmen. Ueberdies musste ein jedes Spiel mit einer allgemeinen *Schlägerei* enden. Zum Schlagen dienten ihnen neue, knospende Weidenruthen, einzeln oder gebunden, die *„Kocianki“* womit sich die Spieler noch zu Hause versahen. Beim Einanderschlagen wurde folgende *althergebrachte Segenformel* gesprochen: »Nie jo bije — Wirzba bije« (»Ich schlage nicht — die Weide schlägt«).

Gegen 3 Uhr kam *eine Procession* aus der Pfarrkirche auf den Renn- und Ringkampfplatz und es wurde im Kirchlein die *Vesperandacht* abgesungen, wobei man alle Unterhaltungen unterbrach. Mitunter betrat ein Priester die kleine Kanzel im Kirchhofe und predigte zum versammelten Volke. Er vergass auch nicht, demselben die Bedeutung des »Emausfestes« auszulegen und seine Auslegung mit den Citaten aus der heiligen Schrift zu bekräftigen. Nach dieser Auslegung sollte das »Emausfest« »zum Andenken an den evangelischen Ausflug des Herrn Jesu Christi nach Emaus in der ganzen Christenheit gefeiert werden«.

Nach dem Gottesdienste hob man die unterbrochenen »Emausspiele« von Neuem an. Es wurde wieder um die Wette gerannt und gerungen, wobei die Reicheren unter die besten Renner und Kämpfer mancherlei Geschenke vertheilten. Es fand sich auch *eine Dorfmusik* auf dem Spielplatze ein — und so unterhielt man sich im Freien bis in die dunkle Nacht hinein. Um Mitternacht kehrten Alle singend heim und unterwegs *schmückten sie sich die Hüte mit grünenden und knospenden Baumzweigen.*

Am anderen Tage ward in Wieliczka und in benachbarten Dörfern viel über das erste gelungene »Maus«- (»Malaus« oder »Malais« = Majalis) Fest gesprochen und erzählt.

Jetzt finden am Hügel »Za rzykom« keine Volksfeste mehr statt. Die Kirche des heiligen Kreuzes, wie oben erwähnt wurde, ist zerfallen — und wurde beseitigt. Im Kirchhofe — wachsen Kartoffel und Rüben oder weiden Kühe und Kälber. Auch der Hügel ist mit der Zeit durchs Pflügen und Eggen beschädigt worden, denn seine Abhänge, früher steil und genug erhaben, sind jetzt so wie sein Gipfel flach geworden.

Das »Emaus«-Fest am Hügel »Za rzykom« bei Wieliczka kommt nicht abgesondert vor. Meine Verwandten und Bekannten theilten mir Vieles über *die „Emaus“-Feste in anderen polnisch-lachischen Gegenden* mit, wie zum Beispiel am Michaelsberg bei Rzeszów, am Bronisławaberg in Zwierzyniec bei Krakau u. s. w. Meinem Gutachten nach kommen sie immer dort bei den Lachen vor, wo man ursprünglich solche Frühlingsfeste feierte, wie: Gajówki«, *„Hajówki“*, *„Majówki“* (»Majalisy«, »Malajisy«, »Malajsy«; »Maleusy«, »Malausy«, »Mełusy«, »Małusy«, »Meusy« und *„Mausy“*-, *Hain- oder Maifeste*); ferner: *„Goniówki“* und *„Bojówki“* (»Renkawki« oder *„Rękawki“* = *Renn-* und *Ringkämpfe*). Zuerst hiessen sie »Gajówki«, auch »Hajówki«, »Majówki« (Hain- und Maifeste), da sie in den heiligen Hainen und »Majen« (»w Gajach, Hajach i Majach«) gefeiert wurden (vgl. »hoj«, »hojok«, »hojcok«, »hojina«, »hojinka«, »hojić« — »moj«, »majić«, »majidło«, »majeronek« = grüne Bäume, Sträucher und Gräser, die in den Hainen wachsen und zur Schmückung der Wohnungen, Kirchen und Capellen im Frühling dienen). Dann übersetzten die lateinischen Missionäre das lachische Wort »Majówka« (Hainfest) ins Lateinische: »Maialis« (ludus) und diese Uebersetzung verdrehten die Lachen in ihrer Mundart zu »Malajis«, »Malajs«, »Maleus«, »Malaus«, »Małus«, »Mełus«, »Meus« und »Maus«. (Alle diese Formen sind in der lachischen Mundart nachzuweisen.) Das Wort »Maus« (Hainfest) war aber den späteren lateinischen Priestern ganz unverständlich, und sie verwandelten es in das biblische »Emaus«, was eine jüdische Stadt in Palästina bezeichnet. Daran knüpften sie die bekannte Erzählung von dem Ausfluge Jesu Christi nach Emaus an — und so ist der letzte Name des lachischen Hainfestes entstanden. Werden künftig andere Zeiten und andere Menschen kommen — so werden sie dieselben Feste noch anders benennen. Der Inhalt wird bleiben — nur die äussere Form, der Name des Festes, wird sich fortwährend verändern.

»Goniówki« und »Bojówki« waren ursprünglich nur kleinere Theile der grossen Hain- oder Maienfeste. Weil sie aber in manchen Gegenden, wie zum Beispiel in Podgórze, Krakau, Wieliczka, Zakluczyn u. s. w. bei den Hainfesten mit besonderer Vorliebe geübt

wurden, so erhielten nachher von ihnen die ganzen Hainfeste (»Gajówki«) den Namen »Goniówki« und »Bojówki«, den die deutschen Colonisten in »Renn«- und »Ringkämpfe« übersetzten. Die Lachen verdrehten ihn gleich zu »Renkowka« und die Polen zu »Rękawka«. Wo die deutschen Colonisten ihren deutschen Charakter am längsten bewahrten, dort blieb der Name »Rękawka« am längsten — wo sie aber ihren deutschen Charakter bald eingebüsst haben, dort verschwand auch bald der Name »Rękawka«. An dessen Stelle trat gleich der allgemein verbreitete, mehr oder weniger verdorbene lateinische Name »Maialis«, »Malajis«, »Malajs«, »Maleus«, »Malaus«, »Mełus«, »Małus«, »Meus«, »Maus« — und zuletzt der evangelische Name »Emaus«. Die ursprünglichen lachischen Namen dieses Festes: »Gajówka«, »Hajówka«, »Majówka«, »Goniówka« und »Bojówka« sind wegen ihrer »heidnischen« Abstammung aus der Sprache der römisch-katholischen Lachen ganz verpönt worden. Nur hie und da verirrten sie sich zu den Bauernhütten und werden heutzutage allein von den Hirten auf der Hutweide in ihrer ursprünglichen Bedeutung gebraucht. Auch die gegenwärtigen *Maifeste der Studenten* und *die kirchlichen Maienandachten* im Monate Mai, die sich desselben Namens »Majówka« bedienen, sind gewiss die spätesten Reflexe der ursprünglichen Hainfeste (Gajówki«) beim lachischen Volke.

II. Kleine Mittheilungen.

Volksheilmittel gegen Schlangenbiss in Kärnten.

Von Franz Zdarsky, Wien.

In Kärnten, wo die Sandviper mit der Kreuzotter um die Herrschaft streitet, wendet das Volk eigenthümliche Mittel an, um die Gebissenen zu retten. Allgemein ist es gebräuchlich, das verletzte Glied sofort oberhalb der Bissstelle zu unterbinden und die Wunde dann auszusaugen. Häufig bedient man sich hiebei eines längeren Hollunderröhrchens, um die Wunde mit dem Munde nicht berühren zu müssen. Hierauf wird das verletzte Glied in kühle Erde eingebettet und darin durch vierundzwanzig Stunden belassen. Nach Ablauf dieser Zeit soll für den Verletzten jede Gefahr geschwunden sein.

Ich selbst hatte im Vorjahre Gelegenheit, einen Knaben kennen zu lernen, der kurz vorher von einer Kreuzotter gebissen worden ist. Dass es eine Kreuzotter gewesen war, schloss ich aus dem Aussehen der erschlagenen Schlange — der Kopf und der Schwanz fehlte — und aus dem Umstande, dass der Ort des Ereignisses 1000 *m* hoch lag. So hoch oben traf ich auf meinen Schlangenjagden noch nie eine Sandviper.

Die Verletzung befand sich am linken Fusse in der Nähe des Knöchels der grossen Zehe. Die Wunde war bereits vernarbt, nur die Epidermis schillerte noch in allen Regenbogenfarben. Ueber den Hergang und den Verlauf erzählte man mir: Nach dem Bisse unterband man das Bein zuerst in der Knöchelgegend, dann, da die Geschwulst rapid stieg, zuerst unterhalb, dann oberhalb des Knies. Dann schürte man ein Kohlenfeuer an und streute darauf eingesammelte Wespennester und Häute von Giftschlangen. In diesen Rauch hielt man Bauschen von Werg, die man dann sehr heiss auf die Wunde legte. In kurzen Zwischenräumen wurden diese Umschläge gewechselt. Nach circa zwei Stunden soll jede Gefahr behoben gewesen sein.

Das „Hilariusbergl" und die Gebetslotterie.

Nördlich von der Station Brixlegg, unfern der Glasfabrik von Kramrach, befindet sich mitten im Walde auf einer kleinen Anhöhe das Kirchlein St. Hilarius. So wenigstens wird es auf der Specialkarte und in einem Führer (Rattenberg und das mittlere Unterinnthal, Rattenberg 1897) und allgemein auch im Volksmunde genannt. Doch verdankt es seinen Namen nicht dem Heiligen, sondern dem Einsiedler Frater Hilarion von St. Sebastian (Tertiario Carmelitae et Eremitae,*) der dort die erste Capelle erbaute und durch eine Urkunde von 1692 die Erlaubniss zum Sammeln von Beiträgen erhielt. 1777 wurde das Kirchlein von Papst Pius VI. mit einem Ablasse ausgestattet. Es ist eine weitberühmte Wallfahrtskirche zu einem Gnadenbilde der Maria vom Berge Carmel, von dem man nicht weiss, wie es dahingekommen ist. Nach einer Vermuthung soll es der Dresdener Gallerie entstammen. Unter Josef II. wurde das Kirchlein 1787 aufgehoben und kam durch Kauf 1788 an die Famile Schreyer, in deren Besitz es sich noch jetzt befindet.

Das Kirchlein ist einfach, aber reinlich und nett gehalten und mit zahlreichen Votivbildern geschmückt. Das (gegenwärtig) älteste der Schreyer'schen Familie stammt von 1771; ferner finden sich noch solche von 1793, 1794, 1812, 1803, 1815, 1828 etc. Interessant sind die Soldatenbilder; da finden wir eine Votivtafel des Mariathaler Alois Hölzel in englischer Marineuniform (1793). das Bild eines österreichischen Soldaten (1813/14) mit der Inschrift: „Ich habe mich verlobt zu dieser Gnadenmutter in den vielen Gefährlichkeiten, denen ich ausgesetzt war in den Jahren 1813/14, da mir fünfmal durch die Manddur (Montur) geschossen und durch den Schutz Mariens glücklich ungeschädigt davongekommen, Gott und seiner Jungfräulichen Mutter Mariae opfere ich dies. Ex voto. In der Noth hilft Gott." Ferner ein Ex Voto-Bild eines österreichischen Officiers vom Jahre 1818 mit einer interessanten Schlachtdarstellung. Ausserdem ist die Kirche geziert mit den Bildern des heiligen Onuphrius und des wenig bekannten heiligen Maglorius.

In den letzen Jahren ist die Kirche noch um eine weitere Merkwürdigkeit bereichert worden; man könnte es eine Gebetslotterie nennen. Eine ziemlich grosse Pappendeckeltafel, von der man nicht weiss, woher sie gekommen und wer sie gebracht hat,**) ist in der Fensternische gleich rechts bei der Thüre an der Wand befestigt. Die Aufschrift lautet: „Kurze und Leichte Art, die armen Seelen im Fegefeuer zu unterstützen. Mnn nehme aus der Schachtel eine Nummer und schaue auf der Karte nach, was betreffende Nummer zeigt; für diese Seele bete ein: „Aus der Tiefe rufe ich" oder opfere ihnen sonst einige Liebeswerke; Vatterunser etc." In der Fensternische liegt eine Schachtel für Sportcigaretten, in der sich eine grosse Anzahl aus Pappendeckel geschnittener Losnummern befinden, und zwar in folgender Grösse:

52

Die Seelen, denen diese ausgelosten Gebete zugute kommen wollen, sind folgende:

1. Für die Seelen Deines Vaters oder Mutter.
2. Für diejenigen Seelen Deiner Brüder, Schwestern und Freunde.
3. Für diejenigen Seelen Deiner Familie, die noch im Fegefeuer sind.
4. Für diejenigen Seelen Deiner Wohlthäter.

*) Die folgenden kurzen Daten sind dem Büchlein von L. Heilmayr: Das Marienkirchlein auf dem „Hilaribergl" in Kramrach (Innsbruck 1891) entnommen.

**) Während der Abfassung dieser Zeilen habe ich eine weitere Aufkärung bekommen. Dieselbe Tafel mit einer gleichen Inschrift und dem Schlusssatze: „Zu Ehren der Zuflucht der Sünder und der Trösterin der Betrübten" befindet sich in der Todtencapelle zu Voldöpp. Weitere Erkundigungen ergaben, dass der Kirchendiener (ein übrigens sehr intelligenter Mann) von der Sache wusste, und den Mann, der so unbemerkt als möglich die Tafel zu befestigen suchte, beobachtet hat. Er ist, nach des Kirchendieners Ausdruck, ein „Spinner" (Spinnirer) und Frömmler namens Schreyer, der zu den Besitzern des Hilarikirchleins (Schreyer) in sehr entfernter Verwandtschaft steht. Er ist ein geborener Kramracher, doch weiss man nicht, wo er sich das Jahr über aufhält. Seine heimliche Spende an die zwei Kirchen ist sonst ganz unbekannt.

5. Für diejenigen Seelen, denen Du ganz zugethan.
6. Für diejenigen Seelen, die Dich während Deines Lebens verfolgt.
7. Für diejenigen Seelen, mit denen Du gesündigt.
8. Für diejenigen Seelen, welchen Du Ursache ihrer Leiden und Beschwerden warst.
9. Für diejenigen Seelen, welchen Du, und sie Dir Gelegenheit zur Sünde gegeben haben.
10 Für diejenigen Seelen, die mit Schmerzen Deinen Beistand erwarten.
11. Für diejenigen Seelen, mit denen Du verfeundet warest.
12. Für diejenigen Seelen, die Dich liebten und nun ganz vergessen sind.
13. Für diejenigen Seelen, die Gott wünscht [!], dass man für sie betet, damit sie befreit werden.
14. Für diejenigen Seelen, die der Mutter Gottes ganz besonders theuer waren
15. Für diejenigen Seelen, die für ihren Hochmuth büssen.
16. Für diejenigen Seelen, die leiden für ihre Eitelkeit und Putz in den Kleidern.
17. Für diejenigen Seelen, die für ihren Geiz büssen.
18. Für diejenigen Seelen, die sündigten durch Blicke.
19. Für diejenigen Seelen, die für ungeordnete Liebe und Wünsche bestraft sind.
20. Für diejenigen Seelen, die für ihre Unzufriedenheit leiden.
21. Für diejenigen Seelen, die leiden für ihre Ausgelassenheit im Leben.
22. Für diejenigen Seelen, die den Körper zu sehr pflegten.
23. Für diejenigen Seelen, die wegen böser Gedanken gemartert sind.
24. Für diejenigen Seelen, die für lasterhafte Worte bestraft worden.
25. Für diejenigen Seelen, die wegen ihrer täglichen Sünden beängstigt sind.
26. Für diejenigen Seelen, die böse Reden geführt und unanständige Lieder gesungen haben.
27. Für diejenigen Seelen, die schändliche und verbotene Bücher und Zeitungen gelesen haben.
28. Für diejenigen Seelen, die für ihren Zorn und Groll leiden.
29. Für diejenigen Seelen, die den Namen Gottes eitel ausgesprochen haben.
30. Für diejenigen Seelen, die für die Gotteslästerung leiden.
31. Für diejenigen Seelen, die für zu freien Gebrauch der Zunge leiden.
32 Für diejenigen Seelen, die zu leicht und lügenhaft geschworen.
33. Für diejenigen Seelen, die dem nächsten Böses wünschten.
34 Für diejenigen Seelen, die Böses nachredeten.
35. Für diejenigen Seelen, die leiden wegen zu viel Essen und Trinken.
36. Für diejenigen Seelen, die des Nächsten Glück missgönnen.
37. Für diejenigen Seelen, die wegen Schlafsucht und Nachlässigkeit ihrer Seelen leiden.
38. Für diejenigen Seelen, die wegen Trägheit leiden.
39. Für diejenigen Seelen, die träge im Ausüben guter Werke waren.
40. Für diejenigen Seelen, die auf Gottes Barmherzigkeit sündigten.
41. Für diejenigen Seelen, die die Sonn- und Feiertage entheiligten.
42. Für diejenigen Seelen, die gegen Kirchen wenig Achtung hegten.
43. Für diejenigen Seelen, die Andere vom Guten abwendig machten.
44. Für diejenigen Seelen, die ohne Andacht communicirten.
45. Für diejenigen Seelen, die für ihre Ungeduld leiden.
46. Für diejenigen Seelen, die aus menschlichen Rücksichten Gutes gethan.
47. Für diejenigen Seelen, die die Sonn- und Feiertage nicht oder nur halb feierten.
48. Für diejenigen Seelen, die wegen Ohrensünden büssen.
49. Für diejenigen Seelen, die wegen Zerstreuung im Gebet leiden.
50. Für diejenigen Seelen, welche ihre Zeit mit Scherzen und Lachen verloren.
51. Für die Klosterleute, welche ihre Regel nicht beobachteten.
52. Für die Klosterleute, welche ihre Gebete nicht oder nur mit wenig Andacht verrichteten.
53. Für Diejenigen, welche an Gott gemachte Versprechungen nicht halten.
54. Für Diejenigen, welche raubten, betrogen und Andere zugrunde richteten.

55. Für Diejenigen, welche wegen ihrer Ungerechtigkeit leiden.
56. Für diejenigen Väter und Mütter, die ihre Kinder nicht gut erzogen.
57. Für die Seelen, die für ihren Ungehorsam leiden.
58. Für die Seelen, die ihre Schulden nicht bezahlt (!)
59. Für die Seelen, die sich der Armen nicht angenommen haben.
60. Für die Seelen, die ihre Eltern nicht achteten und ehrten.
61. Für die Seelen, die für ihre Verstorbenen nicht gebetet haben.
62. Für die Seelen, die keine Werke der Barmherzigkeit übten.
63. Für die Seelen, die ihre Bekehrung verschoben.
64. Für die Seelen, die im Leben nie der armen Seelen gedachten und deshalb leiden.
65. Für die Seelen, die im Kriege umkamen.
66. Für die Seelen, die ihren Feinden nicht verziehen.
67. Für die Seelen, die bis zum jüngsten Gerichte leiden müssen.
68. Für die Seelen, die jetzt in das Fegefeuer kommen.
69. Für die Seelen, deren Befreiung die Ehre Gottes erhöht.
70. Für die verlassensten Seelen.
71. Für die Seelen, die ihrer Befreiung am nächsten sind.
72. Für die Seelen, die am grausamsten Schmerzen leiden.
73. Für die Seelen, die in diesem Augenblicke sterben.
74. Für die Seelen, die von ihren Verwandten vergebens Hilfe erwarten.
75. Für die Seelen, die der Jugend Aergerniss geben.
76. Für die Seelen, die die Hilfe am nöthigsten und keine haben.
77. Für die Seelen, die die Fastengebote nicht gehalten haben.
78. Für die Seelen, die die Priester und Klöster verfolgt.
79. Für die Seelen der katholischen Soldaten.
80. Für die Katholiken, die nicht auf (!) geweihter Erde ruhen.
81. Für die Ungläubigen, die sich im letzten Augenblicke bekehrten.
82. Für die gerichteten und vergessenen Seelen.
83. Für die Seelen, die in grosser Gefahr waren, den Glauben zu verlieren.
84. Für die Seelen der Priester und Ordensleute.
85. Für die Seelen, die die liebe Mutter Gottes innig verehren.
86. Für die Seelen, die wegen kleiner Fehler ins Fegefeuer kommen.
87. Für die Seelen, die Jemand erschienen und keine Hilfe erhielten.
88. Für die in diesem Moment gerichteten Seelen.
89. Für alle Seelen im Fegefeuer. Amen
90. Für Alle, die diese Karte in ihren Häusern aufgehängt und verbreitet.

Der originelle Gedanke, der dieser Einrichtung zugrunde liegt, sowie der Umstand, dass man die Herkunft nicht kennt, geben zu denken. Auf den Verfasser einen Schluss zu ziehen, wage ich nicht; auffallend ist die gute Schrift und die (mit wenigen Abweichungen) genaue Orthographie sowie die Mannigfaltigkeit des Ausdruckes (leiden, bestraft werden, beängstigt sind, büssen etc.). Gebote für Geistliche und Klöster sind zahlreich vertreten. Charakteristisch ist eine starke Mischung von milder Auffassung und strengen Ansichten.

Egerländer „Ansinglieder".

Von Dr. M. Urban, Plan.

Das „Ansinglied" nimmt im deutschen Volksliede einen hervorragenden Rang ein. Alle die bekannten älteren „Hirtenlieder (Weihnachtslieder)", „Neujahrslieder", „Dreikönigslieder", aber auch die „Nachtwächterlieder", „Brautlieder", „Wallfahrtslieder" und andere Lieder, in denen dritte Personen angesungen werden, gehören in den grossen Rahmen des „Ansingliedes". Im Egerlande kam das „Ansinglied" fast bei allen Festzeiten zur Geltung. Selbst in den „Vierzeilern" (auch kurz „Stückln" genannt) besitzt das Ansinglied seine echten, ich möchte sagen: standesgemässen Repräsentanten. Heute will ich hier nur vier alte „Ansinglieder aus dem Egerlande", nämlich ein „Nachtwächterlied", ein „Brautlied", dann das „Sommer- und Winter-Spiel" und ein „Wallfahrtslied" mittheilen.

I. Nachtwächterlied.

Åll meine Hea(r)n, låuts enk sog'n,
Da Håmma am Thua(r)n håut **zeahna** g'schlog'n,
B'höit't enka Haus und Schaia,
B'höit't enk voa(r) Däib und Faia!
's håut zeahna g'schlog'n!

Åll' diaz Jungg'sell'n, låuts enk sog'n,
Walts diaz möits (Weil ihr müsst) dean Nåu(n)ma trog'n;
Sats no stül und denkts dabei,
Dass es no (nur) a Nåu(n)ma sei.
's håut **alfa** g'chlog'n!

Åll diaz Aeimanna (All ihr Ehemänner), låuts enk sog'n,
Weiwa-Herrschåft lernts datrog'n,
Enkan ålwan Ådåmsstolz
Böigt jå dös Påntoff'lholz.
's håut **zwölfa** g'schlog'n.

Åll diaz Gumpfan, låuts enk sog'n,
Wenn ma(n) schällt (sollte) enk du (doch) wåu frog'n (fragen),
Wots diaz (Ob ihr) aa nu Gumpfan sats,
Såggt no (nur) „Jå!" — dats as waats (dass ihr es wäret).
's håut **åins** g'schlog'n.

Åll diaz Frauen, låuts enk sog'n,
Walts diaz möits blåua Fenza trog'n (= blaue Flecken als Merkmale von Schlägen um die Augen);
U fräigt ma(n) enk: wea(r) håuts thån,
Såggts no: 's Maal is schuld dårån! —
's håut **zwoa** g'schlog'n!

Åll ält'n Weiwa, låuts enk sag'n,
Ba enk wiad 's bål neks mäia (mehr) schlog'n;
Diaz håuts neks åls Unfrie(d)n g'schüa(r)t,
Drum mogh enk aa da Taiksl niat.
's håut **dra** gescblog'n!

II. Brautlied.*)

Mia(r stånga voa eines Bräutkas (Bräutigams) Tüa(r),
In Züchtn und in Aeian,
Mit seina Bräut, döi ihm vatraut,
In Züchtn und in Aeian. **)

Däi Bräut, däi wäll'n mia singan oa(n),
U aa ia(r)n löi(b)m Bräutikåm.

Gott håut si ge(b)m gean zusåmm',
Dass freudi pries'n wiad sa(n) Nåmm'.

Åll' Zwoa stäihts diaz in Gotteshånd,
Däi enk aa giht in Ehestånd.

Da Ådl (Adam) nåtzt und woa(r) alåin,
Gott mächt a Wei as seinan Båin.

Wöi ea(r) dawåcht und döi dasah:
„Dös is ma(n) Fleisch und Boa(n)!" ea(r) sprach.

Ein „Manni" — ea(r) si selwa nennt,
U beider Herz in Löi entbrennt.

Gott giht dös Wei ins Ådls Hånd,
U setzt sua a(n) (so ein) den Ehestånd.

Zan Ådl da Herrgott g'saggt dåu håut:
„In Schwoas (Schweiss) schöllst (sollst du) g'winna du da(n) Bräut!"

Zan Wei såggt ea(r): „Mit Schmerz und Pein,
Schöllst du gebär'n dein Kinnelein.

Dein Moa(n) schöllst du g'horsåm sa(n),
Dös schöll da(n) Buss' und Stråuf' aa sa(n)!"

Sa folgts no Gott nåuch seinan Woa(r)t,
Dånn wiad 's enk gaut gäih(n) dau und doa(r(t.

Wenn enk giht Gott a Leiwasfrucht,
Sa zöigts as af in alla Zucht.

Wennts diaz sats a Moa(n) und Wei,
Mötts (müsst ihr) sa(n) oa(n) Sinn, oa(n) Lei.

Mit Treuen åins an ånnan 's måin (es meine):
In Hea(r)z und Sinn stimmts üwaråin (überein).

---

*) Wurde Abends von Ortsinsassen gesungen.

**) „In Züchtn und in Aeian" wiederholt sich nach jeder Zeile.

Ei, hauts unna Stimm' vanumma,
Mia(r) ho'm enk jå oa(n)g'sunga.

Ei, gäts uns bål, låuts uns niat stäih(n),
Mia(r) ho'm jå g'sungan gåua sua schäi(n).

Diaz håuts uns geben, mia dank'n schäi(n)
U wöll'n a glei va dånna gäih(n).

Gott gih enk au a gouta Nacht —
In Bett zu enkra Löibsåndåcht.

Håuts Dånk, schäin Dånk füa söche Gåbm,
Döi mia(r) mit Fraid empfånga hobm.

III. Sommer- und Winter-Spiel.

Während des Winters (zumeist gleich nach „Allerheiligen") wanderten noch vor etwa dreissig Jahren zwei Männer (in einem Dorfe am Kamme des Ausläufers des Böhmerwaldes daheim), von denen einer ein kleines Bäumchen mit vergoldeten Früchten oder eine kleine Sense und der andere einen kleinen Dreschflegel trug, von Haus zu Haus und sangen da in dem Hausflur oder in der Stube für eine Gabe mit entsprechender Action folgendes Lied:

Sommer:
Ei, Winta, du bist a låusa G'sell,
Du gechst di ålt'n Weiwa hinta d' Höl.
O du Herr mei(n), da Summa — dea(r) is fei(n)!

Winter:
Ei, Summa, du bist a rechta Baua,
Du mächst an Weiwan d' Müli (Milch) saua.
O du Herr mei(n), da Winta — dea(r) is fei(n)!

Sommer:
U is vabei Gåua und Tô (Tag),
Dåu maah (mähe) i meina Bläimla van Wiesan ô.
O du Herr mei(n) u. s. w.

Winter:
Ei, Summa, du dörfst mi niat lång dutzn,
Sünnst setz a da af mei(n) Pu(d)lmutzn.
O du Herr mei(n) u. s. w.

Sommer:
U is a Mål dåu da Jacobitô (Tag),
Hau i mein Wåiz und Koa(r)n aa ô.
O du Herr mei(n) u. s. w.

Winter:
Häust du 's ô, sa drisch i 's as
U båih meina Nannla Knüa(d)la (Knödeln) dras.

Sommer:
Ei, Winta, du dörfst ma(r) nimma vül sogn,
Sünnst wüa(r) ri di (werde ich dich) ba Thüa assi jågn.
O du Herr mei(n) u. s. w.

Winter:
Ei, Summa, i häit a Woat mit dia z'ria(d)n:
Du kannts ma(r) da(n) Tochta za da Äi (Ehe) schpendia(r)n.
O du Herr mei(n) u. s. w.

Sommer:
Ei, Winta, ma(n) Tochta, döi gih a da niat,
Du bist a fabla (fauler) Schlankl, du årwast niat.
O du Herr mei(n) u. s. w.

Winter:
Ei, Summa, öitza gih a da recht:
Du bist ma(n) Herr, i bin da(n) Knecht!
O du Herr mei(n) u. s. w.

IV. Maria-Kulmer*) Wallfahrtslied.

Wöi a Lärch in da Frouh
Schwingt si 'gen Himm'l zou,
U fängt dåu zan singan oa(n),
A sua wåch af, du meine Söl,
U laff g'schwind hi(n) zan Gnadnquöl —
Åun Råst, åun Rouh.

Eil zu Maria rein
U za iran Jesulein —
Am Kulmabergh,
Za da schänstn Himmlsbraut
In da gräinan Hoslståud —
Am Kulmabergh.

*) Die Propsteikirche Maria-Kulm liegt unweit der Industriestadt *Königsberg* an der Eger auf einem Hügel, hart am Rande des alten Egerlandes, von wo aus man eine herrliche Fernsicht geniessen kann. Es ist eine uralte, vielbesuchte Wallfahrtskirche. Sie ist von der Sage mit silbernen Fäden umsponnen. Besonders hoch verehrt der Egerländer die heilige Mutter Gottes von Maria-Kulm. In Schaaren pilgern die Egerländer unter Singen und Beten zur Muttergottes am Kulmer Berge.

Åun Beschwerd und unbemüht
Lenk' i åll mei(n) Schritt und Tritt —
Am Kulmabergh;
Opfa z'lŏib Maria dia(r)
Meines Heazens Freud und Zia(r) —
Am Kulmabergh.

Aewa Bergh und tŏifas Thål
U mit Fraidenreichn Schål —
Am Kulmabergh;
Wül zu Maria gäih(n),
Si wiad mia gean beistäih(n) —
Am Kulmabergh.

Wenn i no ban Haus asgäih,
Künnts ma(n) füa(r), dass dåu i stäih —
Am Kulmabergh.
U a sua is mei(n) Begüa(r) (Begierde),
I scho(n) denk', i waa ba dia(r) —
Am Kulmabergh.

Åll diaz Såifza, gäihts voa(r)oa(n),
Grŏisst mia(r) d'Maria aloa(n) —
Am Kulmabergh;
Bis i selwa don (dorten) ånlång
Mit mein håuchn Lobgesång —
Am Kulmabergh.

Kummts, ŏs (ihr) Sünda, grauss und klein,
Nemats (Niemand) schŏll vasågad sein —
Am Kulmabergh.
Si is Mutta insgemein,
Wiad aa Ålln bårmherzi sein —
Am Kulmabergh.

U ŏs Arme, gäihts mit mia(r),
Klågts no enka Nåuth (Noth) dåhia(r) —
Am Kulmabergh.
Leid'ts no Ållas mit Geduld.
D' Mutta schenkt uns ire Huld —
Am Kulmabergh.

Eia*) — häia (hŏre), Mutta, dån
Ålla unna Bittn ån —
Am Kulmabergh.
Tål' (theile) uns mit va deina Gnåd,
Dŏs bitt' ma(n) frŏih und spåt —
Am Kulmabergh.

Låu uns åuna Tråust niat gäih(n),
Thou åls Mutta ba uns stäih(n),
Dein Kinnan ålln . . .
Mi wŏlln preisan di
Herzli und innighli —
Mit Fraidnschålln!

Zum Inventar eines Bauern.

Der Bauer Georg Mayer, in Flecken bei Neuern im Böhmerwalde, ist am 7. Jänner 1847 abgebrannt. Nach dem Brande legte er folgendes Verzeichniss an:

N o t a **)

Ueber den Feuer Schaden des Georg Mayer Nr. 14 aus Flecken, so am 7. Jänner durch Brandlegung boshafter Menschen verursacht wurde.

Vom Wohnhaus ist der Dachstuhl herabgebrand. Die Scheuer und zwey Schupfen aber von Grund aus.

Vom Vieh 3 Hünner sind verbrand.

An Gedreid: 14 St.***) Waizen, Korn 12 Str., Erbsen 3 Viitl, Gerste 9 St., Haber 36 Str., Leinsam 6 Str., Hanfsamen 2 massl, Kleesamen 6 massl, Pflanzen Samen aller Art 5 Seidl, Gedörtes Obst 3 Str. 2 Viertl, Hirsenbrein 2 Massl, Mehl 4 Strich, 1 Cte. †) Flachs. Heu und Gromet 100 Ctnr., Stroh 22 Schock zu 20 Pfd., Waldstreu 6 Fuhren.

Feiertags Kleidungsstücke: Hosen 3 Stück à 3 fl. CM., 3 Leibl à 3 fl. Cm., Seidene Tüchl 4 à 2 fl. CM., Schuhe 7 baar à 2 fl. CM., Strümpf 4 baar à 1 fl., Weibliches Gewand zusammen 10 fl. vieles Werktags-, doch gutes Gewand zu 12 fl.

Die ganze Wäsche 90 Hemder, 6 Dischtücher, 10 Handtücher.

Betten 4 Stück zu 8 Pfd., Kopfbolster 3 à 3 Pfd, Vorätbige Federn 8 Pfd. die dazu gehörigen Leintücher, Strosäge, 6 Gedreid Säcke.

Baumannsfahrnis 1 Bloss-,††) 3 Beschlagene Wägen, 2 Pflüg mit Zugehör, 5 Egen, 1 Ausfürchpflug, 1 Butz Mühle, 4 Gedreid Reitern,†††) 5 Siebe, 8 Heugabeln, 6 Schaufeln,

*) Kosewort.
**) Die Rechtschreibung ist beibehalten, die Zeichensetzung vom Einsender.
***) Strich = 108 l. = 4 Viertl = 16 Massln.
†) 100 Pfund.
††) Alte, unbeschlagene Wägen sind heute noch zu sehen.
†††) Quadratische Schienengeflechte.

12 grössere oder kleinere Binder Geschirre, 3 Ochsen Joch mit Riemen, 1 Pferd Geschir mit Hinter Geschir, Pferd Glocke und mehr anderes Riemen Zeig. An Eisenzeig grosser Schaden.

Hausgeräth 3 Kleider Kasten, 20 verschiedene Drugln, auf 2 Winter Vorâthige Holz Spâne,*) 5 Sesseln und Lehnstühle, 4 Flachsbrechen, 5 Bettgestelle, der ganze Weberzeig,**) Viele Vorâthig Gemachte Holz Arbeiten,***) Viel Vorâthiges Nutz- und Werkholz, 6 Klafter Brennholz, 80 Stück Vorâthige Bretter, 6000 Falz Schindl, 6000 Schar Schindl. Alle Fenster, wie auch etwa 30 Stück Grosse und Kleine Holgläser, feines und ordinär Töpfner Geschir etwa 80 Stück, 1 Kupfener Bleich Kessel zu 4 wasser Eimer gross.

Dan habe ich aus Barmherzigkeit der Barbara Bruner auf ihre Geräthschaften Blatz auf meinem Boden gegeben, welchen Schaden sie auf 25 fl. CM. anschlägt.

So auch Anton Simet, ein armer Imnan hate auf meinen Boden 60 Bund Stroh, so auch Verbrand ist.

„Im Herbst ist der Bauer am ärmsten“, sagt ein Sprichwort, das bei uns gang und gäbe ist. Im Herbste sind die Scheunen voll, die Taschen leer, und ein Brand vernichtet dann den ganzen Wohlstand der gestern noch eifrig schaffenden Bauernfamilie.

Da ist es die Hilfe der „Freundschaft“, der Nachbarn, und der Nachbarorte, die die erste Noth lindert, dem Nackten Kleidung und Wohnung, dem Vieh einen warmen Stall verschafft und später auch beim Wiederaufbaue des Gehöftes durch reiche Spenden an Baumaterial und unentgeltliche Fuhren besonders beim Firstheben und Dachdecken durch werkthätige Hilfe, dem Armen sein Unglück vergessen zu machen sucht.

„Den schönsten Baum in meinem Walde kannst du dir aussuchen“, sagt der Eine, während ihm der andere das Kalb verspricht, das nächstens fallen wird. So thut jeder, was er kann; ist ja doch nur eine „ausborgte Sach“, denn „was heute ihm geschehen ist, kann morgen mir passieren“, denkt sich ein jeder. Dieser Brauch wird noch heute allgemein in allen Ortschaften unserer Gegend geübt. — Im Folgenden theile ich die Aufzeichnung des Georg Mayer über diese Spenden mit:

„Bemerkung der Almosen als Brandsteuer“.

Von Hausser Haas †) 1 Schilling ††) Flachs, einen 1/2 Strich Waitzen, 1/2 Strich Haber und 14 Bund Stroh.

Von Jägershöfern †††) und Hobergern *†) jedem 1 Baum.

Schuller **†) 1 Virtl Korn, 1 Virtl Gersten, 3 m Leinsam.

Hadruwar ***†) 1 Virtl Korn, 1/2 masl Leinsam, die Adam Bauern 1 Strich Korn.

Von den andern Chudiwaren †*) ein Virtl Waitzen, ein Viertl Gerste, einen halben Strich Korn und 3/4 Haber und wieder von den Franz Brey ein Virtl Gerste.

Sternhöfer †**) von einem jeden einen Baum, von den Oeberbauern einen halben Strich Korn und einen Strich Haber.

Ratschin und Weberhof 2 Virtl 2 m. Haber, 2 m. Sommer-Waitz, 4 Bund Heu.

Fuchsberg von Gevattern 1 Virtl Leinsam, 3 m. Haber, von den andern allen 7 m. Haber.

Plösser haben sich gut ausgezeichnet, Sommerweitz, Haber, Stroh und Kleesam. Franzenbauer 1/2 Strich Sommer Korn, 1/2 Str. Haber, 5 Seidl Kleesam.

---

*) Leuchtmaterial.
**) Die alten Bauern webten selber, manche noch heute.
***) Der Bauer verstand sich nämlich auch auf die Wagnerei.
†) Der „Hoos“ vom Haus. Haus = Ortschaft, „Hoos“ = der Hofname.
††) 30 Rasteln.
†††) Ortschaft Jägershof.
*†) Ortschaft Hochberg, beide in Bayern.
**†) Ein Bauer in Flecken, Hofname.
***†) Ortschaft Hadruwa.
†*) Ortschaft Chudiwa.
†**) Ortschaft mit bloss 2 Bauern, Sternhof.

Friedrichsthal, Hirschau, Springenberg 2 Str. Haber, 2 m. Leinsam, 2 Seidl Kleesam, 8 Bund Stroh.

Putzeried *) 4 St. Haber.

Flecken Reithmeier **) 1 St. Haber, 7 m. Gerste.

Die Spenden wurden vom Verunglückten selber eingesammelt, der mit einem Wagen von Ortschaft zu Ortschaft, von Hof zu Hof fuhr, wie es heute noch geschieht.

Der Nachlass einer Inwohnerin.

Mitgetheilt von Josef Blau, Silberberg.

Gerichtl. Abschäzungs und Feibittungs Tabella oder Protk.

Über das, nach der den 10. July d. J. Verstorbenen Elisabetha Gerlin, Wittwe, laut der untern 22. July errichteten gerichtlichen Inventur hinterbliebene bewögliche Vermögen, welches unter gesezten Dato in Gegenwart der Unterschriebenen aufgenommen worden ist.

An Kleidungen.

2. Schnürbrüst, 1 Von Schw. Zeug, 1 Von Damast
3. Karsetteln von Zeüg
1. Petzel von Zeüg (?)
3. Oberröcke, 2 Von Tuch und 1 Von Wolle
2. Vorticher
2. Hals Ticheln, 1 weis, 1 Von Seiden
1. kleines Leibl.

An Weis Wäsch.

1. Weisse Hauben
1. Paar Zwirnerne Strimpf
1. do. Winter Handschuch
3. Tischticher 1. 1 fl. 26 kr., 1. 41 kr. 2 fl. 07
5. Serwitten (3 Stück) zu . . . . . 59 kr.
5. Handticher (2 Stück zus. . . . . 34 kr.
1. Hemmet
3. Leinwand
1. Paar Winter Strimpf

An Zinn.

2. Leichter . . . . 52 kr.
1. Suppenschüssel } . . . . 1 fl. 41
2. kleine Schüsseln }
6 Teller . . . . 3 fl.
1. Schale
10. Essleffeln . . . . 53 kr.
1. Lichtputz samt einer Gabel . . . 7 kr.
2. Kofeleffel . . . . 3 kr.
2. Paar ordi. Messer . . . . 22 kr.
1. Salzfässl . . . . 16 kr.

An Better.

3. Stuck grosse Better 4 fl. 56 kr., 4 fl. 56 kr., 5 fl. 10 kr. . . 15 fl. 2 kr.
4. Kopfpölster v. Federn
1. Strohsaak . . . . 16 kr.
1. Bett von Plaumfedern
5. Hauben
1. Wintermützen

An Gerätschaften.

1. gläserne Pixen auf Zucker . . . 6 kr.
1. Glökel Von Metall
2. Anhangschlösser
1. Pixel mit Reliquien
1. Fingerhuth
2. glöserne Krieg . . . . 12 kr.
1. Kleiderkasten . . . . 1 fl. 36 kr.
3. Coffeschalen sammt 1. unterschaln 20 kr.
12. Bilder (6 davon für . . . . . . 46 kr.
9. Reissl Flax
1. Bradspiess . . . . } 26 kr.
2. aufsätz dazu . . . . }
1. Hachel . . . . 9 kr.
4. Blechene Pfannen . . . . 17 kr.
1. Talkenblech . . . . 21 kr.
1. Bethstadt Von weichen Holz . . 25 kr.
2. Seidl Schmalz
1. Truhen von weichen Holz . . 1 fl. 03 kr.
1. Truhen von weichen Holz . . 1 fl. 05 kr.
1. gläserne Flasche . . . . 3 kr.
14. Eier
$^1/_2$. Massl Mehl
1. Tischl . . . . 20 kr.
3. Stühl aus weichen Holz . . . . 30 kr.
1. Roken . . . . } 50 kr.
1. Spinnradl . . . . }
1. Nudlbreth . . . . 8 kr.
1. Paar Pantofeln
1. Riebeisel
1. Mehltruhl . . . . 31 kr.

*) Ein czechisches Dorf. — **) Ein Hofname.

An Preciosen.

1. grossen Sielbern Ring.

Dann 3 fl. 20 kr. in baaren Geldt, welches alles richtig Empfangen habe, wird anmit Von mir, als auch Von beiden Unterfertigten Zeügen, Bestättiget.

Sigl: Vollmau den 9. October·1793.

Josef Kolbek. Anna Maria Dickin gebohrne Eissnerin

Michel Schrimpf. Von der Antilhütten.

Die dem Namen des Gegenstandes nachgesetzten Preise wurden bei der Licitation erzielt, welche wahrscheinlich die Erbin veranstalten liess. Die Protokolle sind in meinem Besitze.

Diejenigen Geräthschaften, welche keinen Erlös ausgewiesen haben, hat sich wahrscheinlich die glückliche Erbin schon vor der Versteigerung zur Seite gebracht. Die Erblasserin war eine nach den damaligen Begriffen wohlhabende Finanzwachbeamtens- oder Handwerkerswitwe. Der Ort Vollmau liegt knapp an der bayerischen Grenze bei Neumark im politischen Bezirke Taus.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Das Volkslied in Oesterreich. Die Universal-Edition-Actiengesellschaft in Wien beabsichtigt, im Rahmen ihres Unternehmens eine Reihe von Bänden zu veröffentlichen, deren Gesammtheit *„Das Volkslied in Oesterreich“*, eine musikalisch-nationale Sammlung, darstellen soll, wie sie bisher in so vollständiger Weise noch nicht existirt. Die Unternehmung hat sich mit der Bitte um Förderung ihrer Bestrebungen an das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht gewendet, und in Würdigung derselben hat Se. Excellenz der Herr Minister *Dr. Ritter v. Hartel* an sämmtliche Landeschefs einen Erlass gerichtet, in welchem ihnen mit Zuhilfenahme der Schulorganisation die eifrigste Unterstützung bei der Aufsammlungsthätigkeit der Unternehmung ans Herz gelegt wird. Es heisst in dem Erlasse: „Da dieses auf die Erhaltung der Volkslieder und deren weiteste Verbreitung gerichtete Unternehmen nicht nur ein patriotisches Werk darstellt, sondern auch der heimatlichen Kunst und dem österreichischen Volkscharakter ein unvergängliches Denkmal zu setzen bestimmt erscheint, halte ich dasselbe in jeder Beziehung für förderungswürdig.“ Unser Verein, zu dessen umfassenderen Bestrebungen auch die Sammlung und Erforschung der Volkspoesie und des Volksgesanges gehört, wird dem neuen Unternehmen gern jede irgendwie gewünschte Unterstützung leihen und ist um so eher in der Lage, dies erfolgreich zu thun, als er nicht nur über weitreichende werthvolle Verbindungen in ganz Oesterreich verfügt, sondern in seinem Archiv bereits ein ganz beträchtliches Material besitzt. Zum Schlusse sei nicht verfehlt, darauf hinzuweisen, dass der *Deutsche Volksgesangverein in Wien* für die Deutschen in Oesterreich der Aufgabe, das deutsche Volkslied der österreichischen Alpenländer und der Deutschen in den Sudetenländern zu sammeln und zu pflegen, mit rühmlichst anerkannten Erfolgen, der grössten Liebe und dem vollsten Verständniss bereits seit Jahren nachkommt.

Der neugegründete bayrische **„Verein für Volkskunst und Volkskunde“** mit dem Sitz in München, welcher es sich in erster Linie zur Aufgabe gemacht hat, für das südliche Bayern, also das ethnographische Grenzgebiet von Salzburg und Tirol mit so engverwandtem Volksthum, die volksmässige Ueberlieferung in Volkskunst und Hauscultur zu sammeln und zu erforschen, wird durch museale Sammlungsthätigkeit, durch Herausgabe von Vereinsmittheilungen und Wandervorträge seine mit grosser Freude zu begrüssende Wirksamkeit verfolgen. Wir wünschen dem jungen Nachbarverein die erspriesslichste und erfolgreichste Thätigkeit und hoffen auf gegenseitigen collegialen Verkehr. An der Spitze der neuen Vereinigung stehen Herr Professor *August Thiersch*, Herr Baurath *Hans Grässel* als Vorsitzender und der eigentliche Gründer desselben, von dessen Thätigkeit in dieser Zeitschrift schon öfters rühmlichst die Rede war, Herr Architekt *Franz Zell* in München, als erster Schriftführer.

Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. Es ist bereits in dieser Zeitschrift Band VII, Seite 127, der im Jahre 1900 aufgetretene Plan einer Angliederung sämmtlicher deutscher Volkskundevereine an den Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zum Zwecke eines einheitlichen Zusammenwirkens und insbesonders zur Förderung und Uebernahme von umfassenden Arbeiten und Erhebungen, welche weder von einzelnen Vereinen noch von einzelnen Gelehrten ausgeführt werden können, zur Besprechung gelangt. Der Anschluss unseres Vereines, zu welchem die Vereinsleitung durch eine Zuschrift ddo. 4. Juli 1902 des Geh. Archivrathes Dr. Bailleu in Charlottenburg als Vorsitzenden des genannten Gesammtvereines eingeladen worden ist, wird erwogen werden.

Ausstellung J. v. Grienberger im „Ferdinandeum" zu Innsbruck. — Vor Kurzem erregte im Rundsaale des „Ferdinandeums" zu Innsbruck eine Ausstellung von fünfzig Tafeln des *Professors J. v. Grienberger* (Innsbruck), welche die Decoration des Innthaler Bauernhauses mit bewundernswerther Feinheit der Ausführung und Treue des Studiums zu künstlerischer Darstellung brachten, berechtigte Aufmerksamkeit sowohl im grossen Publicum wie insbesonders in Fachkreisen. Herr Privatdocent *Dr. Radinger* berichtet darüber im „Boten für Tirol und Vorarlberg" (Nr. 219 vom 24. September 1902) in ausführlicher Weise, wobei er dem Verdienst des Künstlers, der mit liebevollstem Fleiss dieser bemerkenswerthen Aeusserung alter Volkskunst nachgegangen ist, nach Gebühr in vollem Masse gerecht wird.

„Suchen wir auf Grund des Grienberger'schen Tafelwerkes einen Ueberblick über die Decoration der Innthaler Bauernhäuser zu gewinnen. Von Stylen finden wir die Spätrenaissance, Barock, Rococo und Empire vertreten, am zahlreichsten sind die Beispiele aus dem farbenfrohen achtzehnten Jahrhundert; mit den Napoleonischen Kriegen und ihren Verwüstungen nimmt die Freude an der Decoration ein Ende, das abgelaufene Jahrhundert hat nur nüchterne Nutzbauten geliefert, aber auch viel des schönen Alten pietätlos zerstört.

Die Bemalung erstreckt sich auf alle Theile der Façade, der ganze Formenschatz der Renaissance und ihrer Fortbildungen ist verwendet, sie zu schmücken; der Kunstwerth der Malereien ist freilich meist kein grosser, doch haben auch gute Kirchenmaler, besonders in der Barockzeit und im Rococo, sich an der Häuserausschmückung betheiligt. Die Hauskanten werden durch Verzahnungen, Steinbossagen, Säulen und Pfeiler besonders hervorgehoben, die *Fenster* und *Thüren* in der Renaissancezeit von gedrungenen Säulchen und Pilastern, ja sogar durch Karyatiden flankirt, oben durch profilirte Gesimse abgeschlossen, im Barock treten dafür derbe Cartouchen ein, die Farben werden lebhafter und ahmen den stucco lustro nach, das Rococo verwendet die tändelnden Schnörkel der Rocaille in Verbindung mit naturalistischen Blumenzweigen und Sträussen. An den übrigen freien Wandflächen finden Madonnenbilder oder Bilder von bewährten Schutzheiligen ihren Platz. Manche Häuser, wie das Altwirthshaus in Oetz, das alte Gerichtsgebäude in Wenns, sind ganz mit Darstellungen aus der heiligen Geschichte bedeckt, auch einheimische Sagen sind verwendet, Bilder gesattelter Pferde und ganzer Säumerzüge weisen auf den Charakter des Hauses als Herberge hin, auch Wappenschmuck findet sich häufig, selten fehlt im Oberinnthal die Sonnenuhr mit flatterndem Zahlenbande. Die Bemalung der Thüren, der Fensterladen und des geschnitzten Balkenwerkes des Giebels, sowie der Laube vervollständigt das farbenfreudige Bild eines solchen Innthaler Hauses aus alter Zeit.

Nicht minder interessant ist der *plastische Schmuck* des Hauses, der wohl durchgehends von dem ortsansässigen Zimmermann besorgt wurde. Die *Thüre* macht erst im achtzehnten Jahrhundert den Fortschritt von der Verbohlung zur Verschalung und kunstvollen Umrahmung. Die *Laubenbrüstung* war ursprünglich durch Bretter gebildet, die durch ausgeschnittene Figuren der mannigfachsten Art ihren Schmuck bekamen. Den eigentlichen Ausdruck der Verticalgliederung erhielt sie aber erst durch die Form der Balustrade mit profilirten Brüstungsbalken und verkleideter Schwelle. Den Hauptfleiss hat aber der Zimmermann auf den *Giebel* verwendet. Alle Träger des Daches, die *„Pfetten"*,



mit den sie stützenden Spreizen wurden besonders auf der Unterseite mit geschnitzten Ornamenten verziert, die in ihrer bunten Färbung den Eindruck hervorrufen, als hätten Stickereien ihnen als Vorbilder gedient; im Barock werden die Zierformen derber, die Balkenenden laufen in phantastische Thierleiber aus. Auch der *Windladen* erhielt seine Ausschmückung in Form von Thierköpfen an den Enden und am Firste, auch Bemalung der Brettfläche kommt häufig vor. An dem *Glockenthürmchen* haben endlich die ländlichen Künstler die verschiedensten und geschmackvollsten Lösungen versucht und gefunden

Dies Alles gehört der Vergangenheit an, schon seit hundert Jahren sind der Kunsttrieb und die Decorationsfreude erloschen, die häufigen Brände, die Umwandlungen der Dörfer zu Sommerfrischorten haben vieles Eigenartige vernichtet, und wenn die Sache so weiter geht, werden unsere Dörfer bald ebenso langweilig aussehen wie unsere neuen Stadttheile.

Wer die Blätter Grienberger's genau ansieht, wird unsere alte Bauernkunst schätzen und lieben lernen; deswegen wünschte ich auch, dass sie nicht in einem Museum ihre Ruhestätte finden, sondern dass sie in Form eines Mappenwerkes recht weit verbreitet würden, besonders gerne sähe ich sie in der Hand der Architekten, die in ihnen einen unerschöpflichen Schatz lebenskräftiger Motive für ländliche Villen, Gasthöfe etc. erhalten würden. Möchte dem verdienstvollen Erforscher der Tiroler Bauernkunst die Veröffentlichung seiner mühevollen Arbeit bald ermöglicht werden!"

Dr. Janko †. Mit aufrichtiger Betrübniss verzeichnen wir das allzufrühe Ableben des ungarischen Volksforschers Dr. Janko, Custos der ethnographischen Sammlung am Ungarischen Nationalmuseum zu Budapest, der inmitten einer regen wissenschaftlichen Forscher- und Sammelthätigkeit abberufen worden ist. Vor wenigen Monaten hatte ich noch Gelegenheit, dem Verewigten die Sammlungen des Museums für österreichische Volkskunde zu zeigen und mich seiner Anerkennung zu erfreuen, die um so schwerer wog, als sie von dem erfolgreichen Sammler und Begründer der reichen heimatländischen Sammlung im Ungarischen Nationalmuseum herrührte. In seinen Veröffentlichungen „Herkunft der magyarischen Fischerei", „Magyarische Typen I. Die Umgebung des Balaton". abgesehen von seinen Arbeiten zur aussereuropäischen Ethnographie, hat Dr. Janko sich ein bleibendes ehrenvolles Denkmal gesetzt. Wir bewahren dem tüchtig Mitstrebenden das freundlichste Andenken. *Dr. M. Haberlandt.*

Zur Wanderversammlung der Wiener und Berliner anthropologischen Gesellschaft. (Siehe Zeitschrift f. österr. Volkskunde VIII S. 138 f.)

Herr *Prof. Dr. R. Meringer* in Graz schreibt uns:

So dankbar ich für die Anzeige meines zu Pfingsten (und zwar am P f i n g s t-montag den 19. Mai, nicht am O s t e r montag, wie es a. a. O. irrthümlich heisst) auf der Wanderversammlung der Wiener anthropologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrages über die *Probleme der Hausforschung* auch bin, so bitte ich doch einige Punkte richtigstellen zu dürfen, damit sie nicht Quellen weiterer Irrthümer werden.

Ich habe zuerst die bekannten volksthümlichen Haustypen Europas charakterisirt. Das *niedersächsische* Haus nannte ich ein Einfeuer-Einheitshaus. Wenn aber Dr. O. Jauker das so begründet: „Es hat nur eine Feuerstelle und alle zum Hause gehörigen Räumlichkeiten sind unter ein Dach gebracht", so habe ich wohl nicht so gesagt, denn das würde nicht genügen. Das gemeinsame Dach macht noch kein Einheitshaus, sondern die gesammte innere Anordnung, die jeden Theil als Glied des einheitlich gebliebenen Ganzen erkennen lässt.*) Das *romanische* Haus habe ich als einfeurig und zertrennt bezeichnet, weil es nur einen *Kamin*, aber keinen *Ofen* enthält, wobei ich vom Backofen *immer* absehe. Dr. O. Jauker lässt mich sagen: „Das Charakteristische ist der offene *Herd (Kamin).*" Der Kamin ist aber nur ein theilweise offener Herd. Vergl. über seine Entstehung Verfasser in den Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Herzego-

*) Das niedersächsische Haus ist das einzige, das Vorräthe, Mensch und Vieh im selben Raume vereinigt. Alle anderen trennen.



wina VII Seite 249. Herd und Kamin sind durchaus verschiedene Dinge. Das *osteuropäische* Haus ist *einfeurig*, bei ihm ist Herd und Ofen *ein* Ding, weshalb ich von einem *Ofenherdhaus* (nicht „Herdfeuerhaus", was ja das niedersächsische, nordische und oberdeutsche Haus, die alle offene Herde haben, auch wären) rede. Vergl. Verfasser Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften Wien CXLIV Seite 15. („Die Stellung des bosnischen Hauses und Etymologien zum Hausrath.") Das *oberdeutsche* Haus hat Otto Jauker richtig nach meinen Darlegungen charakterisirt. Ich nenne es *zweifeurig*, weil es *Herd* und *Ofen* (in *getrennten* Räumen) hat, indem ich wieder vom Backofen absehe (vergl. Verfasser in der letztcitirten Schrift Seite 1 ff), oder *Zweifeuerhaus*, oder *Küchenstubenhaus*, womit es vollständig charakterisirt erscheint. Ein Haus auf oberdeutschem Boden ohne Ofenraum, ohne „*Stube*", ist für mich kein „oberdeutsches". Vergl. meine und *J. R. Bünker's* gemeinsame Erklärung in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien XXXII Seite 273, der sich hoffentlich auch die anderen Forscher anschliessen werden. Dann kommt noch das *nordische* Haus in Betracht (in Schweden, Norwegen und auf den Inseln). Es ist einfeurig und scheint einer Vorhalle in seinen typischen Formen niemals entbehrt zu haben.

Fraglich ist, ob das nordische Haus wirklich auf dem Continent in den Grenzgebieten des Deutschen Reiches und Oesterreichs mit Russland und weiter auf dem Balkan gegen Griechenland vorhanden ist. Fraglich ist auch die Verwandtschaft des skandinavischen und griechischen Hauses. Genaue Nachrichten wären über das polnische Haus erwünscht. Dass dieses heute noch vielfach im selben Raume Mensch und Vieh beherbergt, ist bekannt.

Eine besondere Stellung nimmt nach dem oben Gesagten das niedersächsische Haus ein. Nach dem, was bis jetzt bekannt wurde, bietet sich die Möglichkeit eines Zusammenhanges mit dem *baskischen* Hause.

Im zweiten Theile meiner Ausführungen habe ich die Methode der Hausforschung und ihre Erklärungsarten besprochen: Alle Erklärungen der einzelnen Erscheinungsformen aus nationalen und klimatischen, kurz aus einem erschlossenen Charakter der Völker oder aus den umgebenden Verhältnissen sind missglückt. Ich habe das an G. Bancalari's Erklärungen im Besonderen gezeigt, denn gerade seine Schriften sind die ergiebigste Fundgrube von solchen Erklärungen, obwohl sie ja nicht von ihm erfunden, sondern nur von ihm auf die Hausforschung übertragen worden sind. Wenn aber Dr. O. Jauker mir „mehrere scharfe Ausfälle auf Bancalari" nachsagt, dann möchte ich dagegen Einsprache erheben, denn diese Wendung kann leicht persönlich gefasst werden, und eine persönliche Art der Polemik hat nicht einmal zu Lebzeiten Bancalari's zwischen ihm und mir geherrscht, trotzdem keinem Antheilnehmenden die Unterschiede unserer Auffassungen verborgen blieben.

Mit den anderen kurzen und knappen Sätzen O. Jauker's bin ich einverstanden. Sie entsprechen dem, was ich gesagt habe.

Das Bauernhaus in Oesterreich-Ungarn. Soeben ist die III. Lieferung dieses vom Oesterreichischen Ingenieur- und Architektenverein in Wien herausgegebenen monumentalen Werkes (vergl. diese Zeitschrift II, S. 114, III. S. 93, V. S. 23, VI. S. 86, VII. S. 128) erschienen. Dieselbe enthält die nachfolgenden Blätter:

Steiermark.

Nr. 3. Haus, vulgo Heiman in Adriach bei Frohnleiten. Aufgenommen von Carl Lacher, Graz.

Nr. 4. Breitenau bei Mixnitz. *a*) Valentin Schragl, vulgo Obersattler. *b*) Johann Fellner, vulgo Michelbacher. Aufgenommen von Carl Lacher, Graz.

Nr. 5. Breitenau bei Mixnitz 1668. *a*) Haus Jacob. Schweiger, vulgo Gräsinger. *b*) Rothleiten bei Frohnleiten „Schusterhaus" vom Jahre 1790. Aufgenommen von Carl Lacher, Graz.

Nr. 6. Ramsau bei Schladming. Aufgenommen von A. v. Wielemans, Wien.

Nr. 7. Bauernhaus aus der Ramsau bei Schladming 1603. Aufgenommen von A. v. Wielemans, Wien.



Nr. 8. *a*) Das Hübler-Haus Nr. 48, und *b*) das Jud-Haus Nr. 46 in Kemetberg bei Köflach. Aufgenommen von J. R. Bünker, Oedenburg.

Kärnten.

Nr. 6. *a*) Bauernhaus in Gritschach, Gemeinde Seeboden am Millstätter See. *b*) Rumpler-Keusche, Haus Nr. 7. in Kraut, Gemeinde Seeboden am Millstätter See. Aufgenommen von J. R. Bünker, Oedenburg.

Tirol.

Nr. 6. Ländliche Bauten in Tirol. Aufgenommen von Richard Greifenhagen, Carl Susan und Anton Weber.

Nr. 7. Giebel von einem Hause in Stuben. Aufgenommen von Richard Greifenhagen.

Nr. 8. Bemalte Holzarchitekturen aus Tirol. Aufgenommen von Anton Weber in Wien.

Böhmen.

Nr. 7. Bauerngut in Hliney bei Leitmeritz. Aufgenommen von Carl Schmidt in Dresden.

Nr. 8. Motive aus der Umgebung von Turnau. Aufgenommen von Carl Schmidt in Dresden.

Nr. 9. Ländliche Bauten in Böhmen. Aufgenommen von Anton Weber in Wien.

Nr. 10. Ländliche Bauten aus dem Egerlande. Aufgenommen von Carl Schmidt in Dresden.

Nr. 11. Ländliche Bauten aus dem Egerlande. Aufgenommen von Carl Schmidt in Dresden.

Im Herbst des Jahres 1903 wird mit der IV. Lieferung, welcher der von *Dr. Michael Haberlandt* zu verfassende Text beigegeben sein wird, das Werk zu Ende kommen.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

16. Prof. Volodymyr Šuchevyč, Huculščyna (Materijaly da ukrajinško-ruškiji etnologiji. — Materiaux pour l'ethnologie ukraїno-ruthène, publié par la commission ethnographique, t. II, IV, V), Lemberg, 1899, 1901 und 1902, Grossoctav, S. 318, 255.

Die Lemberger Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften hat es seit ihrer Reorganisation im Jahre 1890 als einen der wichtigsten Punkte ihrer Wirksamkeit hingestellt, die reichen Schätze der Volkstradition sowie der Ueberlebsel uralter gesellschaftlicher, cultureller und religiöser Formen bei den Rutenen (Ukrainern) in Oesterreich-Ungarn, sowie in Russland systematisch zu sammeln, den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechend zu publiciren und schliesslich auch wissenschaftlich zu verarbeiten. Für die Sammel- und Publicationsarbeit wurde im Jahre 1898 eine specielle Commission geschaffen, deren Leiter zuerst Prof. Hruševškyj, später Abgeordneter Barvinškyj als Präsident und Th. Volk (Volkov) in Paris als Vicepräsident sind. Die Arbeit wurde sogleich in zwei Gruppen getheilt: Die Traditionistik (Schöpfungen der Volksphantasie, wie Volkslieder, Märchen, Schwänke, Sprichwörter, Räthsel, Zauberformeln und dergleichen) und die descriptive Ethnographie mitsammt der Archäologie und Anthropologie. Für jede dieser Gruppen wurde ein besonderes Organ geschaffen: für die erste der Etnografičnyj Zbirnyk (Ethnographisches Sammelwerk), wovon bis jetzt 12 Bände erschienen sind, von denen einige auch in dieser Zeitschrift von Prof. Polívka besprochen und analysirt wurden; für die zweite aber die „Materialien zur ukrainisch-rutenischen Ethnologie", bis jetzt 5 Bände unter der Redaction des Herrn Volkov. Im Etnogr. Zbirnyk sind bis jetzt ausser kleineren Beiträgen in den Bänden I, II und V folgende grössere Sammlungen erschienen: Rutenische Volksmärchen, gesammelt von O. Rozdolškyj (Bd. I und VII, im Ganzen 77 NN.), Volkstraditionen aus Nordungarn, gesammelt von V. Hnatiuk (Bd. III und IV, im Ganzen 140 NN., Legenden, Novellen, Märchen und Schwänke), Volks-

anekdoten aus Galizien, gesammelt von V. Hnatiuk (Bd. VI, 700 NN.), Volksnovellen und Schwänke, gesammelt von O. Rozdolškyj (Bd. VIII, 81 NN.), Volkslieder aus Bács-Bodrog in Südungarn, aus einer slowakischen Colonie, gesammelt von V. Hnatiuk (Bd. IX, 430 NN.), Volkslieder aus Chodovyči, einem Dorfe des Stryjer Bezirkes, mit Noten gesammelt von Dr. Ivan Kolessa (Bd. XI, ca. 500 NN., ein interessantes Specimen des gesammten Liederrepertoires eines einzigen Dorfes), Rutenische Volkslegenden aus Galizien, gesammelt von V. Hnatiuk (Bde. XII—XIII, bisher nur Bd. XII erschienen mit 209 NN., das Ganze wird ca. 500 NN. umfassen). Im Bd. X wurde mit der Herausgabe meiner Sammlung von galizisch-rutenischen Sprichwörtern der Anfang gemacht; dieser Band umfasst nur 2926 NN. (jedes Sprichwort erklärt und mit analogen anderssprachigen ver-

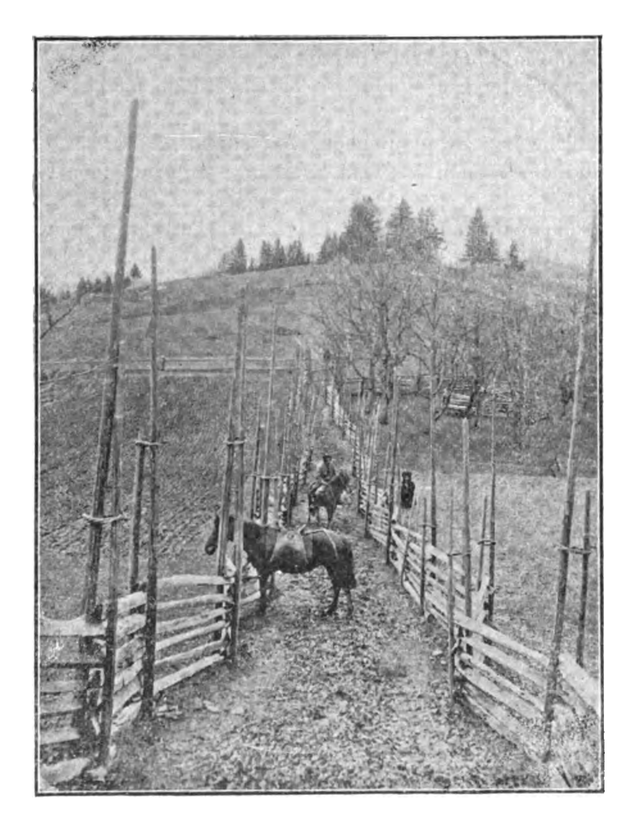


Fig. 15. Huzulische Dorfstrasse.

glichen); da aber meine Sammlung ca. 30.000 NN. umfasst, so dürfte das Ganze 10 Bände des Etn. Zbirnyk, jeder Band zu 200 Seiten, benöthigen. Für die folgenden Bände dieser Sammlung sind bereits systematische Collectionen von alten Weihnachtsliedern, epischen Liedern (Balladen und Räubergesänge), Recrutenliedern etc. vorbereitet.

Die zweite Serie der Publicationen, die „Materialien zur ukr.-rut. Ethnologie", wird nach analoger Methode geführt. Auch hier haben wir kleinere Monographien über verschiedene Erscheinungen des Volkslebens (die Weberei, die Baukunst, die Kochkunst, die Fischerei, die Töpferei, die Bereitung und Bemalung der Ostereier mit einem schönen Atlas) und daneben eine systematisch angelegte, seit vielen Jahren vorbereitete Monographie, die erste erschöpfende Arbeit über einen recht eigenartigen Menschenschlag — die Huzulen. Diese Monographie soll aus 4 Bänden bestehen, wovon 3 bereits erschienen sind und den Gegenstand dieser Besprechung bilden sollen.

Huzulen heissen Bewohner der äussersten südöstlichen Ecke Galiziens sowie des südwestlichen Theiles der Bukowina und des nordöstlichen Theiles von Ungarn. Unter den Gebirgsbewohnern dieser Länder bilden die Huzulen einen besonderen, stark markirten Typus: sie unterscheiden sich von anderen rutenischen Gebirgsbewohnern, zum Beispiel den benachbarten Bojken, sowohl durch ihre Kleidung (Vorliebe für lebhafte, zumeist rothe Farben und Metallschmuck) als auch durch ihre Sprache, welche ziemlich bedeutende Beimischungen von Rumänismen, weniger von Magyarismen enthält, übrigens in der Wortbildung, Flexion und im Vocalismus vielfach ihre eigenen Wege geht. Das wichtigste Unterscheidungsmerkmal bildet aber ihr lebhafteres Temperament, grössere

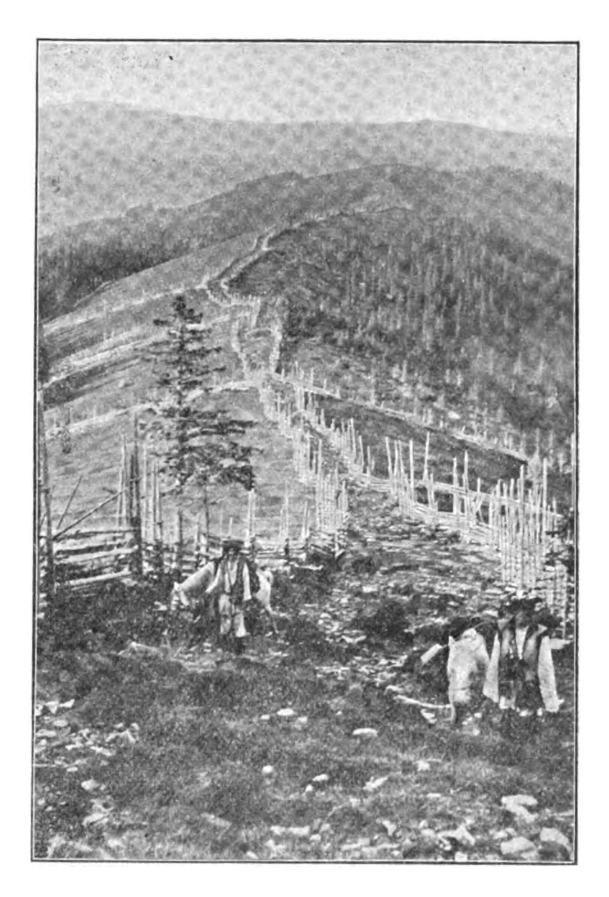


Fig. 16. Huzulischer Gebirgsweg.

Gesprächigkeit und Leidenschaftlichkeit sowie die gesammte, durch locale Verhältnisse bedingte Lebensweise, eine eigenartige Mischung von primitivem Nomadenthum und recht modern angehauchtem industriellen Treiben (Holzflösserei, verschiedene Arten der Hausindustrie).

Prof. Vladimir Šuchevyč (Realschule in Lemberg), unzweifelhaft der beste Kenner der Huzulen, ein langjähriger Sammler der Erzeugnisse der huzulischen Hausindustrie für verschiedene Museen, hat es unternommen, seine seit mehr als 20 Jahren gemachten Beobachtungen über Land und Volk dieses originellen Erdenwinkels in einem einheitlichen und breit angelegten Werke zu verarbeiten. In vier Heften (2 Bänden) soll sein Werk folgende Capitel umfassen, welche zugleich einen Begriff von seinem Inhalt und Plan geben können: 1. Die physiographische Uebersicht des Landes; 2. die ethnologische und 3. die statistische Uebersicht; 4. das Huzulendorf; 5. die huzulische Wohnung; 6. die

huzulische Kirche; 7. die huzulische Kleidung; 8. die Ernährung der Huzulen. Der zweite Band enthält in zwei grösseren Abtheilungen die Beschreibung der wichtigsten Beschäftigungen eines Huzulen, also gewöhnliche Arbeiten (die Arbeiten im Hause mit der detaillirten Beschreibung der Handmühle, der Hanf- und Flachsbearbeitung, der Wollebearbeitung, der Oelbereitung, des Nähens, Grabens, Ackerbaues, des Mähens, Holzschlagens und



Fig. 17. Sommerzelt der Huzulen.

der Holzflösserei, der Schaf- und Rinderzucht im Gebirge, der Fischerei und der Jägerei). In der zweiten Abtheilung werden einzelne Zweige der Hausindustrie geschildert, also die Löffel- und Trogfabrication, die Fassbinderei, Tischlerei, Kürschnerei, Weberei, Töpferei, Metall- und Riemenbearbeitung und die Holzschnitzerei. Der dritte, unlängst erschienene Band enthält die Beschreibung von Sitten und Gebräuchen bei der Geburt, Hochzeit und

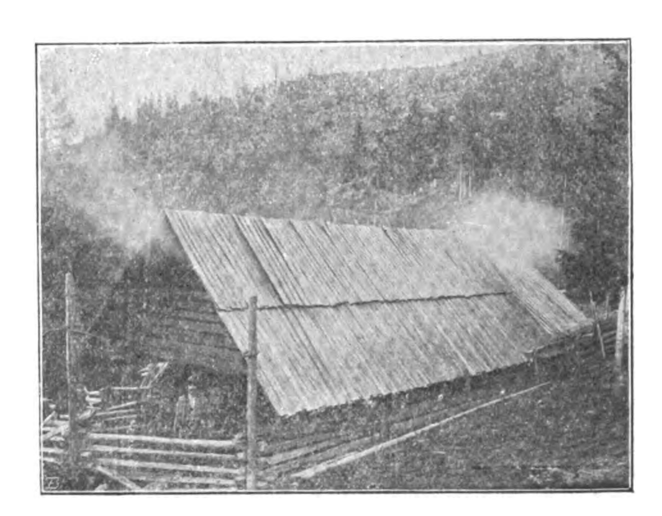


Fig. 18. Huzulische Sennhütte.

dem Begräbniss des Huzulen, Beschreibung der huzulischen Musikinstrumente und Tänze und eine Sammlung der huzulischen Volkslieder. Der vierte Theil soll verschiedene den Huzulen eigenthümliche kirchliche Ceremonien, die huzulische Kosmogonie und Dämonologie, eine Sammlung der Traditionen und Märchen sowie ein Wörterbuch des juridischen Dialects umfassen. Wie wir sehen, lässt dieser Plan an Vielseitigkeit wenig zu wünschen übrig; wenigstens umfasst er Alles, was für einen Beobachter das Interessanteste und

am meisten Charakteristische ist. Ungern vermissen wir eine Darstellung der huzulischen Anschauungen und Bräuche, der Volksspiele und Belustigungen, des Familien- und Gemeindelebens und überhaupt des sittlichen Lebens der Huzulen, doch bedarf eine solche Arbeit gewiss einer anderen Beobachtungsmethode und anderer Mittel, als sie einem in Lemberg lebenden Mittelschullehrer derzeit zur Hand sein konnten.

Die Methode, nach welcher Prof. Šuchevyč arbeitet, ist fast ausschliesslich die descriptive. Es ist keine wissenschaftlich vertiefte Monographie, der Verfasser wirft keine Frage auf, um sie so oder so zu beantworten, er fragt nicht nach der Bedeutung, Provenienz dieses oder jenes Details — er beschreibt nur Punkt für Punkt mit dem besonderen Augenmerk auf die Terminologie. Jeden Gegenstand, jedes Theilchen eines Gegenstandes, eines Gefässes, jeden Moment einer speciellen Thätigkeit lässt er sich benennen und gibt diese Benennungen möglichst treu wieder. Die wirthschaftliche und industrielle rutenische Terminologie wird in seinem Werke eine Quelle ersten Ranges finden. Obwohl der Verfasser von Fach ein Naturalist ist, so tritt doch das rein Technische fast überall

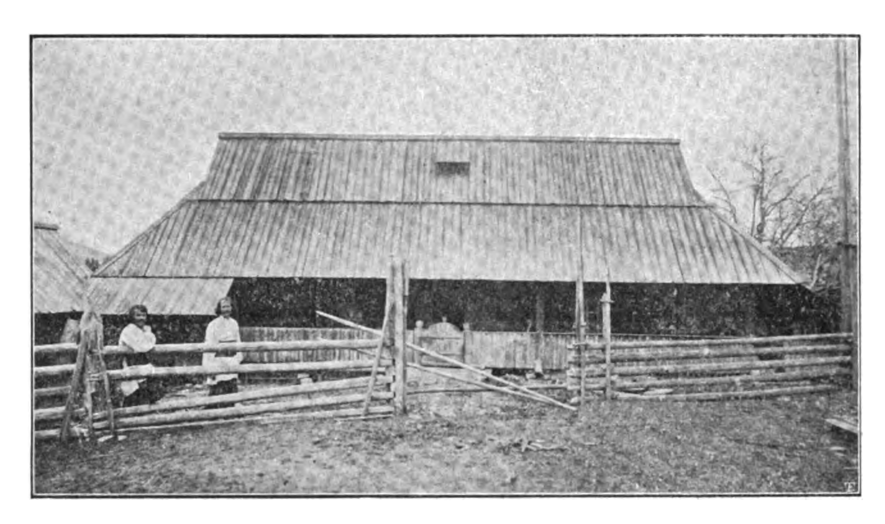


Fig. 19. Huzulisches Bauernhaus.

neben dem Philologischen auf den zweiten Plan. Auch das Ethnologische kommt dabei zu kurz, da ja hier das vergleichende Studium der Technik oft zu wichtigsten Resultaten führt. Das soll natürlich kein Vorwurf für den Verfasser sein; er hat sich ja nur das Ziel gesteckt — Selbstbeobachtetes schlicht und treu wiederzugeben.

Weniger zu loben wäre der zweite Punkt, welcher ebenfalls aus der so gestellten Aufgabe des Werkes folgt: Der Verfasser hat geglaubt, alles bisher über die Huzulen Geschriebene ignoriren zu dürfen und sich nur auf Selbstgesammeltes zu beschränken. In gewisser Hinsicht mag das etwas für sich haben; es werden besonders in den älteren Arbeiten über die Huzulen — von Vahylevyč und S. Witvickyj verschiedene phantastische Theorien und Ansichten über dieselben ausgesprochen, auf welche zurückzukommen für einen ernsten Forscher eine verlorene Mühe wäre. Trotzdem aber gibt es auch eine Reihe ernster und tüchtiger Arbeiten über die Huzulen, deren Kenntniss das Gesichtsfeld unseres Verfassers wesentlich erweitert, seine Beobachtung vielfach geschärft und auf interessante Einzelheiten geführt hätte. Die Arbeiten, Beobachtungen und Materialiensammlungen eines Hacquet, Golgbiowski, Vincenz Pol, Holovackij, Biedermann, Bielowski und Kaindl durften doch nicht so schlechtweg beiseite gelassen werden, besonders darum, da sie vielfach, wenn auch gewöhnlich im engeren Gesichtskreise, bessere Quellen berührten, älteres und zuverlässiges Material haben und sich bei ihren Forschungen theilweise von anderen Gesichtspunkten leiten liessen.

Es sei hier noch eine, auch nicht ganz erfreuliche Eigenthümlichkeit der Methode des Herrn Verfassers erwähnt: er behandelt das ganze Huzulenländchen als einen durchaus einheitlichen Typus. Ein Detail, einen Brauch, eine Benennung, welche er in einem Dorfe, in einem Gebirgswinkel findet oder beobachtet, reiht er in seine Schilderung als typisch für den ganzen District ein. Seine Angaben sind fast nie bestimmt localisirt. Das mag bei dem verhältnissmässig kleinen Raume des Beobachtungsfeldes in den meisten Fällen richtig sein, kann es aber auch nicht sein. Wir wissen ja, dass sich im Gebirge, in weit entlegenen und voneinander abgesonderten Thälern mit der Zeit merkwürdige Varianten ein und desselben Typus herausbilden und zähe erhalten; es wäre leicht möglich, dass die Huzulen zum Beispiel am oberen Pruth von jenen am Čeremoš in etwas hie und da abweichen — in dem Werke des Professor Šuchevyč sind alle

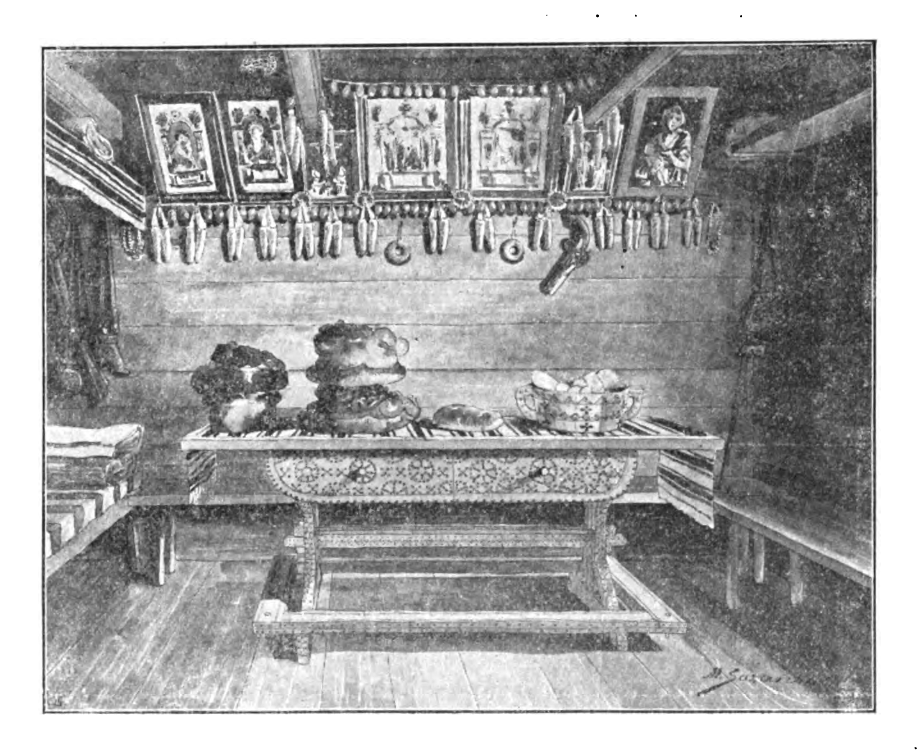


Fig. 20. Huzulisches Wohnzimmer: Tischwand.

localen Varianten verwischt; das ist desto mehr zu bedauern, als der Verfasser selbst in der Vorrede zugibt, dass „manche Gebräuche, Ceremonien und dergleichen nicht überall gleich sind und die Huzulen selbst zu sagen pflegen: „Bei uns ist auf jeder Bergeshalde anderer Brauch." Doch wurden seine Materialien mehr als 20 Jahre gesammelt, und in jenen früheren Jahren sammelte Prof. Šuchevyč, wie er in der Vorrede bekennt, ohne exacte Methode und notirte fast nie die Localität, wo er Dies oder Jenes zu hören und zu sehen bekam, und so ist nun dieser Fehler auch eine organische Folge des langsamen Wachsthums seiner Arbeit.

Und noch eine Bemerkung. Der Titel scheint eine Arbeit über alle Huzulen, über das ganze Huzulenländchen zu versprechen, doch gleich in der Vorrede werden wir vom Verfasser belehrt, dass er sich nur mit galizischen Huzulen befasse. Einerseits ist diese Parcellirung des Gegenstandes zu bedauern. Es existirt zwar über die bukowinischen Huzulen eine lange Reihe werthvoller Arbeiten von Prof. Kaindl, doch sind sie meistens in verschiedenen Broschüren und Fachzeitschriften zerstreut, das darin verarbeitete

Material ist vielfach mit nichthuzulischem vermischt, und überhaupt hat Prof. Kaindl bei der Ausarbeitung dieser Aufsätze schwerlich an eine systematische und erschöpfende Darstellung der huzulischen Ethnographie gedacht. Die ungarischen Huzulen dagegen sind bis jetzt für die Forscher eine terra incognita. Andererseits aber gereicht es dem Professor Šuchevyč zum Lob, dass er sich lieber dazu entschloss, eine Theilarbeit, aber auf Grund eigener, genau beobachteter und controlirter Materialien zu liefern, als ein ganzes, aus fremdem, oft unzuverlässigem, zweifelhaftem und lückenhaftem Gut zu compiliren.

Und noch Eines. Der Verfasser beschreibt ganz schlicht und naiv; ebenso wie die ältere Literatur des Gegenstandes, ignorirt er auch alle anderen, rutenischen und nichtrutenischen Nachbarn der Huzulen und macht nirgends von der vergleichenden Methode Gebrauch, um entweder die Eigenart der Huzulen klarer hervortreten zu lassen oder

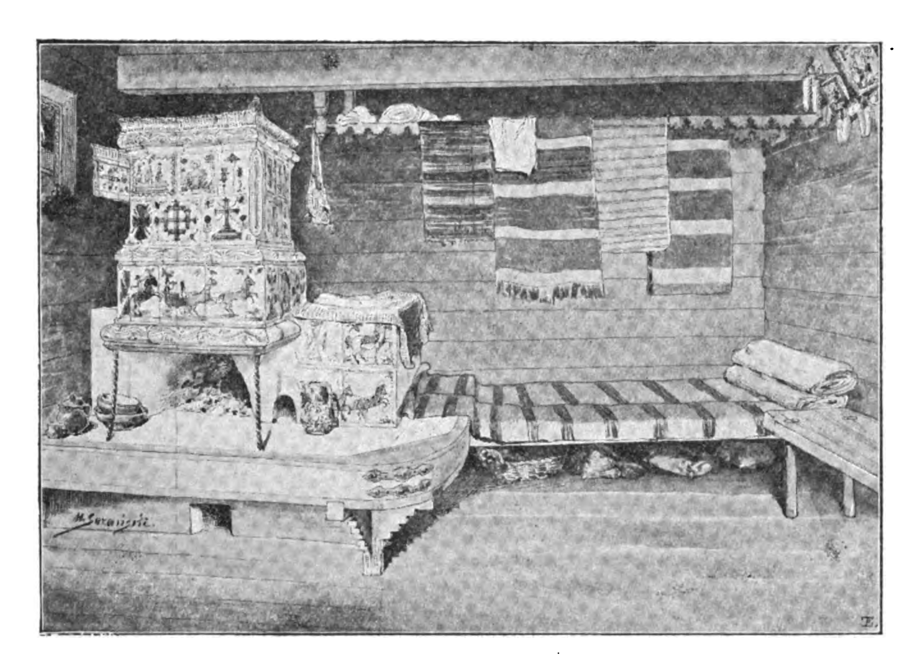


Fig. 21. Huzulisches Wohnzimmer: Ofenwand.

auch gewisse einheitliche und identische Erscheinungen durch tiefere physiographische oder nationale Beziehungen zu motiviren. Das gibt seinen Beschreibungen eine gewisse Ruhe und Behaglichkeit, kann aber leicht auch den Schein erwecken, dass alles Geschilderte bloss für die Huzulen typisch, ihnen eigenthümlich sei, während es sich doch oft um allgemein verbreitete Erscheinungen handelt.

Es sei mir nun erlaubt, aus dem reichen Inhalt der bisher erschienenen drei Bände des Šuchevyč'schen Werkes einige interessante Punkte herauszugreifen, um entweder seine Arbeitsweise zu charakterisiren oder auch einige Bemerkungen von allgemeinerem Interesse daranzuknüpfen.

Cap. I, S. 17. Der Name eines Berges Pryslip oder Pryslop weist auf die Spur uralter Jägerei hin. Dieser Name ist im ganzen Karpathengebirge sehr häufig; so heissen einige Dörfer in den Bezirken Lisslo, Turka, Kaluš; so heissen auch zahlreiche Localitäten, gewisse Theile von Bergen und Almen, gewöhnlich Engpässe zwischen zwei Abgründen im dichten Walde oder auch nahe dabei gelegene kleine waldfreie Flächen. Auch Familiennamen Pryslup, Pryslopśkyj kommen ziemlich häufig vor. Ich habe gehört, dass solche „Pryslops“ an gewissen Tagen Sammelplätze für huzulische Jäger bilden;

es wird dort getrunken, getanzt und geschossen. Näheres konnte ich derzeit nicht erfahren, aber im Bezirke Turka erklärten mir die Bojken die Bedeutung der Benennung: Pryslop sei ein Platz nahe bei einem Slop, und Slop sei eine grosse Falle. mit welcher man ehemals im Gebirge Bären gefangen habe. Auf einem hohen Engpass im tiefen Gebirge, wo es viele Bären gab, habe man zwischen zwei Föhren, welche 1 bis $1^1/_2$ *m* weit voneinander wuchsen, in der Höhe von 2 bis 3 *m* einen mächtigen Holzblock an zwei Pflöcken so stabil befestigt, dass er bei einer etwas stärkeren Berührung herunterstürzen musste. Von diesem Klotze ging eine Schnur hinab bis zur Erde, wo ein kleines lebendes Hausthier, gewöhnlich ein Lamm oder ein Ferkel mit gebundenen Füssen daran befestigt wurde. Wenn der Bär, von der Stimme des Thierchens herbeigelockt, dasselbe ergriff und dabei an der Schnur heftig zerrte, stürzte der Klotz herab und machte ihm den Garaus. Dass der Tod eines solchen Erzfeindes der gesammten Hirtenbewohnung für die-

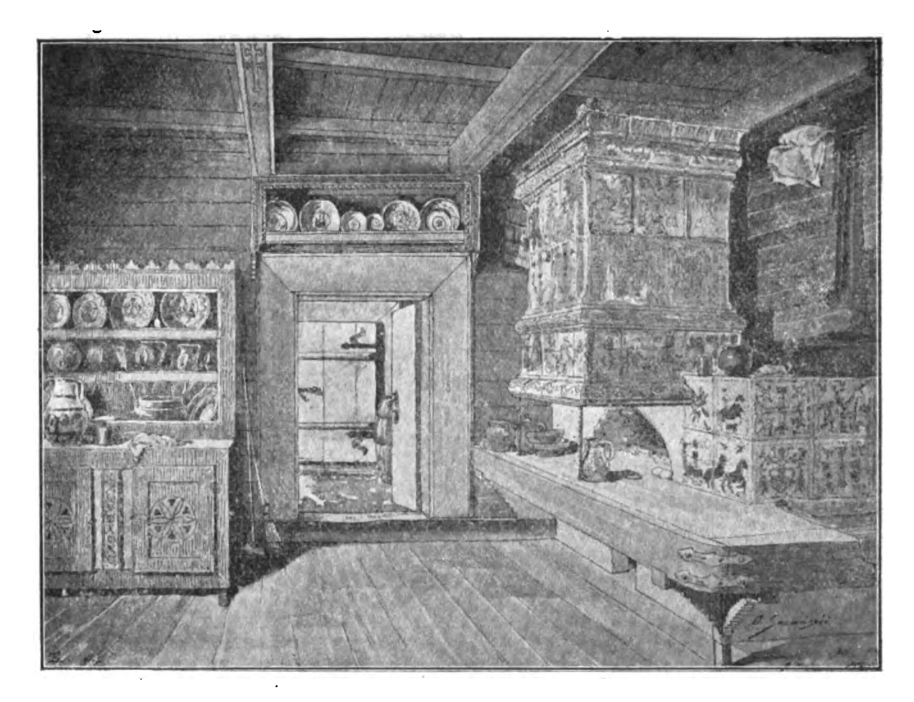


Fig. 22. Huzulisches Wohnzimmer: Thürwand.

selbe ein festliches Ereigniss war und dass die Plätze nahe bei diesen Fallapparaten (Pryslop — wörtlich „bei der Bärenfalle") zu Sammel- und Festplätzen für die Jäger wurden, lässt sich leicht denken. Es wäre sehr interessant, diese Spur, welche unserem Verfasser ganz entgangen ist, soweit noch möglich, in der Volkstradition zu verfolgen.

Cap. I, S. 24. Unter den „in den Bächen und Flüssen des Huzulenlandes" vorkommenden Fischen nennt der Verfasser ohne irgend eine Clausel auch die Hotovatyria (Salmo Hucho). In dieser Form ist der Satz unrichtig. Im Huzulenlande gibt es vier Hauptflüsse (Bystrycia, ein Nebenfluss des Dnjestr, Pruth, Rybnycia, ein Nebenfluss des Pruth, und Čeremoš mit seinen Nebenflüssen. Nun kommt aber der Huchen weder in der Bystrycia noch im Pruth, noch in der Rybnycia, sondern einzig und allein im Čeremoš vor. Sein Vorkommen in diesem Flusse wurde in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts von dem rutenischen Zoologen Ivan Verchvatśkyj constatirt und bildet eine sehr interessante thiergeographische Erscheinung. Der Huchen bildet, wie bekannt, ein Charakteristicum der oberen Donau und ihrer Nebenflüsse in den Alpen. Wie kommt es nun, dass von allen aus den Karpathen nach Norden herabkommenden Flüssen einzig und allein

der Čeremoš diesen Fisch besitzt, während Pruth, auch ein Nebenfluss der Donau, denselben nicht aufweist? Diese Frage steht meines Erachtens mit der interessanten Frage über die eigenartige Verbreitung der Salmoniden in unseren Gewässern in enger Verbindung und möge hier nur aufgeworfen, nicht aber beantwortet werden.

Cap. III, die Statistik der Huzulen. Es ist sehr schade, dass unser Verfasser ältere Arbeiten über diese Frage, besonders die Zusammenstellungen des V. Pol und J. Holovackyj ausser Acht gelassen hat, denn gegenwärtig finden wir uns vor einer Reihe von Widersprüchen und Unklarheiten, zu deren Lösung es einer erneuerten Forschung bedarf. Prof. Šuchevyč kennt in Galizien nur vierzig von Huzulen bewohnte Catastralgemeinden, und namentlich 24 im Kossower, 11 im Kolomejer (der Verfasser nennt irrthümlich den Pečenižyner — einen solchen Bezirk gibt es aber nicht) und 5 im Nadwinaer Bezirk. Pol und Holovackyj nennen aber ausser den bei Prof. Šuchevyč befindlichen noch weitere 24 Gemeinden als huzulisch. Es wäre immerhin wichtig, von dieser Divergenz Notiz zu



Fig. 23. Huzulische Holzkirche.

nehmen und dieselbe so oder anders zu erklären. Haben sich jene älteren Forscher geirrt und nichthuzulische Gemeinden den huzulischen zugezählt (hie und da scheint dies wirklich der Fall gewesen zu sein) oder haben wir es wirklich mit einem Zurückgehen und Aussterben der Huzulen zu thun? Wie mit der Zahl der Ortschaften, ebenso verhält es sich auch mit der Bevölkerungsziffer. Pol zählte im Jahre 1850 in Galizien 61.104 Huzulen, Holovackyj im Jahre 1874 gab ihre Zahl auf 79.034 an; Prof. Šuchevyč gibt für das Jahr 1880 54.049 und für das Jahr 1890 63.265 an. Da in den detaillirten Ausweisen des Prof. Šuchevyč (I, 56—57) in dem Jahrzehnt 1880—1890 Rückgänge in der Bevölkerungszahl nur ganz ausnahmsweise vorkommen und im Ganzen unbedeutend sind, so ist es offenbar, dass die Differenzen zwischen alten und neuen Berechnungen nur daher kommen, dass die Berechnungen nach verschiedenen Principien durchgeführt wurden. Leider hat es Prof. Šuchevyč unterlassen, uns über die von ihm befolgte Berechnungsmethode irgend etwas Näheres zu verrathen.

Der zweite Band, welcher die verschiedenen Handwerke und Arbeitsverrichtungen darstellt, ist besonders reich und instructiv illustrirt; übrigens begleiten Illustrationen den Text überall; bemerkenswerth sind im ersten Bande vor Allem die Illustrationen zum huzulischen Costüm. Weniger zweckmässig ist die Versprengung des traditionistischen

Materials (Lieder, Volksglauben, Bräuche u. s. w.) in den Beschreibungen rein technischer Natur, so zum Beispiel Fischeraberglauben bei der Beschreibung von Fischereigeräthen (II, 224—226), die Erzählung von der Papadia (Pfaffenfrau) in der Schilderung des Hirtenlebens (II, 219—221), ebenda auch Hirtenlieder von ziemlich verschiedenartigem Inhalt, welcher meistentheils mit dem Hirtenleben nichts gemein hat (II, 197—205 und

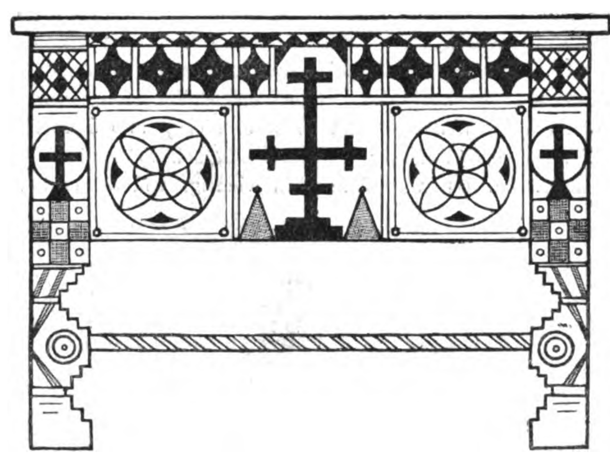


Fig. 24. Huzulische Truhe. (Vorderseite.)

217—218). Ueberhaupt lässt die Systematik und die Folgerichtigkeit der einzelnen Theile Manches zu wünschen übrig.

Cap. IX, S. 4 (Bd. II, 191) wird die Bereitung des „lebendigen Feuers“ (durch Reiben) beschrieben; leider vermissen wir hier die Illustration. Die Beschreibung lautet so: „Der ältere Hirt (Vatah) steckt in beide Enden eines gespaltenen Holzstückes je ein



Fig. 25. (Siehe Tafel I.) Huzulische Schüsseln.

Stückchen wohl vorbereiteten Holzschwamm. Ein Ende dieses Holzstückes drückt er an den Thürpfosten der Hürde, das andere an einen Holzklotz, welcher von einem Hirten aufrecht gehalten wird. Das Holzstück kommt so in eine horizontale Lage. Der Vatah umwickelt es zweimal mit einem Riemen, ergreift dann einen „Schwanz“ des Riemens, ein dritter Hirt ergreift den zweiten Schwanz und sie beginnen wechselweise zu ziehen; der Schwamm reibt sich am Thürpfosten und am anderen Balken und beginnt zu glimmen,

bis der Rauch aufsteigt. Das ist das lebendige Feuer. Sobald es sich zeigt, kehren sich alle Anwesenden nach Osten um, knien nieder und sprechen dem Vatah ein Vaterunser nach, worauf der Vatah spricht: „So wie Du mir, Gott, geholfen hast, dieses lebendige Feuer anzumachen, so hilf mir auch, dasselbe auszulöschen.“ Dieses Feuer muss auch den ganzen Sommer, so lange die Heerde droben im Gebirge weilt, in einemfort brennen und darf nicht verlöschen; in dem Feuerherd brennt auch fortwährend ein altes Hufeisen als Präservativ gegen den Hagel. „Das lebendige Feuer,“ so erklärte unserem Verfasser ein Hirt, „ist sehr gut für das Vieh und für die Menschen; das Wild riecht seinen Duft und wagt sich weder an das Vieh noch an den Menschen. Seitdem die Menschen mit



Fig. 26. Huzule (Sommertracht).

Fig. 27.
Huzule (Wintertracht).

diesen teuflischen Schwefelhölzern Feuer anmachen, gibt es Viehseuchen, der Bär zerreisst das Vieh, es kamen grosse Steuern, die Leute wurden arm, Gott segnet sie nicht.“ (II, 191.)

Der dritte Band ist fast ganz der Traditionistik gewidmet, mit Ausnahme eines kleinen Capitels (III, 69—77), wo huzulische Musikinstrumente beschrieben werden und welches füglich im zweiten Band hätte placirt werden sollen. Bemerkenswerth ist hier die ausführliche Beschreibung der huzulischen Hochzeit (S. 11—68); ganz neu ist die Schilderung der Gebräuche beim Tod und Begräbniss sowie der verschiedenartigen Spiele bei der Todtenwache und schliesslich eine Sammlung der Gesangs- und Musikweisen, in Noten gesetzt von Prof. Philares Kolessa. Die Huzulen sind überhaupt weniger gesangslustig als andere Rutenen, auch bewegen sich ihre Gesänge in mehr monotonen, dem Recitativ sich nähernden Weisen. Den meisten Raum in diesem Bande (S. 111—240) nimmt eine Sammlung von huzulischen Volksliedern, im Ganzen 360 Nummern, ein. Trotz vieler unzweifelhaft interessanter Nummern ist diese Sammlung leider weder vollständig noch irgendwie wissenschaftlich geordnet, noch auch den von der Gesellschaft für solche

Publicationen angenommenen Principien gemäss redigirt. Schon die Eintheilung: Kolomyjky, Spivanky (Lieder), Soldatenlieder und poetische Erzählungen lässt jeden klaren Leitgedanken vermissen. Kolomyjka ist keine besondere Art von Liedern, nur eine bestimmte Form: ein gereimtes Verspaar, jeder Vers vierzehnsilbig mit der Cäsur nach der achten Silbe, oder mit Ziffern ausgedrückt 2 (4 + 4 || 2 + 2 + 2) und in dieser Form sind fast alle huzulischen Lieder gehalten (in der gegenwärtigen Sammlung bilden die Ausnahmen nur die NN 13, 14, 16, 17 und 18, welche aber offenbar nicht huzulischer Provenienz sind), also ist diese erste Rubrik ganz fictiv, da ja alle echten huzulischen Lieder (ausser den Hochzeitsliedern) lauter Kolomyjky sind.

Und was soll die zweite Rubrik — Spiranky (Gesänge) — bedeuten? Sind etwa die übrigen Lieder keine Spiranky? Ebenso unbestimmt ist die Rubrik „Poetische Erzählungen". Die huzulische Volkspoesie ist vorwiegend episch; was an lyrischen Volksliedern

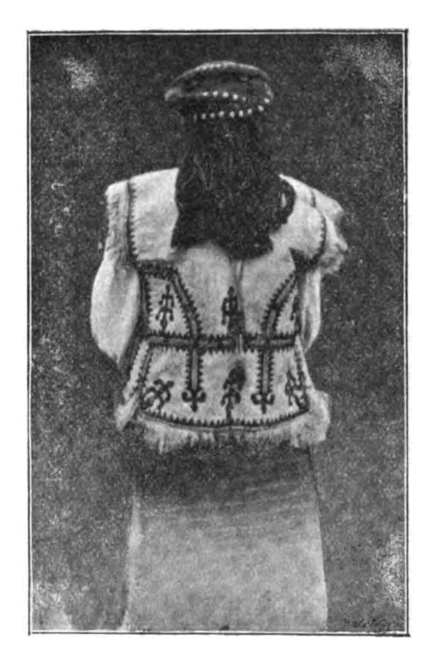


Fig. 28.
Huzulisches Mädchen in Sonntagsfrisur.



Fig. 29.
Huzulin im Sonntagskopfputz.

unter den Huzulen etwa aufzufinden wäre (Prof. Šuchevyč hat sehr wenig gefunden), dürfte sich Alles als Import aus den Niederungen ausweisen. Das Interessanteste in diesen Volksliedern sind einerseits die Ueberreste älterer Räuberlieder (Šuchevyč Soldatenlieder I (S. 1742—44) und die Variante desselben Liedes Abth. 4, Nr. 33 (S. 220—222), (Abth. 4, Nr. 21, 22, 23, 31, 32, 34, 35, 36, 37), und Lieder über ganz moderne Ereignisse (Tod der Kaiserin Elisabeth) und über lebende, Allen bekannte Persönlichkeiten der nächsten Nachbarschaft (Nr. 48 über den noch jetzt lebenden Gemeindevorsteher von Žabje) oder über andere Persönlichkeiten, wie den rutenischen Metropoliten Sembratovyč (Abth. 2, Nr. 23). Höchst interessant sind einleitende oder abschliessende Verse in solchen Liedern, wo die Namen der Verfasser oder auch die Veranlassung für die Verfassung des Liedes angegeben werden. „Die Mädchen beim Maisbearbeiten begannen mit einander zu sprechen, wie könnten wir auf die Frau Kaiserin ein Lied zusammensetzen" — so beginnt das Lied auf den Tod der Kaiserin Elisabeth (Abth. 3, Nr. 14). „Der Kuckuck kuckte auf einem dürren Ahorn; Alles das ist ehrliche Wahrheit, ich soll so gesund sein!" versichert treuherzig der Verfasser eines Liedes (Abth. 4, Nr. 39). Wer hat dieses Liedchen

so fein zusammengestellt — fragt der Sänger in Abth. 4, Nr. 48 — und antwortete darauf: es waren die Anna und die Palatma, welche Andrij (der Held des Liedes) geliebt hat (S. 284). „Wer hat dieses Lied auf den Dmytrej (den Žabjer Gemeindevorsteher) verfasst? Es war Theodor Chymčak, er soll lange leben“, heisst es am Schluss von Nr. 48. Bei Nr. 10 wird die Schwester des Helden als Verfasserin des Liedes genannt (S. 197). Noch interessanter ist der Schluss von Nr. 8: „Wer hat dieses Lied auf den Daňčuk verfasst? Es war die Marika Pupcurika, der Teufel soll in ihr hausen! Wofür hat sie auf ihn ein solches Lied verfasst? Aus Aerger gegen die Germanka, welche sie mit Pavlo (ihrem Manne) ertappt hat, und aus Aerger gegen Juva, welcher ihr Butter gestohlen hat.“

Dr. Ivan Franko.





Fig. 30. Huzulische Braut.



Fig. 31. Dieselbe (Rückansicht).

Erläuterungen zu den Textabbildungen Fig. 15 bis 38 und Tafel I bis VI.

(Die Clichés zu diesen Abbildungen, welche dem angezeigten Werke entnommen sind, wurden uns von Herrn Prof. Vl. Šuchevyč freundlichst zur Verfügung gestellt, wofür demselben hier der herzlichste Dank ausgesprochen wird. Die Red.)

Fig. 15. Eine Gasse im huzulischen Dorf, wo die Leute nur zu Pferd und zu Fuss verkehren. Auf diesem Wege wird auch das Vieh getrieben. Wagen gibt es dort sehr selten und diese werden nur von einigen an der Hauptstrasse wohnenden Huzulen verwendet.

Fig. 16. Ein Gebirgsweg, auf dem die Heerden zur Sommerweide getrieben werden.

Fig. 17. Ein Zelt für den Sennhirt, in dem derselbe die Nacht zubringt. Dasselbe steht inmitten der Umzäunung, wo das Vieh lagert.

Fig. 18. Eine Sennhütte.

Fig. 19. Ein huzulisches Bauernhaus. Eigenthum und Wohnsitz der Schnitzer Gebrüder Szkryblak, von denen unten mehr.

Fig. 20, 21, 22. Die drei Seiten des Wohnzimmers eines Huzulen, festlich geschmückt, auf dem Tische das Osterbrot. Die hier nicht abgebildete Fensterwand enthält zwei Doppelfenster. Längs der Wand führt nur eine breite Bank, welche zum Schlafen der älteren Kinder dient.

Fig. 23. Eine huzulische Kirche, von analphabeten Huzulen aufgebaut, wobei kein Gerüst und auch keine Leiter verwendet wurde. Mit eisernen Nägeln sind hier nur die Schindeln angenagelt, alles Andere ist mit Holznägeln festgeklemmt.

Fig. 24. Die Front einer Truhe, die zugleich als Tisch gebraucht wird. Die schwarzen und schattirten Stellen sind geschnitzt und mit blauer und schwarzer Farbe angestrichen, während der Untergrund (hier weiss) mit rother Farbe angestrichen ist.

Fig. 25 und Tafel I. Glasirte Thonwaare, auf der die Muster in Dunkelroth, Grün, Gelblichbraun auf gelblichweissem Grunde ausgeführt sind. — Auf dieselbe Art sind auch die Kachelöfen auf Fig. 21, 22 ausgeführt.



Fig. 32. Huzulisches Mädchen.



Fig. 33.
Huzulin nach der Brautnacht.

Fig. 26. Ein Huzule im Alltagssommerkleide.

Fig. 27. Ein Huzule im Winterkleide bei Schneesturm, Regen, wann er seinen Schafpelz mit der Wolle nach aussen umwendet.

Fig. 28. Sonntagsfrisur eines huzulischen Mädchens; das Haar zusammengeflochten und dazwischen Muscheln (Cypräa moneta) und messingene Knöpfe hineingeflochten. Längs des Hinterhauptes hängen ganze Massen färbiger, zumeist *rother,* Wolle herunter.

Fig. 29. Ein verehelichtes huzulisches Weib im weissen Sonntagskopfputz.

Fig. 30. Eine Braut im Hochzeitskleide. Front.

Fig. 31. Rückansicht.

Fig. 32. Ein huzulisches Mädchen im Alltagssommerkleide.



Fig. 33. Eine Huzulin nach der Brautnacht, der Kopf mit weissem Kopfputz bedeckt, worauf der Brautkranz.

Fig. 34. Wasyl Szkryblak an der Drehbank.

Fig. 35. Ein Huzule trägt den Hochzeitsstrauss. Er beginnt den Hochzeitszug in die Kirche. Nach der kirchlichen Feier wird der Strauss auf dem Tische aufgestellt, woselbst er während der ganzen Feier bleibt.

Fig. 36. Huzulen zu Markte reitend.

Fig. 37. Huzulischer Tanz „Kotomyjka".

Fig. 38. Leichenzug im *Sommer*. Der Geistliche liest das Evangelium.

Tafel I. Glasirte Thonwaare (siehe die nähere Erläuterung zu Fig. 25).

Tafel II (1—14). Fassbinderwaare mit Brandtechnik, die primitiv mit entsprechenden selbstverfertigten Eisenstanzen ausgeführt wurde. Ruht auf einem huzulischen Tisch. Nr. 14

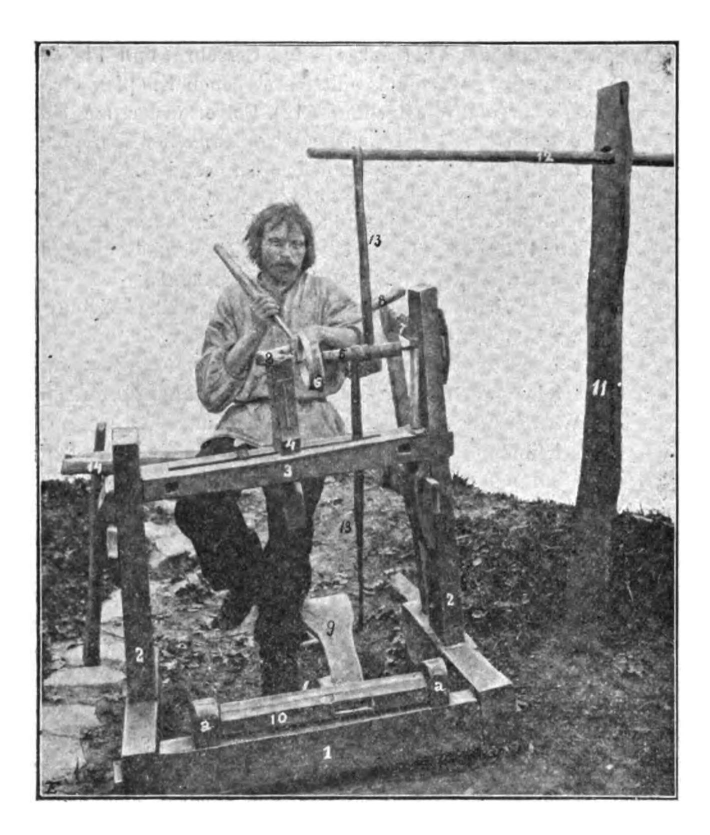


Fig. 34. Huzulische Drehbank.

ein Schöpflöffel zum Messen der Milch. Nr. 5 und 6 auf Osterbrot. Nr. 2 auf Schafkäse. Nr. 9 zum Schöpfen des Wassers. Nr. 12 ein Mass auf Mehl. Nr. 8 Zwillinge zum Tragen der Speisen ins Feld etc. Nr. 3 und 4 Branntweinfassel. Nr. 7 auf Butter.

Tafel II (1—18). Erzeugnisse huzulischer Drechsler und Schnitzer, vor Allem der Familie Szkryblak.

Tafel IV (Links I—VI). Die Technik der messingenen Erzeugnisse: I. Holzmodelle. II. Dieselben in den Thon eingepresst. III. Die Form (II) geöffnet, die Modelle herausgenommen und Zwischengänge gemacht und mit feinzerriebener Kohle eingerieben. IV. Die beiden Hälften zusammengepasst, dazu ein Lehmtrichter gemacht, das Ganze mit Lehm stark bestrichen, worauf ausgebrannt und in den Trichter Messing hineingegossen. V. Nach dem Zerschlagen der Lehmform die messingenen Erzeugnisse, VI., welche auseinandergebracht, ciselirt und geputzt werden.



Fig. 35.
Hochzeitsstrauss.

Tafel III. Links: Ein huzulischer Kirchenleuchter aus Holz, in Kerbschnitt ausgeführt. Rechts: Solches Kreuz, modern, vom berühmten Analphabeten Wasyl Szkryblak ausgeführt und äusserst verziert mit Glasperlen, Incrustationen, Holz, Bein, Messing etc.

Tafel IV. (Rechts 1—3). Auf obige Weise erzeugte Kreuze, welche als Colliers von den Weibern getragen werden (siehe Fig. 29).

Tafel V. (Links 1—10). Messingene und aus Tombak hergestellte Pfeifen und Zubehör.

Tafel V. (Rechts 1—4). Huzulische Stöcke, deren Griffe auf obige Weise (Tafel IV) verfertigt werden.

Tafel VI. (Links 1—5). Gewehre und Pistolen eigener Erzeugung, geschmückt mit messingenen Knöpfen etc.

Tafel VI. (Rechts 1—12). Pulverhörner, aus Holz und Hirschgeweih geschnitzt und mit messingenen Knöpfen etc. verziert Riemen, mit messingenen Knöpfen verziert.

17. Dr. A. Grund: *Die Veränderungen der Topographie im Wienerwalde und Wiener Becken.* Geographische Abhandlungen, VIII. Band, Heft 1. (Leipzig 1901.)

Wir haben hier eine bemerkenswerthe Leistung vor uns, einen werthvollen Beitrag zur Siedlungsgeographie und historischen Landschaftskunde, der, auf einer ausgedehnten Literaturkenntniss und reicher Eigenerfahrung beruhend, alle in Betracht kommenden Verhältnisse heranzieht zur Erklärung der wahrgenommenen Erscheinungen. Dr. Grund begnügt sich nicht, die gegenwärtigen Siedlungszustände zusammenzustellen, sondern Schritt für Schritt sucht er die Ursachen der verschiedenen Veränderungen aufzufinden und macht so genetisch das Werden des topographischen Bildes klar. Dass er von dem beschränkten Gebiete des Wienerwaldes, des Tullner und Wiener Beckens aus allgemeine Gesetze der Besiedlung und des Besiedlungswandels aufstellt, mag gewagt erscheinen, doch bringt der Verfasser selbst später eine Reihe von Analogien aus anderen Gebieten bei und die Folgezeit wird noch diese Gesetze zu bestätigen oder zu modificiren haben.

Die Arbeit gliedert sich naturgemäss in drei Theile: 1. die Bedingungen der Besiedlung überhaupt, 2. die Besiedlungsverhältnisse des Mittelalters und 3. der neuesten Zeit.

Der erste Abschnitt beschäftigt sich demnach mit dem geologischen Bau und der Tektonik des Landes. Grund fusst dabei neben einer reichen Literatur, namentlich im Gebiete der für die Besiedlung günstigen Gebiete des Tertiär und der diluvialen und recenten Schottergebiete, zum Theile auf eigenen Untersuchungen. Das zweite Element, das Klima, wird besonders ausführlich behandelt; über fünfzig Seiten sind diesen Auseinandersetzungen gewidmet.

Der zweite Abschnitt, die Entwicklung des mittelalterlichen Besiedlungswesens, gliedert sich wieder in verschiedene Theile. Auffallend ist, dass der römischen und slawischen Ansiedlung so wenig Beachtung geschenkt wird. Dass sich die Slawen in die Wälder und Verstecke zurückgezogen, die Deutschen bei ihrer ersten Colonisation die Ebene aufgesucht, dabei sich an die Flussläufe gehalten und besonders gerne alte Römerorte aufgesucht hätten, sind Erscheinungen, für die sich auch in unseren Alpen- (Kärnten, Steiermark) und Karstländern (Krain, Istrien) zahlreiche Analogien finden lassen. Die zweite, spätere Colonisation des 10. Jahrhunderts sucht zunächst die noch unbenützte Ebene auf, und da finden wir zuerst befestigte Orte. Schon im 11. Jahrhundert wird wegen Platzmangels die Rodung des Waldes begonnen. Erst später erfolgte die Besiedlung der Randgebiete und des Waldes. (Zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts.) Die Colonisten kommen meist aus Franken und Bayern.

Dr. Grund sucht die bisher gefundenen Ergebnisse zu stützen durch eine Untersuchung der Hausform und begibt sich da auf das schwierige Gebiet der *Hausforschung*. Er folgt darin, wie man aus der Aufstellung der Typenformen und der Eintheilung nach dem Dache schliessen kann, den Ausführungen Bancalari's. Doch ist er kein blinder Nachtreter und wendet sich in einzelnen kritischen Bemerkungen gegen ihn, auch zieht er häufig den Grundriss und die Hauseintheilung zur Beurtheilung heran. Da aber gegen Bancalari's ganze Methode in neuerer Zeit berechtigte Angriffe erhoben worden sind, so können auch jene Ergebnisse nur mit grösster Vorsicht aufgenommen werden. Dr. Grund betont selbst (S. 189): „Aus diesen Gründen ist die Haus- und Hofform nur mit grösster Einschränkung zur Feststellung ethnographischer Einheitlichkeiten verwendbar."

Mit dem 12. Jahrhundert beginnt der Process der Städtebildung, so dass um die Mitte des Mittelalters Grundzüge des späteren topographischen Bildes schon gegeben sind. Auffallend ist die gleichmässige Vertheilung der Ortschaften in der Ebene des Wiener Beckens und im Tertiär, doch sind sie hier dichter. Grund sieht die Ursache in einer

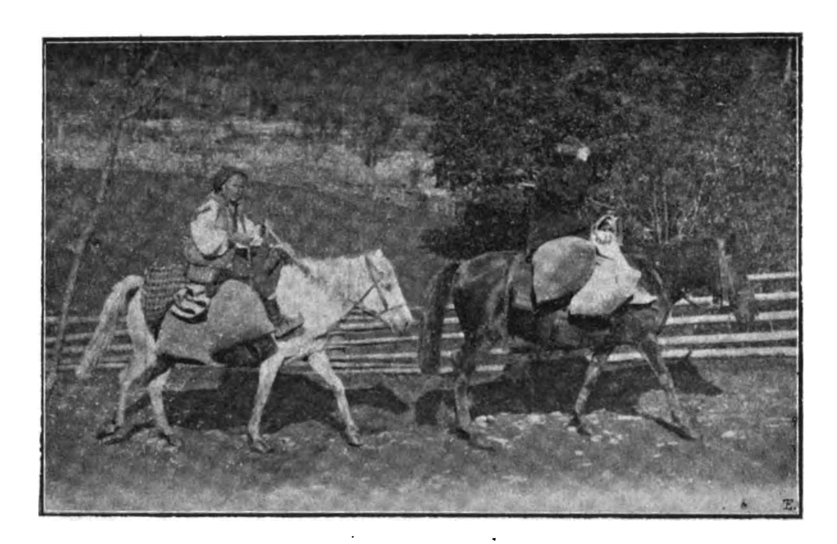


Fig. 36. Huzulischer Marktritt.

systematischen Colonisation, die den ungleichen Werth des Bodens noch nicht kannte, weshalb später unter dem Drucke wirthschaftlicher und politischer Ereignisse eine Auslese (Zuchtwahl) der Orte eintreten konnte und musste.

Aenderungen des topographischen Bildes treten dadurch ein, dass eine Reihe von Ortschaften verschwindet oder nur mehr durch einen Einzelhof vertreten wird. Grund tritt dabei der landläufigen Ansicht entgegen, dass die Türkenkriege oder kriegerische Ereignisse überhaupt *allein* eine solche Wirkung auszuüben vermöchten; zumal da die Verödung nachweislich schon früher eingetreten ist. Ausserdem zeigt es sich, dass nur die ackerbautreibenden Orte sich auflösen. Er erklärt dies aus dem Umstande, dass mit einer Entwerthung des Ackerbodens das Emporblühen des Weinbaues Hand in Hand ging. Die Landbevölkerung strömte daher in den Weinbaugebieten zusammen. „Der Weinbau des 14. und 16. Jahrhunderts hatte somit dieselbe Stellung wie die moderne Industrie." (S. 191.) Beide ziehen die Landbevölkerung an sich. Grund nimmt dabei an, dass die Auslese der Orte sich nach klimatischen Bedingungen vollzogen habe. Dass die Ungunst des Klimas und die dadurch bedingte geringere Bodenart die Besiedlungsfähigkeit auch beeinflusst, soll durchaus nicht geleugnet werden, doch geht der Verfasser darin zu weit, für die verödeten Gebiete eine gewisse Temperatur- und Regengrenze aufzustellen. — Dass natürlich die Türkenkriege nicht gerade fördernd auf die Besiedlung eingewirkt haben, ist klar.

Dabei musste nach 1683 an eine grössere Neubesiedlung gedacht werden, und auch jetzt wirken sociale und politische Momente mit. Der Weinbau geht nunmehr zurück, was einerseits mit dem Aufblühen der Bierbrauerei, andererseits auch mit religiösen Momenten zusammenhängt. Da sich nämlich die protestantischen Colonisten Deutschlands nicht mehr in diese Gebiete wandten, wurden viele Kroaten angesiedelt, die jedoch meist im östlichen Wiener Becken in ländlichen Siedlungen Platz fanden. Ausserdem fällt auch in diese Zeit der Bau zahlreicher Wallfahrtskirchen, die gelegentlich dem Landschaftsbilde ein charakteristisches Gepräge geben. Deutsche Colonisten aber rodeten den Wald und setzten sich in den alpinen Gebieten fest, wo sie Almwirthschaft betrieben. Neugründungen von Ortschaften sind selten, und auch der Zug des 18. und 19. Jahrhunderts nach Handel und Industrie hat nur ganz wenige neue Ortschaften gegründet, sondern sich vielmehr in schon bestehenden festgesetzt und diese vergrössert.

Die Schilderung der gegenwärtigen Verhältnisse gibt uns an der Hand eines sehr umfangreichen Zahlenmaterials ein anschauliches Bild nicht nur der Bewohnungsdichte

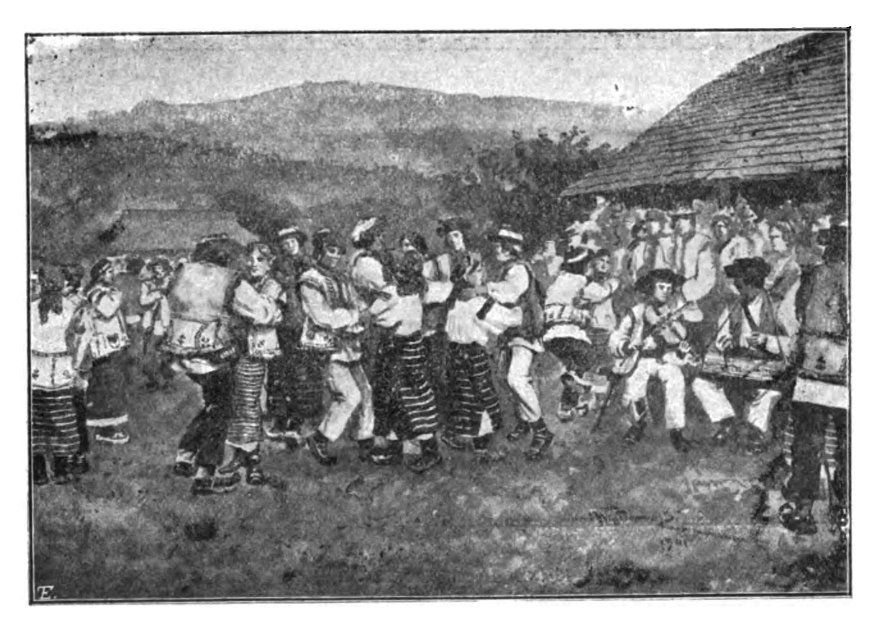


Fig. 37. Huzulischer Tanz.

und Ansiedlungsvertheilung, sondern auch der Bevölkerungsveränderungen im Laufe des 19. Jahrhunderts. Die Kroaten sind in den Ansiedlungen fast ganz verschwunden oder in der Bevölkerung aufgegangen; dagegen lernen wir aus den Zahlen die grosse Gefahr der in auffallenden Massen eindringenden czechischen Bevölkerung (in Wien 94·6 Percent aller eingewanderten Czechen!)

Die Hauptergebnisse vorliegender Arbeit gehen wohl schon aus der kurzen Inhaltsangabe hervor, doch will ich noch einige Punkte aus der Zusammenfassung herausheben: Die Ortschaftsdichte nimmt von West nach Ost ab, die Ortschaftsgrösse zu. Für das Wiener Becken gilt die Regel, dass die Lage der Ortschaften beeinflusst ist von der Rücksicht auf die Wasserverhältnisse; im Tullnerfelde sind die Orte davon unabhängiger. Die Form und Lage der Orte ist das stabile Element in der Landschaft, die Grösse und Dichte der Besiedlung ändert sich. Die Dichte, Grösse und Einwohnerzahl der Ortschaften sind gesetzmässigen Oscillationen unterworfen, die mit den Werthschwankungen des Bodenertrages wechseln. Der einmal gewählte Ort wird nur unter den ungünstigsten Bedingungen wieder verlassen; Beispiele von Verlegungen ganzer Ortschaften sind sehr selten. Den meisten dieser Ergebnisse schreibt Grund eine Giltigkeit für ganz Mitteleuropa zu.

Der Werth vorliegender Arbeit beruht darin, dass mit grosser Gründlichkeit und Sorgfalt die verschiedenen Momente zusammengetragen werden, die die Besiedlung des Landes beeinflussen, die, in mannigfacher Weise ineinandergreifend, zum Theil fördernd, zum Theil hindernd wirken. Das gelingt jedoch dem Verfasser nur dadurch, dass er sich auf ein kleines, leichter übersehbares Gebiet beschränkt. Ausserdem hat er den grossen Vortheil, ein Land zu schildern, das allezeit in massgebenden Kreisen Berücksichtigung gefunden hat, ein Land mit sehr früher Colonisation, starkem Völkeraustausch, das eine Menge von Urkunden, Verträgen und statistischen Daten bot, wie kaum ein anderer Landestheil.

Diese vielseitige und fleissige Untersuchung bietet also eine Reihe von Ergebnissen, die der Anthropogeographie, der Siedlungskunde, Volkskunde und Culturgeschichte Anregungen geben kann. Es ist nur schade, dass wir nicht mehr solche länderkundliche Detaildarstellungen haben. Einige Kartenskizzen, die für bestimmte Zustände sorgsam entworfen sind, fördern die Unternehmung sehr. *Dr. Otto Jauker.*

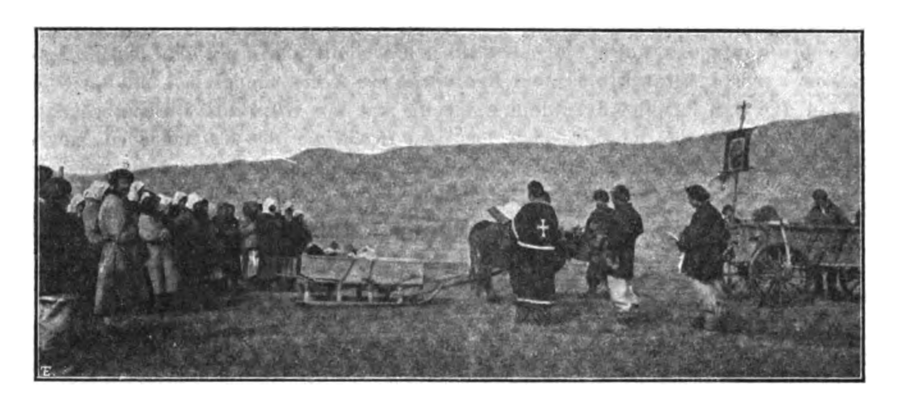


Fig. 38. Huzulischer Leichenzug.

18. Jahrbuch des Schweizer Alpenclub. XXXVI. Jahrgang 1900/01. XXXVII. Jahrgang 1902. Bern 1901/02.

Ebenso wie die Mittheilungen unserer alpinen Blätter, dank dem vielseitigen Interesse und der regen Beobachtungsfreude der Bergfreunde, häufig sehr schätzenswerthe Beiträge zur Kenntniss des Volkes unserer Alpen enthalten, ist auch die oben genannte herrliche Schweizer Publication für volkskundliche Kreise stets von Belang und Werth. In den angezeigten zwei Bänden finden wir eine Reihe historischer und culturgeschichtlicher Abhandlungen, auf welche hier mit Nachdruck verwiesen sei. *Dr. H. Dübi* spricht über Bergreisen und Bergsteigen in der Schweiz vor dem 19. Jahrhundert (S. 210 ff.) und *G. Meyer v. Knonau* bespricht den mittelalterlichen Verkehr und Handel über unsere Alpenpässe (S. 192). Auch in den kleinen Mittheilungen des 37. Jahrganges (1091/02) finden wir eine grössere Zahl von Nachrichten, die den Volksforscher interessiren dürften. Ausstattung und Buchschmuck sind eine Sehenswürdigkeit für sich.

Dr. M. Haberlandt.

19. Dr. Max Vancsa: *Ueber topographische Ansichten* mit besonderer Berücksichtigung Niederösterreichs. (Vortrag, gehalten im Verein für Landeskunde von Niederösterreich am 24. Jänner 1902. 21 S. Sep. aus „Jahrbuch des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich".)

Wiewohl zur Volkskunde nur in einem losen Zusammenhang stehend, sind die Ausführungen des obigen Vortrages, welche sich mit der reichen, fast noch unbekannten topographischen Sammlung der niederösterreichischen Landesbibliothek beschäftigen, doch so wichtig und belangreich für Jeden, der sich mit Heimatkunde befasst, dass ihre Anzeige

sich von selbst rechtfertigt. Dem in Vorbereitung befindlichen wissenschaftlichen Katalog dieser Sammlung, welcher demnächst erfreulicherweise in Druck gelegt werden soll, darf nach den Mittheilungen Dr. Vancsa's mit grösster Spannung entgegengesehen werden. Abgesehen von diesem localen Interesse, haben die Ausführungen in Dr. Vancsa's Arbeit über die ältere topographische Kunst überhaupt auch im Allgemeinen Werth und Bedeutung; vieles Unbekannte ist da ans Licht gezogen, manches wenig gewürdigte Material von neuen Seiten beleuchtet. Wir sind dem Verfasser für diese Vorfrucht des grossen in Aussicht gestellten Katalogs zu wirklichem Dank verpflichtet. *Dr. M. Haberlandt.*

20. **Franz Franziszl:** *Culturstudien* über Volksleben, Sitten und Gebräuche *in Kärnten.* Nebst Kärntner Märchen im Anhang. Mit einem Geleitbrief von *Peter Rosegger.* Herausgegeben vom Grillparzer-Verein. Leipzig. Verlag von Gottfr. Pätz. 1902. XII. 164 S.

Der als vorzüglicher Kenner des kärntnerischen Volkslebens bekannte Verfasser hat in diesem Buche neuerlich eine grössere Zahl volksthümlicher Bräuche und Einrichtungen seiner engeren Heimat zum Gegenstand anschaulicher Schilderung gemacht. Aus dem *Mölithale* erfahren unter Anderem die dortigen Hochzeitssitten, das einheimische Hirten- und Dreikönigsspiel, das Valisführen, das heisst das Ueberführen der Brautaussteuer in das Haus des Bräutigams, sowie einige bäuerliche Beschäftigungen mit dem angeschlossenen lustigen und ernsten Brauch, aus dem *Drauthale* das Armensünderspiel und der Klöckler-Abend (an den drei letzten Adventdonnerstagen), aus dem *Glanthale* Brechelbräuche, das Schimmelreiten und das Passionsspiel, aus dem *Gailthale* das Kufenstechen sowie die Hochzeitssitten der Deutschen wie der Slowenen, das Schüsselwerfen, Faschingsbräuche, der Maibaum, das Sonnwendfeuer, Begräbnissbräuche u. s. w. ausführliche Darstellung. Im Anhang finden wir mit Vergnügen einige dem Volksmunde nacherzählte Märchen.

Dr. M. Haberlandt.

V. Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

a) Verein.

1. Subventionen.

Dem Verein für österreichische Volkskunde hat der hohe niederösterreichische Landtag wie alljährlich den Betrag von 200 Kronen bewilligt.

2. Tauschverkehr.

Der Tauschverkehr unserer Zeitschrift wurde ausgedehnt auf den Verein für Volkskunst und Volkskunde in München.

b) Museum.

1. Museumsarbeiten.

Zur Neuaufstellung gelangte ein bäuerliches Intérieur: Wohnstube im Kuhländchen, mit dem vollständigen Zubehör an Hausrath u. s. w., ferner der gesammte Einlauf seit Jänner d. J., darunter 3 bosnische Costüme und die männliche Tracht aus der Bocche di Cattaro.

Für eine Publication Seiner Excellenz des italienischen Botschafters *Grafen Nigra* stellte unser Museum eine Reihe von Kuhglockenbändern aus Holz oder Leder, in Schnitzarbeit oder durch Stickerei verziert, über Intervention des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie zur Verfügung.

Für das neu einzurichtende ethnographische Museum in Belgrad gab die Direction eine Reihe von Informationen über Kasteneinrichtung, Conservirung der Sammlung, Aufstellungsmethoden u. s. w.

2. Besuch des Museums.

Corporative Besichtigungen erfolgten weiters durch die nachfolgenden Schulen:

9. Gewerbeschule XVIII. Alseggerstrasse 12.
10. Mädchenbürgerschule I. Zedlitzgasse 9.
11. Handelsschule Allina.
12. Gewerblicher Vorbereitungscurs V. Matzleinsdorferstrasse 23.
13. Gewerbeschule XVI. Ottakringerstrasse 150.
14. Bürgerschule für Mädchen II. Darwingasse 14.

3. Vermehrung der Sammlungen 1902.

(Fortsetzung.)

Ethnographische Hauptsammlung.

16. *Achtzehn Ostereier* in verschiedenen Stadien der Bemalung aus Ung.-Hradisch. Geschenk des Fräuleins *F. C. Bärnreither* in Linz.

17. *Gürtel*, gestickt, aus Salzburg. — 7 Holzmasken aus Salzburg und Tirol. Gesammelt von Herrn *Dr. M. Haberlandt.*

18. *Weinkrügel.* Geschenk des Herrn *Robert Grössl.*

19. *Zwei Hornlöffel*, gravirt. — *Zwei Serviettenbänder* aus Horn. — *Becher* aus Horn. Von Brixlegg, Tirol. Geschenk von Herrn *Prof. Dr. O. Jauker* in Laibach.

20. *Zwei Wurzhörner* (Hirtenschalmeien) aus Schladming, Steiermark. Angekauft von Herrn *Prof. Dr. Josef Pommer.*

21. *Sammlung* von Herrn *Alexander Hausotter* aus dem mährischen Kuhländchen. III. Theil. 101 Stück Haus- und Feldgeräthe. — 51 Stück Bett- und Leibwäsche, Costüme.

22. *Sammlung* von Herrn *Demeter Dan* aus Straža, Bukowina. Fünf glasirte Kacheln. — Pulverhorn aus Hirschhorn. — Pulverhorn aus Bein. — Fünf eiserne Schindelnägel. — Zwei Messingschnallen. Geschenke des Herrn *Ilie Pasaila.* — Milchmessstock. Geschenk des Herrn *Demeter Dan.* — Käsesack aus Ziegenleder. — Holzschloss. — Schlüssel. — Spinnrocken. — Hirtenflöte. — Zehn Weibergürtel. Letztere angekauft.

23. *Lehnstuhl* mit geschnitzter Lehne. Von Varrone bei Riva, Tirol. Angekauft durch Vermittlung des Herrn *Hugo Werner.*

24. *Zwei Almkuhgeschirre* mit Wollfransen und Goldpapier verziert und zwei Paar verzierte Kuhhörner, von Mauterndorf, Lungau. Angekauft durch Vermittlung des Herrn *Julius Thirring.*

25. *Almkuhglockenband* mit Wolle ausgestickt, von Pertisau, Tirol. Angekauft durch Fräulein *Katharina Haberlandt.*

26. *Schnitzfigur* der Muttergottes auf Holzsockel, aus dem Ennsthal bei Sparafeld. Geschenk des Herrn *Ferdinand Emmerling,* Wien.

27. *Wachsohr,* Votiv aus Mariazell. Geschenk des Herrn *Dr. M. Haberlandt.*

28. *Zwei Polentaschüsselchen* aus Mulino bei Riva, Südtirol. Geschenk von Frau *Poldi Werner.*

29. *Bandlstock* für den Bandltanz, von Mauterndorf, Lungau. Angekauft durch Vermittlung von Frau *Marietta Thirring.*

30. *Fischpravostock* der Fischerzunft von Wittingau. — Holzhacke mit blau-weissen und roth-weissen Seidenbändern. Geschenk der *Fürstlich Schwarzenberg'schen Güterdirection* in Wittingau.

Photographien.

6. Drei Foliophotographien des *Volksspieles „Moresca“* auf Curzola (vergl. diese Zeitschrift Bd. VIII, S. 51 ff.). Durch Vermittlung des Herrn *Prof. Vid Vuletić-Vukasović* in Ragusa angekauft.

7. Photographie des *Samson* und der *Zwerge* von Tamsweg, Lungau. Geschenk des Herrn *Julius Thirring.*



Ausserdem 2 Tuschbilder des Martinsschlosses bei Tarnów von Herrn *Professor L. Młynek*, 4 Tuschzeichnungen von Fräulein *A. Kochanowski* in Czernowitz und mehrere Ansichtskarten mit Volkstypen.

Bibliothek.

49. *Dimitrie Dan:* Evreii din Bucovina. Studio istoric, cultural, etnografic si folklorie. Cernăuti 1899.

50. *Dr. Max Vancsa:* Ueber Landes- und Ortsgeschichte, ihren Werth und ihre Aufgaben. Wien 1902. Selbstverlag.

51. *D. Dan*: Die orientalischen Armenier in der Bukowina. Czernowitz 1890. Separatabdruck aus der „Czernowitzer Zeitung" Nr. 81, 86, 95, 101, 104, 116, 122, 129, 137, 141, 145, 147.

52. *R. Steffen:* Romanska Smarkyrkor i östersjöländerna. Stockholm 1901. Utgifna af Nordiska Museet.

53. *Carl A. Romstorfer:* Das alte Fürstenschloss in Suczawa. Bericht über die Forschungsarbeiten seit 1895, insbesondere im Jahre 1901. Czernowitz 1902. Sonderabdruck aus dem IX. Jahrbuch des Bukowinaer Landesmuseums.

54. *Konrad Rubbia:* Die Dünen von Grado, ihre Festlegung und Aufforstung. Wien 1902. Selbstverlag.

55. *Godfried E. Friess:* Die Personen- oder Taufnamen des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns in historischer Entwicklung. Linz 1902. Verlag: Gymnasium Seitenstetten. Heft I.

56. *Dr. Max Vancsa:* Ueber topographische Ansichten mit besonderer Berücksichtigung Niederösterreichs. Separatabdruck aus „Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich." 1902.

57. *Wlodsimierz Szuchiewicz:* Huculszczyzna. Staraniem i nakladem Muzeum Imenia Dzieduszyckich. We Lwowie 1902. Tom I, II.

(Fortsetzung folgt.)

Schluss der Redaction: 15. October 1902.

I. Abhandlungen und grössere Mittheilungen.

Huhn und Ei in Sprache, Brauch und Glauben des Volkes im oberen Angelthale (Böhmerwald).

Von Josef Blau, Silberberg.

(Schluss.)

Redensarten vom Ei.

»Das Ei will gescheidter sein wie die Henn«; oder auch, und zwar häufiger gebraucht:. »Wirst ja Du Dein Vatern 's Kindermachen nicht lernen?« »Mit heiklen Menschen muss man umthun wie mit weichen Eiern.«

Zerbrechliche Dinge vergleicht man mit der Eierschale: Es ist dünn wie eine Eierschale, es zerbricht wie eine Eierschale.*)

Jenes Mädchen ist schön, wie aus dem Ei heraus, oder wie aus dem Ei herausgeschält; »holka jako výlupek« hörte ich im Chodengebiete (loupati = schälen).

Bei Glatteis geht es sich hart (schwierig) wie auf Eiern.**)

Im Volksräthsel ist das Ei ein Fässchen ohne Reif, mit zweierlei Wein drin, der doch nicht vermischt ist.***)

Es ist eine der Aufgaben des Ofenschüsselsiegers bei der Hochzeit, der Brautmutter ein solches zu bringen.

Bekannt ist die Wetterregel: Faschingskrapfen in der Sun, die rothen Eier in der Stum. (Stuben, Stu[b]m.) In der Volkssprache werden die Testiculi *Eier* genannt.

Das Ei in Hauswirthschaft und Küche.

In der Hauswirthschaft spielt das Ei heutzutage eine grosse Rolle. Die Bäuerinnen ziehen erhebliche Einnahmen aus dem Verkaufe dieses Productes. Diesen Erlös heissen sie die »Ojakraiza«, wie sie das Einkommen aus der Milchwirthschaft die »Mülkraiza« heissen. So hängt manche Mutter ihrem Söhnlein die ganzen Eikreuzer an, die andere lässt ihren Buben von den Milchkreuzern studiren.†) Im

*) Er spaltete des Truchsessen Schädel, dass er wie ein Ei zerbrach. Grimm, Deutsche Sagen, II. 142. Otto mit dem Bart.

**) Vergl.: Eine solche geht stolz, dass sie wohl kein rohes Ei zertritt. Vom Eiertanz hergenommen, also hoch, aufrecht und sicher. Rehsener, Gossensasser Jugend, Zeitschr. f. Vkde. VIII.

***) Ebenso chodisch. Český Lid, VI. 349.

†) Vergl. Strele, der Kreuzer. Augsbg. Abendzeitung 1898, Nr. 80.

Frühjahre, so nach Ostern, sind die Eier am billigsten. Man kauft den ganzen Sommer hindurch 6, zu Zeiten auch 7 für den »Sechser«. Gegen Weihnachten hin sind sie am rarsten, da gibt es nur 3 für 10 kr. Im Sommer 1770 bekam man nach schriftlichen Aufzeichnungen 3 Eier für 1 kr., sage einen Kreuzer! Noch zu Beginn der letzten (österreichischen) Währung erhielt man 10 Eier für 10 kr. oder einen Sechser, was für das Chodengebiet gleichfalls bestätigt wird.*) Die Bäuerin befleissigt sich mit denselben der grössten Sparsamkeit, denn das Eieressen erscheint unserem Volke als Luxus; zudem gelten die Eier als nicht besonders nahrhaft und als schwer verdaulich, da das Ei nur hartgesotten gegessen wird. Auf einem Ausfluge musste ich »am Honeswirthshäusl« in Hammern mangels anderer Kost fünf rohe (»grüne«) Eier zu Mittag verzehren. Die Wirthin konnte sich über eine solche Tollheit nicht genug verwundern und rieth mir dringend davon ab. »Ja, wenn sie noch gesotten wären.« Grüne Eier gelten überhaupt als sehr ungesund.

Zu »hohen Zeiten«, wie Kirchweih oder Fasching, wo Hunderte Flecken und Kejchal gebacken werden, kauft im Dorfe *Flecken* die Bäuerin ein ordentliches Quantum gelben Ingwer; davon werden die Speisen wunderschön gelb gefärbt, und sie hat für manchen Sechser Eier gespart.

Die Suppe, der Guglhubfwacka, Flecken und Kuchen, Alles wird damit gelb gemacht. Die Bäuerinnen im Angelthale unten verwenden zu diesem Zwecke den kostspieligeren Safran, dessen Fäden uns aus jeglicher Festspeise entgegenglühen, ebenso im Chodischen. Und es ist wie auf dem Theater. Trotzdem die Praktik ganz offen betrieben wird — man meint gar nichts dabei — stört sie nicht im Mindesten die Illusion. Eine Bäuerin, die die Flecken nicht gelb, das heisst gut genug macht, wird von Dienstboten und Nachbarinnen verlästert.

Der sparsamen Verwendung des Eies in der Küche entspricht auch die geringe Zahl der Eierspeisen.

1. Eingeschlagene Eier, »Eier am Schmalz«, auch Eierschmarrn genannt.**)

Die Leute, welche den Flachs bauen (säen), erhalten nach Beendigung dieser Arbeit ein Eiergericht; eingeschlagene oder

2. Saure Eier. Jede Person am Hofe, die am Flachsanbau betheiligt ist, steuert zu dieser Speise Eier bei, und zwar für jedes angebaute Massl ein Ei.***)

Die Eier werden dazu in eine kochende Brühe von Essig und Milchrahm eingeschlagen.

---

*) Český Lid, VI. 349.

**) Eierschmalz, die Lieblingsspeise des Oar-Pangerl. Schmidt, Herrgottsmantel S. 38.

***) Vergl. meinen Aufsatz über Flachsbau; Uns. Zeitschr. V. 195. Český Lid, VI. 133, chodisch: Beim Flachsbauen kocht die Bäuerin dem Mann, der das Feld geackert und zugerichtet hat, Eier.

Auch aus den am Ostermontag von den Dorfburschen gesammelten Eiern (davon später) wird ein leckeres Eiergericht bereitet, meist in der Küche des Wirthshauses, am häufigsten »eingeschlagene Eier«.

3. Ojawadsch, Ojadotsch. Eine »Rein« wird mit einem Gemisch von Milch, Mehl und Eiern dünn begossen. Diese Speise ist sehr beliebt und führt viele Namen: trockenes Mus, Einguss, Auflauf, zerrissene Hex, im nahen Bayern Röhrnmus; bei uns auch noch Bettelmon, Röhrnsickra. Sie erscheint ausser an hohen Festen auch beim Brechelmahle, dem »alten Mann.«*)

Andere Eierspeisen sind nicht gebräuchlich.

Holzmacher und andere Leute, die für den ganzen Tag weggehen, nehmen sich hartgesottene Eier und Brot mit.

Am heiligen Abend darf man weder Eier noch Milch aus dem Hause geben; die Hausfrau würde für das ganze Jahr das Glück und den Segen aus dem Hause geben.

Benennung des Eies und seiner Theile.

Das Ei = 'soa, plur. t oja, Dim. 's ojl. Eine aus Niederösterreich stammende Insassin von Rothenbaum sagt: 's aja (das Eier) sing.

In der Kindersprache heisst das Ei gåcka(r)l, in den angrenzenden czechischen Dörfern koka(r)l, koka(r)lo, sonst koko. In der Rothenbaumer Gegend heisst die Spitze der Kopf, das stumpfe Ende der Arsch. Im Angelthale hörte ich *keine* solche Bezeichnung. In Silberberg heisst die Spitze der Hahn, die stumpfe Seite die Henne. In Neuern und auch sonst heisst man das Gelbe des hartgesottenen Eies den Kindern Kaiwl, Kaiwa(r)l, auch 's Hona(r)l. In Rothenbaum heisst man den Dotter ('n duda), wenn er schön gelb ist, das »kalwl«, ist er grünlich, 's stia(r)l (Kälbchen, Stierchen**).

Das Eiweiss verwendet man (selten) zum Kleben, mit dem Gelben färbte meine Grossmutter, eine Klöpplerin und Musterabstecherin, (Spitzenmuster), die Papiere, auf die sie die Muster vorstach. Eiweiss hält man im »Böhmischen« für gut auf Wunden. Hat Jemand einen bösen Finger, so schlägt man ein noch von der Henne her warmes Ei auf und steckt den Finger hinein.***)

Die Schale heisst, wenn durch zwei kleine, in Kopf und Spitze angebrachte Löcher ausgeblasen, »Guckn«.

Das Ei im Traume

bedeutet Zank und Streit (a gränads, einen Greinhandel), bei Taus: unangenehme Klatschereien. Dasselbe wie bei uns in Steiermark,†) bei den Rumänen in der Bukowina.††) Ueberhaupt bedeuten Träume von runden Dingen, Obst und dergleichen nichts Gutes.

*) Blau, Flachsbau, Uns. Zeitschr. V. 244.

**) Bei den Choden dieselben Benennungen. Český Lid, VI. 348.

***) Choden: Český Lid, VI. 133.

†) Uns. Zeitschr. III. S. 12.

††) Uns. Zeitschr. III. 20.

Das Schnappei.

Macht eine Mutter mit ihrem Neugeborenen den ersten Besuch in einem anderen Hause, so erhält das Kind in der Regel als Geschenk ein Ei, das Schnappei. (schnåpp-åa.*) Die Geberin tupft dem Kinde mit der Spitze desselben dreimal auf den Mund (das Maul) und sagt dabèi die Ellipse: »... das da's re(d)n läa(n)sd!« (... dass Du das Reden lernst! oder: »dass Du das Reden eher lernst!«)

In Depoldowitz meint man, das Kind müsse stumm bleiben, wenn es kein solches Ei bekäme. (Mitth. von Mine Bogner aus Depoldowitz.)

Bei Taus gibt man dem Kinde das erste Mal etwas — muss gerade kein Ei sein — »damit es nicht betrübt sei«. Mitgetheilt von meiner Frau.

Das Wort »Schnappei« wird häufig auch in übertragener Bedeutung für ein anderes Erstgeschenk angewendet; manchmal hat man gerade kein Ei bei der Hand, besonders im Winter; dann bekommt das Kleine ein kleines Schüsselchen, einen Löffel, ein Töpfchen und dergleichen als Schnappei.**)

Das Hexenei, Windei.

Manchmal legt eine Henne ein besonders kleines (a daspåtzt's) Ei; dieses gilt wegen seiner Form und des hiedurch der Wirthschaft entstandenen Schadens als unter Hexeneinfluss entstanden und selbst verhext. Man soll es über neun Hausdächer auswerfen. (Millik.) In den Dörfern der Rothenbaumer Pfarre und Gemeinde heisst es uarigal (bei Knothe, Wb. d. schles. M.-A. in Böhmen unrigel.) Im Angelthale kinichal, wie der Zaunkönig, dann auch häxnoj'l, so auch in Silberberg. Im Egerlande heisst man es Drudenei (drudoj'l***).

Was wird von diesen Eiern noch geglaubt? Die alte Wirthin Anna Maria Weber in Flecken bei Rothenbaum erzählte mir darüber Folgendes:

»Das Uarigal, so gross wie ein Taubenei, hat an Gelbem nur ein Finkerl, wie eine Erbse etwa gross. Man soll es in den Ofen werfen oder über drei Hausdächer aus,†) weil es verzaubert ist. Wenn man es neun Tage unter der Ejksn trägt, brütet man einen Teufel aus.††)

*) Choden: Derselbe Brauch, aber das Ei keinen besonderen Namen. Český Lid, VI. 135. Slowaken: Man streicht mit dem Ei dem Kinde die Wangen und sagt, dass sie so rund und glatt werden, wie das Ei. Dann erhält es dieses als Geschenk. Český Lid, VI. 380.

**) Ueber die Wirkung auf die Sprache des Kindes vergl. die Sprüche bei Wilhelm, Thiernamen in Zusammensetzungen und Redensarten des Saazer Landes, ferner Mitth. d. anthropol. Gesellschaft in Wien XXII, Peiter, Erzgebirge.

***) Uns. Zeitschr. III. 115.

†) Im Egerlande wirft man es rücklings über ein Hausdach. Uns. Zeitschr. III. 115. Slowaken: Man wirft es übers Dach, denn es nicht gut. Český Lid, VI. 381.

††) Vergl. Knothe Wb. schles. M.-A. — Charvat, z českého jihu (Ei einer schwarzen Henne). — Český Lid, VI. 137.— Uns. Zeitschr. IV. 308 Galizien. — Ebenda I. 305. Fussnote

Ein solches Ei mag Niemand, und ich habe sie immer in den Ofen geworfen.«

Der Häusler Wenzl Kautnik in Silberberg hat ein solches Eichen in der Meinung, dass ihm damit Jemand schaden wolle, »verbohrt« um den bösen Einfluss zu binden. Er bohrte mit dem Eiger ein Loch in einen Stock, gab das Ei hinein und schlug einen Holzpropf nach.

In den »Vögeln« des Aristophanes gebiert die Nacht ein Windei, aus dem Eros, der erste der Götter, hervorgeht. Das Windei ist ohne geschlechtliche Zeugung befruchtet.*)

Die Fraueneier.

Die Zeit der Frauentage währt vom Feste Mariä Himmelfahrt (15. August) bis zum Feste Mariä Geburt (8. September). Die in dieser Zeit gelegten Eier sind von besonderem Werthe; sie sollen nicht faulen.**) Daher werden sie gesammelt und für den Winter aufbewahrt, um dann mit grösserem Nutzen verkauft zu werden, oder wenn eins im Haus krank wird, auf eine »Biersuppen«. Nur zu Weihnachten nimmt die Hausfrau einige Eier zum »Verkochen«. Gerade im vorigen Winter aber ist meiner Rothenbaumer Hausfrau der ganze Vorrath an Fraueneiern verdorben. »Da werden halt andere Eier daruntergekommen sein,« sprach ihr fester Glaube. Wo man *viele* Hühner hat, werden nicht alle Fraueneier aufgehoben.

Das Ei und die Osterbräuche.

Ist das Ei schon an und für sich als Nahrungsmittel von gewisser Bedeutung, so ist es dies in ganz besonderem Masse im Frühlinge. Die Wintervorräthe sind ausgegangen, an frische Pflanzenkost, besonders Früchte, ist nicht zu denken, von Fleisch ist in der schönen oder schönsten Jahreszeit nicht viel die Rede, so ist das Ei die charakteristische Frühlingsspeise, wie die Milch die beliebteste Sommer-, Obst die massgebende Herbst- und Rauchfleisch mit Kraut und Knödeln die vorzüglichste Winternahrung ist. Das Landvolk passt eben seine Lebensführung der Natur und ihren jeweiligen Gaben an, und so ist das Ei richtunggebend für Frühlingskost und Frühlingsbrauch lediglich aus praktischen Gründen, weil man da eben Eier und nichts als Eier hat. Das Landvolk, soweit *ich* es kenne, und ich bin ein Kind desselben und lebe jetzt wieder unter ihm — weiss blutwenig von Natursymbolik und selbst in seinen müssigsten Augenblicken, in der Unterhaltung mit seinen Kindern, leistet es das Höchste im naturpoetischen Vergleiche, wenn es das Weisse im Ei das Hühnchen, das

mit mehreren Verweisen. — Choden: Das kleine Ei heisst záprtek. Aus diesem wie aus dem einer schw. H. entsteht der rarášek, in anderen böhm. Gegenden hospodaříček.

Huzulen, Bosniaken: Unser Zeitschr. II. 112. Fussnoten.

Slovaken. A. d. Ei einer schw. H. entsteht der škriatek oder zmok. Český Lid VI. 380.

*) Zeitschr. f. Vkde. IV. 237. Lukas, „Das Ei als kosmogonische Vorstellung“.

**) Slowenen: Daselbe. Uns. Zeitschr. IV. 145.

Gelbe das Hähnchen (Neuern), oder das Gelbe im hartgesottenen Ei Kälbchen, Stierchen nennt. Lippert erwähnt in seinem Buche: »Deutsche Festbräuche« S. 56 eine meiner Ansicht nach im Volke von anderer Seite angeregte »Speculation«: » . . . und man hat gefunden, dass das Ei selbst in seinen drei Theilen die heilige Dreifaltigkeit vorstellen und dass es ein Bild des schlummernden Lebens und der Auferstehung sein könne.«

So will ich denn nach dieser Abschweifung vom Ei im Lichte der Osterbräuche handeln.

Das Osterfest ist nicht nur den Kindern das Fest der »rothen Eier«, welche demselben ihren Namen geliehen haben. Die Mutter trägt dem Schneider auf, das erste Feiergewand für ihren Kleinen doch gewiss bis auf die »rothen Eier« fertig zu machen; wenn der Soldat nicht eher Urlaub bekommt, auf die rothen Eier kommt er doch heim. In der Znaimer Gegend heisst der Ostersonntag der »rothe Oar-Sonntag.« *)

Schon eine geraume Zeit vor Ostern verkauft die Bäuerin keine Eier mehr. Trotzdem jetzt die Production die höchste ist, sind nur »fünf für den Sechser.« Ein *armes* Weib, das das Jahr hindurch die *ganzen* Eier verkauft, kocht zu Ostern ihren Kleinen ein halbes Schock.

Die am Gründonnerstag, am Odlasspfintzta, gelegten Eier werden niemals verkauft. Es sind das die sogenannten

Odlassoja.

Sie sind »schon von der Henne weg hoch geweiht« und halten sich das ganze Jahr frisch. Aeltere Hausfrauen nehmen sie hie und da mit einem Tuche vom Neste; ihre Verehrung erlaubt ihnen nicht, dieselben mit den Händen zu berühren.

Sie alle werden gefärbt und am Morgen des Ostersonntages geweiht. In jeder Kirche wird zweimal geweiht. Einmal zeitlich Früh für die Ortseinwohner, dann bei der Frühmesse für die Eingepfarrten. Die ersteren verzehren das Geweihte vor dem Frühstücke, die letzteren vor dem Mittagessen.

Zur Weihe wird getragen: 1. Das Osterlaibl. Es hat keine bestimmte Form. In meinem Elternhause in Neuern war es rund. **) 2. Das Fleisch, meist Kalbs- oder Schweinsbraten. 3. Eine der Familienzahl entsprechende Menge von hartgesottenen Eiern. Das sind »Odlessoja«, roth oder anders gefärbt, ***) an einem Ende offen, »damit

*) Uns. Zeitschr. II. 309.

**) Im „Böhmischen" hat es Laibform und heisst auch bochánek-Laibchen. In Thann, Niederbayern, gibt es eigene Eierfladen, Osterflecken zur Weihe. Uns. Zeitschr. I. 288.

***) Uns. Zeitschr. I. 287. Pachinger. Bei Linz erhalten die Dienstleute *weichgekochte. ungefärbte* Eier, die sogenannten Anderseier.

Ungefärbt auch bei Kelheim in Niederbayern. Ebenda, S. 288. Anderseier.

die Weihe hineinkönne«. 4. Salz. 5. Kren*) lassen die Eingepfarrten (von den »Bauerndörfern«) mitweihen, wie die Slowenen.**)

Die Silberberger Wirthin, Barbara Seidl, eine geborene Czechin, erzählt: »Im Böhmischen isst man die geweihten Eier (*auch* vom Gründonnerstag, sie führen aber keinen eigenen Namen, wie bei den Deutschen) sammt der Schale. »Vor dem Mittagessen isst man die Eier, und zwar wegen des Vergehens. Bei uns sind so viele Wälder und da kann man leicht irregehen. Wenn einem das passirt, dann soll man gleich an das Eieressen am Ostersonntag denken, und sofort findet man den rechten Weg.«

Ich hielt diese Mittheilung für läppisch, bis ich in unserer Zeitschrift hiezu eine Parallele bei den mährischen Walachen fand.***) Diese sollen sich beim Irrgehen daran erinnern, mit wem sie am Christabend den Apfel getheilt haben und werden sich dann gleich zu orientiren wissen. Die Magyaren glauben dasselbe wie unsere Wirthin.†)

Gegen Ueberheben und Leibschaden schützt es ungekocht bei Kelheim (Niederbayern),††) ebenso im Baulande (Baden)†††) und im Salzburgischen.*†)

Die Eierschalen werden nach dem Ostermahle sorgfältig gesammelt. In Neuern, wo man keine Linset mehr anbaut, mischt man sie unter die Getreidesamen, in den Dörfern des Bezirkes unter die Linset, dass sie gerathe. In manchen Häusern gibt man sie den Hühnern zur Beförderung des Legens. Wieder andere geben acht, dass die Hühner die Schalen nicht bekommen und vergraben sie unter die Obstbäume im Garten, damit diese recht tragen. Anderswo verbrennt man sie, um sie vor Verunehrung zu bewahren. In Silberberg streut man sie auf den Feldern aus. Am scheinbar ursprünglichsten und am wirklich verbreitetsten ist das Mischen unters Saatgut, besonders die Linset.**†)

*) Im Gerichtsbezirk Brauau am Inn lässt man auch eine Scholle Erde vom Felde mitweihen. Uns. Zeitschr. III. 279.

**) Uns. Zschr. IV. 149.

***) Václavek, Land und Volk der mährischen Walachei. II. 236.

†) Zeitschr. f. Vkde. IV. 396.

††) Uns. Zeitschr. I. 288.

†††) Urquell, I. 56.

*†) Zeitschr. f. Vkde. VIII. Eysn.

**†) *a)* Uns. Zeitschr. V. 196.

b) In Oberbayern streut man diese Eierschalen auf die Felder; Höfler, „Das Jahr.“ In der mährischen Walachei auf die Krautschösslinge. Uns. Zeitschr. II. 237.
Die Rumänen in der Bukowina werfen sie in ein fliessendes Wasser. Ebd. III. 186.
Bei Znaim vergräbt man sie in die Erde der Felder, damit diese viel tragen. Ebd. II. 309.

c) Die Slowaken werfen die Schalen nach den ausgefallenen Küchlein ins Wasser, damit diese schnell wachsen. Český Lid VI. 381.

Sie halten die Eierschalen überhaupt für gut zu vielen Zaubereien (Ebd.), ebenso die Tiroler zu vielen Sympathiemitteln. Zeitschr. f. Vkde. VIII. Dörler's Abh. u. Volksmedicin.

d) Die Choden heben (bewahren) die Eierschalen als geweihte Sache auf. Sie beschützen gegen Krankheiten und gegen Blitz. Český Lid VI. 347.

Nach dem Mahle, bei dem auf die Einzelnen selten ein ganzes Ei kommt, gibt man eines dieser Eier in ein Säckchen und hängt es im Stalle auf. Dies geschieht bei den Bauern im ganzen Bezirke, auch in Neuern; auf den Dörfern sagte man mir, dass dies geschehe, »damit keine Hexe hinein könne«; in Neuern bedeutet es »Glück im Stall«, »dass ein Glück drin ist und kein Unglück passiren kann«, sagte Frau Katharina Vogl in Neuern.

Im Salzburgischen *vergräbt* man es im Stalle.*)

Andere Bräuche werden in unserer Gegend nicht geübt.

Die Gründonnerstagseier gehören bei den Choden**) an manchen Orten dem Bauern. Er isst sie alle, oft 15 bis 30, am Ostersonntage, *damit ihn die Mücken nicht beissen*. Bei uns, im Deutschen, wurde früher am *Weissensonntag*, also acht Tage später, die ganze Hausgenossenschaft mit süsser Milch und Semmeln bewirthet; dies geschah zur Jausenzeit, damit sie Alle vor dem lästigen *Mückenbeissen* bei der Arbeit beschützt wären.

Unreelle Hantirungen mit dem Ei.

Eine seltsame Art, die Eier für das Verschenken herzurichten, theilte mir der »Bartwirth« Peter Weber in Flecken mit. Man bohrt in das rohe Ei mit einer feinen Nadelspitze ein Löchlein, schiebt ein Rosshaar hinein und siedet es dann wie ein anderes in der Farbe. Wer es isst, der wundert sich höchlich, wie das schwarze Rosshaar in das Ei gekommen ist, und der Appetit ist ihm auch verdorben. Etwas Aehnliches treibt man mit dem *Pechei*, das beim Spiele Verwendung findet. Ein Spiel, das Eierpicken, besteht darin, dass zwei Eier mit der Spitze aufeinandergeschlagen werden. Der Besitzer des härteren Eies erhält das zerbrochene, den Schmederling. Da liegt es nahe, die Eier zu präpariren. Man bohrt ein Löchlein, saugt Eiweiss heraus und giesst durch die Oeffnung heissflüssiges Pech in das Ei. Nach dem Färben kennt das Ei kein Mensch von einem anderen weg.***)

Das Eierratschen.

Am Gründonnerstage wird beim Gloria zum letzten Male mit allen Glocken geläutet. Von da ab geben die Ministranten mit ihren Hämmerchen die Zeichen, und die Thurmglocken vertritt die grosse »Ratsche«, die auch auf dem Thurme zuhause ist, aber nur zur

*) Zschr. f. Vkde. VIII. Eysn.

**) Český Lid VI. 136.

***) *a)* Dies erinnert auch an einen ungarischen Brauch. Durch ein Loch im Ei giesst man in den leeren Raum von seinem Sperma. Die Oeffnung wird verschlossen und das Ei einer schwarzen Bruthenne untergelegt. Nach 21 Tagen wird das Ei steinhart. Alles, was man damit berührt, bringt Nutzen. Katolasceger Bezirk. Wislocki, „Tod und Todtenfetische im Volksglauben der Magyaren“. Mitth. d. anthrog. Gesellsch. in Wien. XXII. Bd.

b) Den Schwindel mit „Pecheiern“ erwähnt auch Weissenhofer, „Jugendspiele in Niederösterreich“. Uns. Zeitschr. V. 50—51.

Osterzeit in Thätigkeit tritt. Sie hat nun die Glocken beim Gebetläuten Morgens, Mittags und Abends zu vertreten und die Frommen oder auch nicht Frommen zur Andacht zu rufen. In entlegenen Dörfern aber, die kein solches Lärminstrument besitzen, wo ja das Glöckl oder »Zinglejssl« nur eine bescheidene Stätte auf dem Dache eines Bauernhauses oder auf einem freistehenden Balken gefunden hat, da besorgt das Ratschen, zu den drei Zeiten durchs Dorf ziehend, die Jugend desselben. Sie organisirt sich ganz förmlich, wählt einen Anführer, einen Sackträger und weist (in Silberberg) den kleineren Theilnehmern das »Hammerln« zu, während die grösseren schon Ratschen besitzen*). Die Kinder sagen hier *keinen* Spruch. Sie ratschen durch das ganze Dorf und beim Kreuze vor dem Dorfe beten sie dann als Morgen-, Mittags- oder Abendandacht den englischen Gruss. In entfernteren Orten sagen die Knaben beim Dorfkreuze oder der Johannesstatue folgenden Spruch, der mir hochdeutsch mitgetheilt wurde:

Wir ratschen, wir ratschen den englischen Gruss,
Dass alle Leut' wissen, was wir ratschen müssen:
Fallt nieder auf Euere Knie,
Betet ein Vaterunser und drei Avemarie!

Eine anmuthige und ausführliche Schilderung dieses Brauches von der Gegend am Moldauursprunge liefert uns Johann Peter in seinem bereits oben erwähnten Buche auf S. 82.

Beim obersten Hause an der Dorfstrasse nehmen dort die Knaben ihre Ratschen vom Rücken, stemmen dieselben an den Erdboden und schreien:

„Wir ratschen, wir ratschen den englischen Gruass,
Dass jeda Krist beten muass!
Fallt's nieda, fallt's nieda auf Euere Knie
Bet's ein Vaterunser und drei Avemarie!"

Nun ratschen sie, ahmen auch dabei das dreimalige Absetzen des Aveläutens nach, was der »Moasta« mit dem Rufe »guad« (gut) jeweilig anordnet. Der Meister ist der Anführer. Der nimmt Knaben in den Ratscherbund auf und weist zurück, schlichtet Streitigkeiten und zeigt die Pausen im Ratschen an.

Ausser dem Meister wird auch ein Moschenträger gewählt. **)

Während des Ratschens versammelt der Hausherr das Gesinde und betet den englischen Gruss vor. Das Gesinde betet nach.

So wird nach und nach das ganze Dorf »abgeratscht.« Bei der Dorfcapelle halten jetzt die Ratscher selbst ihre Andacht, wobei der »Meister« vorbetet.

Die Nacht verbringen sie gemeinsam in einem bestimmten Hause, auf Stroh am Fussboden schlafend; deshalb, damit sie Frühmorgens gleich beisammen sind.

*) Die Hämmerchen der Kleinen werden auch auf Treibjagden mitgenommen.
**) Moschn, czechisch mošna-Tasche.



Beim letzten Ratschen (am Samstag Früh) wird zugleich der Lohn eingesammelt, der in Eiern oder seltener in Kreuzern besteht. Wenn die Silberberger Buben in ein Haus kommen, so sagen sie:

»Gloptsaesas Kristus um roude Oja«, oder auch: »— — um *viel* roude Oja.«

Hier war dieser Brauch vordem nicht üblich; ein Förster (Kalkant) hat den Brauch wohl anderswo in frischer Uebung gesehen und hat hier die Kinder vor etwa zwanzig Jahren dazu angeleitet. In der übrigen Gegend, besonders Neuern, ist nur ein fast bedeutungsloses Rudiment dieses Brauches in Uebung. Kinder gehen mit ihren Ratschen zu Verwandten und ratschen da vor deren Thüre, worauf sie mit rothen Eiern beschenkt werden.

Der Brauch ist ferner verbreitet bei den benachbarten Choden,*) im Marchfelde**) im Semmeringgebiete***) und gewiss noch in vielen anderen Gegenden in Uebung.

Im Marchfelde heissen nach Schukowitz die Anführer »Ober- und Unternatta, die Ratscher »Natta«.

Da am Charfreitag viel geratscht wird, heisst man eine schwatzhafte Weibsperson, die wohl an der Benennung »Ratsche« schon genug hätte, wenn sie nicht von Haus zu Haus schnarrte — eine Charfreitagratschen.

Das gefärbte oder verzierte Ei.

Am Charfreitag und Charsamstag besuchen alle Kinder in ihren neuen Kleidern das »heilige Grab«. Jedes trägt ein »rothes Ei« in der Tasche, auf das es nicht wenig stolz ist. »Rothes Ei«; das ist schon ein schier uneigentlicher Ausdruck, da man auch gelbe, blaue und noch anders gefärbte Eier so nennt.

Einmal in späteren Zeiten wird vielleicht der Sprachgebrauch darauf hindeuten, dass das Rothfärben, das heute noch entschieden überwiegt, einst der ursprüngliche Brauch war. Das Volk wird die rothe Farbe wohl nicht aus einem tieferen Grunde als *dem* zur Farbe der Ostereier erhoben haben, dass sie ihm als die *schönste* erscheint und seinem Geschmacke als die Krone der Farben gilt, die er hier eben naturgemäss bevorzugte. Die übrigen Farben wendet man erst neuerer Zeit und nur da an, wo sie billiger zu stehen kommen oder als unterhaltende Abschweifung dienen sollen. Besonders Theueres ist dem Böhmerwäldler *rothgolden*, die einzige Erinnerung in unserer Mundart an das »rothe Gold« des Mittelalters.

Die allgemeinste und einfachste Art, die Eier zu färben, besteht darin, dass sie in roth gefärbtem Wasser gekocht werden; häufig legt man sie in schon gekochtem Zustande in verdünnte Farbe. Hie

*) Český Lid, VI. 135, Hruška, Vejce v podání chodském.

**) Uns. Zeitschr. II. 217. Schukowitz, S'Ratsch'n.

***) Uns. Zeitschr. II. 193. Moses, das festliche Jahr im Semmeringgebiete.

und da werden sie im Kaffee mitgesotten, der sie schön gelbbraun färbt. In Zwiebelschalen gekochte Eier werden gelb bis braun, die in Hablouman (Heublumen) oder Grumment gesottenen gelb. Wer Geld auslegen will, kauft beim Färber oder im Laden flüssige oder pulverisirte Eierfarbe. Etwaige Reste der flüssigen Farbe versorgen das Haus auf lange Zeit mit Tinte. Hie und da legte man Eier nach dem Färben in Ameishaufen. Die Ameisensäure wirkte ätzend auf die Farbe derselben, wodurch sie »griserlt« (gesprenkelt) wurden.

Vergleichsweise führe ich noch einige Lesefrüchte hiezu an: Die Choden kennen als Farbmittel zu diesem Zwecke:

Kampecheholz — roth;
Zwiebelschalen — braun, licht- oder dunkel-;
Heublumen — geblich;
Hafer — lichtgelb;
Petersilie — grün. *)

Im Bezirk Kohl-Janowitz benützt man Zwiebelschalen, Sommerkorn, Heu, Kaffeelager zum Färben. **)

In der Iglauer Sprachinsel färbt man mit Apfelbaumrinde gelb und mit Zwiebelschalen roth. ***)

In der mährischen Walachei färbt man die Eier in Safrantinctur ebenso wie mit »Prysila«-lignum brasilicum roth und mit Krautwasser, in das ein Stück rostigen Eisens gegeben, schwarz. †)

In Galizien benutzt man ebenfalls Apfelbaumrinde zum Gelbfärben, der man aber etwas Alaun und gelbe Farbe zusetzt. ††)

In Oberbayern auch Gentiana verna. †††)

Das Verzieren der Eier war eine Arbeit der Charwoche. Dies geschah auf eine einfache Weise. Die Mädchen schenkten den Burschen, aber nur den *ihren*, rothe Eier, in die sie einfache Zeichnungen und kurze Sprüche gekratzt, auch mit »Fidreol« (Vitriol) geschrieben hatten. Diese Form, die für die Pfarre Rothenbaum als stereotyp gelten kann, ist einfach genug. Hauptsache sind die beiden Kränzchen, die von Spitze und Kopf ausgehenden Strahlen und die Inschrift. Einige banden auch Kressenblätter herum, die eine grünliche Zeichnung hinterliessen, so liess man sie in der rothen Farbe kochen. Rothenbaum. *†)

Auf die Eier schrieb man: »Aus Liebe zu Dir«, »Zum Andenken«, »Aus Liebe und Treue« oder den häufigen Spruch, den mir Herr Josef Haas, Gastwirth in Rothenbaum, mittheilte:

*) Český Lid. VI. 346. Hruška.
**) Český Lid. V. 69. Soukup-Kraslice.
***) Piger, Uns. Zeitschr. II. 25.
†) Václavek, Uns. Zeitschr. II. 246.
††) Kochanowska, Uns. Zeitschr. V. 156.
†††) Höfler, Jahr im oberb. Volksleben. S. 17.
*†) Einen ähnlichen Vorgang theilt mit Český Lid. V. 69., wobei man Kleeblätter aufbindet und in Zwiebelschalen kocht.



„Dir mein treues Herz zu schenken,
War mein Wunsch schon lange Zeit,
Nimm es hin als Angedenken,
Als Opfer der Beständigkeit.“

Alle anderen einst üblich gewesenen Sprüche sind bereits vergessen.

Im benachbarten »Bejm« (Böhmen, der von Czechen bewohnte Landestheil) werden die Eier schön bemalt, wobei häufig mehrere Personen gleichzeitig beschäftigt sind. Die Methode stimmt mit der in unserer Zeitschrift an mehreren Orten beschriebenen im grossen Ganzen überein. *)

Eine hübsche Sammlung solcher bemalter Eier aus dem Chodengebiete fand ich im Museum zu Taus.

In Neuern und der Gegend herum sah man früher hie und da in den Glaskästen *verzierte Eier* als Nippsache. **) Sie waren mit seidenen Fleckchen und Spitzchen beklebt, die Ränder dieser Stoffe mit Binsenmark (foam) verdeckt, das Kreise, Ovale und andere Figuren bildete. Auch Gold- und Silberpapiere fanden Verwendung. Durch die Löcher wurden rothe Seidenbänder gezogen, an welchen die Eier dann aufgehängt wurden. Diese Arbeit, die an den *ausgeblasenen* Eiern (Gucken) geschah, verstanden nur Wenige, in Neuern ein altes Ehepaar Vogl, die es meines Wissens Niemandem lehrten. Für diese, Gemeindearme, die einst bessere Tage gesehen hatten, war das keine brotlose Kunst. Diese Eier hiess man auch Bimssnoja, Bimissnoja, auch Brimssnoja.

Das »geschliffene« Ei, das durch Wegschleifen der Farbe verziert wurde (wie, konnte ich nimmer erfahren), war etwas ganz Apartes. In ein neues Schneuztüchl gebunden, gab es das Mädchen dem Liebhaber. Die keinen hatte, warf die Eier ins Wasser. So theilt mir Franz Zoglmann in Si. mit. So wie man sagt: »Du willst immer etwas Extras haben,« sagt man auch: »Du musst ein Geschliffenes haben;« »Du willst etwas Geschliffenes haben.« ***)

Eierspiele

sind an den Ostertagen wohl überall gebräuchlich. Das bei uns fast ausschliesslich betriebene Eierspiel ist das Einwerfen (ainewea[r]ffa), das ich bereits früher einmal in dieser Zeitschrift beschrieben habe. In einigen Gemeinden heisst es špåcka, ojašpåcka; lautmalend. †)

Das Eierpicken, das ich im vorigen Absatze erwähnt, wird in der südlich von unserem Gebiete gelegenen Böhmerwaldgegend geübt.

*) Uns. Zeitschr. I. 202, II. 26, V. 156.

**) Aehnliches bei den Huzulen. Uns. Zeitschr. V. 158.

***) Geschliffene Eier für den „Rechten“ erwähnt auch Höfler in seiner Schrift: „Das Jahr im oberbayerischen Volksleben.“ S. 17.

†) V. Jahrg., 76.

Ein anderes Spiel ist folgendes: Alle mitspielenden Kinder, gewöhnlich die derselben Familie, legen ihre Eier in gleichen Abständen an die Wand, oder lieber an den Kammerthürstock. Jetzt rollen die Kinder mit Marmorkügelchen oder schönen kleinen Glaskugeln darnach, und zwar eines nach dem anderen. Diese Kugeln heissen ojaru(d)la, von ru(d)ln, hru(d)ln, rollen. Wer ein Ei trifft, kann es sich nehmen. Im nahen bayerischen Campgau heisst das Spiel »špåcka«: Mit dem Schusser*) ein Ei treffen, dass es einen Klack gibt.**)

Auch um Regensburg heisst »ein Spiel der Jugend mit Ostereiern, um die Härte der Schalen zu prüfen«,***) Spakern. Wahrscheinlich ist damit das Eierpicken gemeint und so sehen wir drei verschiedene Eierspiele in einer ziemlich eng begrenzten Gegend mit demselben Namen bezeichnet. Das Zusammenstossen der Eier kann ich noch belegen aus Oberbayern,†) ferner bei unseren chodischen Nachbarn.††) Seltener kommt es vor, dass mit einem Ei nach dem anderen gerollt wird. Das Rollen geschieht von einer schiefen Ebene herab. Die Reihenfolge wird ausgelost. Je später man zum Rollen kommt, desto vortheilhafter ist es, da die Aussichten auf Gewinn immer mehr steigen. Aufgabe des hinabrollenden Eies ist es, eines der bereits unten ruhenden Eier zu treffen. Dieses Spiel wird bei uns häufiger mit Kreuzern gespielt und heisst dann kraidsaru(d)ln. Mit Eiern spielt man es auch an der böhmisch-mährischen Grenze, Polna, Saar.†††)

Das Eierschenken.

Die am Ostersonntag gelegten Eier gehören der »grossen Dirn«, am Montag gehören sie der »kleinen Dirn«, am Dienstag der »Kindsdirn«.*†)

Es ist auch bei uns der Brauch, dass die Mädchen ihre Burschen am Ostermontag mit Eiern beschenken.

Zwar gibt das Mensch kein förmliches »Osterpinkai«, wie im südlicheren Böhmerwald, enthaltend rothe Eier, Halstuch, Sacktuch und eine kammertuchene Pfoad,**†) sie gibt ihm auch nicht ihren ganzen »Eierstock«, das ist die ganzen 25 Eier, welche die czechische Chodendirn von der Bäuerin erhält,***†) auch keine mit Papier und

*) Schusser = kleine Kugel; bei uns heissen so die Früchte der Kartoffel.

**) Himmelsstoss in Brenner-Hartmann's bayer. Mundarten II, schw. spicken, els., münch., tir. specken.

***) Brenner-Hartmann II.

†) Höfler, d. Jahr im oberb. Volksleben S. 17: Spitzeln oder Specken = Eierpicken.

††) Český Lid, VI. 348, Hruška poukování = das Zusammenstossen der Eier, lautmalend.

†††) Český Lid, V. S. 72. Dasselbe Spiel ist ferner aus Niederösterreich unter dem Namen „Eiwalgen" beschrieben in unserer Zeitschr. V. 51.

*†) Aehnlich bei den Choden. Český Lid VI. 136, ferner bei Linz, unsere Zeitschr. I. 287, wo die Eier beitragen sollen, dass die Dirnen einen Mann bekommen.

**†) Peter, Char. und Sittenb. 89.

***†) Český Lid. VI. 136.

Holundermark (nicht Binsenfaum?) verzierten und mit schönen Sprüchen beschriebenen Eier kann sie verschenken, wie die Mädchen in St. Martin a. d. Salza;*) der Böhmerwaldsohn, der diese Vergleiche nicht anstellen kann, ist auch mit den unverzierten und unbeschriebenen rothen Eiern zufrieden.

Am Ostermontag wallfahrtet alles junge Volk, das Burschat oder Bursch zu St. Leonhard bei Kohlheim; auf der luftigen Höhe lässt man sich den Winterstaub vom Rock blasen und hält Umschau nach den Vertretern des anderen Geschlechtes. Die Mädchen, die ihren Burschen nicht in der nächsten Nähe haben, stecken ihm da ihre Eier zu, gewöhnlich zwei, drei oder auch nur eines, wenn die Liebe nicht so gross ist. Jede soll heute ihre Eier anbringen. Hat eine noch »keinen«, so muss sie sich halt einen »aufzwicken«; das Ueberreichen der Eier gilt hier ebenso wie bei den Choden**) als Liebeserklärung. Gelingt es ihr aber nicht, diese Liebespfänder »an« zu werden, so ist noch nicht Alles verloren; Morgen, Dienstag, ist Wallfahrt bei St. Anna am Tannaberg bei Neumark. Sie kann ja *da* noch ihr Glück machen. Ist auch *diese* Wallfahrt erfolglos, dann muss sie die Eier dort den Berg hinunterrollen (oineru(d)ln, (owehru(d)ln) lassen. Diese Sitte gibt viel Anlass zu Scherz und Spott. (Eine Parallele aus »Urquell« II., S. 107. Bei Leer ist der Plietenberg. Am Ostertag zieht die halbe Stadt hinaus, um die Eier von der Anhöhe herunterrollen zu lassen.) Im Süden des Neuerner Gerichtsbezirkes, in Hammern, wo die Mädchen nach Tannaberg zu weit hätten, erzählt man, dass sie nach der Wallfahrt auf den Lej(n)hoord, wenn sie ergebnisslos verlaufen, die Eier in den Stefflweiher (Teich beim Stefflhofe) werfen.

Von »Schmeckostern (šmigrúst) weiss man bei uns nichts. Dafür lassen sich die Burschen am Palmsonntag von ihren Buschen, in die auch Wachholder eingebunden wird, gegenseitig »schmecken« = riechen, was häufig zu Raufereien führt. Früher hatten sie gar Eggenzähne eingebunden.

In Millik bei Neuern ziehen am Osterdienstag Nachmittags die Burschen von Haus zu Haus — auch dorthin, wo *keine* Mädchen sind — und bitten um Eier, die sie in einem mitgebrachten Korb forttragen, und um Schmalz, für welches sie einen Topf mitbringen. Wo sie *nichts* bekommen, gehen sie über die Hühnernester. Mit dem Erlös ihrer Sammlung gehen sie ins Wirthshaus, wo die Wirthin ihnen in einer grossen Rain (Pfanne) »eingeschlagene« Eier macht, die sie sodann gemeinsam verzehren. Dieses Sammeln hat keinen besonderen Namen. Dass die Menscher hier und in den umliegenden Dörfern Eier geben, ist *nicht* gebräuchlich.

Peter Weber, Wirth in Flecken, theilt mir mit: »Auch in Chudiwa werden, und zwar am Ostermontag, Eier gesammelt. Der Brauch

*) Unsere Zeitschr. III. 396.

**) Český Lid VI. 136.

heisst halt das Eiersammeln — ojasamln — einen anderen Namen hat er nicht. Auch Schmalz wird gesammelt. Oft haben sie auch eine Henne gestohlen, wenn sie grad eine erwischt haben. Die Mädchen haben ihnen rothe Eier gegeben. Sie gingen auch über die Hühnernester. Zum Sammeln hatten sie eine »Kirm«. In Chudiwa muss überdies jedes Mädchen den Burschen einen »Seelerweck« kaufen. Das ist ein Striezl. Das Alles verzehren die Burschen. Das war früher auch bei uns der Brauch. So in Flecken.

In der Iglauer Sprachinsel*) findet das Eiersammeln in der Nacht vom Ostersonntag auf den Ostermontag statt. Dort gehen die Burschen nur zu den ledigen Mädchen aufs Sammeln.

Der heilige Geist (da hale gäsd). Er hängt in Gestalt einer Taube heute noch bei manchen Bauern über dem Tisch in der Ecke von der Decke. Er wird auch noch hie und da in alten Bauerncapellen angetroffen. Der Rumpf wird von einer Eiergucken gebildet, die mit bunten Seidenfleckeln, Goldpapier, auch Binsenfaum bekleidet ist. Der Kopf ist aus Wachs geformt, Schweif und Flügel aus fächerförmig gefalteten Seidenstoff. Füsse sind keine daran.

In Possikau (Postřekov) nordwestlich von Taus, an der Grenze des Bischofteinitzer Bezirkes, beschäftigen sich mehrere Personen mit der Erzeugung von sogenannten holubičky-Täubchen. Sie werden aus Eierschalen wie der oben beschriebene heilige Geist und auch aus Holz angefertigt und dienen in den Stuben der dortigen czechischen Bauern als Zimmerzierde. Sie werden in die Fenster oder an andere günstige Stellen gehängt. Inwieweit unser »heiliger Geist«, der eine entschieden religiöse Bedeutung hat, mit den czechischen holubičky zusammenhängt, ist mir unklar; doch glaube ich auf eine blosse Ideenconformität schliessen zu dürfen; mit der unseren hat jene Gegend gar keinen Verkehr, ist auch räumlich sehr entlegen.

Huhn und Ei als Zahlungsmittel und Opfer.

»Wächst Geld auf meinem Acker? Nein. Korn wächst darauf.« Mit diesen Worten weist der biedere Hofschulze in Immermann's »Münchhausen« den Receptor ab, der ihm den Antrag stellt, den Kornzins in Geld zu verwandeln. Ursprünglich waren alle Zinse Naturalgaben. Uns gehen hier nur die Hühner- und Eierzinse an, die überall an die Obrigkeit wie an die Seelsorge gegeben wurden. Hier lieferte man Michaelishühner, Martinihühner, dort Pfingsthühner. Der Ort Tschernowitz bei Saaz zum Beispiel hatte nach seiner Ruge vom Jahre 1544 der Obrigkeit 70 Zins- und 30 Ehrhühner (von Verehrung, Geschenk) zu liefern. Dieser Ort hatte zu Ostern 7 Schock Eier abzuführen, »ein zween oder drei mehr oder weniger«. Nach Buck (Oberdeutsches Flurnamenbuch) musste das Zinshuhn so weit erstarkt sein, »dass es mag an den dritten seigel (bis zur dritten Leitersprosse) fliegen.«

*) Uns. Zeitschr. II. 24.

Das Huhn ist ein altes Opferthier. Darauf deutet auch der Name, der es bei vielen deutschen Stämmen hat: Ziwrl, Ziwal. Ahd zëbar, ags Zîfer = Opferthier. Dazu sind wohl auch die in unserer Gegend wie im benachbarten Campgaue (Bayern) vorkommenden mundartlichen Formen zu stellen:

a) Zeba(r)l. O du kloa(n)s Zeba(r)l! sagt man kosend zu einem hilflosen Kindlein, einem kleinen Thierchen.

b) Ziefer. Weiblicher Schimpfname, in Bayern auch noch für hungeriges, zudringliches ***Federvieh*** gebraucht (und das sind meist die Hühner)

c) Zippern = Quälen, antreiben, einem aufsitzen. »Wart', der wird dich schon zippern!« (Der Bauer einen Dienstboten, der Meister einen Lehrling, ein Processtheil den anderen. In Bayern (Campgau): Ein Thier mit Schlägen antreiben und nicht zur Ruhe kommen lassen.

d) Zipperer = Familienname, bei uns und im Campthal und den angrenzenden Gauen sehr verbreitet. Thierquäler?*)

Auf dem Brennet, einem Berge südlich von Neuern, steht am ehemaligen »Bojersteige« ein 1408 gegründetes Kirchlein zur heiligen Kunigunde. Unterhalb desselben ist eine kleine Capelle derselben Heiligen geweiht. Am ersten Maisonntag ist hier Wallfahrt. Von allen Seiten, Depoldowitz, Deschenitz, Grün und Eisenstrass, wird der Berg bestiegen und oben, 990 *m* über dem Meer, der Gottesdienst gefeiert. Beim Altare steht ein Holzbehälter, in das jeder weibliche Besucher ein Ei als Opfer legt. Früher sollen die Bäuerinen ganze Brotkörbe voll Eier hingebracht haben. Die Eier gehören dem Seelsorger, dem Pfarrer von Grün.**)

Dieses Kirchlein auf dem Brennet ist »für die Eissen gut.« Wenn man Eissen hatte, trug man so viel Eier hin, als ihre Zahl betrug, dann vergingen sie. Gegen Eisse werden Eier auch anderwärts geopfert. Gegen Krankheiten überhaupt bei unseren chodischen Nachbarn.***)

Das erste Ei einer jungen Henne schenkt man dem ersten besten Bettelweib; dasselbe Erstlingsopfer findet sich bei besagten Nachbarn ebenfalls.†)

In der Rothenbaumer Pfarre ist es ein alter Brauch, dass um die österliche Zeit der Caplan mit dem Messner auf das Beichtzettelsammeln geht. Der Messner trägt ein Verzeichniss sämmtlicher Beichtkinder der Pfarre mit, das er stets in Evidenz zu halten hat. Wer seinen Beichtzettel abgibt, erhält ein Strichlein. Neuerer Zeit behilft man sich ohne Beichtzettel. In jedem Hause erhalten die

---

*) Diese Bemerkungen wurden in mir angeregt durch Wilhelm, Thiernamen, S. 55.

**) Eier sind auch in der Bukowina, da aber allsonntägliches Kirchenopfer. Uns. Zeitschr. IV. 258. Watramoldawitza.

***) Český Lid, VI, 133.

†) Ebenda, 135.

Herumgeher Flachs, sowie Eier. Der Flachs gehört dem Geistlichen, die Eier bekommt der Messner. Diesen Brauch heisst das Volk das »Flachsbetteln«, trotzdem sie Niemand um etwas bittet.

Dieses Sammeln geschieht auch in den nordwestlichen czechischen Pfarren. Vergleichsweise sei mir erlaubt, eine bayerische Parallele anzuführen: »Besonders volksthümlich ist der altbayerische Pfarrer, wenn er um die Beichtzettel geht. Diese Tage sind für jeden Pfarrstrich genau herkömmlich. Ein jedes Haus ist säuberlich gefegt und geziert; am Tische steht die reinliche Schüssel und darin herumgelegt: So viele Beichtzettel, so viele Eier, so viele Kreuzer.« *)

Zur Zeit reichlichen Eiersegens geht das Weib mit einem Körbchen Eier einkaufen. Der Kaufmann nimmt sie an Zahlungsstatt an. Die *Eier* meine ich. Natürlich erhält er sie zu einem niedrigeren Course. Sind elf für zwei Sechser, so nimmt der gute Mann sechs für den Sechser, sind sechs, so rechnet er dreizehn für zwei Sechser.**)

Dass ich nicht gar so prosaisch schliesse, füge ich folgendes Böhmerwalder Gsangl an:

Wen da Fux t'Hena fon(g)t,
Åftard is's gåa(r),
Krej(g)ma koan Ojastea(r)z
unckoa(n) rouds Åa.

Jänner 1901.

Beiträge zur Volkskunde des Ostkarpathengebietes.

Mitgetheilt von Prof. Dr. R. Kaindl, Czernowitz.

(Schluss.) ***)

XXIV.

Das Kirchweihfest in Lukawetz.

Die Einladung sonstiger Gäste erfolgt durch den Hausherrn persönlich, der auch seine Gäste mit entblösstem Haupte einige Schritte vor der Hausschwelle erwartet und mit wechselseitigem Handkusse empfängt. Für so bedeutende Gäste wird Bank und Tisch bedeckt Sie werden auch ceremoniell zum Niedersetzen eingeladen, worauf sie antworten: »Wir danken und setzen uns mit allem Guten und mit Euch; mögen wir gesund sein.« Auch der Priester wird in angesehene Häuser geladen. Erscheint er, so sitzt er am Ehrenplatz; sonst sitzt am Ehrenplatz der vornehmste Gast oder der Familienvater. Rechts von diesem Platz sitzen in der Regel die Männer, links in der Reihenfolge ihres Ansehens die Weiber. Doch wird diese bei sonstigen Festmahlen eingehaltene Ordnung bei Kirchweihfesten weniger streng beobachtet.

*) „Augsburger Abendzeitung“, 1898, Nr. 80. Strele, Der Kreuzer; Ein Nekrolog.

**) Ebenso bei den Choden. Český Lid, VI. 135.

***) Siehe d. Zeitschr. VI. 226 ff; VIII. S. 118 ff.

Schliesslich mögen einige Trinksprüche angeführt werden, wie sie bei diesen festlichen Gelagen gebräuchlich sind:

Chto ne wipje do dna, Tot ne zyczyt dobra.	Wer nicht bis zum Boden austrinkt, Wünscht nichts Gutes.
Nam na zdorowie, A woroham na bezholowie.*)	Uns zur Gesundheit Und den Feinden zum Verderben.
Na zdorowie toho, Szo my u jeho domu.	Auf die Gesundheit Desjenigen, In dessen Hause wir sind.
Za zdorowic gazdyni, Bo je szcze u sudyni.	Auf die Gesundheit der Wirthin, Weil noch das Fass etwas enthält.
Wipejmo kume do dna, Bo leszen odna.	Trinken wir Gevatter bis zum Boden, Weil wir nur eins trinken.

XXV.

Ueberlieferungen aus Wassileu.

Wassileu ist gewiss einer der ältesten Orte am Dnjestr. Aus der Hypatios-Chronik (Petersburger Ausgabe, II. Bd., S. 161) zum Jahre 1213 wissen wir, dass Schiffe aus Olescha am Dnjepr bis in diese Gegenden kamen und Wein und dergleichen brachten. Die allgemein verbreitete Sage erzählt, dass Wassileu einst eine Stadt gewesen sei. Eine bereits im Jahre 1885 von Professor *Simiginowicz* veröffentlichte Sage erzählt, dass sich daselbst eine Burg befand, aus der drei gefangene Verbrecher mittelst Flügeln aus Holz sich zu flüchten versuchten. Weitere Ueberlieferungen wurden mir von Herrn Tomorok mitgetheilt, und in dieser Zeitschrift, Band VI, Seite 282 ff. abgedruckt. Dadurch aufmerksam gemacht, habe ich schon im Jahre 1899 mehrere Ortschaften am Dnjestr, darunter auch das durch seine Steinbrüche bekannte Wassileu, besucht. Meine Erkundigungen im Jahre 1899, verbunden mit weiteren Nachforschungen im folgenden Jahre, bei denen ich vom Herrn Oberlehrer Hippolit Omelski thatkräftig unterstützt wurde, ergaben, dass die Ansicht allgemein verbreitet ist, Wassileu sei einmal ein sehr grosser Ort gewesen, der aber nicht auf den flachen Uferstrecken, wo heute das Dorf liegt, sich ausdehnte, sondern von der, Horodeszczy benannten, Stätte am Berge Chom, am Rücken dieses Berges, dann auf den anderen Anhöhen westwärts bis zum Orte Manastyr, einer sagenumwebten Stelle, wo einst ein grosses Kloster gestanden sein soll. Nicht weniger als 70 Kirchen soll der Ort aufgewiesen haben. Dort, wo der sogenannte »älteste« Friedhof sich ausdehnt, soll einst eine Kirche sich erhoben haben, von deren Thurm man bis nach Horodenka sah, einem Orte, der vier Meilen von Wassileu entfernt ist. An den Bau dieser Kirche knüpft eine Variante die Flucht jener drei Männer mittelst hölzerner Flügel.

*) Aehnlich lautet ein huzulischer Trinkspruch: „Wot se pytie na pozytie, hołowam na zdorowie, a hospodam na nohaja lit, swim woroham na bezhołowie.

Nachdem nämlich die drei Meister die Kirche fast schon vollendet hatten, fragte sie die Herrin, welche ihnen den Bau aufgetragen hatte, ob sie irgendwo noch eine höhere Kirche zu bauen gedächten. Als sie dies bejahten, liess die strenge Frau, gerade als die Arbeiter oben am Thurme beschäftigt waren, die Gerüste wegnehmen. Um sich zu retten, machten Jene sich drei Flügel aus Holz, doch fielen sie herab und fanden dabei ihren Tod.

XXVI.

Das Herrscherhaus im rutenischen Volksmund.*)

Es ist schon oft betont worden, dass die Liebe und Anhänglichkeit des Bauernvolkes in den Ostkarpathen zu seinem Herrscherhause eine unbegrenzte ist. Glaubt unser Bauer, Grund zum Klagen und zur Unzufriedenheit zu haben, so schreibt er die Schuld dem Beamten zu, der ungerecht sei, weil »Gott hoch und der Kaiser weit sei«. Man wird daher auch in den Hütten des fernsten Gebirgsthales Bilder Ihrer Majestäten und der Mitglieder des Kaiserhauses finden. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, dass die erschütternden Unglücksfälle, welche unser Herrscherhaus in den letzten Jahrzehnten trafen, auf die Gemüther dieses Volkes und die Phantasie desselben einen überaus tiefen Eindruck geübt haben. Die Kunde vom Tode des hoffnungsvollen Prinzen und das Leid, welches hiedurch seiner Gemahlin widerfahren, bildeten den Stoff mancher Erzählung. Noch vor einigen Jahren wollten die Bauern nicht glauben, dass Rudolf todt sei. »Wenn der Kronprinz nicht leben würde, warum hat dann seine hohe Gemahlin bisher nicht geheiratet. Was zwang sie Witwe zu bleiben?« lautete der naive Beweisgang der Dörfler. So lebt im Volksmund Kronprinz Rudolf weiter fort.

Unter diesen Umständen ist es erklärlich, dass unlautere Factoren sich diesen Glauben und die Anhänglichkeit des schlichten Volkes an den Kaisersohn zu Nutzen machten, um sich für denselben auszugeben. Die erste Kunde von einem solchen Ereignisse hängt mit den letzten Bauernunruhen in Westgalizien zusammen. Leute von dort, welche im August 1899 nach Doroschoutz in die Bukowina zur Aushilfe bei der Erntearbeit kamen, erzählten über die Unruhen Folgendes: »Die Juden beschwindeln uns immer; wir haben sie deshalb auch oft geprügelt; aber einzelne, insgeheim. Als wir wieder einmal an einem Sonntag versammelt waren, über unsere Noth klagten und beriethen, was zu thun sei, da kam ein Fremder des Weges und sprach: ‚Ich kenne Euere Noth und werde Euch helfen. Da habt Ihr einen Zettel, der Euch die Erlaubniss gibt, 24 Stunden lang die Juden zu prügeln.« Darnach ging er weg; die Bauern fingen aber an zu plündern. Als sie nach 24 Stunden das Plündern einstellen wollten, kam wieder ein Bote, der die Erlaubniss für weitere 24 Stunden brachte. Dasselbe geschah

*) Zumeist nach Mittheilungen des Herrn *Sergius Kaniuk*.

dann auch zum dritten Male. Als der Bezirkshauptmann kam und den Zettel sah, wagte er nichts uns zu sagen: denn der Zettel war vom Kronprinzen unterschrieben. Dann kam aber doch Militär und nahm Zehn gefangen. Dann haben wir uns gleich Siebzig dem Gerichte gestellt.«

Schon in den ersten Monaten des folgenden Jahres geschah in der Bukowina etwas Aehnliches. In einem Dorfe nahe bei Czernowitz hatte ein Bauersmann eine Kuh verkauft und das Geld nach Hause gebracht. Am Abend kam geheimnissvoll ein Mann in seine Hütte. Er gab sich als der Kronprinz aus und gab vor, er brauche Geld für eine Reise; dieses solle ihm der Bauer vorstrecken. Schliesslich bot der Fremde dem einfältigen Mann auch einen Zettel als Quittung über den empfangenen Betrag; mit diesem sollte der Wirth in die Stadt gehen, um sein Geld zurückzuerhalten. Natürlich war der Bauer um sein Geld betrogen.

Schliesslich mag noch auf ein, wie es scheint, mit Absicht in Umlauf gebrachtes Gerücht verwiesen werden. Man erzählte unter den Bauersleuten der nördlichen Bukowina, dass Canada der Kronprinzessin Stefanie gehöre: sie sei so gütig und rufe die armen Leute dahin. Wer es weiss, dass allerlei Agenten seit mehreren Jahren die mannigfaltigsten Anstrengungen machen, um unsere Bauern zur Auswanderung nach Amerika zu verlocken, wird leicht zugeben, dass jenes Gerücht verbreitet wurde, um die Leute irrezuführen.

XXVII.
Aus dem Volksmunde der Huzulen.

Huzulische Beschwörungen. Ich habe in verschiedenen meiner Arbeiten die mannigfaltigsten Zaubersprüche und Beschwörungen, welche bei den Huzulen gegen Krankheiten, bösen Blick, Schlangenbiss u. s. w. angewendet werden, angeführt. Hier folgen noch zwei:

Von den durch Zauber hervorgerufenen Krankheiten werden besonders die »strily« (Schüsse) ins Herz und in den Kopf vom Znachar (Beschwörer) besprochen. Gegen dieses Uebel schlägt er in die Ecken des Hauses Pflöckchen hinein. Auch Schlaflosigkeit ist ein »prostril«. Um von demselben herrührende Krankheiten zu beseitigen, macht der Beschwörer aus Thon eine Menschenfigur und schlägt in dieselbe dort Pflöckchen hinein, wo der Kranke Schmerzen empfindet. Dann schwindet der Schmerz und kommt über den, der ihn sandte oder aus dessen Augen er kam.

Kräht eine Henne im Hause, so ist dies ein unglückbringendes Vorzeichen. Zumeist steht dann der Tod eines Familienmitgliedes bevor. Um einem solchen Unglücksfalle vorzubeugen, muss man Folgendes thun: Man fange die krähende Henne und messe mit ihr die Stube von der Ecke bis zur Thüre; die Henne muss hiebei abwechselnd bald mit dem Rücken, bald mit dem Bauch den Boden

berühren. Kommt schliesslich der Schweif auf die Schwelle zu liegen, so hacke man diesen ab; kommt der Kopf dahin, so muss er abgehauen werden. Mit dem Blute bespritze man sodann das Haus. Jedenfalls ist eine krähende Henne stets sofort aus dem Hause zu geben.

Huzulen-Räuber. Der Name der Huzulen ist am wahrscheinlichsten aus dem rumänischen hot-ul (der Räuber) zu erklären. Es ist auch bekannt, dass in ihrem Gebiete bis vor einigen Jahrzehnten das Räuberwesen blühte. Man vergleiche darüber das in den »Huzulen« (Wien 1893) Gesagte. Bemerkenswerth ist noch folgende Mittheilung aus Seletyn. Die erste Familie der Huzulen, die in der Bukowina sich festsetzte, waren die Gorbans. Ihr Stammvater wurde von Ungarn wegen eines von ihm verübten Todtschlages flüchtig und begab sich in die dichten Waldungen an der Sarata (Zufluss des oberen weissen Czeremosz). Allmählich siedelten sich dort mehrere Leute an und es entstand ein Dorf. Urkundliche Nachrichten über die Verhältnisse in diesem Gebirgstheile, welche den in der vorstehenden Ueberlieferung vorausgesetzten völlig entsprechen, findet man bei Wickenhauser, Molda V, 2. Man vergleiche dazu auch noch die von Kaindl in seinen »Kleinen Beiträgen zur Kunde der Bukowina«, II. Folge, mitgetheilte Schwärzergeschichte aus diesem Bergland.

Wie von einem gehassten Verstorbenen gesprochen wird: »Gott sei Dank, dass er crepirt ist« (bohu diakowaty, szczo zdoch). Von einem Feinde, der an schmerzhafter Krankheit litt: »Schade, dass er schon jetzt gestorben ist; hätte er sich doch noch zehn Jahre am Krankenlager gequält!« (Naj be sia chot szcze desiat rik na posteli karau.)

XXVIII.

Sagen über den Cecinaberg.

Der Cecinaberg erhebt sich etwa eine Stunde westlich von Czernowitz. Da er die höchste Erhebung in dieser Gegend ist (539 *m*) und seinen Gipfel eine Burgruine krönt, ist es leicht erklärlich, dass über diesen Berg viele Sagen verbreitet sind. Einige derselben werden hier mitgetheilt.

Der Cecinaberg ist das Nest der Teufel. Im Berge ist der Häuptling der Teufel mit einer Kette gefesselt. Vor etwa achtzig Jahren spielten oft auf dem Gipfel dieses Berges kleine Knaben. Eines Tages wurde ein Knabe von seinen Kameraden in die auf der östlichen Seite befindliche Cisterne, die jetzt leider verschüttet ist, hineingeworfen. Die dort beschäftigten Teufel brachten ihn vor ihren Häuptling. Dieser erklärte den Knaben frei, da ihn Andere hereingeworfen hatten; er liess ihm den Hut mit Geld anfüllen und ihn herauswerfen. Nach einer Zeit sprang ein anderer Knabe freiwillig, nur um des Geldes wegen, hinein, kam aber nie mehr heraus.

Die Anwohner dieses Berges erzählen, dass hier einst Riesen wohnten. Ein Säbel, welcher hier vor einem Menschenalter gefunden

worden war, musste von vier kräftigen Männern nach Czernowitz gebracht werden, da er sehr schwer war.*)

Auf diesem Berge wohnte einst das Kind eines Riesen; seine Mutter hauste auf der anderen Seite des Pruthflusses und kam jeden Tag zu ihrem Kinde, um es zu nähren. Als sie einst weinen hörte, rief sie von ihrem Wohnsitze zum Kinde herüber: »Mama esti, mama esti«, das heisst: die Mutter ist da. Daher heisst jetzt das Dorf, welches gegenüber dem Cecinaberge am Pruth liegt, »Mamajestie«.

Ueber den Namen »Cecina« erzählen die Leute Folgendes: Einst mähten die Leute Gras am Fusse des Berges. Während die Männer mähten, kehrten die Weiber das Gras um, damit es trockne. Ein Weib setzte ihr Kind unter einen Strauch im Schatten und entfernte sich während der Arbeit von demselben. Da kam ein grosser Geier geflogen und ergriff das Kind. Durch das heftige Weinen desselben aufgeschreckt, rief die Mutter, wie alle Mütter gleich zu thun pflegen: »Ceci-na, Ceci-na«, das heisst: da hast die Brust. Erst dann erblickte sie, was geschehen sei. Nun eilte sie in der Richtung, wohin der Vogel seinen Flug genommen hatte, demselben nach. Auf der Spitze des Berges angekommen, brach sie vor Ueberanstrengung zusammen und starb. Seither heisst der Berg »Cecina«.

Am Ostabhange des Berges fliesst eine Quelle, von der die am Füsse des Berges wohnende rumänische Bevölkerung so Manches erzählt. Unter Anderem heisst es, dass an dieser Quelle ein rumänischer Held (viteaz), nachdem er auf der südöstlich vom Berge gelegenen Ebene eine blutige Schlacht gewonnen hatte, von der Quellennymphe (Zina) aus Dankbarkeit für die Befreiung der Quelle und des Berges aus Feindeshand gelabt und mit dem frischen Quellenwasser erfrischt wurde. Jene Ebene heisst noch heute wegen der einstigen blutigen Schlacht »Pojana rosa«, das heisst rothe Wiese.

XXIX.

Ostern in Chliwestie.**)

»Komm doch schon herein!« sagte die Mutter zu mir, als ich noch in der Dämmerung auf einer Bank beim Hause sass und in die Weite blickte, »komm, es ist schon Abend!«

»Sofort!« erwiderte ich; »aber hörst Du, Mutter, die Glocken läuten? Das ist für morgen, für den Palmsonntag. Ich habe auch den Messner gesehen; er trug zwei Bündel Weidenruthen mit Kätzchen (Blüthen) in die Kirche. Gehst Du morgen in die Kirche?«

»Gewiss,« entgegnete die Mutter, »aber komm und kleide Dich um, wir gehen zur Leiche; die Tochter unserer Nachbarin ist gestorben, ein schönes Mädchen. Komm, um die gekränkte Mutter zu

*) Thatsache ist, dass hier vor einigen Jahrzehnten ein grosses Ritterschwert gefunden wurde.

**) Aufzeichnungen des Herrn Lehrers Sergius Kaniuk.

trösten. Gerade jetzt hat sie der Herrgott entseelt, damit die armen Leute kein Fest haben. Ich möchte, weisst Du, aber auch während der Ostern sterben wollen, denn es heisst in der heiligen Schrift, dass die Seele dann sofort ins Himmelreich geht! (Ich lächelte.) Du lachst? Das ist wahr. Deshalb steht bis zur Himmelfahrt Christi die Altarthür offen.«

Ich stand auf und begab mich mit der Mutter ins Zimmer. Hierauf gingen wir Beide ins Trauerhaus.

Am Palmsonntag, ganz in der Früh, stand die Mutter auf; etwas später auch ich. Hierauf gingen wir, ohne gefrühstückt zu haben, in die Kirche. Die Mutter sollte auch die heilige Communion empfangen, denn sie hatte am gestrigen Tage Nachmittags gebeichtet. Es ist nämlich Brauch, wenigstens vor den Ostern, zu beichten. »Heute ist aber ein schöner Tag,« sagte die Mutter auf dem Wege zur Kirche, »so werden auch die Ostern sein.«

Ich unterbrach die Rede: »Warum ist Olga nicht mit?« fragte ich nach der Schwester, die zu Hause geblieben war.

»Weisst Du, sie hat sich gekämmt und dabei Haare abgeschnitten; da habe ich ihr gesagt, sie möge das nie mehr thun, denn sonst ginge ihr der Verstand aus dem Kopfe heraus. Darüber begann sie zu weinen und wollte nicht in die Kirche.«

Nach einer Weile fragte ich die Mutter wieder: »Hast Du, Mutter, Ostereier für mich gemacht?«

»Eine Anzahl habe ich allein gemacht, für Dich zum Andenken etwa dreissig Stück; diese sind schön. Ich habe aber auch welche machen lassen, damit ich etwas zu verschenken habe, für die ‚Pomana‘ (Almosen). Die sind aber nicht so hübsch wie meine; sie sind nur roth oder tiefblau gefärbt.«

»Wie viel zahlt man der Bäuerin für das Färben von dreissig Eiern?« fragte ich dann die Mutter.

»Je nachdem, vierzig bis fünfzig Kreuzer für dreissig Stück und noch zwei Eier fürs Auge.« *)

Als wir vor der Kirche standen, sagte die Mutter mir ins Ohr: »Gib acht, wenn Du aus der Kirche gehst, vergiss nicht für die Schudka (die geweihten Weidenruthen) zwei Kreuzer in den Teller zu werfen; auch dem Kirchensänger gib zwei Kreuzer!« Dann traten wir in die Kirche.

Die Messe ward geendigt und die Weidenkätzchen geweiht.

Jeder, der aus der Kirche ging, trug ein Reis. Die Jugend war überaus lustig; man hörte Lachen und Schreien. Zumeist vernahm man die Worte: »Das Palmenreis schlägt, nicht ich; in einer Woche sind die Ostern,«**) wobei Derjenige, der das Reis trug, den Angesprochenen mit dem Reise schlug. Dabei geschah es, dass mancher

*) Das Zeichnen der Eier strengt die Augen besonders an.

**) Schudka bje, ne ja bju, za tyżdeń wełykdeń.



muthwillige Junge dem anderen übers Gesicht strich und ihn so zum Zorne reizte; wären nicht Aeltere dazwischengetreten, so wäre es auch zu Prügeleien gekommen. Noch an demselben Tage ging ich mit der Mutter zum Onkel, um ihn auf die Feiertage zu bitten.

Am Montag, Dienstag und Mittwoch wurde das Haus aussen und innen geweisst; Alles wurde gereinigt und in Ordnung gebracht, denn es ist Sünde, in einem Hause Ostern zu halten, wo nicht überall Ordnung ist. Ferner besorgte man in diesen Tagen alle Einkäufe und begann schon Manches zu backen.

Am Donnerstag Abends gingen Alle vom Hause in die Kirche. Die Mutter nahm ein Band mit und machte beim jedesmaligen Läuten einen Knoten in dasselbe. Ein solches Band ist ein Hilfsmittel gegen Magenschmerzen. Umgürtet man sich nämlich mit einem solchen Bande, so hören die Magenschmerzen auf. Ferner pflegen die Leute, wie ich in der Kirche bemerkt habe, bei jedem Lesen des Evangeliums den Kopf unter den Ornat des Priesters zu stecken, da dies gegen Kopfschmerzen hilft.

Nachdem wir dem Evangelium und der Grablegung beigewohnt hatten, gingen wir nach Hause.

Am Freitag wurde nicht gearbeitet, da dieser Tag geheiligt ist In der Kirche schweigen die Glocken; dafür liess sich das »Klappern« hören. Es ist nämlich Sitte, von der Grablegung bis Sonntag Früh (»bis man nicht ‚Chrystos woskres' singt«) nicht zu läuten, sondern auf ein Brett mit Klöppeln zu schlagen, was man Klappern (klepaty) nennt.

Samstag wurde alle Arbeit vollendet. Schon spät in der Nacht legte ich mich zu Bette; die Mutter und die Schwester schliefen gar nicht.

Sonntag ganz früh, etwa um halb 3 Uhr, weckte mich die Mutter Ich zog neue Kleider an, wusch mich mit kaltem Wasser, in welches ein silbernes Geldstück, Basilienkraut und ein rothgefärbtes Osterei (halunka, krasanka) hineingelegt worden war. Ich muss noch bemerken, dass alle Mitglieder einer Bauernfamilie dasselbe Wasser benützen. Es wäscht sich daher Jeder schon am Samstag gehörig ab, damit das Wasser nicht zu sehr schmutzig werde.

Nun begann die Mutter für die »Weihe« Alles vorzurichten. In den mit Papier schön ausgelegten Korb legte die Mutter am Boden einige Stücke von der »Paska« (Osterbrot) und ihr sorgfältig in Papier eingewickeltes Gebetbuch. Hierauf gab sie hinein einige Stücke Speck, Schinken, gefärbte Ostereier sowie ungefärbte Eier, und zwar theils abgeschält, theils unabgeschält, ferner in die Mitte einen kleinen Stössel Salz, von beiden Seiten in kleinen Tellern Käse und Butter, beides schön geformt und verziert. Auch Knoblauch, Kren und andere Gewürzpflanzen, ferner auch allerlei Backwerk legte sie hinein. Von oben lag nahe am Rande eine grosse Wurst; sie ist

beinahe so wichtig wie die Paska und das Ei und muss deshalb von Jedem zur Weihe getragen werden. Zum Schlusse nahm die Mutter das Kreuzchen von ihrem Halse herab, ebenso das Kreuzchen der Schwester und das oben erwähnte, jetzt mit zwölf Knoten versehene Band, wickelte alle diese Gegenstände in Papier zusammen und legte sie seitwärts in den Korb. Schliesslich bedeckte sie den vollen Korb mit einem Handtuch und legte die »grosse« Paska daneben.

Es war noch sehr früh, als ich schon das Schiessen und Klappern von der Kirche her hörte; hie und da sah man noch Feuer brennen; den sogenannten »Did«. Die Jugend des Dorfes pflegt nämlich in der Osternacht Feuer im Freien anzufachen. Bald sah man Männer und Weiber in die Kirche gehen und auch die Kleinen blieben nicht zu Hause: Alles ging frohen Muthes zur Kirche. Nun ging auch ich dahin; die Mutter wollte erst später hinkommen, sobald es schon hell würde.

Die Kirche sowie der Platz vor der Kirche war mit Andächtigen gefüllt. Alle nahmen an dem Gottesdienste theil und Jeder schickte ein heisses Gebet zu dem Erlöser empor. Aeltere Landwirthe standen beim Kirchensänger und sangen leise mit. Endlich sang der Pfarrer die Worte: »Christos woskres iz mertwych smertiju smert poprau i suszczem wo hrobi zywot daruwau«,mit denen er die frohe Kunde von der Auferstehung Christi verkündet. Während des Singens herrschte in der Kirche die grösste Ruhe; doch kaum hatte der Priester das letzte Wort gesprochen, so hörte man aus der Menge halblaute Rufe als: »Ich fange Fische«, »Ich jage«, »Ich handle mit Ochsen«. Hiebei wollte Einer dem Anderen zuvorkommen; so entstand ein Gesumme. Ich sah mich verwundert nach allen Seiten um, bemerkte aber, dass Niemand daran Anstoss nahm: also war dies nichts Neues, sondern ein Brauch. Derselbe hatte, wie ich erfuhr, folgende Bedeutung. Will Jemand im künftigen Jahre es allen Anderen in einem Geschäfte vorausthun, so muss er bei der erwähnten Ceremonie am Ostersonntag in der oben geschilderten Weise verfahren. Beim Ertönen des »Chrystos woskres« erklingen auch die Osterglocken.

Die Messe ward geendigt. Nun ergriffen Jünglinge die Fahnen und trugen sie hinaus; der Küster (palamar) mit dem geweihten Wasser, zwei andere Kirchendiener, einer mit einem Sack, der andere mit einem Korb in der Hand, gingen mit. Auch der Priester mit dem Evangelium in der Hand und auch der Kirchensänger (djak) begaben sich in den Kirchhof. Hier wurde noch ein Gebet gelesen; hierauf hielt der Pfarrer eine Rede und begann sonach die »Paska« zu weihen. Alles, was sich in den Körben oder den ihre Stelle vertretenden Melkkübeln befand, wurde mit geweihtem Wasser besprengt. Aus jedem Korbe nahm der mit dem Sacke nachfolgende Kirchendiener einen kleinen Kuchen (perepiczka); jener mit dem Korb ein oder zwei Ostereier (pysanki). Damit war auch die Feierlichkeit in der Kirche beendet und Jeder begab sich rasch nach Hause.

Zu Hause angelangt, begrüsste jeder Eintretende die Anwesenden mit den Worten: »Chrystos woskres«, worauf ihm mit »Woistynno woskres« *) geantwortet wurde. Man setzte sich zu Tische. Das geweihte Ei war die erste Speise. Die Schalen von den Ostereiern und die Abfälle von der geweihten Paska verscharrte die Mutter später in die Erde; es sollte sich die »Matryguna« entwickeln, welche Pflanze von den Dorfweibern zu allerlei Zwecken verwendet wird. Einen anderen Theil von diesen Abfällen bewahrte sie sammt etwas geweihtem Salz als Heilmittel gegen Krankheiten des Viehes. Einige Schalen von Eiern liess sie endlich in den Bach werfen, damit sie wegschwimmen und den weit im Orient wohnenden »Rachmanen« verkünden, dass wir schon Ostern hatten. Die Ostern der Rachmanen fallen etwa fünf Wochen nach unseren. **)

Während dieser Zeit, da überall das Festmahl genossen wird, herrscht im Dorfe feierliche Ruhe. Bald darauf sieht man die Jugend zur Kirche eilen, um die Glocken zu läuten. Durch volle zwei Tage ruhen diese nicht. Bei der Kirche veranstalteten Burschen und Mädchen die verschiedenartigsten Spiele. Eines dieser Spiele »Jud Selmann« erinnert uns noch an die Zeit, als die Rutenen unter der polnischen Herrschaft standen und die Kirche in der Gewalt der Juden war, welche dieselbe beim Gutsherrn pachteten. ***)

Bemerken muss ich noch, dass bei den Bauern am Sonntag und Montag kein Feuer angezündet wird. Ferner darf während der Feiertage nichts ausgeliehen werden und nichts ausser Haus bleiben: Töpfe, Ackergeschirr u. s. w. werden über die Feiertage nicht ausgeliehen. Selbstverständlich ist es, dass die Leute während dieser Tage einander besuchen. Manche Feindschaft wird hiebei ausgesöhnt. Auch pflegen die Leute einander zu beschenken, wenn sie sich trennen.

XXX.
Ostern bei den deutschen Colonisten in Kaliczanka (Czernowitz) und Deutsch-Tereblestie. †)

Kaliczanka. Dem Ostersonntag geht der Palmsonntag voraus. An diesem werden von den Palmweiden die Palmzweige geweiht. Diese werden im Zimmer an Bildern befestigt und dienen als Symbol des Schutzes. Sie sollen besonders das Haus bis zur nächsten Erneuerung vor Blitz und Feuersgefahr schützen.

Gründonnerstag gehen die Erwachsenen und die Kinder, die das 14. Lebensjahr überschritten haben und confirmirt sind, um das heilige Abendmahl zu empfangen. Am Charfreitag, dem Tage des Begräbnisses des Herrn, wird Gottesdienst abgehalten, ohne dass aber

*) Christus ist auferstanden — Er ist wahrhaftig auferstanden.

**) Vergl. *Kaindl*: Die Ruthenen in der Bukowina, und Die Huzulen.

***) Vergl. *Kaindl*: Kleine Studien (Czernowitz 1893).

†) Nach Mittheilungen der Herren Lehramtscandidaten *Wilhelm* und *Serfas*.

die Glocken läuten. Diese erklingen erst wieder am Morgen des Ostersonntags. Die Begrüssung am Ostermorgen lautet: »Christus ist auferstanden,« worauf der Begrüsste antwortet: »Er ist wahrhaftig auferstanden.«

Am Ostermontag suchen sich die Eltern und Kinder gegenseitig am frühen Morgen mit Wasser zu begiessen. Die jungen Leute, besonders aber Jünglinge und Jungfrauen, gehen Frühmorgens zu einer gegen Osten fliessenden Quelle, um Wasser zu schöpfen. Dabei darf aber kein Wort gesprochen werden. Mit diesem Wasser begiessen sie sich gegenseitig. Dies soll verschönernd wirken und das ganze Jahr hindurch die Körper frisch erhalten.

In *Deutsch-Tereblestie* wird das Osterfest in folgender Weise gefeiert:

In der Charwoche sind die Frauen mit dem Reinigen der Häuser beschäftigt, und zwar Montag und Dienstag werden die Zimmer gereinigt, Mittwoch Haus und Stall aussen geweisst. Am Gründonnerstag ist bei den Protestanten ein kleiner Feiertag, da die evangelische Jugend, welche das 13. Lebensjahr überschritten hat, confirmirt wird. Am Charfreitag läuten keine Glocken. Den ganzen Tag wird nichts gekocht und nichts gegessen. Um 9 Uhr beginnt der Gottesdienst. Nach demselben wird der Jugend, welche confirmirt wurde, zum ersten Male das heilige Abendmahl gereicht. Erst gegen 6 Uhr Abends kochen die Frauen das Nachtmahl, welches aus sogenannten »trockenen Nudeln« besteht. Nach dem Nachtmahlessen werden Eier gefärbt. Samstag werden Kuchen, Backwerk und Brot gebacken. Nachmittags werden Kapauner geschlachtet und für Sonntag das Essen vorbereitet. Sonntag dauert der Gottesdienst bis halb 12 Uhr. Nach dem Gottesdienste wird das Mittagmahl, welches aus Suppe, Fleisch, gefülltem Kraut (Haluschki), Kapaunerbraten und Zuspeise (Strudel, Aepfel mit Reis gebacken und dergleichen) besteht, eingenommen. Sonntag Nachmittags gehen die Burschen und Mädchen auf Besuch und spielen das sogenannte »Eierpicken«. Hiebei hält der Eine ein gefärbtes Ei in der Faust; ein Anderer schlägt mit einem Ei auf dasselbe; wessen Ei zerbricht, der hat es verspielt. Am Ostermontag ist das gegenseitige Begiessen üblich.

II. Kleine Mittheilungen.

Eine Nepomuklegende in St. Gertraudi.

Von Dr. Otto Jauker, Laibach.

In der kleinen Ortschaft St. Gertraudi am Eingange in das Zillerthal steht ein Kirchlein, das der gleichnamigen Heiligen geweiht ist. Merkwürdigerweise befindet sich an der Süd- und Nordwand eine Reihe von Bildern mit Text, die im Auszuge die Nepomuklegende wiedergeben. Es sind zwei auf Holz gespannte Leinwandstücke mit je sechs Bildern. Die Gemälde sind kaum von besonderem Werthe, aber flott gemalt und gut in der

Zeichnung; interessant ist vor Allem der Text. Unter jeder Abbildung, denn solche sind es eigentlich, steht zunächst eine Zeile lateinischer Inschrift, die dann in einer vierzeiligen, deutschen Strophe paraphrasirt wird.

1. Bild. Darstellend Johannes Geburt und erster Kirchendienst. (Doppelbild.)

VIX natVs pVer, eCCe! Deo pVer Iste MInIstrat
(vix natus puer, ecce, deo puer iste ministrat)

Kaum war Johann, den Ihr secht an,
Zu Nepomuk Geboren,
Hat er ßein*) Zeit, mit grester Freid
beyn Altar dien verlorn.

2. Bild. Lehrjahre und Predigt. (Doppelbild.)

EX stVDIIs DoCtor CatheDrIsqVe praeesse IVbetVr
(ex studiis doctor cathedrisque praeesse iubetur)

Alß Er gstudiert, Doctor Creiert,
auf iede Canzel dichtig,
bringt Gottes wohrt, vor aller ohrt,
Johahannes recht wohl gewichtig.

3. Bild. Johannes bei Hof; betheilt die Armen. (Doppelbild.)

Iste Inopes IntergaVDet, VVLt aVLIca nVnqVaM
(iste inopes intergaudet(?), vult aulica nunquam)

die Armueth liebt, und ßich doch yebt,
In vill allmoßen göben
den hoff veracht, auß ßich nichts macht,
thuet arm bey hof auch löben.

4. Bild. Liest Messe und hört Beichte. (Doppelbild.)

IVDeX Mente plâ reXIt Caeleste TrIbVnaL
(iudex mente pia rexit caeleste tribunal)

Was wunder ding, ßag, schreib und sing,
wie Er die Möß glößen,
der ßo verricht, das gwißens gricht,
wird khaum ßein einer gwößen.

5. Bild. Johannes wird im Kerker gemartert (mit Kerzen gebrannt).

EX VarIâ CaVsâ sILVit MaLe tortVs aD Ignes
(ex varia causa siluit male tortus ad ignes)

dan Er ehe wolt, wies halt ßein solt,
laßen ßein leib und löben,
alß Er ein wohrt, an einen ohrt
von beichtstuel ßolt auß göben.

6. Bild. Johannes wird (unter viel Zulauf der Leute) in die Moldau gestürzt.

VIVIt spVMantes eIeCtVs sanCtVs In VnDas
(vivit spumantes eiectus sanctus in undas)

ob Er schon auch, nach tyrāns brauch,
wird in die Moldau gstürzet,
ßo lebet doch, ßein tugend noch,
ob auch ßein löben verkhirzet.

*) ß — ẞ.

7. Bild. Johannes Leiche, von Licht umgeben, schwimmt in der Moldau.

VIVa stVpesCe In aqVa CoMItantIa syDera fVnVs
(viva stupesce in aqua comitantia sidera funus)

die helle stern, secht nur von fern,
thuen ſeine leich begleiten,
was wunder ding, ich noch beybring,
liecht ist auf allen ſeiten.

8. Bild. Die Leiche wird übertragen.

LVCet VtI DIVVs MVLto pretIosIor aVro
(lucet uti divus multo pretiosior auro)

ſich! hoch sein sarch, mehr als die arch,
thuets alte gſaz (?) erhöben,
ſelbst Nepomuk, gleich eim gold stuckh
Ist voll mit glanz umgöben.

9. Bild. Processverhandlungen.

TantI proCessVs VIrtVs IVCVnDa trIVMphat
(tanti processus virtus iucunda triumphat)

Es ist zwar wahr, das ville Jahr.
Johannes process wird geführet,
Güet ding braucht Zeit, mit mehrer Freid
Jetzt billich triumphieret.

10. Bild. Anbetung des Heiligen durch geistige und weltliche Fürsten.

EXaLtat DICtVs rVtILantIa syDera DIVVs
(exaltat dictus rutilantia sidera divus)

ſonst höbn die stern, den gresten hern
im Himel hoch daroben,
Jetzt thuet erhöbn, die stern der öbn (?)
Gott Ebigclich zuloben.

11. Bild. Andächtige finden Trost und Hilfe.

DepLVIt atqVe sVIs CVLtorIbVs oMnIa faVsta
(depluit atque suis cultoribus omnia fausta)

Wer ſanct Johanu, recht ruefet an,
dem wird gwiß gholfen werden,
der ist der Man, so helfen kan,
In aller noth auf Erden.

12. Bild. Unglücksfälle an seinem Grabe.

EXosoqVe Deo CVrrent Infata VICIssIM
(exosoque deo current infata vicissum)

Wer ihm veracht, der Gott verlacht,
Wird Ihm auch nichts wohl glingen,
dem wird das glickh, pur lauter dickh,
und alles unheill bringen.

Das Vorkommen dieser Legende ist umso merkwürdiger, als sich in der Kirche sonst keine weiteren Hinweise auf den Heiligen finden. Sonst sieht man in Tirol, wenn auch selten, Nepomuk-Statuen, aber immer nur an Brücken (in Bad Mehrn bei Brixlegg über der Heilquelle)*). Es liegt daher nahe, hier an eine Uebertragung zu denken. Wann und woher diese geschehen sei, ist mir nicht bekannt. Zeit und Ort der Abfassung werden nicht genannt. Wenn man jedoch, wie dies consequent wäre, in Strophe IV: Cae L este

*) Doch findet man ihn auch als Patron gegen Wasserschäden in Kirchen und auch Bauernhäuser gemalt, zum Beispiel in Voldöpp bei Rattenberg.

statt Caelaste und Strophe V: sILVIt statt sILVit liest, so ergibt sich durch Zusammenzählung der Zahlzeichen der einzelnen lateinischen Zeilen zwölfmal die Zahl 1734, die somit als Abfassungsjahr der Inschrift gelten kann. Doch lassen die innigen Beziehungen des Textes und der Schrift auf dieselbe Zeit der Entstehung schliessen. Die Tracht der Personen auf den Bildern und die Sprache der deutschen Verse stimmen damit überein. Einige Wortformen und Wendungen (gstudiert, dichtig, gstirzet, verkhirzet, Möß gelößen, löben, göben, wies halt sein ßolt etc.) lassen einen Verfasser vermuthen, der dem Volke näher steht, doch ist er selbst ein gebildeter Mann. Der Rhythmus wird streng durchgeführt, der Reim ist immer rein, was sonst dem volksmässigen Gesang durchaus nicht eigen ist. Dass die lateinischen Verse gelegentlich etwas holperig sind, erklärt sich leicht aus der grossen Schwierigkeit, den Inhalt der betreffenden Bilder zu erklären und zugleich die Worte so zu wählen, dass die darin vorkommenden Zahlzeichen 1734 ergeben. Daraus erklärt sich auch der sonst auffallende Umstand, dass keinerlei Namen in der lateinischen Inschrift vorkommen; Johannes hätte nur ein Zeichen (I), Nepomuk gar keines abgegeben. Das oft vorkommende „iste“ weist auf das nebenstehende Bild wie auf eine Illustration hin. Der Ausdruck ist fast überall klar und leicht verständlich. Nur Strophe X ist in der laleinischen und deutschen Fassung etwas unklar (du öben?). Der deutsche Text schliesst sich genau an den lateinischen Hexameter an; sogar das „ecce“ in der ersten Strophe scheint durch „den Ihr secht an“ wiedergegeben.

So ist gerade diese Art der Darbietung für eine Dorfkirche sehr geeignet; für den „Gebildeten“ findet sich die lateinische Inschrift mit der Datumsangabe, der andächtige Bauer hat die Verse vorliegen und der Arme, der nicht lesen kann, findet Aufklärung durch die Bilder.

Der deutsche und lateinische Text und die Bilder gehören so unmittelbar zusammen, dass der Gedanke zurückgewiesen werden muss, als seien die Theile unabhängig voneinander entstanden. Wenn auch der ganze Styl der deutschen Verse auf eine weit frühere Zeit zurückzuweisen scheint, so können sie doch unmöglich vor der Abfassung der lateinischen Hexameter angesetzt werden, da sie sich, wie schon erwähnt, ganz enge an diese anschliessen. Diese Hexameter sind aber gewissermassen unter dem Zwange der Zahlzeichen entstanden. Wenn also etwas älter sein kann, so sind es nur die Bilder; dagegen spricht jedoch die Tracht der Personen und die Art der Darstellung.

Zur Ergänzung sei noch der Umstand erwähnt, der vielleicht dienlich sein könnte, dass ich Deckengemälde in ähnlicher Malweise und mit in ähnlicher Sprache abgefassten Umschriften in der Todtencapelle zu Voldöpp angetroffen habe.

Miscellen.

Mitgetheilt von Dr. Otto Jauker, Laibach.

Hausinschrift in Scheffau.

(Die erste Zeile ist mir nicht mehr ganz genau in Erinnerung.)

(Es ist fürwahr recht gut bestellt,)
Dass der Teufel nimmt kein Geld,
Sonst müsst' mancher arme G'sell'
Für den Reichen in die Höll'.

Hausinschrift aus Hagau (bei Münster):

Verachte nicht mich und das Meinige,
Sondern betracht' zuvor das Deinige,
Findest ohne Fehler dich,
Dann komme und verachte mich.

Aberglauben.

Die Taufhemden (Chrisamhemden) werden nach der Taufe auf den Acker geworfen als Mittel gegen Hagelschlag. (Alpach.)

Marterl am Rainthalersee für den 1878 verunglückten P. P. Birtel.

O Jüngling! stehe still alda an diesen Ort,
Beth mir einen Vaterunser, dann setze Deine Reise fort.
Auch du hast keinen Brief, wan es mit dir ist aus,
Vielleicht kommst Du Heute noch zu mir ins Todtenhaus.
Trau' deiner Gesundheit nicht, noch deinen jungen Jahren:
Der Tod hat List und Tück', das hab' ich, o Freund, erfahren.

Grabstein für den 1900 im Inn ertrunkenen Ludwig Tusch auf dem Friedhof zu Brixlegg.

Wanderer, stehe still anhier
Auf diesem Trauerort,
Ein Vaterunser bete mir,
Erst dann magst reisen fort.

Auch Du besitzest keinen Brief,
Wann Deine Zeit ist aus,
Vielleicht kommst Du noch heut' zu mir
Hinein ins Todtenhaus.

Während das Marterl in einer alterthümlichen, den Alexandriner frei nachahmenden Form abgefasst ist, finden wir auf dem Grabsteine in dem nahe gelegenen Brixlegg offenbar eine (gelegentlich recht gelungene) Modernisirung.

Ansingllied der „Gellerer" an der Ober-Eger.*)

Mitgetheilt von Franz Wilhelm, Pilsen.

Bei meinen Forschungen nach alten Steinkreuzen wurde mir auf die Frage, warum dieses oder jenes Kreuz dastünde, wiederholt — namentlich in der Elbogen-Karlsbader Gegend — die Antwort zutheil, hier wäre ein *Gellerer* erschlagen (und zumeist auch begraben) worden, worüber ich schon im Allgemeinen in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde" V., pag. 207, berichtete. In einer Anmerkungsnotiz habe ich angeführt, dass die „Gellerer" mit den auch heutigen Tages noch in unserer Gegend zu treffenden Neujahrs-(Weihnachts-)Sängern identisch sind, und weiter in einem Artikel der Zeitschrift „Unser Egerland" (III., 40) mich über Herkunft, Alter und Bedeutung der Bezeichnung und des Brauches näher ausgesprochen.

Im Weiteren war es dann unter Anderem auch mein Bestreben, des Textes eines solchen Ansingliedes der Gellerer habhaft zu werden, die, wie bemerkt, heute noch, wenn auch nicht mehr so häufig, wie ehedem, und zwar am ersten Weihnachtsfeiertage von Haus zu Haus ziehen und ihren „gellenden" Gesang gegen irgend eine Gabe ertönen lassen.

Ich legte Werth darauf, den Wortlaut von einem möglichst alten Vertreter der Gellerer-Gilde zu erfahren, was mir auch bald gelang. Durch die Vermittlung des Herrn Baumeisters W. Haberer in Neusattl (bei Elbogen) lernte ich einen Original-Gellerersänger kennen (den nunmehr 68jährigen *Franz Carl Kolb* in Neusattl), der mir nicht nur über den Brauch selbst, wie er vor fünfzig bis sechzig Jahren geübt wurde, gute Auskunft geben konnte, sondern mir auch den Text des „zu seiner Zeit", wie auch heute noch verwendeten Ansingliedes aus dem Gedächtnisse vorsang.

Die *Melodie* besteht in einem einfachen Recitativ, das in den ungeradzahligen Versen zwischen der Prim und Quart wechselt und in den folgenden geradzahligen Versen von der Quart allmählig zur Prim absteigt. Der *Text* selbst aber, für den ich weder eine gedruckte, noch eine geschriebene Quelle auffinden konnte, ist ein Gemisch aus vielfach verderbtem Schriftdeutsch und ebensolchem Egerländisch. Hier der Wortlaut:

Wir kommen daher ganz Abends spat,
Wir wünschen Euch gut' Feiertag,
Gut Feiertag, die heilige Zeit,
Die uns Gott Vater die Gnad' verleiht.

Was ha'm mir[1]) in unser'n Sinnen?
Den *Hauswirth* anzusingen!

Noch einmal woll'n wir nicht lauån,[2])
Den *Hauswirth* woll'n wir singen ån:
[: Sobald er morgens Früh aufsteht, :]
Sobald er in die Stuban geht,
[: Er tritt die Stub' von hint'n an, :]
Ein weiss' Paar Strümpf', die zieht er an,
Ein weiss' Paar Strümpf', ein schwarz' Paar Schuh',
Er tritt damit auf d' Arbeit zu.
[: Er tritt damit ins Haus[3]) hinaus, :]
Er wecket seinen Buben auf.
[: Ei Bu, steh' auf, gi'n Öchslan für,[4])
Derweil richt' in den Pflug herfür. :]
Er spannt der Rösslein viere ein
Und fährt damit auf'n hohen Rain,
Er sat den Woiz[5]) im weissen Kern,
Den haben Burger und Bauern gern,
Ei Burger und Bauern net alloa,[6])
Dazu die gånze Christengmoa.[7])

*) Vergl. dazu auch „Egerländer Ansinglieder" in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde", VIII. 189.

[1]) Haben wir. — [2]) lassen. — [3]) Vorhaus. — [4]) Gib dem Öchslein für (Futter). — [5]) Weizen. — [6]) allein. — [7]) Christengemeinde.

Was ha'm mir in unser'n Sinnen?
Die *Hausfrau* anzusingen!

Noch einmal woll'n wir nicht lauån,
Die *Hausfrau* wollen wir singen an:
[:Sobald sie morgen Früh aufsteht:] u. s. w.
— — — — — — — — — —

Sie tritt damit auf d' Arbeit zu,
Sie macht den Kas, sie rührt die Butter,
Man hält sie ja für eine gute Hausmutter.

Noch einmal wollen wir nicht lauån,
Den *Seffn*[1]) woll'n wir singen ån:
Er håt a påår Äugla, die san sua kloa,[2])
Er håt a Moidl, des is scho wåhr,
Der Name ist uns wohl bekannt,
Mit Namen wird sie N. genannt.

Was ha'm wir in unser'n Sinnen?
Das *Kindlein* anzusingen!
Das *Kindlein* in der Wiegen,
Der liebe Gott soll's b'hüten,
Er soll's behüt'n, er soll's bewåhr'n,
Soll ihm nichts Leides widerfåhr'n.

Am Hurn,[3]) da ist ein hoch's Wirthshaus,
Do genga Gellerer ei und aus,
Wir woll'n net Åll's in Bier vasauf'n,
Wir woll'n an[4]) saua'n Brånntawei kauf'n.

Håb't Dank, håb't Dank für Eure Gab'n,
Die wir von Euch empfangen hab'n.
Wenn mir afs Gaua[5]) wiedrum singa,
Da' mir[6]) Euch wieder in Freud'n finna.[7])

Der Schafhirt der Bukowinaer Karpathen.

Von A. v. Kochanowska, Czernowitz.

Das Hirtenvolk der Karpathenberge erscheint vielfach näherer Betrachtung werth. Auf den höchsten einsamen freien Plätzen der Berggipfel haben sie ihre kleinen Niederlassungen. Von Weitem schon verräth sie unseren Augen ein rothbrauner Fleck Erde, der von zerstampftem Boden, von dürrem Dünger herrührt — und unseren Ohren das laute Gekläff der Schäferhunde. Mitten auf dem meist grossen freien Platze steht die kleine Hütte (Koliba), die primitive Wohnung des Hirten, die nicht einmal diesen Namen verdient, da sie nur ein offener, auf Holzbalken und Stangen leicht gefügter Raum ist. Daran grenzt die aus Tannenreisig und Holz gearbeitete niedere Umfriedung für die Schafheerde. (Das Ganze rumänisch benannt „stîna".) Schmale Fusspfade, nicht viel breiter als die Wege des Wildes, führen aus den Niederungen herauf, und wer sie nicht genau kennt, kann sie leicht verfehlen, denn sie führen durch die unwegsamen Urwälder, über gestürzte Baumstämme, durch kleine Wildbäche hindurch. Unterzündete hohle breite Baumstämme, schwarzgebrannte Stellen am Waldboden, die uns hie und da begegnen, verrathen uns die nahe Anwesenheit der Hirten.

Sie sind sehr gastfreundlich und entgegenkommend; willig erzählen sie von der Zubereitung der Käse, bieten in irdenen Schüsseln und Holzlöffeln die fade süsse Molke zum Trinken an und die jungen frischen Käse in grossen Stücken, zum Essen auffordernd. Sie sind unbefangen heiter und ihre Reden mit Witzen gewürzt, aber wer ihre Sprache versteht, mag sie nicht übersetzen, sie ist voll Derbheit und Freiheit, ungebunden wie ihre Lieder.

Der Hirte, dieser mit der Natur so eng verwachsene Mensch, bietet in seiner Persönlichkeit ein seltsames und hübsches Bild. Braun ist er von der Sonne gebrannt, sein Haar hängt, fettgetränkt, lang und glänzend in Locken herab, sein Hemd, das für den ganzen Sommer hinreicht, ist ebenfalls mit Fett getränkt, was gegen die Witterung und Ungeziefer schützen soll, und hat einen glänzend dunkelbraunen Ton; an den Füssen trägt er Sandalen (Opanken) und unterscheidet sich somit nur durch die dunklere Schmutzfarbe von der Kleidung der Bauern im Dorfe. Ausserdem trägt er den schweren Schafpelz auch im Sommer mit der Wolle nach aussen, was ihm ein wildes und mörderisches Aussehen verleiht. Am breiten Ledergürtel hat er reiche Gehänge von Taschenmessern, Geld- und Tabaksbeutel, an Messing- oder Stahlketten herabhängend. Sein rundes braunes Gesicht ist immer heiter und sorglos, seine elastische Gestalt muskelkräftig und

[1]) Josef (oder ein anderer Name). — [2]) klar. — [3]) Horn, ein bekanntes Wirthshaus an der alten Reichsstrasse Prag—Eger, zwischen Carlsbad und Elbogen gelegen. — [4]) einen. — [5]) Wenn wir aufs (übers) Jahr. — [6]) dass wir. — [7]) finden.



wohlgenährt, da er die ganze Zeit über im Gebirge oben von den selbstbereiteten Käsen, Milch und Maiskuchen (mamaliga) lebt.

So sieht man die pittoreske Gestalt des Hirten im Frühling hinauf, im Spätherbst herab die Strasse ziehen, der grossen sich aneinanderdrängenden Heerde der Schafe voran, langgezogene Volksweisen auf der kurzen Hirtenpfeife blasend, zwei wilde zottige Schäferhunde neben sich herführend, weit hinter sich eine grosse Staubwolke zurücklassend.

Manchmal erkrankt ein Lamm am Wege oder wird verletzt, so dass es nicht weiter kann; dann wird es sorglich auf den Rücken gehoben, über das Genick gelegt und so, an den vier Füssen festgehalten, weitergetragen. Die Hunde halten, achtsam umherlaufend, die ängstlichen, den Kopf tief gesenkt tragenden Schafe dicht zusammen.

Vom Mai bis November bleiben sie im Gebirge oben. Meist an steilen Bergabhängen, von Wald umgeben, ist der freie Platz von geflochtenem Reisig umfriedet, in dessen Abgrenzung noch eine engere Umfriedung steht, welche zum Eintreiben der Schafe benützt wird, die Früh und Abends gemolken werden. Angelehnt an den Reisigzaun steht die aus dünnen Fichtenstämmen zusammengefügte Hütte, die an einer Seite ganz offen ist; dünne Bretter bilden die Rückwand und die niederen Seitenwände, ebenso bilden sie, schief auf die Querbalken gelegt, das Dach, welches ausserdem noch mit Baumrinde bedeckt ist, welche schwere Steine gegen Sturm niederhalten. Alles ist von Rauch dunkel gebräunt, denn kein Schornstein führt denselben fort; in der Mitte der kleinen offenen Hütte liegen auf dem Erdboden einige Steine, die den Herd fürs Feuer bilden, über dem der Kessel befestigt wird, in dem das einfache Mahl, das ist ihre „mamaliga", gekocht wird, die zu Käse und Milch ihre einzige Nahrung hier oben bildet. Eine niedere Bank, ein abgeschnittener Holzblock sind die ganze Einrichtung — ein wenig Reisig, ihr Pelz, ihre Mantel bilden ihre Lagerstätte. Seitwärts hängt der kleine Kessel, die Rindsblasen mit Käse gefüllt, ein paar kleine Holzfässer stehen umher und Schüsseln und Löffeln aus Holz geschnitten, die zu ihren Mahlzeiten genügen.

Das Melken der Schafe ist eine mühselige Arbeit. Früh, Mittags und Abends werden sie alle in die engere Umfriedung eingetrieben, an dem schmalen Ausgang steht ein Hirte, der das herauskommende Schaf zwischen den Füssen festhält, an der Wolle packt und dem zweiten Hirten übergibt, welcher es melken soll. Dieser melkt die Milch in einen kleinen Kessel oder Holzkübel, und dem ungewohnten Auge geben die störrigen Thiere, die Hirten mit ihren lang herabhängenden Haaren ein drolliges Bild.

Es werden zwei Arten von Käse bereitet, von der gekochten und rohen Milch, in letztere wird ein Stück sogenannte „rinetza" (ein Stückchen Kalbsmagen) hineingeworfen, damit sie schnell gerinnt.

Im frischen Zustand ist der eine Käse weich und bröselig, hat einen süssen, feinen Geschmack und heisst bei ihnen „kasz" (aus roher Milch). Später wird er eingesalzen und in Fässer gelegt, wo er sehr lange aufbewahrt werden kann und im Handel unter dem Namen „brinetza" bekannt ist. Er ist gleich dem allbekannten ungarischen sogenannten Primsenkäse.

Der zweite aus gekochter Milch hergestellte wird in Form von kleinen Brotlaiben gebracht, ist zähe, mit vielen Luftlöchern, auch von einem süsslichen Geschmack. Er wird in dieser Form auch in den Handel gebracht, kann aber auch wie der erstere eingesalzen aufbewahrt werden.

Im späten Herbste erst treiben die Hirten ihre Schafheerden vom Gebirge herunter und vertauschen ihr poetisches Hirtenleben mit dem Alltag der anderen Bauern. In vielen ihrer Lieder klingt die Sehnsucht, die Erinnerung an dies ungebundene, freie Traumleben im Gebirge nach — ob sie die Schönheit und Grösse der Natur fühlen?

In den Sommernächten blasen die Hirten auf der Schalmei ihre langgedehnten, süss-wehmüthigen Weisen, die in das fernste Thal herabklingen. Ein mit dem Blasen der Schalmei nicht Vertrauter, sei es auch ein kräftiger Mann, vermag kaum einen Ton auf dem seltsamen Instrument hervorzubringen. Es ist ein etwa drei Meter langes Rohr, in das hineingeblasen wird, welches aus Holz gefügt, mit dünner Rinde umwunden ist und oben etwa fünf, an der unteren Oeffnung fünfzehn Centimeter misst und erst stark am Ende sich verbreitert.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Kirmesfest des Neutitscheiner Lesevereines II. Die Veranstaltungen alterthümlicher Volksschauspiele, wie solche in neuerer Zeit dank den volkskundlichen Bestrebungen massgebender Vereine allerorts ins Werk gesetzt werden, haben auch im Kuhländchen Anklang gefunden. Beweisdessen, dass bereits im Vorjahre in der Gemeinde Kunewald unter der Leitung des Oberlehrers und pädagogischen Schriftstellers *Emil Hausotter* von dem Mädchen-Singverein ein Wiesenfest, bei welchem eine Reihe von alterthümlichen Tänzen in alter Volkstracht zur Aufführung kamen, abgehalten wurde.

Neuerdings veranstaltete der Neutitscheiner Leseverein II, anlässlich der allgemeinen Kirchweihfeier, in den Sälen der Kessler'schen Bierhalle die Copie eines echt volksthümlichen, heimatlichen Festes. Die eigentliche Feststimmung begann mit dem Einzuge eines Hochzeitszuges nach echt Kuhländler Zuschnitte. Ebenso naturwahr wie dieser Aufzug waren die alten heimatlichen Tänze — „Der Hoserecker", „36 Hühner o͡an ka Ha͡on" und andere — und die von einer ländlichen Capelle hiezu besorgte Originalmusik.

Während abseits des allgemeinen Freudentrubels ein Verkaufsladen allerlei Süssigkeiten und Lebzeltherzen den Gästen darbot, bot ein anderer Zeltbesitzer seine vorzüglichen, ländlichen Kirmesskuchen den stimmungsfreudigen Theilnehmern zum Kaufe an.

Selbst eine kleine inscenirte Rauferei trübte die Festesstimmung nicht, an deren Schlichtung sogar der Obmann des Vereines gewaltsam gehindert wurde.

Da auch in pecuniärer Hinsicht das Fest als gelungen bezeichnet werden konnte, darf man wohl hoffen, dass weitere dergleichen Veranstaltungen folgen werden. *H—r.*

Bund der Deutschen Nordmährens. Dieser vor einigen Jahren gegründete Verein zählt bereits über 300 Bundesgruppen mit circa 10 Bezirksverbänden (Bezirksverband „Kuhländchen"). Unter der Reihe seiner gewaltigen Arbeitstheilung ist unter dem Capitel „Allgemeine nationale Angelegenheiten" in Bezug auf Erforschung der Volkssitten und Gebräuche, Einfluss auf Erhaltung der deutschen Volkstrachten und Mundarten, Volkstänze und andere Bestandtheile des Volkslebens, Pflege des deutschen Volksgesanges etc. besondere Rücksicht genommen.

Als einschlägige Broschüre erscheint der alljährlich zur Veröffentlichung gelangende „Deutsche Volks-Kalender" mit interessanten, volkskundlichen Beiträgen. *H.*

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

21. Eine Bemerkung zur neueren Literatur über die Huzulen. Anlässlich der im Heft 5 des VIII. Jahrganges der Zeitschrift für österreichische Volkskunde enthaltenen Besprechung von *Prof. V. Šuchevyč'* „Hucul̆ščyna" durch Herrn *Dr. J. Franko.*

Es ist bekannt, dass ich schon im Jahre 1886 eingehende Forschungen über die Huzulen begann und dieselben später mit Unterstützung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien zum Abschluss brachte. Die auf Grundlage dieser Studien hergestellten Arbeiten wurden zum grössten Theile von der Anthropologischen Gesellschaft veröffentlicht; andere erschienen in verschiedenen Zeitschriften. Dass diese Arbeiten von allen früher erschienenen allein beachtenswerth seien, bemerkt auch *Šuchevyč;* aber zugleich behauptet er, dass ich mich nur mit den *Bukowinaer* Huzulen beschäftigt habe. Diese Behauptung ist umso merkwürdiger, als Herr Prof. Šuchevyč thatsächlich meine Schriften nicht nur dem Titel nach kennt, weil er zum Beispiel auch mehrere Abbildungen meinen Studien entnahm. Nunmehr behauptet aber auch Herr *Dr. Franko,* der übrigens auch meinen Arbeiten sonst wohlwollende Anerkennung zollt, dass ich nur „über die *bukowinaischen* Huzulen"



geschrieben hätte, und da *Prof.* *Šuchevyč* sich nur mit jenen in Galizien beschäftigt hat, beklagt *Dr. Franko*, dass die *ungarischen* Huzulen bisher eine terra incognita seien. Demgegenüber muss ich *zur Wahrung des Umfanges der ethnographischen Forschungen, welche die Anthropologische Gesellschaft ermöglicht hat,* mit Nachdruck darauf hinweisen, dass ich schon für meine Arbeiten „Die Huzulen" (1893) und „Haus und Hof bei den Huzulen" (1896) nicht nur die *Bukowinaer,* sondern auch einen bedeutenden Theil der *galizischen* Huzulen (am schwarzen und weissen Czermosz) eingehend studirt habe, was sich aus den citirten Arbeiten klar ergibt. Für meine Arbeit „Bei den Huzulen im Pruththal" habe ich diesen Theil des galizischen Huzulengebietes bereist; endlich habe ich die westlichsten Huzulen und ihren Uebergang zu den Bojken, sowie auch einen bedeutenden Theil der benachbarten *oberungarischen* Huzulen in meinen „Ethnographischen Streifzügen durch die Ostkarpathen" geschildert. Ich habe also, zumeist mit Hilfe der Anthropologischen Gesellschaft, so ziemlich das *ganze* Huzulengebiet durchstreifend, indem ich zugleich deren Nachbarn studirte, eine genauere Abgrenzung derselben versucht. Im Uebrigen verweise ich auf meine Arbeiten. Meine Bemerkungen sollen aber durchaus nicht den hohen Werth des neuen Werkes von *Prof. Šuchevyč* verkleinern; ich bemerke vielmehr auch an dieser Stelle, wie in meiner Anzeige der „Huculščyna", wie sehr es mich freut, dass ein Theil des von mir mit vielen Mühen und Beschwerden bearbeiteten Gebietes von einem so tüchtigen und eifrigen Forscher eingehender durchforscht wird, und zwar von einem Rutenen, dem überdies die reichen Sammlungen in Lemberg und die Hilfsmittel einer der grössten wissenschaftlichen Gesellchaften Galiziens zur Verfügung stehen. Ich anerkenne gerne, dass Herr Prof. Šuchevyč gegenwärtig der beste Kenner der *galizischen* Huzulen ist. Hoffentlich wird ihm seine eingehende Beschäftigung mit den Huzulen nicht von seinen polnischen Landsleuten so verübelt werden, wie es mir von Seite der Rumänen der Bukowina geschehen ist. *Dr. R. F. Kaindl.*

22. Dr. R. F. Kaindl: *Das Ansiedlungswesen in der Bukowina seit der Besitzergreifung durch Oesterreich.* (Innsbruck 1902.)

Es ist ein erfreuliches Zeichen reger Antheilnahme und schönen Fleisses, dass in neuerer Zeit so zahlreiche siedlungskundliche Arbeiten erschienen sind. Die Arbeiten von Jansen über die Cimbrische Halbinsel, von Käsemacher über Thüringen, von Friedrich über das Wildenburger Bergland, von Magnus über Norwegen, von Cossu über Sardinien, von Smiljanić über Südserbien und nicht in letzter Linie die in dieser Zeitschrift bereits besprochene, verdienstliche Arbeit von A. Grund geben uns eine Vorstellung, dass die Siedlungskunde als Wissenschaft, so jung sie ist, schon eine Reihe tüchtiger Vertreter hat. Wenn auch im Allgemeinen (zum Beispiel bei Ratzel) schon gewisse Grundgesetze der Siedlung angegeben sind, so wird es doch erst Sache der Detailforschung sein, diese Gesetze zu prüfen und näher zu formuliren und neue hinzuzufügen. Von den verschiedensten Seiten, von orographischen, geologischen, wirthschaftlichen und historischen Gesichtspunkten aus lässt sich eine solche Arbeit auffassen.

Vor uns liegt eine ziemlich umfangreiche Schrift (537 S.) von Dr. R. F. Kaindl: „Das Ansiedlungswesen in der Bukowina seit der Besitzergreifung durch Oesterreich." Sie bildet den VIII. Bd. der Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Oesterreichs und seiner Kronländer und hat die Schilderung der mannigfachen Zu- und Auswanderungen zum Gegenstande. Das Buch beginnt mit einem ersten, allgemeinen Theile, der die Entwicklung des Ansiedlungswesens in den verschiedenen geschichtlichen Epochen in grossen Zügen behandelt. (Es könnte dabei die Frage aufgeworfen werden, ob es nicht vortheilhafter gewesen wäre, statt dieser ausgedehnten Einleitung — denn das ist sie — am Schlusse eine Reihe von zusammenfassenden Sätzen anzufügen, die die Uebersichtlichkeit und Lesbarkeit des Buches sehr erhöhen würden.) Einige besonders interessante Punkte seien aus diesem allgemeinen Theile herausgehoben. Vor Allem ist dies der auffallende Zuwachs der Bevölkerung: während 1774 bei der Besetzung des Landes die Bevölkerung auf 60.000 Einwohner geschätzt wurde (relativ 6), war sie schon 1890 auf 646.591 Menschen angewachsen. Dabei muss es uns auffallen, dass an dieser,

wie auch an allen folgenden Stellen auf die Zählung von 1890 Bezug genommen wurde, was bei einem Buche, das 1902 erscheint, kaum zu rechtfertigen ist. (1902: 729.921 Einwohner; relativ 69.) Diese rasche Zunahme erklärt sich nebst der Vermehrung der einheimischen Bevölkerung aus der starken Zuwanderung, namentlich in der ersten Zeit; in den Jahren 1774—79 sollen allein 586.650 Menschen (!) eingewandert sein. Wir erfahren dann von dem Wechsel zwischen Zu- und Auswanderung und von den verschiedenen Strömungen in den leitenden Kreisen, die der Zuwanderung bald günstig, bald hinderlich waren. Vertreter der verschiedensten Nationalitäten finden sich da ein; von ihnen handelt der zweite, systematische Theil.

Der zweite Abschnitt spricht von der Einwanderung der Rumänen und Rutenen, der Armenier, Juden und Zigeuner; der dritte Abschnitt von den Lippowanern; der vierte Abschnitt von den Ungarn; der fünfte von den Slowaken; der sechste von den Deutschen. Obwohl wir ganz genau unterrichtet werden über die amtlichen Verhandlungen und Ansiedlungsbedingungen, über die zuwandernden Familien und ihre Verhältnisse, gewinnen wir doch kein ganz klares Bild von den Gebieten vorwiegender Ansiedlungen, von der Vertheilung von Grund und Boden, von Wald und Rodungen. Die Ursache liegt hier, wie in so vielen historisch-geographischen Arbeiten, im Mangel einer Karte. Eine solche wäre hier besonders vortheilhaft gewesen, da nicht jeder in der Lage ist, eine genaue Specialkarte neben sich zu legen, wie dies an vielen Stellen des Buches nöthig wäre. Wir bekommen also weniger ein Bild des Siedlungszustandes in den verschiedenen Epochen, als eine Schilderung des geschichtlichen Vorganges der Zu- und Auswanderung.

Ein Vortheil liegt jedenfalls darin, dass die Beschreibung der Siedlungsverhältnisse auf die österreichische Herrschaft beschränkt ist, von der uns zahlreiches Actenmaterial berichtet. Die Hilfsliteratur ist allerdings gering, doch kann sich Kaindl unter Anderem auf die durch vierzig Jahre betriebenen Arbeiten Wickenhauser's stützen. Das Buch ist uns aus dem Grunde besonders werthvoll, da uns die Literatur über dieses entlegene Land oft nur schwer, oft gar nicht zugänglich ist. Ein genauer Index wird oft schmerzlich vermisst.

Laibach. *Dr. Otto Jauker.*

23. Gertrud Züricher, ***Kinderlied und Kinderspiel im Canton Bern.*** Zürich, Verlag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 1902. 168 S.

Die Schweiz hat der Volkskunde schon manche werthvolle Gabe gebracht, denn wo die Liebe zur Heimat tief wurzelt, da hat man auch Interesse für das Volk und sein Denken und Fühlen. Zur Sammlung der reichen volkskundlichen Schätze besteht schon mehrere Jahre die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde (Société Suisse de Traditions Populaires), deren Organ „Schweizerisches Archiv für Volkskunde“ mit Jänner 1902 in den VI. Jahrgang eintrat. Dieselbe Gesellschaft gibt auch Einzelwerke heraus, deren Inhalt den Rahmen ihrer Zeitschrift überschreiten würde. Ein solches Werk, eine werthvolle Sammlung von Kinderliedern und Kinderspielen, liefert uns heuer Gertrud Züricher, Lehrerin in Bern. Sie wandte sich an die erste und beste Quelle, an ihre Schülerinnen. Durch diese, sowie durch Lehrer und Lehrerinnen und einzelne Privatpersonen unterstützt, brachte sie in der verhältnissmässig kurzen Zeit von fünf Monaten 924 Kinderlieder und 141 Kinderspiele zusammen. Der Nachtrag von 31 Nummern beweist nicht etwa Flüchtigkeit der Arbeit, sondern nur, dass derartige Sammlungen nie zu einer Vollständigkeit zu bringen sind. Die Verfasserin ist der Ansicht, dass in zehn oder zwanzig Jahren infolge der Hochflut moderner Kinderbücher Vieles, was jetzt nicht gesammelt wird, für immer verloren sein werde. Ich möchte den Einfluss der Kinderbücher nicht so hoch anschlagen. Das Kinderlied und Kinderspiel gedeiht am besten auf der Gasse und den Spielplätzen des Volkes, wohin jene Kunsterzeugnisse nicht dringen. Der Veränderung ist das Kinderlied freilich unterworfen, gänzlich unverständlich Gewordenes verschwindet und Neues erscheint. A. Brenner klagt bereits im Jahre 1857 in der Einleitung zu seinen Baslerischen Kinder- und Volksreimen (S. V) schier elegisch über „das Welken des einst üppigen Blüthenwaldes“, und im Jahre 1902 sammelt die Verfasserin in fünf Monaten fast 1000 Kinderlieder.

Was die Mundart anbelangt, so ist zu beobachten, dass die alemannische Mundart — die Verfasserin bezeichnet sie als berndeutsch — dem Hochdeutschen gegenüber eine viel selbstständigere Rolle spielt als das Bajuvarische, dass aber das Hochdeutsche, wohl durch den Fremdenverkehr und die Schule gefördert, sich langsam einbürgert. Auch das Französische macht sich geltend. Nach Angabe der Verfasserin werden die französischen Reigenlieder (936 bis 940) von deutschen Kindern gesungen. Es wäre interessant, zu wissen, ob sie dieselben auch verstehen und daher bereits Doppelsprachigkeit eingetreten ist.

Eine grosse Schwierigkeit bietet die Eintheilung der Kinderlieder. Die Herausgeberin unterscheidet: Wiegenlieder (Nr. 1 bis 33), Kindergebete, Besegnungen (Nr. 34 bis 69), Scherzliedchen (Nr. 70 bis 119), Fingerspiele (Nr. 120 bis 150), Kniereiterliedchen (Nr. 151 bis 218), Marsch- und Tanzliedchen (Nr. 219 bis 248), Regen- und Schneeliedchen (Nr. 249 bis 263), Glockensprache (Nr. 264 bis 277), Neujahrs- und Fastnachtbettellieder (Nr. 278 bis 293), aus der Schule (Nr. 294 bis 311), Thierverschen (Nr. 312 bis 360), Ueber Nahrung und Kleidung (Nr. 361 bis 401), Gespräche, Neckmärchen, verkehrte Welt, Kinderpredigten (Nr 402 bis 448), Kettenreime, Erzählungen (Nr. 449 bis 473), Anzählreime (Nr. 474 bis 572), Spottverse und Gassenrufe, Parodien (Nr. 573 bis 752), Geheimsprachen, Verlegung der Betonung, Schnellsprechen (Nr. 753 bis 796), Verschen und Lieder der Erwachsenen im Kindermund (Nr. 797 bis 924), Spiele (Nr. 925 bis 1065).

Die Eintheilung ist ähnlich wie bei Rochholz und Böhme. Aber trotz der vielen Unterabtheilungen fiel es der Verfasserin oft schwer, ein Liedchen richtig unterzubringen. So ist zum Beispiel Nr. 68 keine Besegnung, sondern ein Scherzreim. „Unser Vatter, der Du bist“ löst eben bloss einen zweiten Vers aus: „Lue Mueter, wi der Köbel frisst.“ Die Nummern 125 bis 128 können am besten als Auszähllieder angesehen werden. Die Zahl der Nägel, die der Schmied braucht, um das Rösslein zu beschlagen, dienen dem Kinde zum Auszählen. Im czechischen Auszählliede fragt das Kind den Schmied, wie viel Nägel er brauche, um ein Rad zu „schmieden“. So könnte man noch viele Liedchen aus einer Unterabtheilung ausscheiden und in eine andere einreihen.

Zahlreich und interessant sind die vorgeführten Spottverse auf einzelne Städte und Gewerbsleute. Man sieht, es herrscht auch in der lieben Schweiz viel freundnachbarliche Neckerei. Interessant sind auch die gesammelten Parodien (Nr. 742 bis 752), die sonst meistens in derartigen Sammlungen übergangen werden.

Es folgt auf einen Vers ernsten Inhaltes ein Spottvers, und dieser ist meist mundartlich, was die Wirkung erhöht.

So lautet Nr. 746:

Freut euch des Lebens,
Ds Schuelhus ist verbrönnt;
Freut euch vergebens,
Sie boue wieder es nöüs.

Von den Verschen und Liedern der Erwachsenen im Kindermunde könnte hie und da eines wegbleiben, denn nicht Alles, was die Kinder zufällig hören und dann auch singen, ist ihr geistiges Eigenthum und gehört deswegen schon ihrer Welt an.

Bastlöseverschen hat die Verfasserin im Canton Bern nicht gefunden. Auch in Tirol hörte ich kein solches, während anderswo das Klopfen auf die Rinde leicht Reime auslöst.

Einen ziemlich breiten Raum nehmen die Spiele ein (Nr. 925 bis 1065). Die Ringelreihen werden nicht mit Unrecht den Spielen zugewiesen, da die Liedchen nur als Beigabe anzusehen sind. Unter den Werbespielen ist eines der verbreitetsten der Mann aus Ninive oder Linnerfee (Bolte, Zeitschrift für Volkskunde, IV., S. 181 ff). Im Canton Bern tritt eine Nonne aus Ninive auf und wirbt dann natürlich ein Mädchen für das Kloster.

Die Verfasserin beschreibt auch die gewöhnlichen Spiele der Jugend, zum Beispiel Schwarze Ma, Versteckliś, Wolf gseh u. s. w., und weiss sie anschaulich zur Darstellung zu bringen.

Ein nothwendig gewordener Nachtrag zählt 31 Nummern. Angeschlossen sind 38 Melodien, wozu wieder vier Nachträge kommen.

Mit Anmerkungen und Erklärungen ist die Verfasserin sparsam, was zu bedauern ist, da besonders der Nichtschweizer solcher manchmal bedürfte.

Das Werkchen ist mit Liebe und Verständniss geschrieben und bietet einen werthvollen Beitrag zu der noch lange nicht zur Vollendung gediehenen grossen Sammlung der Kinderlieder und Kinderspiele aller Völker. Ist dies einmal geschehen, so werden wissenschaftliche Gesichtspunkte und Schlüsse sich vielfach von selbst ergeben.

Prof. Fr. P. Piger.

24. Dr. G. Hager: *Die Weihnachtskrippe.* Ein Beitrag zur Volkskunde und Kunstgeschichte aus dem bayerischen Nationalmuseum. München 1902. Commissionsverlag der Gesellschaft für christliche Kunst.

In dieser schönen Publication, welcher die grosse von Commercienrath Max Schmederer gestiftete Sammlung von Krippen aus Bayern, speciell München, Oesterreich (Tirol) und Italien (Neapel und Sicilien), die das bayerische Nationalmuseum im Obergeschosse seines neuen Palastes beherbergt, zugrunde liegt, ist der einschlagende wissenschaftliche Stoff in fasslicher und übersichtlicher Weise zusammengestellt. In selbstständigen Darstellungen werden die tirolischen, die altbayerischen, die Münchener, die Tölzer Krippen, sodann die sonstig bekannt gewordenen Krippen Deutschlands und Oesterreichs, endlich die italienischen Krippendarstellungen nach ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihren kunstgeschichtlichen Zusammenhängen publicirt, wobei auch auf ihre volksthümliche Unterlage, die Weihnachtsspiele und Umzüge, die Krippenlieder und dergleichen mehr gebührend Rücksicht genommen ist. Eine grosse Zahl schöner Abbildungen schmückt den stattlichen Band. *Dr. M. Haberlandt.*

25. Franz Kretz: *Mährisch-slowakische Hauben.* Gesammelt und mit einer ethnographischen Studie begleitet von F. K. (Costümstudien von J. Uprka.) Wien 1902. Verlag von Anton Schroll & Co.

38 Foliotafeln sind hier der Publication von textilen Volksarbeiten der Slowaken gewidmet, welche mit Recht die Aufmerksamkeit des Ethnographen wie der Stickereischulen auf sich gezogen haben. Es sind dies Frauenhauben der Slowaken, welche auf Grund alter Tradition in Technik wie im Ornament mit besonderer Eigenart von den Mädchen und Frauen hergestellt werden. Die in diesem Werke behandelten Hauben kann man örtlich in drei Gruppen eintheilen: erstens aus der Umgebung von Ung.-Hradisch, zweitens Hauben von Ung.-Ostra und drittens Hauben aus der Ung.-Broder Gegend. Die Stickereitechnik ist bei allen gleich, das Ornament verwandt. Alle Hauben bestehen — wie das Vorwort des Werkes ausführt — aus dreierlei Stickerei: am Saume, auf dem Rahmen und aus dem inneren Hauptornament. Den Rand bilden Ketten, Zähne, Zacken und Anderes, unten sind Fäden für das Satinband, mit welchem man die Haube an die Haubenunterlage befestigte. Die grösste Sorgfalt und Mühe wurde auf das innere Ornament verwendet, welches durch seine eigenartige Technik einen ungemein hohen Grad von Plastik erreicht. Es ist beachtenswerth, wie man mit einer Seidenfarbe unter Anwendung verschiedenartiger Technik eine feine Nuancirung und Abgrenzung des Hauptornaments erzielte. Das Hauptornament besteht wieder aus verschieden benannten Hauptmustern. Das Muster der Stickerei wurde anfänglich vorgemerkt, Alles genau bis auf den Faden abgezählt. Zur Stickerei kam ungedrehte Rohseide in Verwendung, welche mittelst Safran in verschiedenen Tönen gefärbt wurde. — Es wäre sehr zu wünschen, dass dieser ersten Publication bald eine weitere folgen würde, welche die anderartigen slowakischen Stickerei- und Netzarbeiten zu behandeln hätte. Auch wäre grössere Ausführlichkeit des erläuternden Textes zu wünschen. Die Tafeln sind ausserordentlich klar und schön. *—a—*



V. Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

Beiträge zur Volkskunde des Kuhländchens.*)

Von A. Hausotter, Petrowitz.

I. Die Aufsammlungen des Museums für österreichische Volkskunde aus dem Kuhländchen.

1. Theil.

Der Bauernhof setzte sich im Wesentlichen aus einer Reihe von Objecten zusammen, welche sich noch bis in die Jetztzeit in ihrer Bestimmung erhalten haben, in ihrer Gestaltung jedoch im Wandel der Zeiten vielfachen Veränderungen oblagen.

Uns interessirt jedoch die älteste Anlage, wir beginnen daher in unserer Besprechung mit dem Wohngebäude.

Dieses war ein ausgesprochener, ebenerdiger Holzbau mit Strohbedachung und enthielt an Räumlichkeiten die Flur (das sogenannte Haus), die eigentliche Wohnstube (Stův**), eine kleinere, zuweilen an die erste angrenzende Stube (Keche-Ausgedengstievle), die Küche (Kech), den Keller (Kåler) und die Bodenräumlichkeiten (Bodn).

Von der Flur, von welcher man die erste und nachfolgend genannte Räumlichkeit betreten konnte, führte dann seitwärts ein Gang zu den Stallungen und vis-à-vis dem Kücheneingange eine Stiege zum Dachboden mit den Kammern (Kaomer) hin. Gegenüber der Hausthüre führte auf der rückwärtigen Seite eine zweite Thür (Henderthier) in den Garten hinaus. Vor dem Ueberschreiten der Flurschwelle fällt uns schon die im oberen Thürbalken eingestemmte Jahreszahl auf. Es schien das Bestreben der beim Bau beschäftigten Handwerker zu sein, die Entstehungszeit ihrer Werke der Nachwelt zu überliefern; denn man findet derlei Jahreszahlmarkirungen auch in den übrigen Hofubicationen vor. Zum Beispiel am Mitteltram der Wohnstube, am Quertram des Dachstuhles, sowie auf einer Reihe kleinerer Gebrauchsgegenstände, von der kleinen Butterwaage und der gewaltigen Holz- oder Fleischwaage angefangen bis zu den Laden. Nicht allzu selten waren auch die Anfangsbuchstaben der Tauf- und Familiennamen ersichtlich gemacht, welche entweder getrennt oder zusammen mit der Jahreszahl ausgestemmt wurden. Zum Beispiel tragen die Holzteller (Flaeschtaller) die Gravirung 1769, H., S., P., R., die einfache Jahreszahl 1640 siehe Flachsriffel***), 1812 die Fleischwaage†) (Flaeschwoech).

Im Flurraume stand der Gesindetisch (Gesendtiesch) mit einer an der Wand hinführenden Bank. Hier wurden zur Sommerszeit die Mahlzeiten eingenommen und die Feier des Schlusses der Getreideernte (Waetzebierlrenke) nahm in diesem Raume seinen Verlauf. An derselben betheiligte sich das ganze Hauspersonale wie auch die Taglöhner, wobei es reichlich Kuchen und ein Fass Bier gab. Die Grossmagd überreichte vor Beginn des Familienfestes, zu welchem zuweilen auch die Anverwandten oder die Nachbarn eingeladen

*) Unter diesem Titel wird eine Reihe von Artikeln zur Veröffentlichung gelangen, um einerseits das Interesse für gleichartige Beiträge aus dem Heimatskreise zu wecken, andererseits die alten Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren darzulegen.

**) Stube = Stův (o Dehnungszeichen) oder Stuev. Hier wird das u wie langes u oder auch wie ue ausgesprochen. Bei den Zwielauten wird der Ton immer auf den ersten Vocal gelegt, während der zweite nachgeschleift wird. Zum Beispiel äu = ae oder ai (Käufer = Kaefer) „ö“ wie eü, ü wie üe, i wie ie, au wie do u. s. w. Dehnungszeichen gibt es keine.

***) Das älteste Belegstück der Sammlung, welches aber auch zugleich das hohe Alter des einst in Blüthe stehenden Leinbaues im Kuhländchen erkennen lässt.

†) Diente vorzugsweise zum Abwägen von Fleischtheilen, wie solche sich beim Schlachten der Schweine, insbesonders der „Schpicker“ (1 bis 1½ Jahre altes, geschnittenes, männliches Rind) ergaben. Das Fleisch wurde in Fässern über den Winter eingelegt.



wurden, dem Hausherrn einen aus Halmfrüchten mit Feldblumen und färbigen Bändern geflochtenen Erntekranz, wobei sie folgenden Vers sprach:

„Da schenk' ich eich an Waezekranz,
Das eiere Liebe bleibe ganz,
Das eiere Liebe nie vergieht,
so lang' dar Waez auf Erden stieht."

Hierauf wurde er an der Flurwand aufgehängt und verblieb bis zum nächsten Jahre.

Ein weiteres, ziemlich verbreitetes Flurinventarstück war das sogenannte Wasserbarometer. Eine ausgebauchte Glasflasche, welche an ihrem unteren Ende in eine schmale Röhre nach aufwärts bog. Die Flasche war bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt und man las aus dem Steigen und Fallen der Wassersäule in der Röhre die Witterung ab. Wenn das Wasser aus der Oeffnung heraustrat, schloss man auf schlechtes Wetter. Dabei hatte man zu sehen, dass das Füllen der Glasflasche stets bei klarem Wetter vorgenommen wurde.

Der Boden der Flur war zumeist Estrich; später wurde letzterer durch einen Ziegel- oder Steinbelag ersetzt.

Aus der Flur führte eine Thür in die eigentliche Wohnstube. Diese war ein niedriger Raum mit Holztramdecke und einigen Fenstern mit Butzenscheiben. Die eine Stubenecke, gewöhnlich rechts von der Eingangsthür nahm der umfangreiche Kachelofen ein. Derselbe bestand aus grün glasirten Kacheln und hatte an seinem oberen Ende einen Vorsprung (Kriendle), welcher zum Aufstellen von allerlei kleinen Gebrauchsgegenständen diente. Der Ofen schloss den aus der Küche in die Wohnstube hineinragenden Backraum nach der Seite zu ab. Dadurch ergab sich, da auch der Ofen nicht unmittelbar an die Küchenwand anstiess, ein kleinerer und ein grösserer Raum, welch ersterer als „Henderhell", letzterer als „Henderm-Ouve" bezeichnet wurde. Der kleinere Raum diente zum Aufbewahren des Mörsers (Merschl), der Fackeln und späterhin für die „Zendhelzlen"*), während der grössere zum Trocknen von Zwiebeln, zum Aufstellen der Schmettentöpfe behufs Sauerwerdenlassen des Rahmes und dergleichen Verwendung fand. Um den Ofen herum führte eine Bank (Ouvebank), deren Brettfüsse mit Kalk übertüncht wurden. Der Platz unterhalb der Bank war bloss mit Ziegel- oder Steinplatten gepflastert, während der Boden der Wohnstube selbst Diehlen trug. Um den Ofen herum, in der Höhe des oberen Kachelofenrandes, führten dann noch Querstangen, welche senkrecht an der Decke befestigte und unten in eine Oese endigende Streber eingeführt werden konnten. Zuweilen führte diese Vorrichtung doppelt um den Ofen herum und galt dann als vorzüglicher Aufbewahrungsort von Zwiebelhürden, zum Trocknen von Kleidungsstücken u. s. w Anderorts findet man wieder, und wie das insbesonders bei den kleineren Besitzern (Häusslern**) der Fall war, zwei Quertrambalken durch ein Verbindungsbrett zu einer Art Nische verbunden, und fanden hier vorzugsweise die dickleibigen Erbauungs-***) und Gebetbücher ihren Platz. Zuweilen half man sich auch bloss mit einigen Holzkeilen, die man seitlich in einen Deckentram hineinschlug und ein Brett darauflegte, oder man beliess es nur bei den Holzkeilen und bewahrte darauf den ominösen, in blauen, rothen oder aber auch gemischtfarbigen Tone vorherrschenden Familienschirm sammt Stock auf. Ein primitiver Regenschützer mit einem Holzknauf und Spannstäben aus gespaltenem „spanischem Rohr" (Waenramle). Unterhalb der sogenannten „Henderhell" †) etwas seitlich, befand sich der halbeingemauerte, bauchige, gusseiserne Wasserkessel, an welchem rechts

*) Die gewöhnlichen Phosphor-Streichhölzer.

**) Man unterschied Ganze Pauern, Halbe Pauern (Bauer, Landwirth), Zweispänner, Dreispänner und Häussler.

***) Damit sind die protestantischen Gebetbücher gemeint. Bekanntlich bekannte sich ein grosser Theil der Bewohner des Kuhländchens (namentlich in Zauchtl, Kunewald) am Schlusse des westphälischen Friedens zur protestantischen Lehre.

†) Henderhell = Hinter der Hölle — Helle. Bezeichnung für eine Gasse, Strasse, deren Passirung unsicher war. In diesem Falle dürfte wohl die Enge des Raumes oder — da unterhalb die Heizgase strichen — die resultirende übermässige Wärme die Benennung erhalten haben.

daneben eine Ofenthür in den Kachelofen eingepasst wurde. Dieser hiedurch verschlossene Raum diente aber bereits in späterer Zeit zum Kochen der Speisen, wie überhaupt zum Vorwärmen der Futtermittel; als späterhin der Sparherd aufkam, nur mehr noch als Anwärmer für diverse Speisen, Futter und Getränke. Das Anheizen erfolgte von der Küche aus, welcher Vorgang an anderer Stelle zur Besprechung gelangt.

Gegenüber dem Kachelofen, links vom Eintritte durch die Stubenthüre, stand das zweispännige Bett. Seinen Namen verdankt es wohl der früher herrschenden Sitte, zwei Lagerstätten in einer zu vereinen. Anderseits mag wohl aber auch die Platzfrage eine Rolle mitgespielt haben, welche insbesonders bei reichlichem Kindersegen in den Vordergrund trat. So zielte man, wie ja ein Einblick in die Räumlichkeiten ersehen liess, auf möglichste Ausnützung der Räume, des Mobilars wie der sonstigen Geräthe hin, so dass sich der einheitliche Typus zuweilen schwer erkennen lässt.

Während die älteste Wohnstubeneinrichtung jeglicher Malereidecoration entbehrte und sich nur auf den figuralen Schmuck erstreckte, gibt uns die später geübte Malmanie den Weg an, innerhalb welcher Zeitgrenzen sich selbe entwickelte und wiederum verschwand. So fand Schreiber dieser Zeilen als ältestes Belegstück eine Lade mit der Jahreszahl 1745 und als jüngste eine solche vom Jahre 1848 datirt vor. Einen Schluss, auf Grund dieser vorhandenen Laden, Kästen etc. mit ihren Jahreszahlen, rücksichtlich der technischen Entwicklung zu ziehen, dürfte insoweit gestattet sein, dass man annehmen kann, dass die Malerei zu Ende der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihre Blütezeit erreichte.

Die Revolutionsbewegungen der Achtundvierzigerjahre, welche nicht nur dem politischen Leben, sondern auch allen Zweigen industrieller und gewerblicher Unternehmungen neue Bahnen und Bethätigungskreise zuführten, brachen auch mit diesem Modus ländlicher Mobilardecoration, von dem man nicht bestimmt sagen kann, wann er eigentlich aufkam.

Die Motive zu den Malereidecorationen waren vorwiegend der Natur entnommen. Während die ältesten Laden ein mehr oder weniger, in drei bis vier Farben hergestelltes Streifenmuster tragen, findet man späterhin hauptsächlich primitive Pflanzenornamente in den Hauptfarben roth, grün, blau und weiss vertreten.

Die Lade enthielt an der linken Seite ein die ganze Breite einnehmendes und mit einem Deckel zu verschliessendes Fach, an welches sich nach unten ein zweites Fach mit ausziehbaren Schublädchen anschloss. Sämmtliche drei bis vier Schubladen waren aber durch ein seitliches Brett derart verdeckt, dass nur der mit dem Mechanismus Vertraute dessen Entfernung bewirken konnte. Die Sperrvorrichtung der Lade selbst war ein sogenanntes Federschloss, dessen beide Zangen in die Oesen des oberen Deckels eingriffen und nur geöffnet werden konnte, wenn man mittelst des Schlüssels die Feder auseinanderbog. Aber auch der Speisekasten (A͡olmer), Tellerkasten (Teppbra͡et)*) das Bett, die Wiege (Wiech), die Stühle (Schemel), der Kleiderrechen (Kla͡ederra͡eche) zeigen die gleichen Decorationen und lassen, wie hie und da die aufgemalenen Jahreszahlen zeigen, ein nicht unbeträchtliches Alter erkennen.

Die Construction der oben angeführten Wohnstubeninventarstücke war eine mehr oder weniger gewählte. Während das gewaltige Bett an seinem Kopfende einen halbkreisförmigen und mit Zieraten versehenen Aufsatz trug, welchem sich zu beiden Seiten der Bettbretter ein gleicher anschloss, bethätigte sich der decorative Holzschmuck in gleicher Weise auch bei den übrigen Mobilien. Zumeist sind es nur einfach ausgeschnittene Aufsätze, welche die Umrisse der Möbel zu verzieren hatten. Diese Decorationsaufsätze erhielten ihre Verbindung mittels Holzstiften, welche in gleichstarke Vertiefungen des zu verzierenden Gegenstandes eingelassen wurden.

Der Speisekasten enthielt seitlich eine Reihe von Schubfächern, deren äusserster Rand durch die Thürfalz bedeckt wurde, um ein Oeffnen zu verhindern. Der übrige freie Raum war durch Bretter in Fächer getheilt.

*) Man bezeichnete damit auch ein einfaches, an der Wand befestigtes Brett, auf welchem die Töpfe ruhten.



Der Tellerkasten gliederte sich in zwei Räume. Der obere war mit zwei kleinen Flügelthürchen versehen und diente zum Aufbewahren der Kaffeevasen und Weingläser, der Warmbierkrüge und dergleichen. Der untere Raum war offen und wurde durch ein Brett abermals in zwei Räume getheilt. Der obere Raum diente zum Aufbewahren der Teller und Schüsseln für den Hausgebrauch, und war das Brett behufs Aufstellen der Teller mit einer Falz versehen. Um die Teller anlehnen zu können, war noch eine Querleiste angebracht. Der untere dritte Raum diente zum Aufbewahren der grösseren Küchentöpfe.

Die Kaffeevasen waren porzellanene Gefässe, mitunter auch bloss weiss- oder gelbglasirte Thonvasen von konischer Form, von denen die erstgenannten zuweilen ein eingebranntes Bandmuster tragen. Die Weingläser hatten die gleiche konische Form, mit einer unbedeutenden Einschnürung gegen die Basis zu.

In der Besprechung der Wohnstube fortfahrend, stand in der gegenüberliegenden Ecke vom Kachelofen der Tisch mit an den beiden Wänden hinführenden und mit umkippbaren Lehnen versehenen Bänken.

In der Ecke selbst hing das Crucifix, statt welchem zuweilen ein kleiner Hausaltar seinen Platz fand. An dem Tische wurden zur Winterszeit die Mahlzeiten eingenommen und wurde bei Platzmangel auch noch die Ofenbank herangezogen. Die Gruppirung war eine derartige, dass auf der einen Seite der „Kiet“ (Kuhhirte), der „Pfardsbuev“ (Pferdebursche) und der „Mettlknaecht“, auf der anschliessenden Seite die Kinder oder das weibliche Dienstpersonale, welches sich analog der Erstgenannten aus dem „Kietemaedle“, der „Mettl-“ und „Groussmoed“ zusammensetzte, zu sitzen kamen. Die Hausfrau (Wietin) und der Hausherr (Pauer) nahmen die dritte Seite für sich allein ein und bedienten sich eines Stuhles. Die vierte Seite schloss eventuell mit der „Ouvebank“ ab.

Der Tisch war sehr massiv, zumeist aus Lindenholz gebaut, dessen Füsse durch Fussleisten verbunden waren, die überdies noch durch Querleisten verstärkt wurden. Weiters enthielt er noch eine Schublade zum Aufbewahren des Esszeuges. Nach dem Essen, wobei die Speisen aus einer gemeinschaftlichen Schüssel eingenommen wurden und man sich nur beim Fleische der hölzernen „Flaeschtaller“ bediente, wurde das Esszeug am leinernen Tischtuche abgewischt und wieder versorgt.*)

An der Wand hing der Kleiderrechen mit einem Telleraufsatze zum Aufbewahren der Prunkteller, die nur bei festlichen Gelegenheiten (Taufe, Hochzeit, Kirchweihe etc.) in Benützung kamen. An diesen reihte sich dann die Pendeluhr (Saeger) an, während das bemalene kleine Nähkästchen auf einem Fensterbrette seinen Platz fand. In einer Stubenecke stand sodann noch das Spinnrad mit dem Spinnrocken.

Da in der kalten Jahreszeit ein Lüften der Wohnung aus Sparsamkeitsrücksichten selten oder gar nicht vorgenommen wurde, so war ein Anlaufen der Fenster nicht zu verhindern und man sammelte daher das ablaufende Condensationswasser vermittelst der Fensterbrettrinne in Hörnerstumpfe aus Kuhhorn, welche zu beiden Seiten eines Fensters angebracht waren.

Nicht unerwähnt seien die Bettüberzüge gelassen. Diese waren aus grober Leinwand mit dunkelblau gedruckten Mustern hergestellt oder aber sie trugen eingewebte Ornamente, Thiergestalten (Hund, Löwe). An der Nahtseite war die Jahreszahl eingewebt (1812). Das Unterbett war ein mit reichgefülltem Roggenstroh versehener leinener Strohsack, und das Bett selbst setzte sich aus zwei, die ganze Breite des Bettes einnehmenden Federpölster und einer ebenso breiten Decke zusammen.

Was die Beleuchtungsgeräthe jener Zeit anbelangt, so waren diese sehr mannigfaltig, trotzdem der eigentliche Brennstoff der Span (Fackel), das Unschlitt**) (Enslich) und später das Oel war. Das gebräuchlichste Beleuchtungsgeräth war wohl der Fackelständer. Eine Stange, die an ihrem oberen Ende eine federnde Zange trug, in welche der Span, die Fackel, eingeklemmt wurde. Der untere Theil der Stange war zur Wahrung des

*) Eine „ländliche“ Sitte, die allerdings nicht als Regel angesehen werden darf.

**) Welches man beim Schlachten des sogenannten „Schpicker“ gewann.



Gleichgewichtes in einen Holzklotz eingelassen. Dieses Princip findet sich wiederum in allen möglichen Variationen vor. Während erstgenanntes quasi als Raumbeleuchter auftrat, gab es wiederum solche im verkleinerten Massstabe, zum leichten Handhaben, zum Aufstellen auf den Tisch, zum bequemen Wegtragen an einen anderen Ort etc. Mitunter war diese Fackelzange in der Wand eingelassen worden, und vertrat hier die Mauer das Stativ.

Das Feuer selbst musste (da man früher von den heutigen praktischen Zündmitteln nichts wusste) erst mühsam erzeugt werden. Nebst dem Feuerstein, Stahl und Schwamm, welche Utensilien bei den Rauchern als unentbehrlich galten und gleich einem Talisman verwahrt und überall mitgenommen wurden, war das sogenannte „Polverschievle" im Haushalte allgemein gebräuchlich. Es bestand aus einem Kästchen, in welchem man Leinwandreste an der Luft verkohlen liess. Sollte nun Feuer gemacht werden, so liess man einen durch Feuerstein und Stahl erzeugten Funken in diese verkohlte Masse fallen, welche zu glimmen anfing. Durch Berührung mit einem Schwefelfaden brachte man letzteren zum Entbrennen, worauf sogleich das Kästchen luftdicht verschlossen wurde, um die glimmende Masse zum Verlöschen zu bringen. Der brennende Schwefelfaden diente nun als directe Feuerquelle.

Es ist einleuchtend, dass sich dieses flackernde Licht nicht zu jeder Arbeit verwenden liess; namentlich hatten die Gewerbetreibenden viel damit zu kämpfen, wie Schneider, Schuster etc. Letztere halfen sich aber damit, dass sie eine Glaskugel mit Wasser füllten und vor die Flamme brachten, wodurch einerseits das Flackern der Flamme geschwächt, andererseits aber auch die Beleuchtung durch die Strahlendrehung günstig beeinflusst wurde.

Neben dieser Beleuchtungsart war auch die Talgkerze gebräuchlich. Man fabricirte sie selbst und bediente sich hiebei besonderer, blecherner Formen, die ein- zwei- bis viertheilig waren und einen Handgriff hatten. Die Eingussöffnung war breiter, während der Boden der gleichweiten Formen ein kleines Loch zum Durchziehen des Dochtes enthielt. Für geschmackvollere, hinsichtlich der Form herzustellende Talglichter hatte man wiederum zinnerne Formen, die mit einem abnehmbaren Eingussaufsatz versehen waren. Der Talg (Unschlitt, Enselt) wurde am Feuer ausgelassen, worauf die Formen, respective die Form, nachdem zuvor der Dochtfaden hindurchgezogen wurde, gefüllt und das flüssige Talg erkalten gelassen wurde.

Als dann das Oel als Beleuchtungsmaterial sich Eingang verschaffte, gab es bald die unterschiedlichsten Modificationen dieses Beleuchtungsgeräthes. Theils war es aus Blech oder Kupfer in zierlichen Formen hergestellt, seltener aus Glas, wobei diese Lämpchen frei auf einem Holzstative ruhten. Mitunter waren sie auch mit einem Handgriff versehen zum directen Aufstellen auf den Tisch etc. Die obere Seite hatte eine durch einen Schieber verschliessbare Oeffnung zum Füllen des Oeles und eine zweite, worin der Docht eingeführt wurde. Weitere Constructionen brachten schon die Dochtschraube mit sich und schufen eine ganze Reihe neuartiger Oelleuchter.

Damit war die Stubeneinrichtung erschöpft, und vertheilte sich das übrige, eingangs besprochene Hausgeräth auf die Küche (Speisekasten, Teller- und Töpfekasten) und auf den Boden und die Kammerräume (Laden), während die diversen Haus- und Feldgeräthe in Kammern oder Schupfenräume untergebracht waren.

Vermehrung der Sammlungen 1902.

(Schluss.)

Ethnographische Hauptsammlung.

31. *Hutzierde der Burschen,* Edelweiss auf Chenilleflimmer aus Alpbach, Tirol. Geschenk des Herrn *Alfred Wolfram,* Wien.

32. *Salatbesteck* aus Holz geschnitzt, mit Edelweiss verziert. — *Salzbehälter* aus Holz geschnitzt. — *Zwei kleine bemalte Thonkrügelchen* von Zakopane, Galizien. Geschenk der Frau *Regierungsräthin Wögerbauer* in Salzburg.



33. *Brautschärpe* mit Seide ausgestickt und mit Spitzen besetzt. — *Mädchenkragen,* weiss mit rother Seide ausgestickt. — *Besatz,* weiss mit schwarzer Seide gestickt und mit schwarzer Spitze verziert. — *Aermelbesatz,* weiss mit schwarzer Stickerei und mit schwarzer Spitze besetzt. Geschenk Seiner Durchlaucht des regierenden *Fürsten Johann von und zu Liechtenstein.*

34. *Lungauer Frauenhut* aus schwarzem Filz, mit schwarzer Schnur und Silberquaste. Angekauft durch freundliche Vermittlung von Frau *Marie Betzbach* in Mauterndorf.

35. *Krug.* — *Schüssel.* — *Zwei Teller.* — *Zwei Töpfchen.* — *Töpfchen mit Deckel.* — *Kanne.* — *Zwei Becher.* Angekauft von Herrn *Carl Gerlich,* Prerau.

36. Sammlung von Herrn *Alexander Hausotter* aus dem mährischen Kuhländchen. IV. Theil. *Vier Frauenleibchen.* — *Zwei Glasbilder* in Quecksilberausführung. — *Schüssel.* — *Manierweste.* — *Seidener Frauenspenser.* — *Umhängtuch.* — *Zwei gestickte Kopftücher.* — *Wohnstubenkreuz.* — *Grosses Kopftuch.* — *Holzschloss.*

Bibliothek.

58. *A. v. Obermayer*: Zur Geschichte der Schutzmittel wider Hagelschläge.

59. *Dimitrie Dan*: Die Scrierile. Societatea tipografica bukovineana 1902.

60. *Franz Kretz*: Mährisch-slowakische Hauben. Gesammelt und mit einer ethnographischen Studie begleitet. Costümstudien von *J. Uprka.* Wien 1902. Verlag von Anton Schroll & Co.

61. *Otto Lauffer*: Neue Forschungen über Hausbau und Tracht in Deutschland. Separatabdruck aus der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde in Berlin, Heft 3, 1902.

62. *Dr. Adolf Hauffen*: Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen. Prag 1902.

63. *Prof. Dr. Gustav C. Laube*: Volksthümliche Ueberlieferungen aus Teplitz und Umgebung. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit 4 Phototypien. Prag 1903.

64. *Oberlohma*: Geschichte und Volkskunde eines Egerländer Dorfes. Von *Alois John.* Mit 3 Phototypien, 3 Plänen und einer Kartenskizze. Prag 1903.

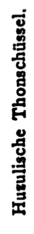
(Nr. 62—64 Geschenke der Gesellschaft für Beförderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Prag.)

Schluss der Redaction: 31. December 1902.

Sachregister.

Huzulische Thonkrüge und Schüsseln.




Huzulische Thonschüssel.

Huzulische Schnitz- und Drechslerarbeiten.

Huzulische Fassbinderwaaren.

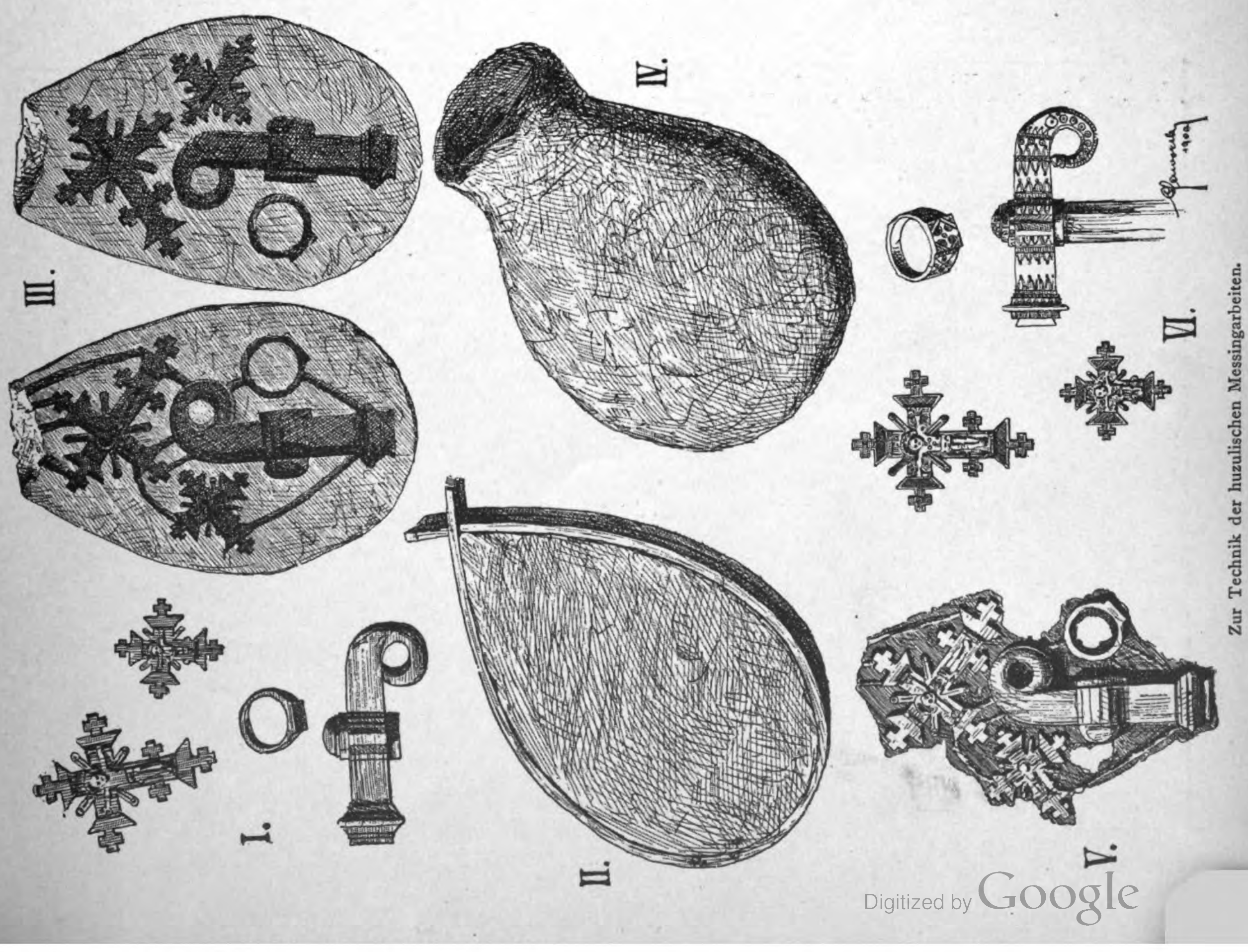
1:4

Huzulischer Kirchenleuchter.

1:4

Huzulisches Kirchenkreuz.

Huzulische Weiberhalsketten.



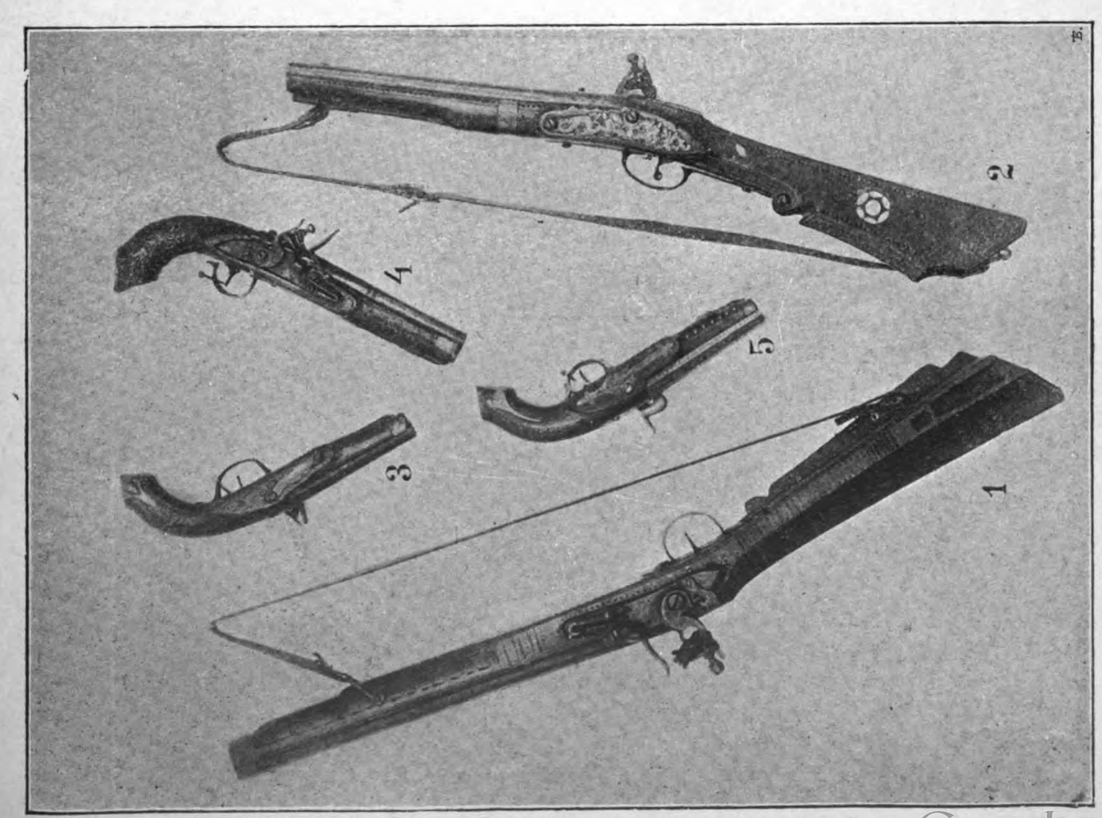
Zur Technik der huzulischen Messingarbeiten.

TAFEL V.

Huzulische Stöcke.

Huzulische Pfeifen und Zubehör.

Huzulische Pulverhörner.



Huzulische Gewehre und Pistolen.

Zeitschrift

für

österreichische Volkskunde.

Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien.

Redigiert von

Dr. Michael Haberlandt.

IX. Jahrgang 1903.

Mit 13 Textabbildungen und 8 Figurentafeln, 4 Planskizzen
und 8 Notenbeispielen.

WIEN.
Verlag des Vereines für österreichische Volkskunde.
Commissionsverlag: Gerold & Co., Wien, I. Stefansplatz Nr. 8.

Buchdruckerei Helios, Wien.

Inhaltsverzeichniss des IX. Jahrganges.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen. Seite

2. Uebersichten.

V. Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

Verzeichniss der Abbildungen.

I. Abhandlungen und grössere Mittheilungen.

Ueber die Leichenbretter im Mittelpinzgau.

Von Fr. Stolz, Innsbruck.*)

In einem höchst lesenswerthen Aufsatze »Die Todtenbretter im Böhmerwalde« (Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band XXI. S. 85—100) S. 99 schreibt *Dr. Wilhelm Hein:* »Im Salzburgischen traf ich sie (die Todtenbretter) horizontal an Scheunen oder Bäumen angenagelt (vergl. P. K. Rosegger, Leichbretter, Heimgarten, III. Jahrg., 1879, p. 716, und Volksleben in Steiermark, p. 153—162); Dr. A. Petter, Director des städtischen Museums Carolino-Augusteum in Salzburg, schrieb mir, dass auf ihnen drei Kreuze, die Anfangsbuchstaben des Namens und oft I H S oder ein Herz eingeschnitten oder gemalt sind. Man legt sie vorzüglich auf sumpfige Stellen der Kirchensteige, damit der über sie Schreitende ein Vaterunser zum Frieden der armen Seele bete. Am meisten kommen sie im Ober-Pinzgau vor, wo sie an Scheunenwänden in der Nähe der Wege angenagelt erscheinen«. Derselbe Verfasser hat später in der von der Anthropologischen Gesellschaft in Wien zur Begrüssung der Theilnehmer an der gemeinsamen Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck herausgegebenen Festschrift eine Abhandlung über »Die geographische Verbreitung der Todtenbretter« veröffentlicht, in welcher er in höchst dankenswerther Weise auch die »Topographie der Todtenbretter im Herzogthum Salzburg« festgestellt hat. Nummer 40 bis 56 des Verzeichnisses zählen Fundstellen aus dem Gebiete von Saalfelden—Zell—Leogang auf mit einigen kurzen Bemerkungen über die Form dieser Bretter, ihre Bezeichnung und Ausschmückung. Insbesondere dankenswerth

*) Als ich nach Vollendung dieses Aufsatzes die neueren Jahrgänge der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde" und der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde" einer nochmaligen Durchsicht unterzog, fand ich im VIII. Jahrgang (1898) der letzteren S. 205-209 einen Aufsatz von Marie Eysn, „Todtenbretter in Salzburg", dem eine Karte über die Verbreitung dieser Bretter im Herzogthum Salzburg und vier Abbildungen beigegeben sind. Da die von mir besuchte Gegend nur ganz oberflächlich gestreift ist, sind diese Zeilen nicht nur nicht überflüssig, sondern dürften sogar geeignet sein, zu besserer Aufklärung zu dienen. Ich habe nach Durchsicht des Aufsatzes von Fräulein Eysn an meinen Ausführungen nichts geändert, da in ihnen nur Beobachtungen, die ich selbst gemacht, und Erkundigungen, die ich eingezogen habe, enthalten sind. — Eine kurze Notiz über die Aufstellung der Todtenbretter im Böhmerwald findet sich in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde" VII (1901) S. 69.

sind die nach photographischen Aufnahmen hergestellten Abbildungen auf Tafel I 3 und 4 und Tafel II 1, welche vortrefflich geeignet sind, ein anschauliches Bild von der Anbringung dieser Bretter zu geben und auf den Beschauer annähernd denselben Eindruck machen, welchen die Wirklichkeit hervorruft. Ich bedauerte lebhaft, nicht Amateurphotograph zu sein, da die Kenntniss dieser Kunst meinen späteren Ausführungen einen, ich möchte sagen, greifbaren Hintergrund gegeben hätte.

Mir war bereits im Jahre 1883 bei einem kurzen Aufenthalte in Saalfelden die mir bis dahin nicht bekannte Sitte merkwürdig aufgefallen, und ich nahm mir, als ich im vorigen Jahre mehrere Wochen in Zell am See mich aufhielt, vor, in der Gegend Umschau zu halten, ob dieser pietätvolle Brauch noch im Volke lebendig sei, und habe diese Absicht, so weit es mir möglich war, auch ausgeführt. Ich bin zu diesem Zwecke auf der nicht gerade kurzweiligen Landstrasse von Saalfelden nach Maishofen gewandert, habe wiederholt den abwechslungs- und aussichtsreichen Weg von Maishofen über Mitterhofen, Engelriesen, Schützing, Pfaffenhofen, Gerling, wo sich dem entzückten Auge vom Bahnhof aus ein prächtiger Rundblick darbietet, von dem auch Gruber's hübsche »Wanderbilder aus dem Pinzgau« nichts zu melden wussten, und an dem Weiler Bsuch vorbei durch den Kollingwald nach Saalfelden gemacht, endlich auch den dritten Parallelweg, der am Fusse der Schwalbenwand von Maishofen über Schloss Kammer, Gerling, Ruhgassing, Deuting, Hof, Schmiding und Pfaffing an den Fuss des steinernen Meeres führt, begangen. Das ostwärts von Saalfelden gelegene Gebiet habe ich, allerdings nur bis zum hübsch gelegenen Dorfe Alm beim Abstieg von dem aussichtsreichen Hundstein, diesem neuerlich mit vollem Rechte angelegentlichst empfohlenen Rivalen der Schmittenhöhe, durchwandert und überall den alten Brauch noch in Uebung gefunden. Auch vom Norden her, von Weissbach, nahe dem Eingang in die äusserst sehenswerthe wildromantische Seisenbergklamm, bin ich, auf dem Rückwege vom romantischen Königssee durch die Ramsau am lieblichen Hintersee vorbei, über Hirschbühel, auf welchem Wege ich übrigens keine Spuren des fraglichen Brauches fand, in die Saalfeldner Ebene eingedrungen und habe auch hier Gelegenheit gehabt, die Ausübung des alten Brauches zu beobachten. In dem südlich gegen den aussichtsreichen Kühbühel und Kollingwald zu gelegenen Theile von Saalfelden, der wohl nicht mehr zum *Markt* gehört, waren noch einige Leichbretter zu sehen, darunter auch das des Wagnermeisters Hartl zu Thor vom Jahre 1894, also eines dortselbst ansässig gewesenen Mannes, sowie eines Inwohners des Wagnerhauses. Aber auf keinem der Bretter habe ich den Namen des Marktes Saalfelden gelesen, so dass wir vollkommen berechtigt sind zu schliessen, dass nur die ländliche Bevölkerung, und zwar auch die knapp an den Markt angrenzende,

in der dem Bauer eigenthümlichen conservativen Zähigkeit an dem altväterischen Brauche festgehalten hat, während die den Sitten der Städter sich hingebende Marktbevölkerung die »bäuerische« Sitte vollkommen aufgegeben hat.*)

Besonders interessant war aber der Weg von der Station Leogang zurück nach Saalfelden. Von vielen Scheunen und auch einigen Wohnhäusern (wenn ich richtig gezählt habe, elf und drei) grüssten mich die in der weitaus grösseren Mehrzahl grün, blau oder hellbraun bemalten Bretter, deren ich auf dem Wege bis Lenzing, einer etwa zwanzig Minuten vor Saalfelden gelegenen Ortschaft, mindestens 180 bis 190 zählte. Nicht mit Unrecht hat daher Hein, der übrigens nur drei Fundstellen aus diesem Gebiet (an einer Scheune, unter einem Kreuze, an einem Häuschen Nr. 53—55) anführt, da er offenbar nur den Weg von Leogang aufwärts nach Pass Griessen gemacht hat, Leogang (neben Unken) als »das Centrum des Todtenbrettercultus« für Salzburg bezeichnet. Auch in den nördlich von Zell gelegenen Orten Prielau, Mairhofen, Maishofen und Mitterhofen ist die Sitte noch nicht erloschen, ja wenn ich den Mittheilungen eines Landmannes, der mich auf dem Wege von Mairhofen nach der Landstrasse, die von Maishofen nach Zell führt, bei der Betrachtung einiger an einer Scheune angebrachten Bretter antraf, Glauben schenken darf, ist die altehrwürdige Sitte jetzt wieder mehr in Aufnahme gekommen. Dafür spricht unter Anderem auch die Thatsache, dass zwischen Seehäusl und Zell an einer Scheune, auf der auch eine Tafel mit der Aufschrift »Schmitten, Gemeinde Bruckberg u. s. w.« angebracht ist, links von einem Crucifix ein ganz junger »Gedenkladen« angebracht ist, dessen Wortlaut ich vollinhaltlich mittheilen will.

Gedenkladen

des Herrn**) Josef Hartl, gewester Einödbauer in der Schmitten, welcher im 78. Lebensjahr den 26. Mai 1900 gottselig im Herrn entschlief, und dessen Eheweib Elisabeth Hartl, welche im 77. Lebensjahr den 13. August 1899 selig im Herrn verschied. R. I. P.

Darunter stehen folgende zwei Strophen:

Nun ruht in Gottes Frieden
Ihr lieben Eltern mein,
So hat es Gott beschieden,
Drum füget Euch darein.

Und wollt Euch nicht betrüben
Vielliebe Kinder mein,
Wir wollen auch herüben
Noch Eure guten Eltern sein.

*) Vergl. die Bemerkungen von O. Rieder „Todtenbretter im bayerischen Walde u. s. w.“, Zeitschrift für Culturgeschichte, neue (4.) Folge, II, S. 113: „Natürlich gehören die Leichenbretter, ihrer Verbindung mit dem platten Lande entsprechend im Ganzen und Grossen lediglich der bäuerlichen Bevölkerung an, einschliesslich der ländlichen Gewerbetreibenden.“ Dass auch in Saalfelden die Sitte einst geherrscht hat, dürfen wir schon nach dem später zu erwähnenden Beispiel von Zell annehmen.

**) Dieses Wort ist nur auf einigen wenigen Leichenbrettern der neuesten Zeit zu finden und hat unter dem Einfluss der „herrischen“ Mode der Bevölkerung der Märkte und Städte die alte Bezeichnung „geehrt“ oder „ehrengeachtet“ verdrängt.

Diese beiden Strophen sind zugleich ein Beleg der echt volksthümlichen dialogischen Form, die sich allerdings nicht allzu häufig findet, wie mit Recht Otto Rieder in seiner bereits erwähnten erschöpfenden Abhandlung »Todtenbretter im bayerischen Walde, mit Berücksichtigung der Todtenbretter überhaupt«, Zeitschrift für Culturgeschichte, neue (4.) Folge, II (1895), S. 107, Fussnote 99, unter Verweisung auf v. Hörmann »Grabschriften und Marterln« I, 20 (Zwiegespräch zwischen der gestorbenen Gattin und dem überlebenden Manne zu Oetz in Tirol) hervorgehoben hat. Auch in Zell selbst hat früher die Sitte geherrscht, wie ich aus den Mittheilungen meines Freundes Dr. W. weiss, der in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts dortselbst seinen ständigen Aufenthalt hatte. Als letzten Rest sah ich ein viereckiges Brett mit der Aufschrift

18 R M P 59

an der Seite eines halbverfallenen Hauses in der Dreifaltigkeitsgasse. Auch das von Fräulein Eysn (vergl. Hein Nr. 56) südlich von Zell gesehene Todtenbrett ist noch vorhanden, nämlich an der Scheune des »Tischlerhäusls« (Wirthshaus, ungefähr 20 Minuten von Zell auf der Strasse nach Kaprun). Das Brett ist der Erinnerung an den im Jahre 1875 verstorbenen Tischlerhäuslwirth Josef Wieser geweiht, dessen pietätvolle Nachkommen das Andenken des Familienhauptes auch auf dem Friedhof in Zell durch zwei Monumente (gusseisernes Grabkreuz und eine in die Kirchenmauer eingefügte Steintafel) geehrt haben, von denen letztere die folgenden Verse aufweist:

Die in Thränen hier sich sehnen,
Finden sich im Vaterland;
Was hienieden bang geschieden,
Geht dort selig Hand in Hand.

Im Salzachthal (Bruck, Fürth, Kaprun), wohin ich wiederholt kam, fand ich keine Spuren des Brauches der Todtenbretter. Ebenso sah ich mich in Oberkrimml vergeblich nach solchen um, obwohl mir mein liebenswürdiger Hausgenosse in Zell, Herr Oberst v. K., der ein paar Jahre vorher den Sommer in Oberkrimml zugebracht hatte, auf einem Spaziergang durch den Kollingwald versichert hatte, auch dort Leichenbretter gesehen zu haben. Leider konnte ich meine Absicht, den oberen Pinzgau noch einmal zu besuchen, nicht mehr ausführen und mich also nicht durch den Augenschein davon überzeugen, ob der Brauch der Leichenbretter dort anzutreffen sei oder nicht. In Fusch und Rauris weiss man sicher heutzutage nichts mehr davon, da nirgends irgend welche Spuren zu finden sind. Ob dereinst im ganzen Pinzgau die Sitte des Anbringens der Leichenbretter geherrscht hat, was ja an und für sich entschieden als wahrscheinlich bezeichnet werden muss, darüber stehen mir keinerlei Nachweise zur Verfügung, denn auch in den »Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde« habe ich keinerlei Angaben über unseren

gewiss uralten Brauch gefunden. Und man braucht sich darüber auch gar nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, dass früher thatsächlich nur der rohe Laden, auf dem die Leiche gelegen hatte, ohne irgend welche künstlerische Ausschmückung nur mit drei Kreuzen, den Anfangsbuchstaben des Namens oder dem vollen Namen des Verstorbenen und der Jahreszahl seines Todes, zur Erinnerung an eine Scheune oder an einen Baum genagelt oder an einen Zaun gelehnt wurde. Die von Hein a. a. O., Nr. 42 erwähnten Bretter dieser Art an den Scheunen von Schmiding und Pfaffing sind heute noch vorhanden, aber auch anderwärts habe ich sie getroffen, so beispielsweise in Leogang ein abgerundetes Brett mit der Bezeichnung:

† † †
18 F P J C 62*)
R. I. P.

Auf einem anderen im Kollingwald steht:

18 Josef Grundner 51**)
Gott verleihe ihm eine fröhliche Auferstehung.

Noch einfacher war ein Brett an einem Stadel nicht allzuweit vor Alm auf dem Wege nach Saalfelden; es zeigte nur in der Mitte drei stehende Kreuze und die vier rechteckigen Ecken des Brettes waren durch eine Querlinie abgeschrägt. Ueber solche Bretter war freilich nicht viel zu schreiben; anders ist es heutzutage, wo durchaus die Gepflogenheit herrscht, den Angaben über Geburts- und Todesdatum des Verstorbenen einen in der weitaus grösseren Anzahl der Fälle aus vier Zeilen bestehenden Vers beizufügen.***) Kurze Erwähnung hievon macht auch Hein a. a. O. S. 63 unter Nr. 45. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, dass ich sämmtliche von Hein verzeichneten Fundstellen von Todtenbrettern in der Umgebung von Saalfelden und gegen Zell zu mit Ausnahme der unter Nr. 13 verzeichneten (elf Bretter am Wege von Saalfelden nach Ramseiden bei einem Kreuz an einem Zaun), eine Stelle, wohin ich auf meinen Wegen zufällig nicht gekommen bin, da der Weg über die Ramseider Scharte zum Riemännhaus und über das Steinerne Meer zunächst in der Richtung gegen Schloss Lichtenberg und dann über dem genannten Ort vorbeiführt, auch jetzt noch gefunden habe oder wenigstens glauben darf, gefunden zu haben. Denn Hein's Aufsätze waren mir allerdings bekannt, aber seine Angaben über die Fundstellen der Todtenbretter vom Jahre 1894 konnte ich erst nach

*) Diese vier Buchstaben sind in deutscher, sehr verschnörkelter Schrift geschrieben.

**) Dies ist die älteste Jahreszahl, die ich auf den zahlreichen von mir gesehenen Brettern gefunden habe. Allerdings waren nicht wenige vollständig verblasst. Eine genaue Abbildung des ganzen Brettes nach photographischer Aufnahme findet man bei Hein, Festschrift u. s. w.. Tafel II, 1.

***) Vergl. O. Rieder a. a. O., S. 107.

meiner Rückkehr von Zell am See nach Innsbruck einsehen und damit meine Aufzeichnungen vergleichen.

Da die Angaben ziemlich allgemein gehalten sind, ist es nicht gut möglich, den Bestand zur Zeit der Aufnahme durch Hein mit dem heutigen genau zu vergleichen. Hier will ich nur erwähnen, dass die Tafel II, 1 abgebildeten Todtenbretter an einem Baume im Kollingwald, so weit meine Erinnerung reicht, auch heute noch in der gleichen Anordnung erhalten sind, wobei allerdings vielleicht eine Auswechslung einzelner Bretter und Ersetzung durch andere stattgefunden haben kann, da sich auch je zwei »Christliche Andenken von 1890 und 1891« und zwei »Leichenbretter« von 1890 neben älteren Brettern finden. Die unter Nr. 49 erwähnten 14 Bretter an einer Scheune bei Pfaffenhofen erscheinen jetzt um vier vermehrt (die jüngsten von 1898 und 1901).

Es würde ermüdend sein, alle Fundstellen unserer Todtenbretter einzeln aufzuzählen, jedoch will ich nicht unterlassen, auf einige besonders interessante hinzuweisen. Auf der Strasse von Saalfelden nach Maishofen fand ich unweit des Gasthauses »zum Harchamerwirth« unter einem grossen Crucifix an einem neben der Strasse befindlichen Zaun 26 Leichenbretter, von denen die meisten den Namen »Herzog« trugen. Die Angehörigen dieser Familie, in deren Besitz sich das obenerwähnte Wirthshaus befindet, haben offenbar diese durch das Kreuzbild geheiligte Stätte, für besonders geeignet zur Anbringung der Todtenbretter gehalten. Ueberhaupt ist im Ganzen die Wahl des Ortes zur Anbringung dieser Bretter, so weit ich zu urtheilen vermag, nicht dem Zufall allein anheimgegeben. Am ehesten spielt derselbe der Natur der Sache nach bei den Waldbäumen, die zu diesem Zwecke wahrscheinlich nach altem Glauben (man denke an den Wald- und Baumcultus) für besonders geeignet erachtet worden sein mögen. Und auch die hier angebrachten Bretter erweisen sich nach den daraufstehenden Namen nicht selten als Erinnerungszeichen für Angehörige derselben Familie.*) Dem Andenken von Angehörigen des Hauses, allerdings im weitesten Sinne des Wortes, sind jene Bretter geweiht, welche am Wohnhause selbst oder an dem anstossenden Scheunen- oder Stadelbau angebracht sind. Hierfür fand ich Belege in Unterbergen beim Abstieg vom Hundstein, in Alm im sogenannten Klausnerhäusl, wo mir mehrere Leichenbretter in frischen Farben und sorgfältiger Ausführung, darunter eines von 1902, in die Augen fielen. Sie waren, wie mir der auf dem Söller sitzende freundliche Alte erzählte, die Leichenbretter von Personen, die im Hause gestorben waren und deren Leichen thatsächlich auf ihnen gelegen hatten. Dasselbe fand ich an mehreren Häusern in Leogang, wofür ich das folgende Beispiel anführen will:

*) Vergl. O. Rieder a. a. O., S. 79: „Nahe Verwandte werden gern zusammengestellt.“

Leichladen
des ingottverschiedenen*) Wolfgang Deisenberger gewesener**) Schalner, gest. d. 31. Octob. 1898 bei den Rauter***)
in seinem 68. Lebensjahre. Er ruhe in Frieden. † † †

Ein anderer Laden an einem mehr thalauswärts gelegenen Scheunenbau erinnert an eine

»Ausstrag Bäuerin von Simmalinger†) alda.«

Noch eines Brettes an dem Anbau eines Hauses in Maishofen (auf dem Wege nach Schloss Kammer links) aus der neuesten Zeit sei gedacht.

Christliches † Andenken
an den Herrn
Georg Neumayr Stiegerbauer in Maishofen, welcher im 65. Lebensjahre nach Empfang der heiligen Sterbesacramente am 25. Februar 1901 im Herrn verschieden ist. R. I. P.

Geniesse in Freuden nach Trübsal und Leiden,
O theuerster Vater, die himmlischen Freuden,
Doch denke bei Deinem so herrlichen Glück
An Deine tieftrauernden Lieben zurück.

Doch ist der Fall, dass die Todtenbretter am Wohnhause des Verstorbenen oder an hölzernen Zubauten desselben angebracht werden, verhältnissmässig selten. Gewöhnlich werden, wie bereits von Hein hervorgehoben worden ist, Scheuern, die an besuchten Wegen stehen, zur Anbringung der Todtenbretter ausersehen. Nicht selten gruppiren sich die Bretter um ein Crucifix. Aber auch hier ist es nicht der Zufall, dem die Bretter ihre Festlegung verdanken, sondern die örtliche Zusammengehörigkeit der Verstorbenen, deren Andenken sie gewidmet sind. Dies ersieht man besonders deutlich aus der Anordnung der Bretter an der Leoganger Strasse. Regelmässig sind es die Bretter der einer einzelnen Fraction oder einem bestimmten Gute (Hinterstein, Hinterried, Rotheck, Hirnrait, Simerlinggut, Stadlgut, Lenzing) angehörigen Verstorbenen, welche an derselben Scheune befestigt werden. Ein eigener capellenartiger Bau von sehr geringer Tiefe, mit der Kreuzigungsgruppe im Innern, ist als »Christliches Andenken an den Herrn Joh. Nep. Wieser, Grossgrundbesitzer beim Steffel in Mitterhofen« (gest. 4. Jänner 1886) errichtet.††) Einen genau

*) Dies (oder „in Gott verschieden") ist die gewöhnliche Schreibweise dieses nur auf den Todtenbrettern von Leogang vorkommenden Attributs (einmal „Leichladen des in Gottergebenen Jünglings u. s. w.")

**) In dieser Verbindung (ebenso auch „gewester") so viel als „abgewirthschafteter, aufgehauster" Besitzer.

***) Dies ist nach meiner Erkundigung der Hausname.

†) Simmerlinggut. Dialectische Aussprache des „er".

††) Der Grabstein dieses Johann Wieser findet sich (allerdings mit 1885 als Todesjahr, doch deuten alle übrigen Umstände mit zwingender Nothwendigkeit auf die Identität der beiden Personen) in der im Süden unmittelbar an die Kirche angrenzenden Ecke des



entsprechenden Bau fand ich vor einem alten Stadel südlich von der Kirche des Dorfes Alm mit sieben Brettern (das jüngste vom Jahre 1899).

Wie an der Strasse von Saalfelden nach Maishofen fand ich auf dem Wege von Kammer nach Saalfelden in der Nähe von Deuting an einem Zaune neben einem alten Bildstöckl drei Bretter als »Christliche Andenken« an Angehörige der Familie Deutinger aus den Jahren 1877, 1898 und 1902. Dem »geehrten Jüngling*) Christian Deutinger Jagllipen-Bauer«, der am 24. März 1898 im 65. Lebensjahr verstarb, sind folgende Verse gewidmet:

Gottlob! Es ist vollbracht!
Mein Jesus nimm mich auf.
Fahr' hin, o Welt!
Ihr Freunde gute Nacht!
Es ist vollbracht.

Nicht uninteressant war es mir, in dem Orte Deuting selbst an einer Waschküche (diesem Zwecke schien mir das Holzhäuschen vornehmlich zu dienen) eine Tafel zu finden mit dem mir wohlbekannten Bildniss der heiligen »Maria von Georgenberg in Tirol«; darunter steht »1856 Bitte für uns 1899«. Da daneben zwei ganz rohe Laden nur mit den Anfangsbuchstaben der Namen aus den Jahren 1861 und 1874 angebracht sind, darf man sicher auch die an erster Stelle namhaft gemachten Jahreszahlen auf einen Todten beziehen. An derselben Strasse liegt zwischen Kammer und Gerling das stattliche Gut Oberhaus. Hinter demselben war rechts neben

---

Friedhofes von Zell. Angehörige desselben Geschlechtes verewigen zwei andere Grabsteine auf dem Zeller Friedhofe an der gleichen Stelle.

„Christliches Andenken an den ehrengeachteten Johann Wieser, Steffelbauer zu Mitterhofen, geboren am 2. Februar 1814, gestorben am 24. August 1863 in der Wassercur zu Karlsbad.

Zu früh entfloh der Geist aus Deines Körpers Hülle,
Vater, ach! von Kind und Mutter tief beklagt;
Doch nie zu früh es ist, wenn Gottes Wille
Durch seinen Engel Dir des Todes Stunde sagt."

Die Inschrift des zweiten Steines lautet:

„Zur frommen Erinnerung an Josef Wieser, gewesener Steffelbauer zu Zell am See, geboren 11. Februar 1791, gestorben 1. Jänner 1864, und seine Ehegattin Magdalena Wieser, geboren 28. Mai 1791, gestorben 15. November 1870.

In des Himmels ewig grüne Auen
Zoget Ihr, geliebte Eltern, hin.
Von dem Glauben gingt Ihr hin zum Schauen,
Weil Ihr fest gewahrt den gläubigen Sinn.
Neun von Euren Kindern standen schon,
Eh' geschieden Ihr, an Gottes Thron.

*) Bekanntlich so viel als „Junggesell". Vergl. z. B. v. Hörmann, Grabschriften und Marterln I, 63: „Hier liegt der ehrsame Jüngling Kaserer, welcher im 75sten Jahre seines Alters gestorben ist." II, 28: „Hier ruht der ehrenreiche Jüngling Peter Richter, Jetzt stumm und kalt, War 89 Jahre alt."

einem grossen, ganz mit wildem Wein umrankten Crucifix unter einem Bretterdach das »Leichbrett der geehrten Jungfrau Gertraud Hörl« (gest. 1896) angebracht. Eine Ruhebank erleichterte es dem Wanderer, die sechzehn ziemlich nichtssagenden Verse zu lesen, die auf dem Leichenbrett standen und der stimmungsvollen Situation entschieden Eintrag thaten.

Ueber die Ausstattung der Todtenbretter hat schon Hein a. a. O. einige Mittheilungen gemacht und auch in diesen Zeilen ist bereits mehrfach davon die Rede gewesen. Was zunächst die Aufschrift betrifft, so ist unstreitig früher die geläufigste Bezeichnung »Leichbrett« (einmal in Ruhgassing geschrieben »Leich Bred«), seltener »Leichenbrett« oder »Leichladen« gewesen, gewöhnlich mit dem Genitiv der verstorbenen Person. Manchmal findet sich auch »Leichladen zum Andenken«, einmal (in Leogang v. J. 1874) fand ich auch die Form:

»Leichladen † † † | Frommes Andänken«

Nur einmal fand ich die Bezeichnung »Gedenkladen«, vielleicht zwei- oder dreimal »Denkmal«.*) Seltener erscheint der Name des Verstorbenen allein (nach älterer Weise) mit Angabe der üblichen Daten. Am häufigsten dürfte jetzt die Bezeichnung »Christliches Andenken« sein, die, wenn mir bei der naturgemäss nur raschen Besichtigung von hunderten von Brettern kein Irrthum unterlaufen ist, zum ersten Male auf einem Brett aus dem Jahre 1862 geschrieben steht. Eine directe Anspielung darauf, dass der Todte auf diesem Brette gelegen habe, wie dies nach Hein und Rieder ausserordentlich häufig auf den Todtenbrettern im böhmischen und bayerischen Wald der Fall ist, habe ich nur ein einziges Mal auf dem aus dem Jahre 1901 stammenden Leichenbrett des Johann Keil, Zimmermann von Oberhaus (Stadel südlich von Saalfelden vor dem Kollingwald), gefunden, auf dem zu lesen steht:

Ein alter Greis, in Haaren weiss,
Ist einst gelegen hier.
Junger Mann, den Kopf daran,
Einst ist es auch an Dir.

Nicht allzu häufig sind auf demselben Brette die Namen zweier Personen verzeichnet, insbesondere die zweier Ehegatten, wie in dem auf Seite 3 angeführten Beispiel, ebenso auf einem »Leichbrett« an einem Baum im Kollingwald (Ehepaar Herzog, gest. 1863), oder zweier Geschwister (vergl. S. 8). So fand ich an der Strasse Saalfelden—Maishofen ein Brett, das dem »Christlichen Andenken« eines

*) An einem Baum im Kollingwald steht auf *einem* Brett: „Denkmahl des geehrten Jünglings Johann Grassl“ und daneben „Leichbrett“ (der Elisabet Grassl). In Ruhgassing findet man ein „Denkmal von Rupert Vieberger“ (ertrunken 1872), darunter „Leich Bred“ (1885), „Leichbrett“ (1877) und „Christliches Andenken“ (1898).



62jährigen »Bauerssohnes« aus Schwaiberg und eines 10jährigen »Ziehsohnes« auf demselben Hofe gewidmet ist (a. d. J. 1899). Auf einem Leichladen in Maishofen ist das Gedächtniss einer Dienstmagd (gest. 1872) und einer »Inwohnerin« beim »Maurer« (gest. 1881) verewigt, desgleichen zweier Inwohnerinnen von Rotheck (Leogang) vom Jahre 1887, ebendort auch zweier Dienstknechte aus Hinterried (gest. 1890 und 1893). In der Nähe von Maishofen findet sich an einem Heustadel der »Leichladen« dreier Schwestern, die im Jahre 1882 gestorben sind. Vater und Tochter erscheinen auf einem gemeinsamen »Leichenladen« in Leogang (1882).

Auf den neueren Leichenbrettern, die durch die fast durchaus correcte Schreibung und Fügung ihren Ursprung aus der Hand des Fassmalers oder Schreiners*) verrathen, sind gewöhnlich links die auf den Todten bezüglichen Daten mit nachfolgendem R. I. P., rechts die Gedenkverse verzeichnet; in der Mitte ist am häufigsten das bekannte **IHS.**

Einmal fand ich die Anordnung

Verse | Name des Todten u. s. w. | Verse (v. J. 1899).

An Stelle des sogenannten Jesuitenzeichens fand ich auch aufgeklebte gedruckte und bemalte Heiligenbilder, so an dem oben erwähnten Stadel vor dem Kollingwald in der Mitte acht Bretter in der Anordnung ⁘ ; darauf Herz Jesu, Herz Mariä, Johannes der Täufer und Christus, Schweisstuch der Veronika, guter Hirt. In einem Falle (Schmiding) nahm die Stelle des Jesuitenzeichens der Hoffnungsanker mit darunter geschriebenem »Wiedersehen« ein. Dieses hellbraun angestrichene Brett, auf dem rechts vom Anker auch noch ein achtzeiliges Gedicht verzeichnet ist, stammt aus dem Jahre 1900. In einem Falle (Stadel etwas südlich von Bsuch) zeigte das aus dem Jahre 1864 stammende »Leichbred« links das Monogramm Christi, rechts das Mariens, das man gelegentlich auch auf einzelnen Todtenbrettern in der nächsten Nähe von Saalfelden findet, dann je einen Lebensbaum**) und in der Mitte den Namen des Verstorbenen. Ganz einzig in seiner Art ist ein Gedenkladen, der an einer elenden Keusche in der Nähe des Gutes Untersinlechen unweit des Saalhofs bei Maishofen, angebracht ist. In der Mitte ist unter einem Giebel die bekannte Kreuzigungsgruppe dargestellt, links davon die Abbildung des Mannes, rechts die der Frau, Beide in kniender Stellung, daran anschliessend die beiden Laden der Verstorbenen,

*) Bei wiederholter Erkundigung wurde mir versichert, dass die Bretter aus dem Laden herausgesägt wurden, auf dem der Todte gelegen. Freilich wird man dies nicht annehmen können in den oben verzeichneten Fällen, wo derselbe „Gedenkladen“ mehreren Personen gilt. Hier handelt es sich wohl sicher nur um ein Erinnerungszeichen an die Todten, das die alte Form gewahrt hat.

**) Vergl. Festschrift u. s. w. S. 90 und Tafel II, 3.

darunter wieder ein Laden.*) Die Gedenktafeln gelten dem »geehrten Johann Altacher« (gest. 1859) und seiner Frau Gertrud (gest. 1868) und ihrem Sohne Johann, der als »gewester Bauer in Untersinlechen« (gest. 1880) bezeichnet wird. In dem Häuschen wohnt nach der Mittheilung eines Mannes, den ich in der Nähe traf, als Austräglerin eine Schwester oder sehr nahe Verwandte des letztgenannten Altacher, der auf seinem ererbten Gute aufgehaust hatte (daher »gewester«).

Im Ganzen kehrt auf allen Brettern dieselbe Charakterisirung der Personen durch die Epitheta »geehrt« und »ehrengeachtet« wieder, wofür, wie bereits oben angeführt worden ist, in Leogang »in Gott verschieden« (»ingottverschieden«) tritt.

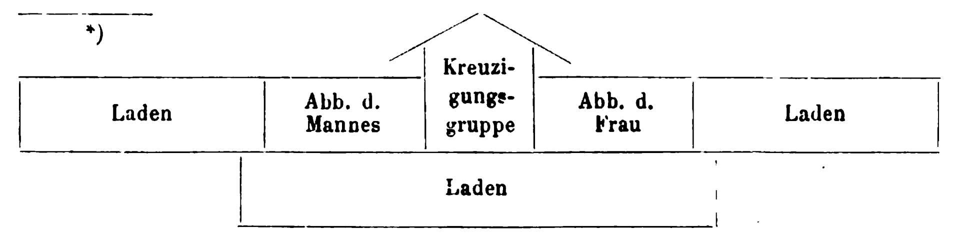
Besonders angeführt mögen werden aus Alm: »Andenken an die Unschuld Johann Niederreiter u. s. w.« und aus Leogang folgender

† † † Leichladen R. I. P.
Zum Andenken an das unschuldige Jungfräulein Maria
Hörl von Elmau hier. Gestorben den 14. October 1895 in
ihrem 7. Lebensjahr.

Es darf im Allgemeinen wohl als sicher angenommen werden, dass unsere Leichenbretter, sobald sie einmal an dem bestimmten Platz angebracht sind, ihrem Schicksal überlassen werden. Daher die vielen gänzlich verwitterten Bretter aus älterer Zeit, während natürlich durch den jetzt fast allgemein üblichen Anstrich mit Oelfarbe die Widerstandsfähigkeit bedeutend vermehrt wird. In einem Falle (kleiner Stadel in Maishofen) liess sich aus der in gleichem Zustande erhaltenen, mit derselben Farbe aufgetragenen Schrift mit Sicherheit feststellen, dass der Leichladen des im Jahre 1869 verstorbenen Peter Barwona bei der Aufstellung des zweiten, dem Andenken der im Jahre 1879 verstorbenen Jungfrau Borwona geweihten, erneuert worden sein muss.

Nach dieser möglichst erschöpfenden Darstellung über den gegenwärtigen Befund der Leichenbretter im Mittelpinzgau erübrigt uns noch, der zahlreichen Gedächtnissverse zu gedenken, welche, wie bereits oben angeführt worden ist, auf ihnen angebracht werden. Ich habe weder Zeit noch Lust gehabt, alle diese Reimereien, die zum Theil die Mühe des Abschreibens nicht lohnen, meinen Aufschreibungen einzuverleiben; doch will ich nicht ermangeln, am Schlusse dieser Ausführungen einige mitzutheilen. Dies ist umsomehr gerechtfertigt, als v. Hörmann in seinen »Grabschriften und Marterln« nur drei Proben solcher Leichenbretterpoesien aus dem Pinzgau mittheilt (I, 21 und

*)



34; III, 94.) Ich stelle zunächst fest, dass in einem Falle (von 1891) der kundige Maler oder Schreiner Schiller's Glocke geplündert hat; allerdings ist der Wortlaut etwas geändert, indem es heisst:

Ach, die Gattin ist's, die theure,
Ach, es ist die treue Mutter,
Die der Fürst ins Reich der Schatten
Weggeführt aus dem Arm des Gatten.

Verbessert ist der Schiller'sche Text gerade nicht.*) Auf einem anderen Leichenbrett lesen wir eine Strophe des Liedes »Das Grab ist tief und stille«:

Das warme Herz hienieden,
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

Von dem im Jahre 1891 verstorbenen Mathias Scheiber, Bauer von Ridenhäusl (Leogang), heisst es:

Dort lebt der Vatter beste
In süsser Himmelsruh
Und von der Himmelsfeste
Ruft er uns tröstend zu.

Dem »Andenken« des im Jahre 1899 verstorbenen 17jährigen »geehrten Jünglings Michael Dum« sind folgende Verse geweiht:

Der Frühling kommt! Der Frühling kommt!
Und wenn der Frühling wieder kommt,
Dann bin ich nicht mehr hier.
Und wenn die Blumen wieder blüh'n,
Dann blüh'n sie über mir:
Es trifft Euch jetzt mein letzter Blick;
Ich gehe fort, Ihr bleibt zurück;
Ich geh' voran, Ihr kommet nach:
O! haltet Eure Auge(n) wach,
Das (liess „dass") ihr von Ziel von Weg nicht irrt,
Der Euch zum Throne Gottes führt.

(Stadel vor dem Kollingwald.)

Ebenso lesen wir (v. J. 1894):

Es ruht nun aus die Leidenshülle,
Zwar thränenlos, doch Thränen werth,
Und wird im tiefen Schmerzgefühle
Durch Thränen noch geehrt.

Ferner vom selben Jahre:

Auf Erden ist kein ewig Bleiben
Uns ist ein andres Reich bestimmt,
Wo Ruh' nach schweren Treiben,
Belohnung dort kein Ende nimmt.

---

*) Vergl. O. Rieder a. a. O. S. 106, Fussnote 97, wo eine Grabschrift aus Gröding (südwestlich von Salzburg) angeführt ist, die in allerdings ganz freier Weise eine Reminiscenz aus Schiller's Glocke verwerthet.

Hier und in Lenzing:

Die Welt vergeht mit ihrer Lust,
Vergeht mit ihrem Leid,
Nur wer den Willen Gottes thut,
Der bleibt in Ewigkeit.

Diese Verse gehören, wie die Jahreszahlen 1898 und 1900 zeigen, zu dem Repertoiro des Künstlers.

Der im Jahre 1878 verschiedenen Maria Rohrmoser wird bewegt nachgerufen:

Ihr ist wohl, sie ist nun drüben
In dem selig frohen Ort,
Doch im Herzen ihrer Lieben
Blutet stets der Schmerz noch fort.*)

(Stadel vor dem Kollingwald.)

Ebenso lesen wir auch:

Schmerzhaft hat er ausgelitten
Und ging der Heimat Gottes zu;
Er hat den bittern Kampf bestritten
Und schlummert nun in sanfter Ruh'.**)

Aus der Sammelstelle von Lenzing stammen folgende Verse aus den Jahren 1901, 1899, 1896, 1900:

Wie können wir ihm klagen,
Dass wir ihn nicht mehr seh'n;
Er wird nach kurzen Tagen
Uns dort entgegen geh'n.

Ach, der Tod soll uns nicht scheiden;
Jenseits winkt das Morgenroth.
Jenseits schwinden Schmerz und Leiden
Und dort trennet uns kein Tod.

Nach schweren Leidenskämpfen hienieden***)
Den†) Du, Herr, ihr hast beschieden,
Reich' ihr an Deinem Gnadenthron
Die heiss ersehnte Siegeskron.'

Den††) Glauben treu in Leiden
Ferlisest†††) sie die Welt
Und bist zu ewigen Freuden
Den Heiligen zugesellt.

Auf Leichläden in Leogang stehen die folgenden Verse:

Hier hört der Kampf des Christen auf,
Vollendet hat er seinen Lauf;
Der Geist eilt in sei(n) Vaterland
Und wird erquickt von Gottes Hand.

Leb' wohl Du theurer Bruder,
Leb' wohl Du braver Sohn;
Hier war Dir Leid beschieden,
Dort wird Dir Gottes Lohn.

---

*) Vergl. dazu O. Rieder a. a. O. S. 113, wo der letzte Vers lautet: „Lebt noch stets die Gute fort."

**) Vergl. Hein, Mittheil. d. anthrop. Ges. XXI, 94, wo aus dem Böhmerwalde folgende Variante verzeichnet ist:

Sie hat nun schmerzhaft ausgelitten
Und ging der ewigen Heimat zu,
Sie hat den letzten Kampf bestritten
Und schlummert nun in sanfter Ruh'.

***) „Hienieder" steht auf dem Brette.

†) „Denn" hat das Original.

††) Lies „Dem".

†††) = „Verliessest". Merkwürdig ist die Vermischung der beiden Constructionen „verliessest Du" und „verliess sie", welche die fehlerhafte Wendung im Text verschuldet hat. Ganz anders ist der Wechsel der Personen in der Anrede des Vaters bei Hein, Mittheil. d. anthrop. Ges. XXI, 94. („Ruhe", „seid Ihr von uns geschieden", „Ihr Verlust".)

Anhangsweise mögen einige nicht uninteressante Grabschriften aus dem Zeller Friedhofe Platz finden, die v. Hörmann in seinen bekannten Sammlungen nicht aufgeführt hat, da sie zumeist nach deren Erscheinen abgefasst sind. Einer langjährigen, im Jahre 1888 verstorbenen Dienstmagd sind folgende Verse gewidmet:

Von reiner Hoffnung stets erfüllt,
Die uns der Glaube spendet,
Hat sie die Leiden dieser Welt
In Jesu Nam vollendet;
Sie ruft uns aus dem Grabe zu,
Der Glaube lohnt mit höh'rer Ruh'.

Dem bürgerlichen Riemer- und Sattlermeister, Altbürgermeister, Landtagsabgeordneten und Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes Josef Salzmann wird nachgerühmt:

Was Du fürs allgemeine Wohl geschafft,
Als Bürger, Landesbote, Bürgermeister,
Es war ein Dauerwerk im Reich der Geister,
Erzeugt aus edlem Sein, Talent und Kraft.

Ein Gatte widmet seiner verstorbenen Hälfte folgenden Nachruf (v. J. 1899):

Dich, o Gattin, sterben sehen
War mir grosser Schmerz,
Treu war Dein besorgtes Auge,
Lieberfüllt Dein Herz.

Deiner will ich stets gedenken,
Bitt' auch Du für mich,
Dass wir einst uns wiedersehen
Selig ewiglich.

Zwei Opfern des im Sommer so lieblichen und fast immer ruhigen Sees sind in allerdings zum Theil bekannten Wendungen folgende Grabschriften gewidmet:

Hier ruht unser lieber Sohn Jos. Schattbacher, Gasthofbesitzerssohn in Zell am See, welcher am 14. Juli 1896 in seinem 28. Lebensjahre im Zeller See verunglückt ist. R. I. P.

Eines biedern Jünglings Hülle
Decket dieser Hügel zu,
Gottes unerforschter Wille
Brachte zeitig ihn zur Ruh'.

Hier ruht der ehrengeachte Johann Gruber, welcher den 16. Jänner 1897 in seinem 32. Lebensjahre im See verunglückt ist und am 4. April wieder gefunden wurde.

Was Du jetzt bist, war ich auf Erden,
Was ich jetzt bin, wirst Du auch werden:
Ich bin jetzt da und wart' auf Dich,
Gehst Du vorbei, so bet' für mich.*)

*) Dieser alte Spruch ist nicht selten auch auf Leichenbrettern zu finden. v. Hörmann, Grabschriften und Marterln, I, 35 hat die Variante:

Ich lieg' im Gras und muss verwesen
Was Du jetzt bist, bin ich gewesen!
Was ich jetzt bin, das wirst auch Du! —
Drum steh' und bet' für meine Ruh'.

(Leichenbrett im bayerischen Wald.)

Auch für den folgenden bietet v. Hörmann Belege.

Kurz war der Weg in die Ewigkeit,
Um sechs Uhr fuhr ich fort,
Um acht Uhr war ich dort. R. I. P.

Einem im October 1900 im zartesten Alter verstorbenen Kinde werden die Worte in den Mund gelegt:

Darunter ich gebittet war,*)
Dir sei der grösste Dank gebracht,
Getreue Mutter, gute Nacht.

Den Schluss bilde folgende Grabschrift aus dem Jahre 1853:

Wer treu der Christen Pflicht ergeben
Und Kinderliebe übt im hohen Sinn,
Dem bleibet Christus stets sein Leben
Und Sterben wird sein Hochgewinn.

Gebäcke in der Zeit der sogenannten Rauchnächte.

Von Hofrath Dr. Max Höfler, Tölz.

In der dunkelsten Zeit des ganzen Jahres, in den sogenannten Rauchnächten zwischen der Wintersonnenwende (Weihnachten) und dem alten oder grossen Neujahr (Epiphania, 6. Jänner), liegt das von dem Syrer Ephraem (gestorben 378 zu Edessa) schon im 4. Jahrhundert als heilig und von der christlichen Synode zu Tours 567 als besonders verehrungswürdig bezeichnete Dodeka-hémeron, eine zwölf Nächte dauernde Zeitperiode, welche das Christenthum, »der Gewalt der Sitte weichend« (Pfannenschmid, Das Weihwasser, 103), ebenfalls als eine Cultzeit behandeln musste, während A. Tille (Yule and Christmas) es wahrscheinlich zu machen sucht, »dass diese sagenumwobene Zeit der Zwölften nichts als das germanische Abbild des christlichen Dodeka-hémeron, der heiligen Zeit zwischen Weihnachten und Epiphania, dem neuen und alten Erinnerungstage der Gottwerdung Christi sei«. (Schrader, Reallexikon der indogermanischen Alterthumskunde, 392.) Würde letzteres richtig sein, so müsste sich das auch in der Volkssitte, dem hartnäckigsten Bewahrer früherer Culturverhältnisse, bemerkbar machen. Die christliche Kirche wäre wohl im Stande gewesen, heidnische Sitten verschwinden zu lassen oder einen neuen kirchlichen Kalender einzuführen, nie und nimmer aber wäre es ihr gelungen, heidnische Festspeisen in eine von ihr eingeführte christliche Cultzeit einzulegen, selbst wenn dies — was gewiss sehr unwahrscheinlich ist — ihre Absicht gewesen wäre. Finden wir nun in der Zwölften gewisse Festgebäcke oder Speisen, die allgemein üblich sind in dieser Zeit, und trugen diese Cultspeisen einen bestimmten Charakter, der den heidnischen Ursprung kennzeichnet, dann sind wir berechtigt, anzunehmen, dass eben das

*) Offenbar verschrieben für „gebettet".

Christenthum eine schon vorhanden gewesene, in der Jahreszeit gelegene heidnisch-germanische Cultzeit in seinen Festcyklus aufgenommen hatte.

Diese Eintheilung in *13 „Tage“ oder 12 Nächte* beruht wohl sicher auf römischem Einflusse, der eine Eintheilung des Jahres in vier Zeiten = quatuor tempora, Quatember und in 52 Jahreswochen (4 × 13) brachte, während die Germanen nur Winter und Sommer hatten und die Wocheneintheilung nicht kannten.

Als Uebersetzung des griechischen Dodeka-hémeron sind anzusehen die Ausdrücke: Zwölften, Zwölfnächte, 12 heilige Nächte; Westphalen: die drüttien (= 13) dage; Böhmen und Voigtland: Unternächte; Westphalen und Baden: zwischen den Jahren; Schleswig: twische de dage; Nordfriesland: twasche üjl en nai (zwischen Alt- und Neujahr); Dänemark: jule-tylvten; Schweden: tretton dage; England: twelve nights. Diese Bezeichnungen könnten sich trotz der Bezeichnung »Nächte« von dem christlich-griechischen Dodekahémeron ableiten; bei nachfolgenden aber dürfte ein christlicher Hintergrund auszuschliessen sein: Angelsächsisch: modra niht = noctes matrum oder besser mater noctium = die Erzeugerin der kommenden Nächte des neuen Jahres (E. Mogk, Germanische Mythologie [2], 31. Simrock, Handbuch der Mythologie, 562. Tille, Deutsche Weihnachten, 285); Schweden: farängla-dage (fahrende Engeltage; die Seelengeister, welche als Dunkelelben herumschwärmen, werden als ausfahrende Engel bezeichnet); Süddeutschland: 12 »Rauch«-Nächte (darüber unten Näheres); Tirol: Gstampa-Nächte (Stampa = die stampfend auftretende Perchta, die Anführerin der Seelenschaar); Baden: Sperrnacht (weil das Spinnrad gesperrt bleiben soll in der Zeit, in der die Geister umgehen); Schweiz: Nidelnächte (weil diese Geister oder das Gesinde Nidel- [Schlagrahm-] Speisen erhielten); Münster i. W.: kukedage (Kuchentage für die zu speisenden Seelengeister); Niederdeutschland: 12 Lût-dage; die mit Speisen versöhnten Geister gewähren ein glückliches Los im neuen Jahre, das man in diesen Schwärmzeiten der elbischen Geister vorauswissen, errathen wollte, daher auch im Egerland: Rathnächte.

Es sind eben die dunkelsten Nächte des ganzen Jahres, in welchen nach deutschem Volksglauben die Seelengeister thätig sind und die Kraft der Hexen am höchsten ist. Die als geflügelte Engel vorgestellten Seelen der Verstorbenen fahren aus und besuchen ihre Heimstätten; an ihrer Spitze — »de helle ridt« in Schleswig — ziehen die Anführer dieser Seelenschaar (wilden Jagd, Seelenhunde etc.), der Weltjäger, wilde Jäger, Schimmelreiter Wôde und die Perchta, Holda, Stampa, die frawen unhold, Fraw Gôde, Fraw Hera (Erke, Harke, Arke, Herta). Das Todten- oder Seelenheer — Wuetisheer — fährt durch die Lüfte mit den Winden in dieser Zeit, in der man den Wolf (= Wodes, Seelenhund) nicht nennen darf. In Augsburg

zieht die sogenannte Wehmutter (Perchta) in den Rauchnächten durch die Strassen der Stadt. Die Seelenhunde verlangen ihre Nahrung oder Opferspeise, die Todten ihr Spendebrot (siehe Globus 80, Band 6, S. 91). Diese Erinnerung an die Todtengeister bewahrt auch noch der oberbayerische Brauch, am 4. Adventsonntag vor Weihnachten ein Traueramt mit Gräberzierde zu halten. Disen- und Elbenopfer (disa-, alfa-blót) fanden um diese, durchaus nicht gleichgiltige Zeit der dunkelsten Nächte statt bei den Nordgermanen. In Böhmen ist in derselben »die Luft mit Todtenseelen angefüllt«, welche mit Melusine, der weissen (Todten-) Frau um diese her wimmernd einherfliegen (wie die oben erwähnten schwedischen Engel); sie lassen sich beschwichtigen, wenn man ihnen Mehl und Salz (diese typischen Todtenopfer) oder auch nur Mehl allein zum Fenster hinaus in den Wind wirft (als Windfutter) (Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr 579, 580) »nam in hodiernum usque diem vetulae inter domini nativitatem et epiphaniam dicere publice solent: »vrouwe Hera vlüget«, hoc est domina Hera volat per aëra quoniam apud antiquos aër innovari putabatur credebantque cum sibi affere temporalium abundantiam« 15. Jahrhundert, Zeitschrift des berg. Gesch.-Ver. XI. 106. Herrmann, D. Myth. 392). Diese sächsische, chthonische Gottheit, deren Zug durch die Lande besonders an die Zeit der Zwölften sich bindet, hat sich sicher aus dem Seelencult entwickelt. Beim Beginne eines neuen Jahres erhoffte man von der Speisung der Seelengeister, die unter verschiedenen Namen mit den Winden durch die Lüfte fliegen, ein gutes Los im kommenden Jahre; darum werden noch heute in der Oberpfalz drei Hände voll weissen (Seelen-) Mehles in den Wind geworfen mit den Worten: »Wind und Windin! Hier geb' ich dir das Dein, lass du mir das Mein!« (Herrmann l. c. 318); oder in Bamberg: »Lege dich, lieber Wind, bring' dies deinem Kind!« (Praetorius II. 3). Solche Speisungen der elbischen Geister in den Winden, das sogenannte Wind- oder Elementefüttern ist vielfach bezeugt im deutschen Volksbrauche (unter Anderem, Germania, Vierteljahrsschrift XI, 75; Kühnau, Gymnas.-Programm 25). Das Körner- oder Mehlopfer ist ein uraltes Opfer; die Hülsenfrüchte gehörten in der Zeit der Rauchnächte den Seelengeistern, die sich für deren Entgang oder Vorwegnahme durch Krankheiten rächen; man musste sich derselben enthalten, das heisst fasten (im germanischen Wortsinne); in Altbayern und Oberpfalz soll man darum auch in den Zwölften kein Fleisch essen (das heisst fasten in christlicher Bedeutung), sonst wird man krank; am liebsten isst man Grünkraut (Baden) oder Grünkohl mit Lungenwurst oder Schweinskopf (Niederdeutschland) etc. (Wuttke, D. V. A. [3], 64). Kurzum, man sieht deutlich, dass ehemals eine feste Speiseordnung für diese Zeit bestanden hatte, die aber nur aus dem germanischen Seelencult entsprungen sein kann; entsprechend dieser Annahme sieht auch der Niederbayer einen Rauchtag als einen

Fresstag an (Schlicht, Bayer. Land); denn »plenius inde recreantur mortui«; die Todten mussten üppig »eingedeichtelt« (Oberpfalz) werden; je besser die Seelengeister gefüttert werden, desto reichlicher ihr Lohn und Segen. Dieses Fressen oder Schmausen zu Gunsten der Seelengeister, das auch in Schweden am St. Lucientage üblich ist, beziehungsweise war, verwandelte sich mit der Zeit in ein Gesinderecht. »Wer am Kirchenkalender rütteln wollte, der hätte an den Dienstboten eine eherne Phalanx zum Feinde, und vor den sechs Rauchnächten, diesen grossen Bauchheiligthümern, steht der Oberknecht mit flammendem Schwerte« (Schlicht, l. c. 63). Wer in Tirol in den Rauchnächten sich auf einen Esstisch setzt (und so den Speisetisch oder Opferaltar für die elbischen Seelengeister entweiht), der bekommt im künftigen Jahre Eissen (Furunkeln) (Schoepf, Tirol. Idiot. 9), das heisst aus Rache zehren dann die Elben als Hautmaden an ihm; über diese Mitesser oder zehrenden Elben siehe mein Krankheitsnamenbuch (S. 12, 112). In den Zwölften keine Erbsen oder Bohnen essen, (das heisst diese Körnerfrucht den Elben nicht vorwegnehmen), hilft gegen diese elbischen Hautwürmer (Hautkrätze) (Mannhardt, Myth. 135); Erbsen, Linsen, Bohnen gehören in dieser Zeit den Zwergen (Z. f. d. Mythol. I 197); wer sie doch isst, den verwirren die Alpgeister; »er hat Bohnen gegessen« = er ist elbisch verwirrt. Die »fest«gesetzte Speiseordnung (»fasten« im germanischen Sinne) wurde zum Gesinderechte und dieses verlangte in den Zwölften oder in den sogenannten Rauchnächten:

1. den uralten *Brei*, die nordische *Grütze*. In Oberbayern gab es sogenannten »Rauch«-Weizen in Milch gesotten, das heisst die Körnerfrucht in Breiform; im Rauris die sogenannten »Rauch«-Schnitten (Brotschnitten in Milch gekocht). Den elbischen Zwergen im Billstein (im Bergischen) setzte man in den *Nächten* der Dreizehn Tage besondere Näpfchen mit Milchbrei und Honigschnitten, welche sie besonders liebten, hin (Schell, Berg. Sagen, 359); deutlicher kann das Seelenopfer nicht mehr sein; gerade die uralte Breiform der Seelenspeise spricht für eine einheimische Cultfeier. Das römische Christenthum, welches wohl die zeitliche Fixirung dieser dunkelsten Zeit auf zwölf »Tage« (nicht Nächte, diese sind echt germanisch) durchsetzen und einführen konnte, hätte niemals den Brei einführen können als Cultspeise, dieser war sicher schon vor dem Christenthum üblich und festgesetzt; er erhielt sich durch alle Stadien der weiteren Culturentwicklung und auch dann noch, als man längst schon Brot zu bereiten gelernt hatte.

2. Das *Opferbrot* hatte meist einen versüssenden, den Menschen, daher auch den elbischen Geistern angenehmen Honig- oder Früchtezusatz; seine Theilung in »Schnitten« oder »Scheiben« spricht für seine Verzehrung in der Sippengemeinschaft wie beim Todtenmahle. Die Rauriser Bergknappen erhielten solche Rauchschnitten mit Honig

begossen während der Rauchnächtezeit. Ein solch süsses Cultbrot (Hutzel-, Spältel-, Klötzen-, Birnbrot) erhielt in Altbayern erst durch eine übliche Räucherung einen gewissen höheren Werth und grössere Weihe. Die Beräucherung der Wohnung (das heisst die Vertreibung der darin abgespeisten, gesättigten und damit menschlicherseits zufriedengestellten Seelengeister) hat sich noch kirchlich erhalten und gab auch den zwölf Nächten vor dem Heiligen Dreikönigstag den Namen Rauchnächte »Duodecim illis noctibus quae Christi natalem epiphaniamque intercurrunt, nulla fere per Franconiam domus est, quae saltem inhabitetur, quae thure aut aliqua alia redolente materia adversus daemonum incantatricumque insidias non subfumigetur« (1520) (Joannes Boëmus, fol. 59). Das ganze übrige Jahr hindurch wird nie wieder das Haus ausgeräuchert. Die drei Buchstaben C † M † B † an den Hausthüren erinnern noch an die Runen- oder sonstigen Zeichen (Hakenkreuze?), womit die übelthätigen Dunkelelben abgewehrt werden sollten. So musste auch das weihnächtliche Zeltenbrot vor seinem Genusse erst »eingeraucht« werden, das heisst, erst nach der Vertreibung der Seelengeister durch den Rauch durfte das süsse Cultbrot verzehrt werden. 1519 gab man im Münchener Heiligen Geist-Spitale »ze rauchen«, das heisst »man rauchte« so und so viele Brote oder anderes Gebäck (Schmeller, Bayer. Wörterb. II. 14 ff.). Auch in Oberösterreich hält man über den Heiligen Dreikönigsrauch (rauka = Rauchwerk) einen Laib Brot (Ortwein, Deutsche Weihnachten, 127). In Oberbayern hat dieses geräucherte oder Rauchbrot die Gestalt eines *„Rauchwecken“*, das an die Knaufgebäcke erinnert, welche von mir in der Weinhold'schen Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 1902, S. 431 abgehandelt wurden; es hat die Form eines Knochengebäckes. Im Berchtesgadischen liegen diese Rauchwecken in der Zeit vom Heiligen Dreikönigstag (also nach den Rauchnächten) bis Sebastian (20. Jänner) oder wenigstens in der Octave nach dem Heiligen Dreikönigstag unangeschnitten und unberührt auf dem Esstische, sind also eine deutliche Opfergabe. Zu frühes Anschneiden brächte Unheil, während später um Sebastian herum dasselbe gegen verschiedene Krankheiten hilft. (Gefällige Mittheilung des Herrn k. Bezirksarztes Dr. Roth in Berchtesgaden.) Während der drei (!) Rauchnächte durften im 16. Jahrhundert die Zöllner am Isarthore zu München die vom Fuss bis zum Knie reichenden, also Schienbeinhöhe messenden Rauchwecken, welche das thierische Schienbein als Opfergabe vertraten, nach Genüge in Schnitten vertheilen an die Armen vor dem Thore (Archiv d. hist. Ver. f. Oberbayern, 42. Bd., 183). Hier verwandelte sich also das thierische oder animalische Opfer an die Dunkelelben in eine vegetabilische Spende an die Armen (armen Seelen). Die »December-Freiheit« der Geister in der dunkelsten Zeit vor dem neuen Jahre, in welcher man dem Schicksale näher als sonst zu sein vermeinte,

war eine für Los- und Wahrsagung und Zauberei besonders günstige. Wenn darum in Heigermoos (Innviertel) ein Mädchen in einer Rauchnacht mit einem Klötzenbrot (Birnbrot), in dem ein (Opfer-) Messer steckt, um das Haus herum (opfern) geht und es begegnet ihm Einer, so muss dieser den (Opfer-) Laib anschneiden; mit dem kommt sie dann zum Heiraten (Dr. v. Strehle), ein Augurium, das im deutschen Volksbrauche oft wiederkehrt (siehe auch Z. d. Ver. f. Volkskunde 1902, 463).

3. In den Rauchnächten spielten auch die etwas feiner hergestellten Brote, das heisst *Kuchen*, eine Rolle, sie blieben in den zwölf Kuchentagen — englisch: cakes of the twelfte day — als Opferkuchen unberührt und wurden erst am zwölften Tage verzehrt, also am Heiligen Dreikönigstage, nachdem mit dem Heiligen Dreikönigsrauch die Wohnungen ausgeräuchert worden waren. Im Münsterlande sind in dieser Zeit die süssen *Honigkuchen*, im Badischen die damit identischen *Lebkuchen* und sonstige Küchlen üblich (Meyer, Badisches Volksleben, 179, 180).

Beim Spinnen des ersten Flachses brachte man in den Zwölften der Mutter Erde von der neuen Ernte ein Opfer; das erste gesponnene Garn warf man für sie ins Feuer und legte einen Flachsbüschel mit *frischem Gebäck* am Brunnen für sie nieder (Herrmann l. c. 365).

4. In den drei Rauchnächten beanspruchten die Dienstboten des Klosters Chiemsee (Oberbayern) nach dem Essen noch einige Schmalz-*Nudeln* als eine Art Gesinderecht, das sich aus dem Dämonenopfer ableitete; in Tirol wurden in den Gstampa-Nächten für die Gstampa (Perchta) und ihre Kinder (das heisst die von ihr angeführte Seelenschaar) die sogenannten Gstampa-Nudeln aufgetragen; viereckige flache Schmalzgebäcke, deren Teig schon vor dem Räuchern bereit stehen muss; erst nach dem Räuchern durften sie verzehrt werden (Heyl, Volkssagen, 53). Auch stellte man solche sogenannten Krapfennudeln oder Kücheln für die Saligen (Fräulein) aufs Hausdach (für die Windgeister) oder in Krapfenschüsseln auf den Tisch, damit sie die Perchta oder Stampa essen könne (Heyl l. c. 170, 753, 764, Schoepf l. c. 698). In Oberbayern wird den Kindern gerathen, viele sehr heisse Kücheln oder Nudeln zu essen; man müsse sich damit den Bauch schmieren, damit die (Dämonin) Perchta mit ihrem Messer daran abgleite (Gebot der »festen« Innehaltung der herkömmlichen Speiseordnung, »Fastengebot«). Im Egerlande erhält der Kempa (männliche Perchta-Figur) in den Rauchnächten die Reste des Essens (Lippert, Christenthum, 682). Die volksüblichen Gestalten des Rauchnachts-Dämoniums haben demnach etwas Schauriges und Düsteres »wie a g'rechte Rauchnacht« (Schmeller, II. 14). Die Rauchnächte oder Zwölften sind ganz und gar dem Cult der Dunkelelben gewidmet gewesen. Nach der versöhnenden Abspeisung dieser elbischen Seelengeister mittelst der herkömmlichen, durch Brauch

vorgeschriebenen Speisen (Brei, süsse Kuchen, fettreiche Gebäcke) wurden sie wieder durch Rauch aus dem Bereiche der Siedelung vertrieben; denn Lebende und Todte können nicht immer nebeneinander bleiben im gleichen Raume; waren die üblen Geister dann vertrieben, so kam für die lebende Sippe der »Reiche Mahl-Tag« am grossen oder hohen Neujahr (6. Jänner); vorher herrschte Angst vor den bösen, mit Krankheiten sich rächenden, quälenden elbischen Geistern. Diese Düsterkeit des Seelencults macht sich auch in dem culinarischen Volksbrauche in der dunkelsten Jahreszeit, den winterlichen Rauchnächten, bemerkbar; denkt man hiezu sich noch die Wohnungsverhältnisse der urgermanischen Zeiten, wo 16 Stunden Nacht und nur 8 Stunden wirkliches Tageslicht zur Zeit der »December-Freiheit« der Geister herrschte, so kann man sich auch die helle Freude vorstellen, die das neue Sonnenjahr mit sich brachte. »In engen Höhlen, Pfahlbauten und wahrscheinlich halb unterirdischen Wohnungen, dicht um das Herdfeuer gepresst, am Tage halb geräuchert und die Nacht in ungesunden Schlafräumen verbringend, hatten sie (die Germanen) den Winter zu überstehen; krank und durch Seuchen decimirt, erlöste sie das Frühjahr aus der ungesunden Haft und sie begrüssten sicherlich mit Recht die wiedersteigende Sonne als den Heilgott, der sie wieder gesund machte« (Carus Sterne). Unfassbar ist es mir, wie der sonst so kritische Schrader (l. c. 979) behaupten konnte: »Auch verstünde man nicht, wie eine an sich so gleichgiltige (?) Erscheinung, wie die des kürzesten Tages, die Gemüther der Menschen hätte bewegen oder erregen sollen.« Die Rauchnächte im heutigen Volksbrauche bezeugen noch deutlich genug, wie gross die Angst vor den nächtlichen Geistern in der Zeit der Mutternächte ehemals gewesen sein muss.

Zum Schlusse sei es gestattet, auf ein Analogon aufmerksam zu machen, nämlich auf den St. Lucientag (12. December), welcher bis zum 14. Jahrhundert bei den Kalendermachern als der kürzeste Tag galt und der deshalb die gleiche Rolle spielt wie die Rauchnächte, Thomas- und Perchtennacht. Auch die Luciennacht heisst nach E. Hammarstedt (Omen fornordiska arstredelning, 251) die Mutternacht (modernatten) im schwedischen Landvolke, als Erzeugerin der nachfolgenden Nächte des neuen Jahres, sowie lilla jul = kleines Julfest. Noch bei Hans Sachs 1612 »bringt Lucia die langsten Nacht« (Schmeller l. c. I. 1550) und bei den Schweden und Norwegen sollte an diesem Tage das Dreschen abgeschlossen sein (Hammarstedt l. c. 252.) Auch in den deutschen Gemeinden bei Pergine im Tridentinischen enthalten sich zur Zeit der Rauchnächte die Männer der Jagd, die Weiber des Spinnens (Schmeller, II. 15). Praetorius (Blocksberg, 513) schrieb 1668: »man lieset von den Teufeln und Gespensten ingemein, dass sie vor allen andern Zeiten heuffig verspüret werden am Tage oder Feste . . . Luciae.« Die Teufel und Gespenster der Luciennacht

sind natürlich nur Nachfolger der elbischen Geisterschaaren, an deren Spitze im Süden Deutschlands sonst Perchta steht, mit der aber St. Lucia als Kalenderheilige viele gemeinsame Züge hat, wie E. Hammarstedt (Svenska Folket in Ljus. Sveriges Rike III. 6) zur Genüge nachweist; in den Niederlanden ist sie sogar Patronin der Weber, wie Perchta die Spinnerin ist (Volkskunde, tjidschrift 1901, 25). Auch hier am St. Lucientage tritt in Schweden das gleiche Knaufgebäck auf, *St Lucienbrot,* welches im deutschen Süden Rauchwecken oder Krotten, im Holsteinischen Teufelskater (dûvkater), in Schweden Teufelskatze (döfvelskatt) genannt wird. (Ueber dieses siehe Zeitschrift d. V. f. Volkskunde 1902, 4. 31).

Lungauer Kornspeicher.

Von Prof. J. R. v. Grienberger, Innsbruck.

Vor Jahren, als ich an der Seite eines Freundes den Lungau durchquerte und wir uns an den nicht unbedeutenden Vermächtnissen früherer Kunstepochen erfreuten, da galt unser Blick nicht nur den in Kirchen und Stuben verwahrten Kunstschätzen, sondern auch der unvergleichlichen Natur, die mit vollen Händen diesen abgeschiedenen Gau ausstattete, wie nicht minder den friedlichen Siedelungen, die oft ein altehrwürdiges Gepräge tragen.

Allumfassend war unser Blick und dort und da fand sich auch an den Siedelungen ein Stück aus ferner Vergangenheit, das uns zu längerem Verweilen nöthigte.

Viele Jahre sind darüber hinweggegangen, jedoch frisch ist die Erinnerung an das Geschaute, und da mehrere Skizzen und Massaufnahmen, die Frucht einstmaliger Fachthätigkeit, unsere Worte zu begleiten vermögen, so werden unsere Erinnerungen in lebende Bilder verwandelt.

Bei froher Wanderschaft, vorbei an satten, smaragdgefärbten Matten und dunkelgrünen Forsten und im Anblicke himmelstrebender Firnen stiegen wir über den Hohen Tauern thalab in den Lungau, zeitweise auf dem geschichtlich hochbedeutsamen Wege schreitend, der von den Römern schon, wie Meilensteine bezeugen, gebahnt und befahren wurde.

Welch ein prächtiger Gau Salzburgs dort unser harrte, darüber klärten uns die vielen Wanderungen bald auf, und in gleichem Masse als uns dort die Natur so ganz jungfräulich erschien, so unberührt traten uns auch die Heimstätten der Bewohner entgegen.

Hier, wo noch jeder moderne Einfluss gebannt schien, erkannten wir an den theilweise noch gut erhaltenen Bauten einen ebenso einfachen als malerischen Decor, welcher, zierliebender Weise entsprechend, sich auf alle gemauerten Objecte ehemals erstreckt haben mag.

Indem wir diesem Decor uns ausschliesslich zuwenden, fassen wir aus den Bauten der Ansiedelungen besonders einen Wirthschaftsbau heraus, an dem die eben genannte Auszier am besten und häufigsten erhalten geblieben ist.

Die in Rede stehenden Objecte sind Speicher, die entweder neben, gewöhnlich aber dem Hause gegenüber stehen.

Sie sind, im Gegensatz dieser andernorts aus Holz üblichen Bauten, hier aus Stein ausgeführt.

Es ist erklärlich, dass das Wohnhaus im Laufe der Zeit oftmals sein Kleid wechselte, wird doch ihm allein vom jungen Landwirthe die grösste Sorgfalt zugewendet. An ihm ist daher der Decor fast ganz verschwunden.

Wenden wir uns wieder den Speichern zu, die unter dem Namen »Kasten« allgemein bekannt sind, so sehen wir, dass sie, im Gegensatz zum Hause, meistens seit ihrer Erbauung unverändert geblieben sind.

Es fehlte offenbar für sie eine zwingende Nothwendigkeit der Erneuerung, und es dürfte der Besitzer an ihm nur dann sein erhöhtes Wohlgefallen gehabt haben, sobald er voll gefüllt, kein Säckchen mehr zu fassen vermochte.

Der Kasten entsprach aber nicht allein dem Zwecke der Vorrathskammer, sondern er diente auch als Aufbewahrungsort von Werthgegenständen, ja selbst von Geld.

Aus diesem Grunde ist es begreiflich zu finden, wenn für die Sicherheit des Gutes schon bei der Erbauung besonders Bedacht genommen wurde.

Auf rechteckigem Grundrisse erheben sich die vier aus Findlingen erbauten Mauern, die an der Schmalseite mit einem Giebel von 90 Grad endigen.

Dem Lager der vier Mauerecken sind in der Regel grössere Bachblöcke vorgelegt, die dem Bauwerke als feste Stütze dienen.

Das Grössenverhältniss der Grundrissdisposition ist durchschnittlich 5 : 7, bei einer Firsthöhe von 6 bis 7 *m*.

Stets befindet sich der rechteckig oder strebbogig abgeschlossene Eingang an der dem Hause zugekehrten Stirnseite und ausser der Fensteröffnung über der Thüre, einer gleichen an der gegenüberliegenden Schmalseite und den Luken an den Dachwinkeln, finden sich keine Fenster am Hause vor.

Die aufgezählten Lichtöffnungen genügten zur Erhellung des Innenraumes.

Dieser ist für gewöhnlich der Höhe nach durch einen Holzboden untertheilt, zu welchem Geschosse eine Leitertreppe emporführt. Der Bodenausschnitt, durch den die Treppe führt, wird mittelst einer Fallthüre geschlossen.

Etwas unter der Luke, die entweder rechteckig, kreisrund oder schiessschartenförmig ist, ruhen die Fusspunkte eines Tonnengewölbes, das aus Backsteinen besteht und den Innenraum feuerfest abschliesst.

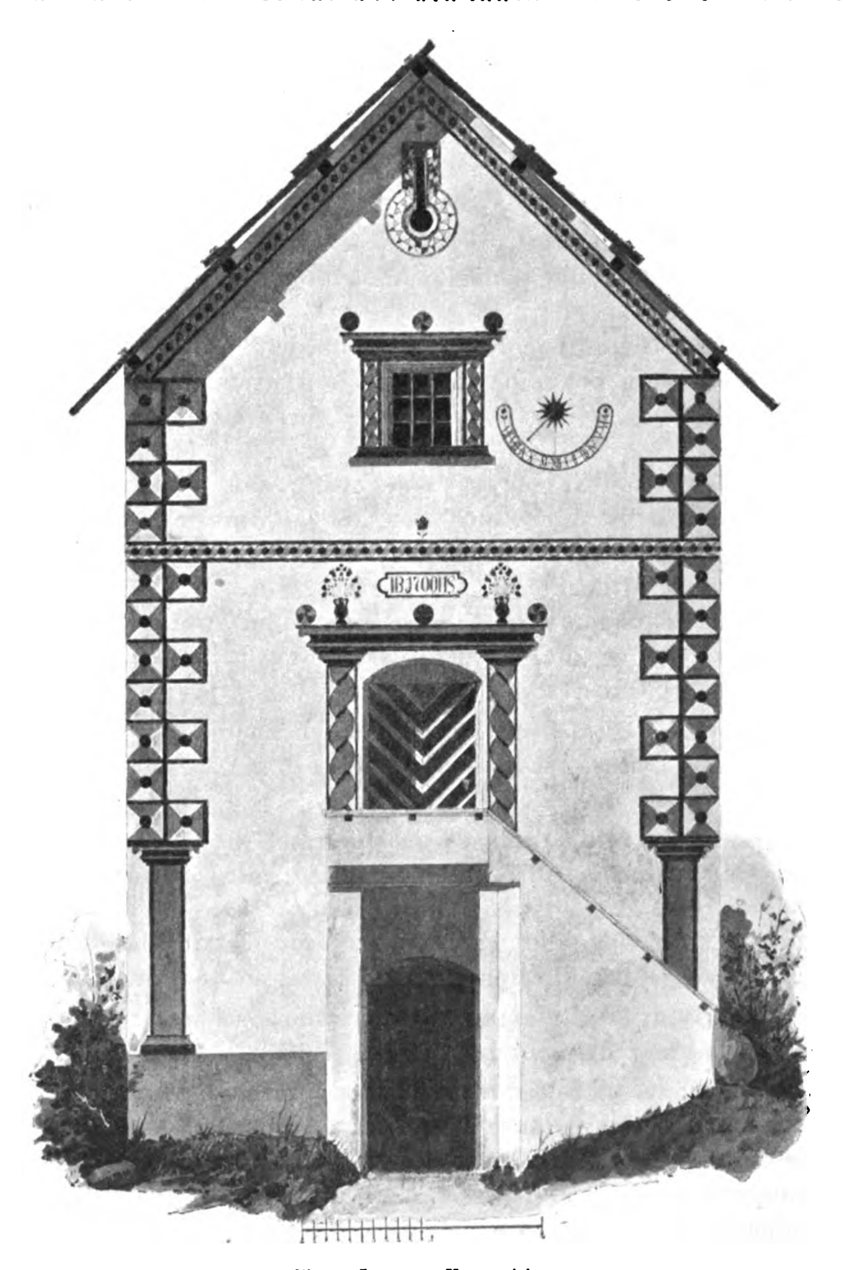


Fig. 1. Lungauer Kornspeicher.

Als äusseren Schutz überdeckt ein mit festen Holznägeln befestigtes Brettschindeldach als Sattel das Bauwerk.

Der Resche entlang läuft ein ornamental ausgeschnittener Windladen, der die Eindeckung verkleidet.

Für die Sicherheit der Kästen ist in der Regel mit schmiedeeisernen Thür- und Fensterbalken vorgesehen, und zudem sind die Fenster mit starkem Stabgitterwerk ausgerüstet. Dort, wo die Thür aber aus Holz verfertigt ist, ist sie eine derbe Bohlenthüre mit massigen Schubleisten, die durch aufgekleidete Facettlbrettchen geziert ist.

Zumeist reichen die beiden durch Untertheilung gewonnenen Räume als Speicher aus, und verhältnissmässig selten findet man einen Keller angelegt.

Auch über dem Gewölbe hat sich keinerlei Raumausnützung gefunden, dasselbe liegt offen unter dem Dache da.

Der eventuell beigefügte Kellerraum ist von aussen zu betreten, wobei das Erdgeschoss um halbe Stockwerkshöhe gehoben ist.

Darum führt sodann eine Treppe zum Eingang des Lagerraumes empor, welche als Vorbau söllerartig gemauert ist. Unter diesem Vorbau befindet sich der Zugang zum Keller.

Nach Darlegung der Gesammtformen schreiten wir zur Zergliederung der Auszier.

Es ist eine allbekannte Thatsache, dass dann erst die Zier eines Objectes am richtigen Platze ist, wenn sie mit der Construction des Gegenstandes Hand in Hand geht, und so einfach auch der Decor der besagten Bauten ist, so sehen wir dieses Schönheitsgesetz stets befolgt.

Es handelt sich hier um eine in bunten Farben prakticirte einfache Bemalung, deren Technik al fresco ist.

Die Führung übernimmt das Rahmenwerk an Thür und Fenster, dem sich weitere Bauformen sowie feine Zierden animaler wie vegetabiler Natur anschliessen.

Die ornamentalen Motive bestehen der Hauptsache nach aus geometrischen Zirkelzeichnungen, die ein bandbildendes Lineament abgeben.

Der gesammte Formenapparat ist in den frischen Mörtel als Contour breit eingeritzt. Die Breite der Linien beträgt circa 3 *mm*. Zur Anlage der geometrischen Figuren hatten Schablonen gedient.

Den Bau flankiren starke Streben, die durch Verzahnungen ausgedrückt sind. Ihre einzelnen Quader sind diagonal getheilt und verschiedenartig gefärbt. Der Wechsel der Bemalung vollzieht sich entweder in symmetrischer Weise, oder es ist darauf Bedacht genommen, dass jedes Feld an Farbe wechselt.

Bei reicherer Lösung werden die Dreiecksfelder von einem vom Centrum ausgehenden kleinen gevierteten Kreis gedeckt, dessen Viertel ebenso an Farbe verschieden sind.

Die Abfassung der Bossagen findet durch umsäumende breite Bänder Ausdruck.

Durch diese lebhafte Eckflankirung, deren Farben beinahe grell sind, wird ein kräftiger Abschluss nach aussen herbeigeführt.

Gleich der Verzahnung, die in allen ihren Theilen verstanden gelöst ist, entbehren auch die Thür- und Fensterchambranen im Allgemeinen nicht dieser Vorzüge.

So ist erstere eine von Säulen getragene Gebälkarchitektur, während letztere die constructiven Theile des Fensters, Sohlbank, Sturz und Träger aufweist.

Alle diese Formen entsprechen im grossen Umriss den Architekturgesetzen, und nur die Detailgliederung lässt eine naive Auffassung der Elemente erkennen.

Dieselbe spricht sich besonders in der als Contour wiedergegebenen Unterschneidung der Hängeplatte aus, sowie die Aneinandergliederung runder Elemente ohne Trennungsplättchen eine gewisse Freiheit im Gebrauche der Motive bekundet.

Die innere Stockwerksuntertheilung drückt sich auch am Aeusseren des Baues zumeist durch eine Fasche aus.

Dieselbe ist als vielfarbiger Zopf oder als breites Band gekennzeichnet; sie zieht sich an dem Giebel wie an den Längsmauern als säumender Abschluss entlang.

Auch die einzelnen Glieder der Architektur wechseln bei vielfarbiger Anlage von Element zu Element ihr Colorit.

Einfachere Bemalungen sind jedoch nur in Grau ausgeführt, welche dergestalt umsomehr an Sgraffiten erinnern.

Das schon ziemlich lebendige Bild erhält noch durch anderweitige freie Zierden ein reicheres Ansehen, indem ornamentale wie animale Compositionen, die Flächen füllend, hinzutreten.

Vorzüglich sind die Heiligen dazu ausersehen, einen Wandschmuck abzugeben und es spielen der heilige Georg und der heilige Florian dabei eine der Hauptrollen.

Auf der Fasche, auf dem Kranze der Thürverdachung und auf dem Schlussgesimse der Fenster stehen zierliche Blumenvasen voll prangender Sträusse; es tummeln sich darauf Thiere des Waldes, wie die Gemse oder der Hirsch.

Von Versuchen der Maler, in figuraler Beziehung mehr als die conventionellen Heiligenfiguren zu wagen, haben wir nur ein Beispiel angetroffen.

In Vorder-Göriach lenkten zwei stramme salzburgische Grenadiere unsere Aufmerksamkeit auf sich, die, zu den Seiten des Einganges postirt, offenbar Wache zu halten haben.

Im Sinne religiösen Eifers waren auch die Initialen Christi und Mariens nicht vergessen worden, die in einem Rahmenwerk eingeschlossen zur Vertheilung gelangen.

Die Schäden der Witterung machen sich am Fusse der Bauten besonders bemerkbar, weswegen die Lösung des Fusses der Verzahnung meistens fehlt.

Sicherlich sind die Quadern bis zum Sockel fortgesetzt gewesen und nur in selteneren Fällen wurden sie von einem postamentartigen Träger unterbrochen, der sich als Vermittler zwischen die Bossagen und den Sockel schiebt.

Diese Lösung wirkt ebenso zierlich, als sie den eigenthümlichen Reiz der Objecte zu erhöhen vermag.

Alle diese Malereien bewegen sich um die Wende des 17. Jahrhunderts.

Wir können sicher annehmen, dass dieser Decor von Westen nach Osten getragen wurde, da die gleichen Malereien, die in der Schweiz anzutreffen sind, um hundert Jahre zurückdatiren.

In Oesterreich finden sich da und dort Vertreter dieser Malweise; in Tirol hauptsächlich im Vintschgau, dann in Steiermark und ähnliche auch in Kärnten. Immerhin ragen die Malereien des Lungaus durch die Verwendung so vieler lebhafter Farben unter allen hervor.

Die in bestem Materiale ausgeführten Malereien sind besonders durch ihre scharfen und tiefen Contouren geeignet, auf weite Entfernung noch eine deutliche Wirkung hervorzubringen.

„Niedertraxl-Güt'l“ *)

(das einstige Zuhaus zum »Niedertraxl-Gute« in Berg bei Söllheim)

als eine Type der Wohnstätte eines Kleinbauern im salzburgischen Flachgaue.

Von Oberingenieur J. Eigl, Salzburg.

Vorbemerkung.

Nordöstlich von der Stadt Salzburg führt die Salzkammergut-Localbahn nach der Haltestelle Söllheim, bestehend in einem herrschaftlichen Landsitze mit Capelle und einigen zerstreut situirten Bauerngütern, welch letztere die Ortschaft Berg bilden.

Eines dieser Bauerngüter ist das »Niedertraxl-Gut«.**)

Dasselbe besteht heute aus dem in neuester Zeit***) vollkommen umgebauten Hauptgebäude mit Nebengebäude (»Hütt'n«) nebst zugehörigem Grundbesitze.

---

*) Diese Abhandlung wurde von Herrn Oberingenieur *J. Eigl* als Beilage zu seiner Aufnahme des „Niedertraxl-Güt'ls“ (Salzburg Nr. 1) (in dem vom Oesterreichischen Ingenieur- und Architekten-Verein in Wien herausgegebenen Werke: „Das Bauernhaus in Oesterreich-Ungarn und seinen Grenzgebieten“) verfasst. Der Oesterreichische Ingenieur- und Architekten-Verein überliess das interessante Manuscript unserer Zeitschrift zur Veröffentlichung und gestattete gleichzeitig die Reproduction der zugehörigen Aufnahmetafel aus dem genannten Werke, wofür die Redaction hier den verbindlichsten Dank abstattet.
Die Red.

**) Im alten Steuerbuche ex 1779 benannt: „Gut Niederntraxln“. Erbrecht des Stiftes und Klosters St. Peter.

***) Im Jahre 1878.



Einst aber besass dieses Gut auch ein Zuhaus für Austragleute, das sogenannte *„Austraghäusl"*, welches nun schon seit langer Zeit, losgetrennt von obigem Gute, *der Wohnsitz von Kleinbauern* geworden ist und dadurch heute noch interessant erscheint, dass es — ungeachtet beträchtlichen Alters — seinen ursprünglichen baulichen Charakter so ziemlich erhalten hat.

Dieses Zuhaus, welches demnach sowohl den Typus eines »Austraghäusls« als auch jenen des »Kleinbauernhauses« darstellt, ist der Gegenstand der vorliegenden Aufnahme und der nachstehenden Erläuterungen.

Geschichtliches.

Das gegenständliche, heute noch unter der Bevölkerung als *„Austraghäusl zum Niedertraxl-Gut"* bekannte Gebäude trägt die Hausnummer 4 der Ortschaft Berg.

Nach der unter dem Gange an der vorderen Giebelwand ersichtlichen Jahreszahl bestand das Haus jedenfalls schon 1687; doch ist es nicht ausgeschlosssen, dass sich diese Zahl auf eine Renovirung oder einen Umbau des Hauses bezieht und dass demnach Theilen (wie etwa den Schrotwänden der Wohnräume) möglicherweise ein noch höheres Alter zukommt.

Dass schon vor sehr langer Zeit bauliche Umgestaltungen am Hause — wie dies eben bei so alten Gebäuden fast stets der Fall ist — stattgefunden haben, darauf deuten die (im Innern der Wohnräume) noch sichtlichen Spuren der ursprünglichen ältesten Fensteröffnungen hin, welche durch die Art ihrer Anlage*) schon auf ein sehr hohes Alter hinweisen. Dies mag auch die vorausgesprochene Vermuthung rechtfertigen.

1687 war das Haus noch zum Gute Niedertraxl gehörig und diente als Wohnsitz für die abgetretenen Bauernleute, das ist als »Austraghäusl«.

Auch 1753 hatte es noch diese Bestimmung, denn in diesem Jahre erhielt das Niedertraxl-Gut Simon Ernst zu Erbrecht, und zwar (wie das Steuerbuch der Herrschaft Neuhaus bekundet) mit »1 Austraghäusl sammt 2 Kuahfuhren«.

Aus letzterer Bemerkung ersehen wir, dass zum Austraghäusl auch ein kleiner Grundbesitz zugewiesen war, wie dies auch bei anderen alten Austraghäuseln nachweisbar ist.**)

---

*) Diese ursprünglichen Fensteröffnungen hatten circa 30 *cm* im Geviert und waren nur in die Schrotwand ohne Auswechslung der Balken eingeschnitten, und zwar so, dass dieselben nicht in einer Horizontalen lagen (was seine constructive Begründung hat), sondern in wechselnder Höhenlage. Eines dieser ursprünglichen Fenster ist ebener Erde, rechtseitig vom Hauseingange noch erhalten und auch in vorliegender Vorderansicht des Hauses ersichtlich.

**) Zum Beispiel Wolfergut in Unterdorf bei Thalgau.

Es trugen demnach solche Austraghäuser baulich schon den Charakter eines kleinbäuerlichen Besitzes, noch ehe die Lostrennung erfolgte und sie zum Kleinbauernhause wurden.

1781 jedoch erfolgte die Ausscheidung des gegenständlichen Hauses vom Niedertraxl-Gute, indem dasselbe um fl. 900 von »Mathias Zillanger et uxor Magdalena Krimpelstötterin« als separater Besitz durch Kauf erworben wurde; und nun folgten in rascher Aufeinanderfolge eine Reihe selbstständiger Besitzer, wobei es (nach den sich steigenden Kaufpreisen zu urtheilen) scheint, dass mit Ende vorigen Jahrhunderts einige bauliche Ausbesserungen am Hause stattgefunden haben.*)

Vermuthlich wurden damals an Stelle der winzigen alten Fensteröffnungen im Wohntheile neue Fensteröffnungen hergestellt, wie solche in der Ansicht des Hauses (nach den noch theilweise erhaltenen) gezeichnet sind; und vermuthlich fällt in diese Zeit auch die Auswechslung der ursprünglichen Schrotwände des Stalles durch schlechtes Kugelsteinmauerwerk nach den drei Aussenseiten zu, welches Mauerwerk wieder als gänzlich schadhaft in neuester Zeit ausgewechselt werden musste.

Die letztere Mauerwerkserneuerung sowie die theilweise neuerliche Erweiterung von Fenstern, welche nun auch mit Deckläden versehen wurden, fallen in die jüngste Zeit; desgleichen mancherlei bauliche Veränderung im Innern, so die Entfernung des alten Stubenofens und der umlaufenden Bänke, die jetzige Einrichtung des Stalles und Anderes; endlich der Zubau eines offenen Remiseschupfens an der Ostseite des Stalles und die Verlegung des Brunnens, welcher sich ursprünglich vor dem Hause befand, nach dem Hausflur, »Vorhaus«.

In der vorliegenden Aufnahme sind diese aus jüngster Zeit stammenden baulichen Veränderungen nicht zum Ausdrucke gebracht, sondern vielmehr der vorhergehende Baubestand, so weit er noch mit Sicherheit constatirbar ist. Dies ist der Fall insbesonders hinsichtlich der Fenster, und sind demnach die von dem jetzigen Besitzer

---

*) Den nun folgenden raschen Besitzwechsel und die sich steigernde Werthbemessung zeigen am besten folgende, dem Steuerbuche ex 1779 der Herrschaft Neuhaus entnommene Daten, indem nach obigen Besitzern die Nachbenannten folgten:

Magdalena Krimpelstötterin durch Verzicht allein, 2. December 1790 . . . . . . fl. 800
Franz Kocher et uxor Helena Weichenbergerin durch Licitationskauf, 17. Mai 1794 fl. 1000
Paul Kurz et uxor Elisabeth Pirnbacherin durch Kauf, 4. Mai 1800 . . . . . . fl. 1300
Josef Brunner und Apollonia Halsauerin durch Kauf, 29. Jänner 1802 . . . . . fl. 1400

Hierauf folgen weiters laut Register des „Amtsspital":

Lorenz Brunner fils $^1/_2$ durch Erbseinantwortung, 19. April 1830 . . . . fl. 590
Lorenz Brunner allein durch Uebernahme der mütterlichen Hälfte, 23. Juni 1834 fl. 1400
Anna Maria Gugg durch Halbsetzung, 4. Juli 1843 . . . . fl. 1400

womit die demnach schon in die jüngere Zeit führenden Aufzeichnungen obigen Registers abschliessen.

geänderten Fenster in den Dimensionen und in der Construction vor Vornahme dieser Aenderungen gezeichnet, wie dies nach den Angaben dieses Besitzers und nach den noch vorhandenen einzelnen unverändert gebliebenen Fenstern geschehen konnte.

Die äusseren Umfangswände der Stallung sind jedoch als gemauert gezeichnet, weil die (wie schon erwähnt) einst vorhandenen alten Schrotwände doch schon vor beträchtlich langer Zeit ausgewechselt worden sind.

Hiezu muss bemerkt werden, dass die Seitenwände der Tenne heute gleichfalls Auswechslungen der Schrotwände durch Mauerwerk zeigen, welche Auswechslungen aber — weil aus der späteren Zeit stammend — in der Zeichnung ausser Acht gelassen sind.

In der Zeit der zu Anfang dieses Jahrhunderts stattgehabten baulichen Veränderungen mag auch eine Erhöhung der später zu besprechenden Thüre unter dem Dachgange fallen; denn es ist nicht anzunehmen, dass die Jahreszahl 1687 so knapp an der Unterkante des als Thürsturz durchlaufenden Schrotwandbalkens angebracht worden ist, sondern es kann vermuthet werden, dass ursprünglich dieser Thürsturz durch den etwa in obiger Weise ausgeschnittenen nächstunteren Schrotwandbalken gebildet wurde. Nachdem jedoch diesbezüglich sichere, bestimmte Anhalte nicht vorliegen, ist von einer planlichen Darstellung dieser ausgesprochenen Vermuthung abgesehen.

Das erwähnte Steuerbuch der Herrschaft Neuhaus vom Jahre 1779 lässt die Reihe der selbstständigen Besitzer bis 1802 verfolgen; ihre Fortsetzung findet diese Reihe im »Register des Amtsspitals« (altes Grundbuch) bis 1843, in welchem Jahre Anna Maria Gugg als Besitzerin genannt ist und der Besitz mit fl. 1400 bewerthet erscheint. In beiden bezogenen Urkundenbüchern ist das gegenständliche Haus noch immer als »Austraghäusl« (ungeachtet der Lostrennung vom Stammgut) bezeichnet.

Im neuen Grundbuche jedoch ist das Haus »Niedertraxl-Güt'l« genannt und in der Catastralmappe »Drechsler« (eine offenbar ganz unrichtige Bezeichnung).

Hauslage und zugehöriger Besitz.

Wie schon eingangs bemerkt worden, ist Berg keine geschlossene Ortschaft, sondern der Inbegriff einiger zerstreut liegender Güter, hierunter des Obertraxl-Gutes und des Niedertraxl-Gutes. Unweit des letzteren liegt das gegenständliche Haus, das einstmalige Zuhaus (Austraghäusl) zum Niedertraxl-Gut, während eigenthümlicherweise zwischen letztgenannten beiden Objecten das Zuhaus zum Obertraxl-Gut (jetzt gleichfalls selbstständiger Besitz) eingelagert ist.

Die vorliegende Copie aus der alten Catastralmappe zeigt diese Lage der obigen drei Häuser, wozu bemerkt wird, dass der in dieser Lageskizze erscheinende Bach sich längs der tiefstgelegenen Terrainstellen hinzieht und sich rechtsseitig desselben das Terrain zu einem

sanft ansteigenden Plateau erhebt, während die am linken Bachufer anrainenden Gründe tiefer gelegen sind.

Um ein näheres Bild hinsichtlich der Hauslage zu geben, ist eine kleine Ansichtsskizze dem Lageplan beigefügt, welche das Haus mit nächster Umgebung (von der Ostseite gezeichnet) zeigt und erkennen lässt, dass sich vornehmlich an der Süd- und Osteite des Hauses der Obstgarten befindet, wo einst auch der Brunnen seinen Standort hatte.

Das Haus liegt nahezu inmitten des zu demselben gehörigen Grundbesitzes, so dass der ganze Besitz einen geschlossenen Complex bildet. Im vorliegenden Situationsplane ist der zum Hause gehörige Grundbesitz durch kräftigere Linien in seiner Umgrenzung hervorgehoben.

Er besteht dermalen aus:

Grundparcelle Nr. 2484 (Acker), Nr. 2485 (Acker), Nr. 2486 (Wiese) und Nr. 2487 (Acker).

Im alten Grundbuche ist der Besitzstand von 1843 wie folgt bezeichnet:

Bauarea Parcelle Nr. 191	—	Joch	42	Wkl.
Grundparcelle Nr. 2484 und Nr. 2487 Eggarten . .	3	»	121	»
» » 2483, 2485, 2486/a und 2486/b, Wiesen, zusammen mit	1	»	195	»
in Summa	4	»	358	Kl.

Der Besitzstand hat sich demnach seit 1843 nicht wesentlich verändert und mag auch in früheren Jahrhunderten ungefähr ein solcher wie heute gewesen sein, im Einklange mit der im alten Steuerbuche erscheinenden (bereits im Früheren angeführten) Bemerkung »1 Austraghäusl sammt 2 Kuchfuhren«.

Er war von jeher ein kleiner, eben geeignet, die Bedürfnisse weniger Menschen oder einer nur ganz kleinen Familie durch landwirthschaftlichen Betrieb einigermassen zu decken.

Letzterer war hiebei von jeher der landesübliche, das ist jener der Wechselwirtschaft.

In jüngerer Zeit bei den stetig sich steigernden Preisen des Lebensunterhaltes mag der rein landwirthschaftliche Betrieb des zum Hause gehörigen Grundes auch kaum mehr zur Schaffung des Nothwendigen für den Unterhalt einer kleinen Familie ausgereicht haben und dürften die Besitzer nebst der Bewirthschaftung des kleinen Grundbesitzes angewiesen gewesen sein, noch durch anderweitige Thätigkeit ihre Einnahmen zu erhöhen.

Dies ist auch bei dem heutigen Besitzer der Fall, welcher Zimmermann ist und als solcher einen Nebenerwerb zu seinem kleinen Haus- und Grundbesitz erhält.

Da der Werth des Besitzes mit der Besteuerung desselben in einem Verhältnisse steht und von letzterer auf ersteren rückgeschlossen

werden kann, sei hiemit noch auf die im mehrerwähnten alten Steuerbuche angeführten Abgaben in untenstehender Anmerkung hingewiesen.*)

Wie das gegenständliche Kleinhaus als Austraghäusl eines grösseren Bauerngutes aus dem letzteren ausgeschieden wurde, so erscheint auch der zugehörige Grundbesitz als ein Theil des Hofbesitzes.

Immerhin prägt sich aber im Wesentlichen auch in diesem kleinen Theilbesitze dieselbe Art der Bewirthschaftung aus, wie sie in der Hofwirthschaft im Grossen vorhanden ist, nämlich die alte »Dreifelderwirthschaft«.**)

Nicht immer aber ist der zum Kleinhause gehörige Besitz ein so wohl arrondirter, wie im vorliegenden Falle.

Die der alten Hofanlage eigenthümliche Umfriedung durch Zäune, welche in ältester Zeit die Grenzen des Gesammteigenthums der Dorfinsassen sowie auch des Sondereigenthums bildeten, sind im Flachgau überhaupt frühzeitig verschwunden.***)

Es ist demnach auch von einer Umzäunung dieses Besitzes keine Spur mehr vorhanden.†)

Allgemeines über die Bauanlage von Kleinhäusern (»Austraghäusln, Zuhäusln oder Sölden).

Bevor auf die Erörterung der vorliegenden Aufnahme eines Kleinhauses eingegangen wird, sei hier über die Bauart von Kleinhäusern im Allgemeinen Folgendes voraus bemerkt:

Im salzburgischen Flachgau gibt das »Kleinhaus« (sei es nun Austraghaus, Zuhaus oder das Häuschen eines selbstständigen Besitzers) immer den Charakter eines grösseren Bauernhauses im Kleinen, wenig verändert, wieder, und zwar sowohl in der Grundrissanlage sowie auch in der ganzen baulichen Durchführung.

---

*) Im Steuerbuche vom Jahre 1779 finden sich hinsichtlich des Austraghäusl zum Niedern-Traxln-Gut folgende Daten vor:

Realanschlag fl.	Steuer-Capital nach dem 1/3 Anschlag fl.	Steuer-Gab pr. 1 fl. oder 8 Schilling von 100 fl. auf 1. Termin	Ristgeld von 100 fl. Steuer-Capit. 5 1/2 kr.
704	235	2 fl. 21 kr. — pf. — 100	— 12 kr. 3 pf. 70 100

Ausser diesen Steuerabgaben waren die Urbarsabgaben an das Stift, dann die Landesrepartition, die Gemeinanlage, die Anlait (Besitzveränderungsgebühr bei Verkauf, Tod, Heirat etc.) und die Weihsteuer (bei einem Wechsel des geistlichen Grundherrn) zu entrichten.

**) Näheres über die Wirthschaft im Dorfe und deren allmälige Entwicklung bringt Dr. Franz v. Zillner in seinem Vortrage „Salzburgische Dörfer im Mittelalter" (Mitth. d. Ges. f. Salzburger Landeskunde, Jahrg. 1902).

***) Nach Dr. Franz v. Zillner wurden daselbst die „Dorfzäune" schon im 15. Jahrhundert aufgelassen, während der fürstliche oder herrschaftliche Waldzaun („Waldester") noch bis zum Anfang dieses Jahrhunderts nachweisbar ist.

†) Im salzburgischen Gebirge hat sich die Besitzumzäunung weit mehr erhalten.

Im salzburgischen Gebirge dagegen trifft dies nicht so sehr zu, indem dort schon die Grundrissanlage der Sölde in der Regel abweichend von jener des grossen bäuerlichen Wohnhauses auf der Viertheilung beruht.*)

Nachdem nun im salzburgischen Flachgaue verschiedene bauliche Typen des Bauernhauses festgehalten sind,**) zeigen sich auch im obigen Flachgau am Kleinhause verschiedene Typen.***) So zeigt das sogenannte »Klötzlhaus« in Salzburghofen (in Bayern, vormals jedoch in Altsalzburg), welches als Kleinhaus bezeichnet werden darf, ganz den Typus, wie er sich am ältesten Flachgauhause findet, nämlich: dreigetheilten Wohnhaustheil, wobei der Mittelraum zugleich Küche ist, mit anschliessender Tenne und Stall; ja, dieses Kleinhaus war sogar — wie an anderer Stelle nachgewiesen — einst »Rauchhaus«.

So zeigt ferners das Zuhaus zum Wolferlgut (in Unterdorf bei Thalgau†) eine ähnliche Anlage der Wohnräume wie in vorliegender Aufnahme, immerhin aber etwas abweichender Art.

Einen völlig abweichenden Grundrisstypus von jenen der Flachgauhäuser überhaupt zeigt jedoch das Zuhaus zum Jodl-Gute (im salzburgischen Salzkammergute). Hier tritt wieder der viergetheilte Grundriss des Kleinhauses wie im salzburgischen Gebirge auf, wiewohl das Stammhaus des Jodl-Gutes den Charakter des salzburgischen Flachgauhauses jüngerer Zeit in Allem und Jedem trägt.

Die vorliegende Aufnahme nun zeigt die im Flachgau am häufigsten vorkommende Type des Kleinhauses; ebenso wie das Zuhaus zum Wolferlgute. ††)

Hiezu ist nur zu bemerken, dass die Stiegenanlage in der Regel sich nicht seitlich vom Hause (wie in vorliegender Aufnahme), sondern im Hause selbst befindet. Es ist nämlich meist an der Mittelwand, gegenüber dem Herde, im Hause eine einarmige Holztreppe angeordnet, welche den Aufstieg in das Obergeschoss vermittelt (wie dies die vorcitirte Skizze des Zuhauses vom Wolferlgut zeigt), während hier (wie bei anderen kleineren Zuhäusern) die Treppe wegen Raummangels vom Hause seitlich ab verlegt ist.

---

*) Als Beispiel sei hier auf die „Sölde in Lend“ hingewiesen. (Jos. Eigl „Das Salzburger Gebirgshaus“, Verlag von W. Lehmann, Wien.)

**) Vide J. Eigl „Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser“, Commissionsverlag von W. Lehmann in Wien.

***) Hiemit soll jedoch keinesfalls ausgesprochen sein, dass etwa das Zuhaus oder Austraghäusl eines Bauerngutes denselben baulichen Charakter besitzt, wie ihn das Wohnhaus des betreffenden Gutes selbst aufweist.

†) Dieses Zuhaus sowie auch das Klötzlhaus sind in vorcitirtem Werkchen „Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser“ des Näheren vorgeführt. Ebenso (im Grundrisse auf Tafel V) daselbst das nächstfolgend angeführte Zuhaus zum Jodl-Gute.

††) Aeltere Typen gleich jener des Klötzlhauses sind an Kleinhäusern sehr selten zu finden, was sich aus dem jüngeren Alter der Zuhäuser gegenüber jenem der Stammhäuser erklären mag.

Bauliche Anlage des Niedertraxl-Güt'ls.

Grundrissanordnung: Die Anordnung der Räume im Grundrisse ist, wie die vorliegenden Grundrisspläne zeigen, die am Bauernhause im Salzburger Flachgau allgemein typische.

Im Ebenerdgeschosse: In der Mitte ein Flurraum, welcher zugleich Küche ist, Vorhaus oder Haus genannt; linksseitig die Stube, das Wohn- und Speisezimmer; rechtsseitig die Kellerkammer. Unter der Kellerkammer befindet sich der mit flacher Holzdecke versehene Keller. Derselbe ist von der Kellerkammer aus mittelst einer mit Fallthüre geschlossenen einfachen Treppe zugänglich und nur ungefähr von Manneshöhe.

Im Obergeschosse befindet sich beiderseits des Mittelraumes je eine Schlafkammer, »Stubenkammer« und »Stüblkammer«; ausserdem der Flurraum, »Bühn'l« (Bühne) genannt.

Auf die Anlage von Dielen ist hier verzichtet und das ganze Obergeschoss zum Wohnzwecken ausgenützt.

An den so ausgestalteten Wohntheil schliesst nach rückwärts die Tenne an, und weiters an diese der Stall und eine »Oese«, das ist ein Raum zum Aufbewahren von Futter.

Ueber dem Obergeschosse des Wohntheiles befindet sich der freie Dachraum (Dachboden); über der Tenne die »Schabbühne« und über Stall und »Oese« der Heuboden, wobei die »Schabbühne« zur Aufspeicherung des Strohes, der Heuboden zu jener des Heues dient.

Ueber dem für sich abgeschlossenen Wohntheil des Hauses und dem bezeichneten ebenerdigen wirthschaftlichen Theil desselben besteht demnach ein einziger, sich bis an die Dachdecke hinauf erstreckender Raum; und sei hiemit noch auf die durchwegs geringen Lichthöhen der sämmtlichen überdeckten Räume aufmerksam gemacht.

Bauart.

Das ganze Haus ist ein Holzbau, welcher auf Steinfundamenten aufruht.*)

a) *Wohntheil des Hauses.* Der Wohntheil des Hauses ist ein »Schrotwandbau«.

Die Ausführung der Schrotwände, welche die Wohnräume umschliessen, ist zwar nicht von jener tadellosen Art, wie solche an gleichen alten Holzbauten im Pinzgau bewundert werden kann, sondern die

*) So weit dies ohne Aufgrabung des Bodens festgestellt werden konnte, scheint es, dass eigentliche, durchlaufende Fundamentmauern fehlen und dass vielmehr die Holzwände nur an ihren Eck- und Kreuzungsstellen durch starke (jedenfalls unter die Frosttiefe reichende) Steingrundlagen gestützt sind, wie dies beispielsweise bei Fundirung der sogenannten Hütten oder kleineren Nebenbauten aus Holz vorkommt. An den Ecken der vorderen Giebelwand sind grosse Fundamentsteine deutlich sichtbar. Die Fundirung war übrigens jedenfalls eine hinreichende, denn es sind am Holzbaue nicht die geringsten Spuren einer ungleichmässigen Setzung des Holzbaues sichtbar. Der Keller hat selbstverständlich gemauerte Umfassungswände und besitzt einen Estrichboden.

an älteren Flachgaubauten allgemein übliche, kann jedoch immerhin als eine sorgfältige bezeichnet werden, wie dies in neuerer Zeit immer seltener zu finden ist.

Für die *Schrotwände* ist Fichtenholz verwendet; nur die untersten, unmittelbar am Fundament befindlichen Balken sind aus mächtigen Eichenstämmen gezimmert. Diese untersten Balken übergreifen sich an den vorderen Hausecken mit »Schrotköpfen«, während im Uebrigen durchwegs, nicht nur an den Mittelwänden, der Verband mit »Schliessschroten« bewerkstelligt ist.

Die vordere Giebelwand ist in beiden Geschosshöhen mit Giebelfaschen etwas austragend construirt, wobei die obere, verzierte Giebelfasche sich unmittelbar unter dem Hausgange befindet, welcher von consolartig vortretenden Schrotwandbalken getragen ist; Boden und Brüstungswand des Ganges zeigen die gewöhnliche Construction, wonach die Füllungsbretter der Wand eben in eine Nuth des Brustriegels eingreifen und unten nebst den Sockelladen an dem Gangschweller angenagelt sind.

Die Deckenconstructionen im Wohnhause bestehen aus 4*cm* starken Pfostenböden auf Trämen.

Die Tramlagen sind in den Grundrissen mit Strichlinien angedeutet und muss hiezu bemerkt werden, dass das Auflager der Pfosten längs der Wände durch vortretende Schrotwandbalken (wie dies im Schnitt ersichtlich ist) gebildet ist.

Die Deckenpfosten sind vernuthet und bilden gleichzeitig den Fussboden des Obergeschosses.

Zur Erzielung vollkommen dichten Schlusses sind Keildielen in Anwendung gebracht, welche (aus der Wand vortretend) in den Ansichten erkennbar sind.

Gleichwie demnach die Ebenerddecke keine Schuttlage besitzt, so hat auch die Dachbodendecke weder Schuttlage noch Estrich.

Der Aufgang in den Dachboden ist durch eine leiterartige Holztreppe vermittelt und mit einer hölzernen Fallthür abgeschlossen.

Hinsichtlich der *Heizanlagen* des Hauses sei hier noch Folgendes erläuternd zu den Zeichnungen bemerkt:

Der offene Herd im Hause hat eine charakteristische Anlage, wie sie sich vielfach in Flachgauhäusern mit gemauerten Schornsteinen findet: ein gepflasterter, erhöhter Herdboden, nach drei Seiten ummauert, darüber ein gemauerter Herdmantel, welcher in den schliefbaren, über Dach reichenden Schornstein übergeht.

Seitlich, an der Mittelwand des Hauses, befindet sich die Einheize zum Stubenofen, welch letzterer (heute modernisirt) einst die im Schnitte dargestellte Form und Einrichtung, wie sie in vielen Beispielen noch erhalten ist, gehabt haben mochte.

Der kleine Backofen ist hier (wie dies nicht selten auch an anderen bäuerlichen Heizanlagen des Flachgaues vorkommt) unter dem Herde eingeschoben, so dass die Einheize zu demselben sich knapp über dem Niveau des gepflasterten Hausbodens befindet, durch einen kleinen gemauerten, mit Holzdeckel abgedeckten Schacht zugänglich gemacht. Im Herdsockel sind über der Einheize die beiden durch Ziegel verschliessbaren Reguliröffnungen ersichtlich.

Die Kammer über der Stube (das ist die »Stubenkammer«) erhält durch eine kleine Oeffnung im Pfostenboden, welche über dem Stubenofen angebracht und gleichfalls mit hölzernem Schuber verschliessbar ist, Wärme von unten.

In constructiver Hinsicht sei noch hinsichtlich der *Thüren und Fenster* im Wohntheile des Hauses eine kurze Erläuterung beigefügt:

Die Construction der Thüren ist im Wesentlichen aus den vorliegenden Zeichnungen hinreichend zu entnehmen, und sei hiebei auf die alten charakteristischen seitlichen Gewände mit nach übergreifenden Wangen und inneren schwebenden Zapfen speciell aufmerksam gemacht.

Die an den Thüren vorfindlichen Verkleidungen sind augenscheinlich Zuthaten späterer Zeit.

Bezüglich der Fenster wurde schon im Früheren bemerkt, dass die planlich dargestellte Construction nicht als die ursprüngliche zu betrachten ist; letztere mag diejenige gewesen sein, wie sie das eine kleine Fenster rechts vom Hauseingange ebener Erde in der Vorderansicht des Hauses erkennen lässt.

Die planlich dargestellte Construction der übrigen Fenster zeigt sich völlig gleichartig mit jener der bereits geschilderten Fenster am »Oberhaus« in Seekirchen, und dürfte dieser Hinweis weitere Ausführungen hier unnöthig erscheinen lassen.

b) *Der Wirthschaftstheil des Hauses*, umfassend: Tenne und Stall mit darüber befindlichem Heuboden, zeigt eine etwas abweichende Bauart.

Wie schon eingangs erwähnt, darf angenommen werden, dass das Ebenerdgeschoss ursprünglich Schrotwände besass, jedoch wurden schon vor Langem die drei äusseren Umfassungswände durch Mauerwerk ersetzt.*)

Das Obergeschoss des ganzen Wirthschaftstheiles aber ist als Nebenbau mit äusserer Verschalung ausgeführt.

Noch bedarf die Tenne in constructiver Beziehung besonderer Erwähnung.

---

*) Diese Annahme ist dadurch gerechtfertigt, dass an unverändert erhalten gebliebenen Beispielen thatsächlich noch der Stall durch Schrotwände umfasst ist, sowie auch dadurch, dass die Scheidewand zwischen Tenne und Stall auch thatsächlich heute noch theilweise als Schrotwand erhalten ist.

Wie überall, so hatte auch hier der Tennboden die Bestimmung zum Ausdreschen des eingebrachten Getreides. Er ist dementsprechend mit besonderer Sorgfalt aus in der Nuth liegenden, dicht schliessenden Dielen, und zwar in etwas concaver Form hergestellt.

Nachdem in denselben die Wirthschaftswagen direct einfahren, ist er beiderseits mit je einem grossen Thor (Ein- und Ausfahrtthor) abgeschlossen, von der Breite der Tenne und einer Lichthöhe von 2·70 *m*. Jeder der beiden Thorflügel besteht aus einer Riegelholzconstruction mit äusserer Verschalung, ist einflügelig, enthält jedoch eine kleinere Ausgangsthüre von der halben Breite des Thorflügels und einer Höhe von 1·70 *m* auf 1·90 *m*, wie dies die planliche Aufnahme zeigt.

Der Tennboden liegt hier nahezu im gleichen Niveau mit dem Aussenterrain; es war demnach hier auch die Anordnung eigener Auffahrten (»Brucken«) nicht erforderlich.

Ueber die Details in der Construction des Tennbodens und der Tennthore wird auf die Aufnahme des »Adamgutes« verwiesen, wo diese Details eingehendere planliche und textliche Schilderung finden. Ueber der Tenne befindet sich die »Schabbühne«, deren Lage und Construction aus dem Längsschnitte des Gebäudes hinreichend zu entnehmen ist.

Die Construction der Thüren ist im Wesentlichen aus den vorliegenden Zeichnungen hinreichend zu entnehmen, und sei hiebei auf die alten charakteristischen seitlichen Gewände mit nach oben übergreifenden Wangen und inneren schwebenden Zapfen speciell aufmerksam gemacht. Die an den Thüren vorfindlichen Verkleidungen sind augenscheinlich Zuthaten späterer Zeit.

Bezüglich der Fenster wurde schon im Früheren bemerkt, dass die planlich dargestellte Construction nicht als die ursprüngliche zu betrachten ist. Letztere mag diejenige gewesen sein, wie sie das eine kleine Fenster rechts vom Hauseingange ebener Erde in der Vorderansicht des Hauses erkennen lässt.

Die planlich dargestellte Construction der übrigen Fenster zeigt sich völlig gleichartig mit jener der bereits geschilderten Fenster am »Oberhaus in Seekirchen«, und dürfte dieser Hinweis weitere Ausführungen hier unnöthig erscheinen lassen.

c) *Das Dach.* Das Dach ist ein Pfettendach mit steilen Reschen und beiderseitigen kleinen Walmen und hat demnach jene charakteristische Form des sogenannten Steildaches, welche Flachgauhäusern geringeren Alters eigen ist.*)

---

*) Dass auch im Flachgaue Salzburgs, gleichwie im Gebirgsgaue, das Bauernhaus in früheren Jahrhunderten durchwegs flaches Legschindeldach besass, unterliegt keinem Zweifel und ist durch zahlreiche Beispiele nachweisbar, wie auch jeder landeskundige Zimmermann bestätigen kann, dass erst in neuerer Zeit vom alten Legschindeldache abgegangen wird und Dächer steilerer Form mit Scharschindel- oder Spaltschindeleindeckung



Es besitzt infolge dessen auch nicht mehr die (nur für sehr geringe Dachneigungen anwendbare) Legschindeleindeckung, sondern eine genagelte Eindeckung mit Spaltschindeln.

Der Dachstuhl besteht in durch Stender gestützten Mittelpfetten, wobei sich die Stender auf die obersten Schrotwandbalken, beziehungsweise auf durchlaufende Rundträme stützen; Brustriegel und Verstrebungen vervollständigen die Construction der Bundgespärre.

Die Dachschalung besteht aus ungesäumten Läden. Am First ist die Eindeckung durch Läden gedichtet.

Beachtenswerth ist die eigenthümliche Construction des Dachabschlusses namentlich am Walm oder Schopf des Vordergiebels. Ebenso das Uebergreifen der Schindeleindeckung an den Giebelarten über den Reschenladen, woselbst die Schindeln sorgfältig in eigener Form geschnitten sind. Die Pfettenköpfe sind durch »Hirn- oder Stirnbretter« gedeckt.

Das Dach besitzt an beiden Reschensäumen Hängerinnen, welche hier mit Hängeeisen *) an den Sparren befestigt sind; deren Enden sind mit Kerbungen verziert. Ablaufrinnen (wie sie anderwärts, namentlich im Gebirge, aus Holz hergestellt sind) sind hier nicht vorhanden, sondern fällt das Wasser aus den Hängerinnen frei herab.

Die Dimensionen des Dachstuhlgehölzes sind die nachstehenden:

Bundträme, gleich Schrotwandbalken; Stuhlsäulen 17/17 *cm* (einseitig, nicht bündig); Pfetten 20/20 *cm*; Streben 10/10 *cm*; Kehlbalken 12/12 *cm*; Sparren 10/14 *cm* (niederkantig, gelegt); Büge und Bänder 8/8 *cm*.

Die Ausschmückung des Baues.

Die aus alter Zeit herrührende Ausschmückung des Hauses ist ein Beweis, mit welcher Liebe und Sorgfalt damals nicht nur in constructiver Hinsicht vorgegangen wurde, sondern wie man ebenso bedacht war, dem Hause eine gewisse Zier nach aussen zu geben.

---

platzgreifen. Der Hauptgrund dieser baulichen Veränderung ist darin zu suchen, dass die neuere Steildachform sich heute als die billigere herausstellt und dass das zu Legschindeln erforderliche, ausgewählt gute Holz schwer mehr erhältlich ist.

Mit obiger Behauptung, dass ursprünglich das Bauernhaus unserer Gegenden durchwegs das Flachdach besass, ist jedoch keineswegs in Abrede gestellt, dass nicht auch die Steildachform früherer Zeit vorkam. Dieselbe war jedoch stets mehr auf das Herrschaftshaus und auf das städtische Wohnhaus (insoweit das letztere nicht dem Einflusse italienischer Bauweise unterlag) beschränkt.

*) Die ältere Art der Befestigung der Hängerinnen war diejenige mittelst an den Sparren seitlich angenagelter oder angedübelter Holzstangen mit hakenförmigen Enden.

Das in weiterer Aufnahme dargestellte „Adamgut" zeigt noch diese ältere Art der Hängerinnenbefestigung. Die Anwendung von Eisen, das einst in vom Verkehre entlegenen Landstrichen schwer und nur mit unverhältnissmässigen Kosten erhältlich war, wurde in früheren Jahrhunderten an bäuerlichen Bauten möglichst vermieden und stets zu dem billigeren Ersatz durch Holz gegriffen, wie dies namentlich auch die alten Holzschlösser etc. beweisen.



Gang-Details.

Fig. 1. Ansicht.

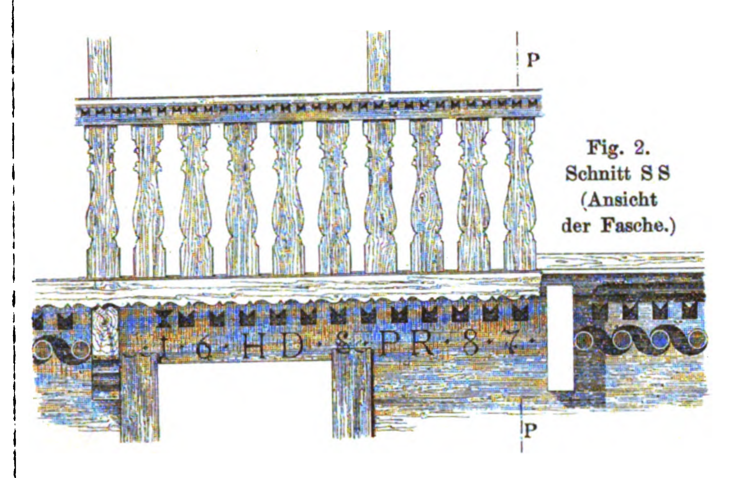


Fig. 2.
Schnitt S S
(Ansicht
der Fasche.)

Fig. 5.
Ansicht des Dach- und Gang-Abschlusses.



Fig. 3.
Querprofil.
(Schnitt P P.)
mit
Seitenansicht

Fig. 7.
Ansicht des Fensters.



Diesbezüglich sei hingewiesen auf die Ausbildung der Gangbrüstung und die Verzierung der Giebelorte. Insbesonders sei hiebei hingewiesen auf das wirksame Ornament am Brüstungsriegel des Ganges, welches mittelst zweier Stemmeisen auf höchst einfache Weise herstellbar ist.

Ausser diesem Ornament sind nur die Buchstaben und Ziffern über dem Hauseingang sowie das sich hier wiederholende M-Zeichen (gleicher Art wie am Brüstungsriegel), endlich die Auskerbungen am oberen und unteren Rand der Thürgewände in das Holz geschnitten und bemalt; alle übrige Malerei ist ohne Einschneidung nur mit Oelfarbe auf die Holzfläche aufgetragen.

Der »laufende Hund« unterhalb der Gangbrüstung ist ein allgemein (auch am Salzburger Gebirgshause) beliebtes Ornament und zeigt so recht die bäuerlich typische Zeichnung.

Zu der planlich gegebenen Detailzeichnung ist hinsichtlich der Farben zu bemerken, dass die Kreisflächen schwarz mit weissem Rande, die Verbindungsglieder aber in rother Farbe gemalt sind. Die M-Verzierung oberhalb der erwähnten Inschrift ist gleichfalls im Innern schwarz gemalt.

Die vorerwähnten Thürgewändeauskerbungen sowie die Faschen an den Schrotwänden sind roth gehalten.

Die Malerei an den Consol- und Pfettenflächen zeigt eine ebenso plumpe Zeichnung als rohe Ausführung (unter Verwendung von rother, grüner und schwarzer Farbe).

Sie kann sich nicht vergleichen mit der oft gerade an diesen Constructionsgliedern vorkommenden Ausschmückung, wie sie an anderen alten Bauernhäusern des Vorlandes erhalten ist.*) Ueber die Ausschmückung im Innern des Hauses sowie auch über dessen innere Einrichtung ist kaum Bemerkenswerthes zu erwähnen, da erstere wie letztere infolge der vielfachen baulichen Veränderungen, welche wiederholter Besitzwechsel mit sich brachte, so ziemlich in ihrer Ursprünglichkeit verlorengegangen sind.

Die einstige Einrichtung der Innenräume hat man sich wohl ungefähr in ähnlicher Weise — wie am »Oberhaus in Seekirchen« geschildert — zu denken und dürfte eine Erörterung nach dieser Richtung hier umsomehr überflüssig sein, als über alte Haus- und Wirthschaftseinrichtung die Schilderung des »Brötzner- oder Adamgutes« ziemlich reichen Stoff bietet.

---

*) Derartige Ausschmückungen besonders sinnreicher Composition und schwungvoller Zeichnung sind vom Verfasser beispielsweise aufgenommen an einem Bauernhause nächst Salzburg (vide Zeitschrift „Der Architekt“) und an einem Mühlengebäude in Eugenbach.

Das „Adamgut"

(jetzt »Brötznergut« genannt) in Neuhofen bei Kraiwiesen.

Von Josef Eigl, Salzburg.*)

Vorbemerkung.

Im salzburgischen Flachgau sind die ältest erhaltenen Bauernhäuser die sogenannten »Ruckhäuser« (Rauchhäuser), das sind Häuser, welche keine eigene Rauchableitung über Dach besitzen, sondern bei denen die bauliche Anlage dahin getroffen ist, dass der Rauch vom offenen Herdfeuer in unschädlicher Weise in den Dachraum gelangt, um die dort aufgestapelten Getreidegarben und Heuvorräthe zu durchdringen.

Es gibt verschiedene Constructionen obiger Art der Rauchführung; doch ist die hier geschilderte jene, welche am meisten dem angestrebten Zwecke entspricht.**)

Das Charakteristische in der Grundrissanlage des Wohntheiles fast aller solchen Häuser liegt mehr oder weniger darin, dass sich zu ebener Erde an einen Mittelraum, welcher die Herdanlage besitzt,

---

*) Von diesem Aufsatz gilt das in der Fussnote zum vorhergehenden Aufsatz desselben Verfassers über das „Niedertraxl-Güt'l" Gesagte. *Die Red.*

**) Ueber das Detail solcher Rauchhäuser unserer Gegenden herrschte bis in die jüngste Zeit ziemliche Unkenntniss, und namentlich ward der Zweck solcher Anlagen wenig erkannt oder zum Mindesten nicht beachtet.

Im Allgemeinen war die irrige Anschauung vorhanden, dass die Alten selbst bei dem Baue grösserer Bauernhäuser (Bauerngehöfte) sich in keiner anderen Weise des Rauches zu entledigen wussten und die Anwendung der Rauchschlote aus Unvermögen oder wegen mangelnden Bedürfnisses vernachlässigten.

Wohl ist es richtig, dass das Rauchhaus in jener primitiven Form, wie es uns etwa in der Sennhütte oder der Holzknechthütte entgegentritt, uns ein Bild der ältesten hierländischen Hausform gibt, bei welcher man sich scheute, die Mühe der Herstellung eines Rauchschlotes zur Abführung des Rauches über Dach aufzuwenden.

Gänzlich unrichtig aber ist es, wenn letzteres auch hinsichtlich der grösseren Bauernhäuser angenommen würde, welche noch heute zahlreich als Rauchhäuser auf dem flachen Lande erhalten sind. Hier war vielmehr stets ein *bestimmter Zweck* vorhanden, welcher dazu veranlasste, von einer directen Ueberdachführung des Rauches im Vorhinein abzusehen. Der Zweck war hier im salzburgischen Flachgau, wo der Getreidebau nebst Viehzucht die Hauptwirthschaftszweige der bäuerlichen Bevölkerung bilden, der, das Getreide durch den Rauch zu dörren und es nebst dem Heu gründlich zu desinficiren.

Dies erklärt es auch, warum im salzburgischen Gebirge die wenigen dort vorhandenen Rauchhäuser nur seltene Ausnahmen bilden; und ein ähnlicher praktischer Zweck (das Dörren der Fische) erklärt es auch, dass sich Rauchhäuser selbst an fernen nordischen Gestaden finden.

Dass bei Anlage unserer hierländischen Rauchhäuser ein bestimmter Zweck vorlag, hatte ich zuerst am Anthropologencongress zu Innsbruck Gelegenheit auszuführen.

Ueber die verschiedenen Constructionsarten unserer Rauchhäuser ist sodann meine Abhandlung „Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser" im Commissionsverlag bei A. Lehmann in Wien erschienen, worauf ich mir deshalb hier hinzuweisen erlaube, weil ich zur Vermeidung von Weitschweifigkeiten genöthigt sein werde, mehrfach auf diese Broschüre zu verweisen.

beiderseits die Wohnräume anschliesen, während im Obergeschosse sich an den Mittelraum entweder nur die Dielen oder Dielen mit Kammern beiderseits desselben anreihen. Ersteren Falles reicht sodann der Mittelraum in ganzer Ausdehnung bis zum sogenannten »Rauchboden« hinauf; letzteren Falles ist der Zugang jedoch zu den beiderseitigen Kammern durch ein sogenanntes »Bühnl» (Soler) vermittelt.*)

In beiden Hauptvarianten der Grundrissausbildung des Wohntheiles des Hauses aber schliesst letzteres nach vorne mit einer gleichmässigen Front ohne Ausbau ab.

Vereinzelt jedoch zeigen gerade sehr alte Beispiele solcher Rauchhäuser die eine Abweichung in der Grundrissanlage, welche auch dem hiermit vorgeführten Hause eigen ist, nämlich einen über die Vorderfront herausgeführten seitlichen *Ausbau*, welcher jedoch im Grundrisse organisch in das Ganze eingreift, wobei noch überdies (wenn auch nicht in diesem Beispiele, so doch in den anderen, dem Verfasser bekannten derartigen Fällen) das Obergeschoss dieses sogenannten Ausbaues sich constructiv als gleichzeitig mit dem ganzen Hause ausgeführt erweist.

Es ist daher dieser Ausbau, welcher in der Thalgauer-Gegend als »vagössne Stubn« bezeichnet wird, nicht als ein Zubau (wie man wohl zunächst sowie auch nach obiger Bezeichnung vermuthen könnte) zu betrachten, sondern als eine besondere Eigenthümlichkeit der sehr alten Hausanlage.

Es mag nun befremdend erscheinen, warum nicht der allgemeine früher erwähnte Typus eines salzburgischen Rauchhauses (mit gleichförmiger, gerader Giebelfront), sondern jener mit obiger, überdies nur vereinzelt anzutreffenden Eigenthümlichkeit hiemit zur Aufnahme gelangte.

Ich glaube diese Wahl damit begründen zu können, dass gerade letztere Eigenthümlichkeit den *ältest* erhaltenen baulichen Typus des hierländischen Rauchhauses darstellen dürfte**) und dass es eben von

*) Näheres hierüber vide „Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser“ von J. Eigl.

**) Der Ausspruch dieser berechtigten Vermuthung stützt sich darauf, dass allgemein in der Volksüberlieferung Rauchhäuser mit der sogenannten „vgössenen Stubn“ als die ältesten Bauernhäuser bezeichnet werden, und in derselben Ueberlieferung auch dieser Ausbau nicht als ein späterer Zubau, sondern als dem ursprünglichen Baue von Anfang an eingefügt gilt.

Für die Berechtigung dieser Vermuthung sprechen noch andere Momente, insbesonders constructive Details sowie auch der Umstand, dass ich an einem anderen dieser wenigen Beispiele aus Unterndorf bei Thalgau mit Sicherheit nachweisen konnte, dass das Haus mit der vergessenen Stube erst später durch weiteren (jedoch zugefügten) ergänzenden Ausbau die Gestalt des gewöhnlichen Rauchhauses mit gleichförmiger gerader Giebelfront annahm.

Eine weitere diesbezügliche Ausführung hierüber würde an dieser Stelle wohl zu weitgehend sein und muss für andernorts vorbehalten werden.

Interesse sein dürfte, den *ältesten* erhaltenen baulichen Typus zu schildern.

Bei Schilderung der vorliegenden Aufnahme, insbesonders bei Erörterung der Grundrissanlage, soll jedoch im Nachfolgenden nicht unterlassen werden, auf die Ausgestaltung desjenigen Rauchhaustypus hinzuweisen, welcher als der allgemein erhaltene betrachtet werden kann.

Lage des »Adamgutes«.

Wenn man mit der Salzkammergut-Localbahn von Salzburg in der Richtung nach Thalgau fährt, so erreicht die Bahn bei der Haltestelle »Kraiwiesen« die Wasserscheide eines von Süd nach Nord sanft abfallenden Hochplateaus. Der landschaftliche Charakter der Gegend ist thalwärts der einer Acker- und Wiesenlandschaft mit Waldresten längs der dieselbe durchziehenden Wasserläufe, wogegen in der höheren Lage südlich ausgedehntere Waldungen noch heute erhalten sind.

Unweit des Randes dieser Waldungen liegt der Weiler »Gasbach«, respective die Häusergruppen »Obergasbach« und »Untergasbach«, beide heute aus je zwei Bauerngütern bestehend. Das »Adamgut« bildet mit dem »Obergasbachgut« die erstere Häusergruppe.

Es besteht aus einem Hauptgebäude, umfassend Wohn- und Wirthschaftsräume unter gemeinsamem Dache (»unter einem First«) und aus einem Nebengebäude, der sogenannten »Hüttn«.

Die Hauptgebäude beider Güter sind mit ihrer Längsachse parallel zu einander in einem Abstande von circa 30 *m*, und zwar mit der vorderen Giebelfront gegen Osten, gelagert.

Zwischen beiden Gütern zieht sich der Gemeindeweg vom Thale bergwärts führend hin.

Die »Hüttn« des »Adamgutes« liegt gegenüber der Vorderfront des Hauptgebäudes; jene des »Obergasbachgutes« ähnlich, jedoch mehr seitlich, vom Hauptgebäude. Beide Häusergruppen sind je nach drei Seiten von Obstgärten umgeben, wie dies die beigegebene kleine Ansichtsskizze veranschaulicht, wobei rückwärts über das Dach grosse Lindenbäume hervorragen.*)

Bevor auf den zum »Adamgut« gehörigen Grundbesitz eingegangen wird, dürfte es angezeigt sein, auf die Geschichte dieses Gutes in Kürze hinzuweisen, so weit für diese Anhaltspunkte vorgefunden wurden.

Geschichtliches.

Leider lieferte die bezügliche Nachforschung kein ganz befriedigendes Resultat, indem im alten Grundbuche nur constatirt werden konnte, dass das »Adamgut«, welches dort auch »Marchlgut«

*) Da der Grundbesitz zum „Adamgut“ — wie sich später zeigen wird — zum Theile aus dem Stammgute „Gasbach“ hervorgegangen ist, dürfte der obige Hinweis auf die Lagerung der Nachbargüter am Platze sein.

genannt wird, zum freiherrlich von Lassberg'schen Urbar, dann zum Josef Kurz von Goldenstein'schen Urbar erbrechtlich grundbar und ein landesfürstliches »Beutellehen« war. Im Steuerkataster von Neuhaus aus dem Jahre 1779 erscheint das Gut unter dem Namen »Marchlgut«, und zwar als »Seekirchisch Erbrecht«, was im Vorhalte zu Vorstehendem einen — wenigstens scheinbaren — Widerspruch in sich birgt; es müsste denn sein, dass das Stift Seekirchen einst sein Erbrecht an die Familie Lassberg abgetreten hätte.*) Es muss archivaler Forschung von berufener Seite vorbehalten bleiben, diesen Widerspruch eventuell aufzuklären.

Mehr jedoch als aus der versuchten Nachforschung in Grundbüchern und Archiv lässt sich aus *dem Baue* selbst des Hauptgebäudes sowie auch aus der *Ueberlieferung* der dortigen Bevölkerung schliessen, dass die Geschichte dieses Bauwerkes auf Jahrhunderte zurückreicht und dass dieses Haus zu den ältesten erhaltenen Bauernhäusern in weitem Umkreise zählt.

Am Hauptgebäude selbst befindet sich ein ziffermässiger Anhalt für das Baujahr zwar nicht, denn die in der Verkleidung der Eingangsthüre eingeschnittene Jahreszahl 1646 — die einzige vorfindliche Jahreszahl — ist ganz sicher nicht jene des Baujahres. Das Baujahr selbst ist in eine noch frühere Zeit zu verlegen; dies beweist die ganze bauliche Anlage im Grossen und Ganzen, insbesonders die Beschränktheit der Wohnräume, der primitive Aufgang zum Rauchstübl etc.

Nicht minder beweisen dies aber auch constructive Details; so noch theilweise erhaltene Fensterverschlüsse des Stübls und die gothischen Steingewände daselbst, ferner die ganz abnorme, primitive Art des Verschlusses der winzig kleinen Fensteröffnungen im Rauchstübl, endlich auch ein neben der Hausthüre rechts befindlicher mächtiger verticaler Auswechslungsbalken**) und Anderes.

---

*) Das alte Grundbuch weist folgende Eintragung auf:

Das Marchl- oder „Adamgut“.

„Zum Josef Kurz von Goldensteinischen Urbar erbrechtlich grundbar. Das Obereigenthum ist ein landesfürstliches Beutellehen.“

Eigentlich:

„Da der Josef Kurz von Goldenstein die Besitzanschreibung auf das landesfürstlich beutellehnbare Obereigenthum noch nicht angesucht hat, noch zum freiherrlich von Lassberg'schen Urbar erbrechtlich grundbar.“

Auch in einem alten Grundbuchextract ist das Gut (wie wohl nach Obigem selbstverständlich) als Lassbergisch erbrechtlich bezeichnet.

Die Eintragung in erwähnten Steuerkataster von Neuhaus lautet:

„Das Marchlgut nebst zwei Ländern in Praitenstegerfeld zu Eugendorf-Seekirchisch Erbrecht.“

**) Den eigentlichen ursprünglichen Zweck dieses Stenders vermag ich (zumal er nicht ganz an das anstossende Mauerwerk anschliesst) selbst nicht sicher aufzuklären; er müsste denn als eine schon ursprünglich eingebaute Versteifung oder als Auswechslungsbalken für die Schrotwand aufzufassen sein; nachträglich wurde er keinesfalls eingefügt.



Die in der Bevölkerung erhaltene Ueberlieferung zählt das »Adamgut« zu den ältest erhaltenen Bauernhäusern dortiger Gegend, und wäre nach dieser Ueberlieferung obiges Gut, gleich vielen anderen Bauerngütern der Umgebung, einst dem in der Burg Buchstall hausenden Rittergeschlechte der Herren von Hof-Kalham pflichtig gewesen.

In jüngerer Zeit (1767, 1784 und 1790) erscheint das Gut im Besitze der Familie Neuhofer und erst in diesem Jahrhundert ging es in den Besitz der Familie Brötzner über. (Heutiger Besitzer ist Eugen Brötzner.)

Was das zum Gute gehörige Nebengebäude (»die Hütt'n«) betrifft, mag die an der Thüre zu dem in derselben befindlichen Getreidekasten eingeschnittene Jahreszahl 1774 auch als das richtige Baujahr zu betrachten sein, und kann vermuthet werden, dass vordem an gleicher Stelle ein ähnlicher Bau stand, welcher jedoch ein Blockwandbau gewesen und ein flaches Legschindeldach gehabt haben dürfte.

Grundbesitz.

Der zum »Adamgut« heute gehörige Grundbesitz ist im angeschlossenen Lageplan (eine Copie des Katasters) genau dargestellt, und zwar unter Andeutung der Culturgattung der einzelnen Gründe, sowie auch die Lage der benachbarten Güter ersichtlich gemacht ist. Ergänzend hiezu sei bemerkt, dass der heutige Grundbesitz besteht aus:

434·50	*a*	Acker
593·44	„	Wiese
5·75	„	Weide
4·55/23	„	Wald
9·39	„	Garten.

Der Besitzstand nach dem alten Grundbuche ist:

	10	Joch	1282 Quadratklafter	Acker
	12	„	54 „	Wiese
	—	„	269 „	Hutweide
	8	„	472 „	Waldung
zusammen	31	Joch	768 Quadratklafter,	

und war demnach der damalige Besitzstand nicht sehr wesentlich grösser als der heutige.

Dass die Hausthorverkleidung erst später angebracht wurde, ist durch die beiderseitigen alten Thürgewände zweifellos und dürfte dies — gleichzeitig mit manch anderer baulicher Umwandlung, so namentlich mit jener der Stubenfenster, dann der Herstellung der Zwischenwände in Stube und Stübl — um die Zeit geschehen sein, welche obige Jahreszahl kundgibt.

Diese ausgesprochene Vermuthung ist gerechtfertigt, weil die erwähnten, später hergestellten Details gänzlich den baulichen Charakter jener Zeit tragen.

Sowohl aus dem alten Grundbuche wie auch aus dem erwähnten Steuerkataster ist nachweisbar, dass zum »Marchlgut« einst ein Grundtheil des »Obergasbachgutes« kam.*)

Der vorwiegende Besitz von Acker- und Wiesengründen weist darauf hin, dass von jeher Getreidebau und Viehzucht die Haupterwerbsquelle der Besitzer bildeten und erklärt auch die ganze bauliche Anlage des Gutes.

Hauptgebäude:

Grundrissanlage. Die Grundrissanlage des Hauptgebäudes ist in ihrem heutigen Bestande in vorliegender Aufnahme planlich veranschaulicht und ist im Wesentlichen die wahrscheinlich von jeher bestandene. Der Wohntheil des Hauses zeigt zu *ebener Erde* den die Herdanlage (hier deren zwei getrennte) enthaltenden Mittelraum (hier »Haus« oder auch »Vorhaus« genannt), rechts hiervon schliesst sich die »Stube« an,**) während links vom Hauseingange zwei Räume vorhanden sind, nämlich die sogenannte »vagössne Stubn«, hier kurzweg »Stübl« genannt, und eine gewölbte Kammer, die sogenannte »Kellerkammer«.

An diesen Wohntheil schliesst sich nach rückwärts in der ganzen Hausbreite der »Tenn« an und an diesen die weiteren Wirthschaftsräume, und zwar zunächst die »Grasos'n«, der »Ochsensod« (ein Durchgang zum Stalle) und die »Strahos'n« mit dem in dieselbe eingeschalteten »Tennkast'l«.

In der ganzen Länge letzterer sich aneinander reihenden Wirthschaftsräume bildet der »Stall« den rückwärtigen Abschluss des Ebenerdgeschosses, und ist nur noch des nordseitigen Anbaues eines Schupfens mit Abort zu erwähnen.

Das *Obergeschoss* zeigt im Wohntheile den durchreichenden Mittelraum mit dem »Rauchboden« nach oben abschliessend; links- und rechtsseitig jedoch gehören die beiderseitigen, nach oben offenen

---

*) Ein alter Grundbuchsauszug sagt:

„Von dem Marchl- oder Adamgute . . . . . . und mehr ein Land hinter dem Angerl, so ein Ausbruch aus dem Gute Gasbach.“

Ebenso ist im erwähnten Steuerbuche unter dem „Gut ober Gasbach“ von dem „Land hinter dem Anger“ die Rede.

Daselbst sind unter dem „Marchlgut“ erwähnt: Nebst den zwei Ländern im Praitenstegerfeld noch „drey Landln“, die Schallhammeräcker genannt, Baron Lasserisch Erbrecht und

„das Herbstland am Dirnbichl und ein Land dabei, gräflich Lodronisch Allodia Erbrecht.“

Auch über die vom „Marchlgut“ zu leistenden Abgaben finden sich Anhalte: „Die jährl. Stift mit $50^1/_2 \times 60$ Eyer, 3 Hennen etc. etc.“ und ist auch der „Anlait“ etc. gedacht.

**) Die in Stube und Stübl befindlichen Zwischenwände sind wohl zweifellos Zuthaten einer späteren Zeit, womit dem später eingetretenen Bedürfnisse einer Raumuntertheilung nachgekommen ist. Sie mögen vielleicht damals entstanden sein, als man auf die Benützung der Räume oberhalb des Stübls zu Wohnzwecken verzichtet hat.

Räume als Dielen bereits Wirthschaftszwecken an, und bestehen die einzigen Wohnräume des Obergeschosses aus zwei kleinen, über einen Theil des Stübls als selbstständiger Aufbau aufgeführten Kammern, »Rauchkammern« genannt, deren Zugang durch eine Holztreppe vom Haus aus ermöglicht ist. Nach rückwärts zeigt das Obergeschoss über dem »Tenn« die »Schabbühne«, während der ganze übrige Raum über Stall und Oesen, bis an das Dach hinauf, als »Heuboden« dient.

Der gewölbte Keller befindet sich unterhalb der Kellerkammer und ist durch eine Fallthüre vom Hause aus zugänglich.

Es sollen nun diese Räume ihrem Zwecke nach und ihrer baulichen Einrichtung noch eingehender besprochen werden:

Das Haus oder Vorhaus

ist Flurraum und Küche zugleich, wie fast bei allen alten Bauernhäusern des Flachgaues.*)

Während in der Regel oder mindestens sehr häufig im Hause die Heizanlagen in eine einzige Gruppe zusammengezogen sind, so dass der offene Küchenherd mit dem »Sechtel«- (Wasch-) Herd ein einziges Herdplanum bilden, an welches sich zugleich der Stubenofen und der Backofen anschliessen, sind hier zwei getrennte Herdanlagen vorhanden.

Die eine, linksseitig vom Hauseingange, ist der eigentliche Herd, auf welchem am offenen Feuer gekocht wird;**) zugleich befindet sich in der Höhe des Herdbodens die Einheize zum Stubenofen, welche durch einen vorgestellten Blechdeckel geschlossen ist.

Der Herd ist vom Boden (Bretterboden) aus aufgemauert, nach zwei Seiten bis über den Rauchmantel empor von Mauerwerk umschlossen, während der mit Steinplatten belegte Herdboden nach den beiden anderen offenen Seiten durch einen Holzkranz umfasst ist.

Ueber dem Herde befindet sich der tonnenartig gewölbte, gleichfalls nach Aussen mit einem Holzkranz umfasste Herdmantel, an welchem sich die vom offenen Feuer aufsteigenden Funken todtschlagen. Der Holzkranz ist ist nach oben an einem Tram mittelst einer Holzsäule aufgehängt.

Selbstverständlich ist alles dem Rauche ausgesetzte Mauerwerk und Holz — gleichwie im ganzen Hausraume — besonders innerhalb dieser Herdanlage mit einer dicken Pechkruste bedeckt. Das

*) Es kommen im salzburgischen Flachgau auch Bauernhäuser mit seitlich des Mittelraumes gelegener Küche vor. Näheres hierüber in Eigl's „Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser".

**) Dies ist der täglich gebrauchte offene Kochherd, während ein offenes Feuer auf dem Boden des zweiten, nachstehend erörterten Herdes dermalen nicht mehr im Gebrauche steht.

Der Herdboden des letzteren Herdes ist mehr als Anricht benützt; auch wird im Sommer auf demselben Butter gerührt. (Im Winter geschieht letzteres in der Stube.)

Küchengeräth befindet sich theils am Herd (Feuerbock etc.), theils (Löffel, kleinere Pfannen) in einer »Rehm« bewahrt, welch letztere zwischen Eingang und Stubenthüre angebracht ist.

Die zweite, rechtsseitige Herdanlage hat die gleiche Construction, nur dass hier der Sechtelofen (mit unterer Heize) sowie zwei seitliche Einheizen (mit gleichen Verschlüssen wie vor), nämlich jene zum Backofen und jene zum Stubenofen, angebracht sind.

Auch dieser Herd ist in ähnlicher Weise (jedoch segmentförmig) überwölbt.

Wenn auch als Regel die Vereinigung derselben in eine Heizgruppe bezeichnet werden darf, so finden sich zwei getrennte Heizanlagen, wie vorhinbeschrieben, immerhin nicht selten an alten Rauchhäusern. Ueber letztere Herdanlage führt eine Wangenstiege mit aufgedübelten Blockstufen und einfachem seitlichen Geländer in das Rauchstübl hinauf, und dient der Zwischenraum zwischen dieser Stiege und dem Herdgewölbe zur Hinterlegung von Pfannen etc., während der durch eine einfache niedere Bretterwand geschaffene Unterraum unter dem Stiegenbeginn zur Brennholz- und Späneaufbewahrung dient. Der ganze Raum ist durch den auf Trämen aufruhenden »Rauchboden« (hier auch »Sojer« = »Soler« genannt) überdeckt.

Letzterer liegt nahezu in der Höhe der »Schabbühne«, so dass das Vorhaus demnach durch zwei Geschosshöhen reicht.

Im vorliegenden Beispiele *) besteht der »Rauchboden« aus einem dicht schliessend hergestellten Pfostenboden, in welchem vier Oeffnungen von der Pfostenbreite ausgeschnitten sind. Die Oeffnungen sind mit Querhölzern überlegt, auf welche dann dieselben gut überdeckende Bretter gelegt sind, so dass der Rauch nur indirect durch die seitlichen Fugen zwischen den Querhölzern nach aufwärts austreten kann. Auf dem so vorbereiteten »Rauchboden« werden ohne weiteren Schutz gegen Feuersgefahr die Garben aufgestellt und »gesojert«. Der Vorgang ist hierbei folgender: Die Garben werden, möglichst dicht aneinander gereiht, in verticaler Stellung eingebracht, wobei sie seitlich noch durch an die Dachstuhlsäulen sich stützende Stangen in ihrer Stellung zusammengehalten werden. Solcherart wird der ganze über dem »Rauchboden« befindliche Dachraum bis zum First hinauf mit Getreidegarben gefüllt.

Die Garben bleiben ein bis zwei Monate ungefähr, so belassen, der Rauchwirkung ausgesetzt.**)

---

*) Es gibt noch hierzulande andere, etwas abweichende Constructionen der Rauchböden; das Princip der Construction bleibt hiebei ziemlich dasselbe. (Vide Eigl „Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser“.)

**) Diese Zeitdauer des „Sojerns“ ist verschieden, je nachdem das Getreide mehr oder minder trocken eingebracht werden konnte, was wesentlich von den Witterungsverhältnissen des Sommers abhängt.

Ist das »Sojern« vorüber, so wird der »Rauchboden« gut ausgekehrt*) und werden die erwähnten Oeffnungen von ihrem Belag freigemacht.

Der »Rauchboden« bleibt sodann leer und geöffnet für den Rauchabzug von den Herden. Es sei noch bemerkt, dass unter dem »Rauchboden« sich Stangen zum Aufhängen des Selchfleisches befinden.

Speciell dürfte es hier am Platze sein, die Hauseingangsthüre noch zu erwähnen, da diese, abgesehen von der Verkleidung, noch eine alte Ausführung und den alten Verschluss (vide Detailzeichnung) zeigt.

Es ist eine starke Pfostenthüre mit Einschubleisten. Sie ist mit Kegeln und Langbändern an den wangenartig die Schrotwände übergreifenden Stendern befestigt. Der Verschluss ist durch den mit eigenartigem Schlüssel zu öffnenden Schubriegel gebildet. Ausserdem ist ein Holzschloss (»Schnalln«) vorhanden.

In der rückwärtigen Ecke des Vorhauses vor dem Eingange zur Kellerkammer befindet sich im Boden eine Fallthüre, durch welche man über eine steile Treppe in den Keller gelangt, über den hier sogleich Näheres bemerkt sei.

Der *Keller* ist ein überwölbter Raum, welcher (vide Schnitte) durch seine ungemein geringe Lichthöhe auffällt; er ist durch ein nahe am Aussenterrain angebrachtes Fenster spärlich beleuchtet.

Schon diese eigenthümliche, beschränkte Anlage des Kellers dürfte auf ein hohes Alter des ganzen Baues hinweisen.

In der Mitte des Kellerraumes befindet sich ein etagenartiges Gerüste zur Aufbewahrung der Vorräthe, wie auch Hängestangen am Gewölbe zu gleichem Zwecke befestigt sind.**)

Stube. Vom Hause führt neben der erstbeschriebenen Herdanlage eine Thüre (mit Füllungen und beiderseitigen Verkleidungen) in den Hauptwohnraum des Hauses, in die *Stube.*

Im vorliegenden Beispiele hat die Stube manche bauliche Veränderung aufzuweisen, so die eingebaute Holzwand, den umgestalteten Ofen, die erwähnten Verkleidungen der Thüren sowie jene an den Fenstern. Wenn wir uns diese Veränderungen entfernt denken und den ursprünglichen Zustand vor Augen halten, wie ihn andere Bauernhäuser dieser Gegend noch zeigen, so haben wir folgendes charakteristische Bild:

Zunächst fällt der Blick des Eintretenden in die Fensterecke gegenüber, wo sich der Speisetisch (hier mit viereckiger Platte und Schublade) befindet und über demselben, in der Mauerecke, auf einem Stellbrettchen der sogenannte »Altar«. Rings um die Wände laufen

*) Auf das sorgfältige Kehren des „Rauchbodens" wird im Hinblicke auf Feuersicherheit grosses Gewicht gelegt.

**) Im Keller werden Butter und Milch, Obst und andere Lebensmittel (Käse wird nicht erzeugt) verwahrt.

feste Bänke, welche auch den Ofen umfassen. Vor den Tisch aussenseitig sind Bänke gestellt (Stühle fehlen).

An einer Stubenseite ist die Bank etwas breiter gehalten und ein Ruhekissen aus Holz vorhanden. Auch hinter dem Ofen zieht sich die Bank hin.*) Unter der Bank, und zwar hier an der Fensterseite, ist die Hühnersteige angebracht, aus welcher die Hühner durch eine kleine Oeffnung der Schrotwand ins Freie gelangen können.**)

An Stelle des bestehenden Stubenofens haben wir uns einen solchen gleicher Grösse und Form (wie gezeichnet), jedoch mit Schüsselkacheln, ähnlicher Art wie beim Stüblofen noch vorhanden sind, zu denken.

Nächst dem Ofen sind Trockenstangen, von der vorhausseitigen Wand bis zum Unterzug (»Tram«) reichend, angebracht. Sie sind einerseits in Vertiefungen (Löchern) der Schrotwand, andererseits in eigens an den Tram angenagelten Hängbrettchen nebenstehender Form befestigt. Sie dienen zum Trocknen nasser Kleidungsstücke.***)

Die glatte Pfostendecke der Stube zeigt eine einfache Gliederung (ohne Feldertheilung) durch 9 *cm* breite aufgenagelte Leisten und ruht seitlich auf austragenden, unten abgefassten Schrotwandbalken, in der Mitte auf einem 25 × 19 *cm* starken Unterzug.†)

Der Boden der Stube ist einfach gedielt.

Die Wände der Stube sind innen- und aussenseitig derzeit stuccatirt. Sie mögen einst ungetäfelt oder vielleicht in der Art getäfelt gewesen sein, wie etwa im »Oberhause« zu Seekirchen.

Bezüglich der Fenster wird auf die Detailzeichnung der vorliegenden Aufnahme hingewiesen. Die Wände der Stube besitzen meist einen einfachen Schmuck durch Bilder in Rahmen, und niemals fehlt neben der mit den bekannten Zeichen C. M. B. versehenen Eingangsthüre ein kleiner Weihbrunnkessel, sowie an anderer Stelle die alte Pendeluhr.

In der Fläche zwischen Thür- und Fensterwand ist hier ausserdem der sogenannte »Schüsselkorb« zum Einstellen des Speisegeschirres vorhanden. Auf dem obersten Stellbrette des Schüsselkorbes steht unter Anderem auch der sogenannte »Oeldegl«, eine alte Oellampe, in der Form eines Leuchters aus Blech gefertigt.

*) Einst, bevor der Einbau der Holzwand in die Stube erfolgte, mochte wohl zwischen Ofen und der tennseitigen Stubenwand die Bank sich zu einem Ruheboden ausgedehnt haben, wie dies in anderen alten Häusern noch zu sehen ist. Es heisst dieser Ruheplatz rückwärts des Ofens „Böhnl“ (kleine Bühne).

**) Oft ist die Hühnersteige unter der Ofenbank angebracht.

***) Am Salzburger Gebirgshaus ist dieses Ofengerüste etwas abweichend hergestellt und haben Säulen und Stangen desselben durch Einschnitzungen und wohl auch durch Bemalung besondere Ausschmückung erhalten.

†) Er ist dermalen derart übertüncht, dass weder von dem häufig vorkommenden noch von etwaigen seitlichen Zeichen etwas zu sehen ist.

Die Stube diente einst (wie dies auch hinsichtlich des heutigen Theiles derselben noch der Fall ist) nur als Speise- und Wohnzimmer.*)

Die einstigen Schlafräume der früheren Insassen sind demnach in den wenigen übrigen Räumen zu suchen. Die Auswahl ist keine grosse, und es können als solche Räume wohl nur das »Stübl« und vielleicht (etwa für Dienstleute) das »Rauchstübl« in Betracht kommen.**)

Das „Stübl“ war zweifellos einst der bestwohnliche Raum des Hauses und diente demnach wohl den Herrenleuten als Wohnstätte. Heute ist es ziemlich vernachlässigt, und sind die beiden durch spätere Untertheilung geschaffenen Locale nur im Sommer zeitweise als Schlafkammern benützt. Der Ofen, die Thüren, Decke und Boden zeigen noch ganz den alten Baubestand, und dürfte hinsichtlich derselben der Hinweis auf vorliegende Zeichnungen genügen (wobei insbesonders die eigenthümliche Form der Thürbänder beachtenswerth ist). Die Wände waren wohl von jeher ohne Täfelung, was vermuthen lässt, dass auch die Stube keine solche besessen hat.

Die Fenster weisen noch das alte Steingewände auf, und dürften die mit Butzscheiben verglasten Rahmen gleichfalls schon ziemlich lange bestehen. Hiezu sei bemerkt, dass einst Schiebefenster vorhanden waren, welche sich zweitheilig in je einen Mauerschlitz zurückschieben liessen. Ein einzelner Flügel dieser Schiebefenster ist noch im »Rauchstübl« unter altem Gerümpel vorfindlich.***)

Am vorliegenden Detailblatt ist die heute erhaltene Construction dargestellt.

Eine Thüre führt vom »Stübl« in die »Kellerkammer«, auch »Hauskammer« genannt.

Die Keller- oder Hauskammer zeigt ziemlich unverändert die alte bauliche Anlage. Sie ist durch ein Tennengewölbe mit zwei symmetrisch angeordneten Schildkappen überwölbt, und letztere lassen vermuthen, dass möglicherweise seinerzeit diese Kammer nicht nur mit dem Hause und dem »Stübl«, sondern auch mit der »Tenn« in Verbindung stand.

Sämmtliche Mauerflächen sind verputzt, der Boden gepflastert.

Die Kellerkammer dient ähnlichen Zwecken wie der Keller, und ist deren Einrichtung dementsprechend auch eine ähnliche.

---

*) Erst nach Theilung derselben wurde der abgetrennte Raum derselben Schlafkammer.

**) Heute hat der Besitzer des Gutes keine ständigen Dienstleute mehr. Er und sein Weib besorgen unter Mithilfe ihrer minderjährigen Kinder im Wesentlichen die Wirthschaft selbst, denn die Löhnungen und Ansprüche der Knechte und Mägde sind heute wesentlich erhöhte gegen einst.

***) Dort steht auch noch ein sehr alter, durch Verkohlung jedoch entstellter Kleiderkasten. Die Jahreszahl auf demselben vermochte ich daher nicht sicher zu entziffern.

Auch hier werden zeitweise (je nach der Temperatur) Milch und Butter, dann Obst etc. aufbewahrt, und zwar theils auf ähnlichen Holzbühnen, theils auf Hängebrett und Hängestangen. Auch das sogenannte »grüne Fleisch« ist hier bis zu seiner Verwendung oder bis zum Selchen in einem Fasse eingelagert.*)

In der Kellerkammer dürfte vermuthlich auch einst die sogenannte »Brodreal« ihren Platz gehabt haben, welche heute sich im »Stübl« befindet. Es ist dies ein Gerüste, bestehend aus zwei Stangen, welche durch bogenartig eingesteckte Ruthen oder dünne biegsame Stangen unter sich festgehalten sind; zwischen den bogenförmigen Theilen dieser Vorrichtung sind dann vertical die Brotlaibe eingestellt. Die Tragstangen sind mit Seilen an eisernen (hier im Tram des »Stübls«) befestigten Ringen aufgehängt.

Obergeschossräume im Wohntracte. Durch die schon vorerwähnte Holztreppe gelangt man in die beiden Wohnräume des Obergeschosses, von welchem eigentlich wohl nur das »Rauchstübl« (oder »Hochkammer«) diese Bezeichnung verdient.

Ist schon der Aufstieg dahin ein sehr unbequemer (man kann nur in gebückter Stellung das obere Ende der Treppe passiren), so entbehren diese Räume gleichfalls jeder Bequemlichkeit, und setzt deren Bewohnung die grösste Genügsamkeit der Insassen voraus. Beide Räume bilden hier einen selbstständigen, vom übrigen Hause getrennten Schrotwandaufbau**) über dem »Stübl«; der Zugang ist demnach (wie dies der Grundriss des Obergeschosses zeigt) durch zwei Thüröffnungen vermittelt.

Die Thüröffnung in der Giebelwand des Hauses ist einfach (ohne Gewände) nur in der Schrotwand ausgeschnitten. Die Eingangsthüre zum »Rauchstübl«, sowie die Verbindungsthüre von dort nach dem Nebenraume (beide massive Pfostenthüren) haben ein in eigenthümlicher Constructionsart in die Schrotwand eingebundenes Gewände, wie dies in der beigegebenen Detailzeichnung ersichtlich ist, in welcher das Gewände von der Schrotwand abgehoben dargestellt ist. Constructiv richtiger ist jedenfalls die sonst vorfindliche alte Constructionsart, bei welcher das Gewände mit schwebenden Zapfen und übergreifenden Wangen ausgeführt ist und die Schrotwandbalken in einer seitlich ausgearbeiteten Nuth aufnimmt.***)

*) Nach dem Selchen wird das Fleisch im Getreidekasten auf Stangen aufgehängt.

**) Gewöhnlich ist das Obergeschoss über dem „Stübl" nicht getrennt, sondern in Verbindung mit dem übrigen Haustheil aufgeführt, so dass die seitlichen Schrotwandbalken durchlaufend gezimmert sind, was keinen Zweifel darüber aufkommen lässt, dass in solchen Häusern der ganze, das „Stübl" enthaltende Ausbau sammt dessen Obergeschoss zur selben Zeit wie der übrige Gebäudetheil aufgeführt worden ist. Der Zugang ist in letzteren Fällen vom „Stübl" aus durch eine Holztreppe vermittelt. Die hier vorliegende Aufnahme ist schwer aufzuklären.

***) Da der ganze Aufbau, insbesonders auch die Fenster desselben in ihrer primitiven Anlage und nach sonstigen Merkmalen auf ein sehr hohes Alter hinweisen, müssen wir obige eigenthümliche Constructionsabweichung jedoch auch als aus sehr alter Zeit stammend anerkennen.

Eine dritte Thür gleichfalls vorerwähnter eigenthümlicher Constructionsart führt vom »Rauchstübl« nach aussen.

Es kann diese Thüröffnung seinerzeit wohl nur als Nothausgang für die Insassen des Obergeschosses bei Feuer sowie auch zum Aufziehen von Einrichtungsgegenständen gedient haben, zumal das Einbringen solcher Gegenstände über die mehrerwähnte Treppe vom Haus aus kaum möglich war.*)

Hierbei ist es im vorliegenden Beispiele unschwer nachweisbar, dass einst ein Hausgang, und zwar an der Giebelseite des ganzen Ausbaues sowie seitlich bis ans Haus reichend bestanden hat.

Die theilweise noch vorhandenen, consolartig vorragenden Schrotwandbalken sowie kleine Oeffnungen in den Schrotwänden, welche nur zur Aufnahme der üblichen Zwischenträger gedient haben können, lassen hierüber kaum einen Zweifel aufkommen.**)

Die Schrotwände zeigen im gegenständlichen Ausbau sowie am ganzen Hause die im Flachgau übliche Constructionsart und sind an den vorderen Ecken mit Schliessschroten verbunden.

Die Ausführung ist eine ziemlich sorgfältige, was gleichfalls auf ein hohes Alter des Baues schliessen lässt.***)

In den Schrotwänden sind die nur 0·25×0·25 *m* im Lichten messenden Fenster ausgeschnitten, welche durch ihre Construction und insbesonders durch ihren Verschluss besondere Beachtung verdienen und ganz besonders auf ein hohes Alter des Baues hinweisen.

Es besassen diese Fenster nie Rahmen mit Verglasung, sondern sie waren durch Schiebläden primitivster Art verschliessbar, wie dies die vorliegende Detailzeichnung zeigt.†)

Der Boden des Rauchstübls und der nebenbefindlichen Kammer ist mit einem, grösstentheils noch erhaltenen Estrichbelag versehen, so dass das darunter befindliche »Stübl« nach oben feuersicher abgeschlossen ist.

Ein Warmloch fand ich im Boden nicht, doch ist immerhin möglich, dass an einer Stelle ein solches vorhanden und später verschlossen wurde, als die Rauchstüblbenützung ††) aufgegeben worden war.

---

*) Eine solche gleichem Zweck dienende Thüröffnung ohne vorgelagerten Hausgang zeigt auch die Aufnahme des Austragshäusls zum Niedertraxl-Gut.

**) Auch bei anderen alten Rauchhäusern mit „vagössner Stubn" hat das Obergeschoss der letzteren solchen umlaufenden Hausgang noch erhalten.

***) Auch hier ist die Schrotwandausführung keineswegs mit der musterhaften Ausführungsweise, wie sie an alten Gebirgshäusern noch ersichtlich ist, zu vergleichen.

†) Eine derartige Verschlussvorrichtung fand ich noch bei keinem der vielen von mir besichtigten Bauernhäuser, und zwar weder im salzburgischen Gebirge noch im Flachgau.

††) Beide Räume dienen heute nur als Rumpelkammern.

Es ist dies umsomehr anzunehmen, da sonst das Rauchstübl (welches keinen Ofen besitzt) nicht erwärmbar und demnach völlig unbewohnbar gewesen wäre.

Nach oben ist das Rauchstübl durch einen auf einen Unterzug aufruhenden Pfostenboden abgedeckt, während die Kammer nebenan die einseitig verschalte Dachresche als Decke besitzt.

Aus Vorstehendem geht hervor, dass am Wohntract im Obergeschoss keinerlei Communication nach dem Wirthschaftstheile besteht, wie dies bei allen Flachgauhäusern, insbesonders bei alten Rauchhäusern Regel ist.

Hiebei haben aber in der Regel letztere Häuser den oberen Theil des Flurraumes (Hauses) in der Weise untertheilt, dass unter dem Rauchboden an der vorderen Giebelseite ein Boden mit einer nach rückwärts abschliessenden Bretterwand eingebaut ist.

Dieser obere Flurraum, in dieser Gegend »Böhn« (= »Bühne«), anderwärts »Soler« genannt, welcher durch eine Holztreppe vom Hause aus erreicht wird, vermittelt dann den Zugang zu den beiderseits nebenan befindlichen Kammern, welch letztere als Schlafkammern dienen.

Darin, dass diese Anlage im vorliegenden Beispiele fehlt, dürfte ein weiterer Beweis liegen, dass dieses Gebäude eine sehr ursprüngliche bauliche Entwicklung darstellt; denn die Entwicklung der »Böhn« ist so zu denken, dass an die Holztreppe zunächst nur ein mit Geländer versehener Gang (ohne Schalwand) und erst später ein solcher mit rückwärtiger Trennungswand behufs Gewinnung des Einganges in die Oberkammern hergestellt wird.

Noch später dann wurde die obige Schalwand als Schrotwand ausgeführt.*)

Die „Tenn“. Treten wir nun durch die rückwärtige Thüre des ebenerdigen Hauses in den Wirthschaftstract, so befinden wir uns zunächst in der »Tenn«, das ist der durch die ganze Breite des Gebäudes reichende Raum, in welchem mit dem Erntewagen (meist, wie auch hier über sogenannte »Bruck'n«) eingefahren wird und auf dessen besonders sorgfältig aus starken, genutheten Dielen hergestellten Boden das Getreide gedroschen wird.**)

In Anbetracht des letzteren Zweckes ist dem Boden eine concave Form gegeben und sind die Seitenwände auf circa 1 *m* hoch dicht verschalt.

Die »Tenn« ist beiderseits durch grosse Eingangsthore geschlossen. Diese sind einflügelig in der gezeichneten Construction

---

*) Der erwähnte Entwicklungsgang lässt sich an anderen alten Häusern verfolgen. Bei allen *alten* Häusern aber sind die Oberkammern stets von beschränkter Tiefe, um für die rückwärtigen offenen Wirthschaftsräume, die „Dielen“, den nöthigen Raum zu wahren.

**) In neuester Zeit geschieht das Dreschen vielfach nur mehr mit Maschinen.

ausgeführt und besitzen ein kleines Eingangsthürchen eingeschaltet Der Verschluss des grossen Thores wird durch eine einseitig eingestellte Holzsäule bewerkstelligt, welche unten in ein Loch das eichenen Schwellers, oben in einen Eisenhaken eingeschoben wird.

Die kleine Eingangsthüre ist innen mit eiserner Arbe und Einhängring verschliessbar.

Den Thoren ist nach aussen oft durch Einkerbungen und Malerei eine originelle Ausschmückung gegeben, welche in diesem Beispiele fehlt.

»*Oesen.*« An die »Tenn« schliessen nach rückwärts die sogenannten »Oesen« an, das sind Räume zur Ablagerung des Grasfutters und der sogenannten »Strah« (Streu*), und unterscheidet man demnach hier die »Grasösn« und die »Strahösn«. Erstere ist ein in sorgfältiger Weise ausgeführter Raum, allseitig abgeschlossen, mit Estrichboden und dicht schliessender Decke versehen. In einer Ecke desselben steht das »Krautfass«.

Die »Strahösn« dagegen ist von der »Tenn« nur durch eine mässig hohe Wand geschieden und nach oben offen.

»*Tennkastl.*« In dieselbe ist das sogenannte »Tennkastl« eingebaut, ein aus Pfosten allseitig dicht schliessend hergestellter Kasten, mit Eingangsthüre von der »Tenn« aus. In diesem (fensterlosen) Raum oder Behältniss wird die aus dem Getreide ausgedroschene Frucht vor ihrer Reinigung zunächst eingelagert.

»*Gsod.*« Zwischen den beiden Oesen liegt ein Mittelraum, in dem das sogenannte »Gsod« verwahrt wird und welcher daher auch kurzweg mit diesem Namen bezeichnet wird.

Es bildet dieser nach oben abgedeckte, fensterlose, daher finstere Raum zugleich den Zugang von der »Tenn« nach dem Stall.

Noch sei erwähnt, dass sich in der Decke der »Grasösn« sowohl wie in jener des »Gsod« Einwurföffnungen (»Oesenloch« und »Gsodloch«), durch Deckel verschliessbar, befinden.

»*Stall.*« Der Stall ist derjenige Raum des Wirthschaftstheiles, dem die grösste Sorgfalt im Hinblicke auf bauliche Erhaltung zugewendet ist; befindet sich ja doch in demselben der werthvollste Besitz, das Vieh.

Dem ist es wohl auch zuzuschreiben, dass derselbe dreiseitig ganz, zum Theile auch an der vierten Seite mit Mauern umfasst ist; doch ist es ebenso mit Hinweis auf Obiges wahrscheinlich, dass die Umfassungsmauern ein Ersatz von (infolge des Stalldunstes) frühzeitig zugrunde gegangenen Schrotwänden sind.**)

*) „Strah" ist das mit der „Strahgaiss" abgeschnittene Stroh; dann wird auch „Halmat" und „Laab" (Laub) hier verwahrt.

**) Zum Mindesten muss das Fragment der inseitigen Stallmauer als eine solche spätere Auswechslung aufgefasst werden.

Ausser erwähntem Zugange zum Stalle besteht noch im Hausinnern ein solcher von der »Grasösn« aus, welche letztere auch einen Ausgang ins Freie hat. Vom Stalle führen nach aussen mehrere Ausgänge: einer zunächst der »Grasösn«, dann zwei in der rückwärtigen Umfassungsmauer. In dieser Umfassungsmauer sind noch, nebst den Fenstern, kleine niedere Thüröffnungen vorhanden, durch welche der Stallmist ausgebracht wird. In der einen Ecke des Stalles, nächst dem seitlichen Eingange, ist ein Brunnen mit kleinem Trog vorhanden, dessen Abwasser mittelst gedeckter, in den Boden versenkter Holzrinne nach der »Sillgruben« (Jauchengrube) längs der rückwärtigen Umfassungsmauer geleitet wird.

Der Stall dient hier zur Unterbringung von zwei Ochsen und neun Stück Kühen und Jungvieh; ausserdem ist in der Ecke, gegenüber dem Brunnen hinter einer niederen Holzwand, ein Schwein untergebracht.

Obigem Rindviehstande entsprechend, ist die innere Einrichtung des Stalles geschaffen. An der Innenwand ist in der ganzen Länge des Stalles ein 0·8 *m* breiter, aus Steinplatten gepflasterter Futtergang angelegt, von welchem aus vier ebensolche Quergänge die einzelnen Gruppenstände trennen.

Es ist nämlich die Stellung des Viehes so eingetheilt, dass den beiden Ochsen, dann vier und fünf Stück Rindvieh je ein Futtertrog zugewiesen ist, wobei die Futtertröge zwischen den den Deckenunterzug stützenden Stendern längs des erwähnten Futterganges stehen.

Jeder solche Futtertrog heisst »Barl« (»Ochsenbarl«, »Kuhbarl«) und bestand einst aus einem ausgehöhlten Eichenstamm auf Unterlagen aufruhend.*) Jedes »Barl« hat so viele »Irschln«, als Stück Vieh vor dem »Barl« stehen. Hiebei versteht man unter »Irschln« Vertiefungen in der Sohle des »Barl«, welche den Zweck haben, dem Vieh das Trinken zu erleichtern. Es hat demnach das »Ochsenbarl« zwei »Irschln« u. s. w.

Der Boden der Viehstände ist nur festgestampfter lehmiger Schotter, auf welchem ein dickes Strohlager ausgebreitet ist. Die Decke des Stalles ist eine einfache Pfostendecke, auf der das Heu gelagert ist.

Schupfen und Abort. An der Nordseite des Stalles besteht ein offener schupfenartiger Anbau und anschliessend der kleine Abort; an beide reiht sich die mit Holzbeschlächt umschlossene Jauchengrube, »d'Sillgrub'n« genannt, an, deren Boden durch den natürlichen Grund gebildet ist.

Erwähnter Schupfen dient zur Unterbringung von allerlei Geräthen, wie des »Schoatenhobl«, der »Troadmühl«, der »Sillingtruhe«

*) Die heute vorhandenen „Barln“ sind in ganz gleicher Form wie die alten in Cement hergestellt. Im Nachbargute jedoch ist die alte, ursprüngliche Stalleinrichtung noch unverändert erhalten, und ist im Obigen die alte Ausführung beschrieben.



und eines Schindelvorrathes; Sensen, Leitern, Rechen und dergleichen Geräthe hängen im Sommer meist seitlich an den Aussenwänden und werden im Winter in der »Hütt'n« verwahrt.

In der Nähe dieses Schupfens befindet sich seitlich der »Tennbruck'n« noch eine eigenthümliche Arbeitsstelle; es ist dies der Stein für den »Denglhammer«. Hier wird das »Dengeln« der Sensen verrichtet.*) Das *Obergeschoss des Wirthschaftstheiles* des Hauses ist durch die Decken der vorbeschriebenen ebenerdigen Räume gebildet, und zwar bildet ein in der beiläufigen Höhe des Rauchbodens über der Tenne vorhandener Pfosten oder Bretterboden die sogenannte »*Schabbühne*«, woselbst die »Schab«**) verwahrt wird.

Die »Schabbüh'n« wird hier (allerdings nur local) auch »Hochtenn«***) genannt.

Heuboden. Die Decke über der »Grasösn«, dem »Gsod« und dem Stall bildet den Heuboden, welcher Name sich auch auf den darüber befindlichen, bis zum Dach hinaufreichenden, ausgedehnten Raum bezieht, der zur Heueinlagerung dient.†)

Dielen. Die Räume über den ebenerdigen seitlichen Localen des Wohntheiles, sich gleichfalls (neben dem Rauchboden) bis zum Dach hinauf ausdehnend, heissen »Dielen« und dienen zur Verwahrung von ausgedroschenem Stroh, das von der »Tenn« durch die (im Querschnitte der Aufnahme ersichtlichen) breiten Oeffnungen eingebracht wird.

Die Aussenwände der Dielen sind gleich den ebenerdigen Wänden der Stube etc. 15 *cm* starke Schrotwände; jene des Heubodens Ständerwände mit äusserer Verschalung.

Das sich über den ganzen geschilderten Bau ausdehnende Satteldach sehr geringer Neigung hat die in den vorliegenden Aufnahmen ersichtliche Construction.††) Es war ursprünglich vollständig mit Legschindeln gedeckt, während heute ein Theil der Fläche bereits Scharschindeleindeckung erhalten hat.

---

*) Der Arbeiter hat beim „Dengeln" die Sense, auf dem Steine reitend, vor sich. Das Griffende der Sense ruht hiebei auf einem eigenen Ständer von stehender Form, wobei das Auflager dieses Ständers in seiner Höhe verstellbar eingerichtet ist.

**) „Schab" ist ausgedroschenes Getreide.

***) Erstere Benennung ist die allgemein bekannte und im Flachgau allerwärts gebräuchlich, wogegen in der Gegend von Koppl und anderen Orten unter „Hochtenn" eine Tenne verstanden wird, welche ein Untergeschoss besitzt und nur durch grössere und steilere Brückenanlagen erreicht werden kann.

†) Auf dem über dem „Gsod" befindlichen Heubodentheil steht die „Gsodbänk", neben dem Gsodloch; es ist dies eine Futterschneidemaschine.

††) Wie die Zeichnung zeigt, sind die Bundträme des Dachstuhles durch die obersten Schrotwandbalken gebildet. Die Dimensionen des übrigen Gehölzes sind nachfolgende: Stuhlsäule 25/16 *cm*, Spannriegel zwischen den Pfetten 2×20/14 *cm*, Büge 14/9 *cm*, Pfetten, Sparren 18/13 *cm* (flachkantig liegend). Dort, wo die Firstpfette auf die Standsäule der vorderen Giebelwand aufgezapft ist, ist die Stelle, wo bei alten Häusern das „Antlass-Ei" oder Münzen und dergleichen eingebaut vorgefunden werden. Hierüber vide „M. Eysn": „Das Antlass-Ei im Salzburgischen" (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, Berlin 1898).

Der Aufbau über der »vagössnen Stubn« hatte einst gleichfalls das in den Aufnahmen dargestellte Legschindeldach in Sattelform (welches in jüngster Zeit eine Umgestaltung in ein Pultdach erhalten hat). Die vordere Giebelwand ist mit äusserer Verschalung und »Gangkatz« in der gewöhnlichen Weise ausgebildet.

Ob einst ein Hausgang vorhanden war, ist fraglich.*)

Jedenfalls aber war einst aussenseitig auf vortretenden Consolträgern ein gangartiger Boden vorhanden zur Aufnahme des »Impstockes«.**) Derselbe befand sich wahrscheinlich an der windgeschützten Südseite oberhalb der Stube, wo noch Consolbalken aus der Wand vorragen.

Was die Fundirung der Holzwände des Hauses anbelangt, sei noch erwähnt, dass die Schrotwände, ganz vom natürlichen Boden aufgehend, nur an den Ecken und Kreuzungspunkten untermauert sind. Vor dem Hauseingange längs der Giebelfront ist das Terrain mit Steinplatten gepflastert, und neben der Hausthüre befindet sich die überall an den Bauernhäusern übliche lange Bank. Es ist dies der Platz, an welchem man sich nach geschehener Arbeit Abends zur Erholung und Unterhaltung zusammenfindet.

Unweit hievon steht der *Brunnen*, bezüglich dessen auf die zeichnerischen Aufnahmen verwiesen werden kann.***) Von ihm aus wird auch der Stallbrunnen gespeist.

Bauliche Anlage und Einrichtung der »Hütt'n«.

Die vor dem Adamgute befindliche »Hütt'n«, das dazugehörige Wirthschaftsgebäude, ist ein Ständerbau mit äusserer Verschalung und einem steilen Scharschindeldache mit beiderseitiger Abwalmung.

Dieses Nebengebäude ist zwar in seinem heutigen in der Aufnahme dargestellten Bestande, wie schon im Früheren erwähnt wurde, von keinem besonderen Alter, zeigt jedoch vollständig die allgemeine typische Bauweise solcher Nebengebäude.

Die vordere Giebelwand und die nördliche Seitenwand sind mit Schindeln verkleidet; an den übrigen Wänden sind die Fugen der einfachen Bretterverschalung durch Bretter gedeckt.†)

---

*) Wenn ein Hausgang einst bestanden hat, so hatte er jedenfalls eine ganz einfache Construction und endigt an der Südseite wahrscheinlich in einen Verschlag, der als Taubenkogel benützt war.

**) Die Bienenzucht ist im Flachgau ziemlich verbreitet und sind die Stöcke („Impstöcke“) in obiger Art, in Étagen übereinander, aussenseitig angebracht.

***) Der Brunnen bezieht sein Wasser aus einer auf Gr.-Parc. Nr. 1953 gefassten Quelle, und zwar ist die Wasserversorgung aus dieser Quelle eine gemeinsame für das Adamgut und einige benachbarte Güter, welches gemeinsame Benützungsrecht grundbücherlich sichergestellt ist.

†) Dadurch dass die Wandverschalungen im salzburgischen Flachgau aussen angebracht sind, erhalten diese Wände ein monotones Aussehen und entbehren der hübschen Gliederung, welche bei gleichartigen Bauten im angrenzenden bayerischen Landestheile die Wände der dortigen Bauernhäuser und Wirthschaftsgebäude belebt.

Die Details des Dachstuhles und der Dachung selbst sind in der Aufnahme hinreichend ersichtlich, und sei daher hier nur darauf aufmerksam gemacht, dass der vordere Walm etwas austragt, um die unter demselben befindliche Wandöffnung, welche den Tauben das Einfliegen in den Taubenkogel gestattet, zu ermöglichen.*)

Die Ständerwände entbehren eines eigentlichen Mauerfundaments und sind an den Eckpunkten und Mittelpunkten ihrer Längen durch grosse, tief in den Boden reichende Steine fundirt.

Das *ebenerdige* Geschoss hat an der vorderen Giebelseite zwei Zugänge: ein grösseres, zweiflügeliges Thor, welches für gewöhnlich geschlossen ist und nur zum Einbringen der Fahrgeräthe dient, und eine kleine Eingangsthür.

Neben der letzteren führt eine einarmige, steile Wangenstiege (deren unterste Stufen Blockstufen, während die weiteren Stufen eingeschoben sind) in das Obergeschoss.

Nächst diesem Stiegenaufgange steht im Innern der »Hütt'n« der *Getreidekasten* („*Troadkasten*").

Es ist dies ein in besonders solider Weise ausgeführter Schrotwandbau aus 12 *cm* starken Wänden, welche in gleicher Weise wie die Wände der »Hütt'n« selbst fundirt sind.

Eine eichene Pfostenthür, die Jahreszahl 1774 zeigend, mit dem alttypischen seitlichen Wangengewände führt in das Innere des Kastens.

Hier sind auf dem dichtgefugten Boden die (im Grundriss ersichtlichen) sieben Abtheilungen von circa 1 *m* Höhe eingebaut, über welchen an den Wänden sich noch weitere kastenartige Abtheilungen befinden.

Erstere dienen zur Aufbewahrung von Weizen, Korn, Hafer etc., letztere für Kleesamen und dergleichen. In dem Getreidekasten wird jedoch nur das gereinigte Getreide verwahrt, wodurch sich derselbe vom »Tennkastl« auch dem Zwecke nach unterscheidet.

Der Raum rings um den Getreidekasten herum ist in der Weise benützt, dass rückwärts (östlich) Schlitten und dergleichen, an der schmäleren Längsseite Bretter, an der breiteren (nächst der Einfahrt) Pflüge und Wagen etc. deponirt sind.

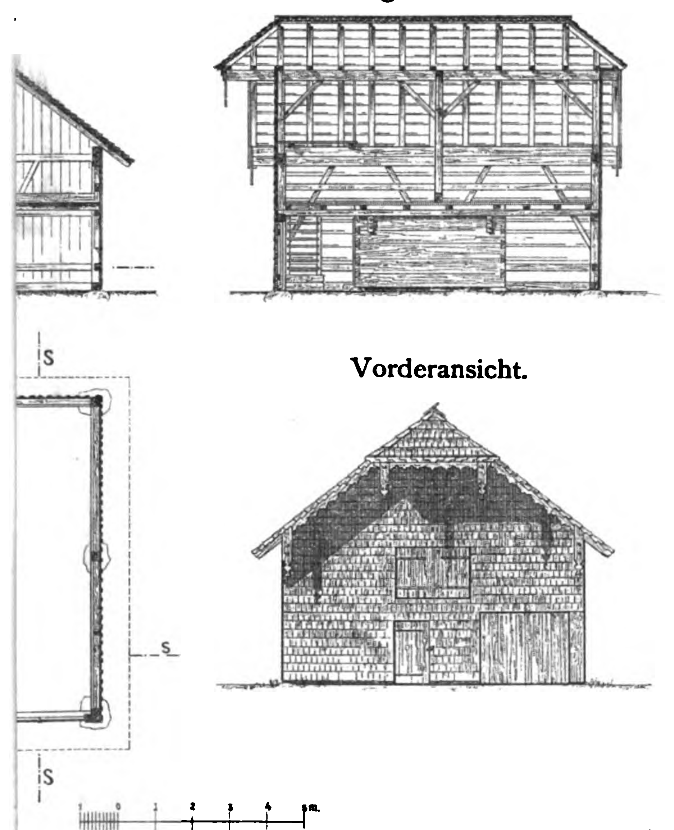
Auch anderes landwirthschaftliches Geräthe, wie Rechen, Sensen, Schaufeln, Heugabeln und dergleichen, sind hier, soweit sie nicht in der Tenne des Hauptgebäudes zurückbehalten werden, an den Wänden innerhalb der »Hütt'n« aufgehängt.

Die Decke des Ebenerdgeschosses ist die gewöhnliche Pfostendecke, auf Trämen und Unterzügen aufruhend. Der längs des Getreidekastens hinlaufende Unterzug ist hiebei auch durch an die Kastenwand angedübelte Knacken gestützt, wie dies die Aufnahme in den Schnitten erkennen lässt.

*) Hier befindet sich der Taubenkogel im Wirthschaftsgebäude, während sonst meist die verschalten Enden des Hausganges am Hauptgebäude zu solchem Zweck dienen.

Adamgut-Hütten

Längsschnitt ss.

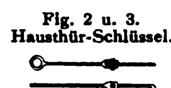


Details

Fig. 1.
Rauchkammer-Thüre.



Fig. 2 u. 3.
Hausthür-Schlüssel.





Hausthür-Riegel.



Fig. 4. Hausthür-»Schnalle«.



Das *Obergeschoss* bildet bis an das Dach hinauf einen einzigen freien Raum, in welchem nur seitlich ober der Aufgangstreppe der Taubenkogel (an das Dachstuhlgehölze) aufgehängt ist.

Dieser ganze Raum dient zur Aufbewahrung von Stroh, das durch eine Einwurföffnung (über der Eingangsthüre) eingebracht wird.

Mitunter ist noch über diesem Einwurf eine Bühne eingehängt, auf welcher Hanf und dergleichen gesondert verwahrt werden.

II. Kleine Mittheilungen.

Eine slowenische Wallfahrt in Unterkrain.*)

Von Dr. Karl Toldt jun., Wien.

Von der Station Gross-Lack an der Strecke Gross-Lupp—Rudolfswerth (Strascha) der Unterkrainer Bahnen gelangt man auf der Strasse, welche gegen Norden in das Hügelland einbricht und links an Hl. Kreuz vorbei nach Littai führt, nach einer angenehmen, zum grossen Theil durch schönen Laubwald führenden Wanderung von etwas über einer Stunde nach dem 431 *m* hoch gelegenen, kleinen Pfarrdorfe Tschatesch (slowenisch Čatež). Nordwestlich von hier liegt auf dem Ausläufer eines Höhenzuges etwas mehr als 100 *m* höher ein weithin sichtbares Kirchlein, der Wallfahrtsort Zaplas. Hierher wird jedes Jahr am ersten Freitage nach Maria Himmelfahrt (15. August) eine grosse Wallfahrt veranstaltet, welche für diese sonst sehr ruhige Gegend ein grosses Ereignis bedeutet, da sich an derselben gegen zweitausend Personen der Landbevölkerung des ganzen umliegenden slowenischen Gebietes betheiligen sollen.



Fig. 2.
Tschatesch (am Hügelrücken Zaplas).

Im verflossenen Sommer hatte ich Gelegenheit, einer solchen Wallfahrt beizuwohnen; da dieselbe manches Interessante bot und auf mich als Fremden einen tiefen Eindruck machte, erlaube ich mir hier, über diese Feier kurz zu berichten. Das was mich an derselben am meisten interessirte und zu dieser Mittheilung hauptsächlich veranlasste, war ein eigenthümliches Marienspiel, welches den Wallfahrtstag beschloss; gleichwohl will ich der Vollständigkeit halber den Verlauf der Wallfahrt von Anfang an schildern, zumal dadurch die Gelegenheit gegeben ist, einzelne allerdings nur minder wichtige Beobachtungen mitzutheilen.

Der Besuch der Wallfahrtskirche erfolgt von dem genannten Dorfe Tschatesch aus, welches die nächstgelegene Ortschaft ist, und von wo ein gut gehaltener Weg, fortwährend sachte ansteigend, in etwa zwanzig Minuten nach Zaplas führt; von Tschatesch aus wird daher auch für die kirchlichen und materiellen Erfordernisse der Wallfahrt Sorge getragen.

---

*) Ich wohnte dieser Wallfahrt nur zufällig bei, nicht in der Absicht, über dieselbe einen Bericht zu erstatten; dazu wurde ich erst veranlasst, als ich erfuhr, dass in den massgebenden Kreisen in Wien über die Vorgänge bei einer solchen Wallfahrt nichts Näheres bekannt ist; ich schreibe daher diesen Bericht nach meinen Erinnerungen nieder. Einige sehr erwünschte Angaben, insbesondere über den Wallfahrtsort Zaplas sowie über den Zweck der Wallfahrt erhielt ich durch den hochwürdigen Herrn *Heinrich Povše,* Pfarrer in Tschatesch, und durch den dortselbst im Ruhestand lebenden Pfarrer Herrn *Ignaz Ključevšek*; beiden Herren spreche ich dafür hier meinen verbindlichsten Dank aus.

Obwohl die Bewohner von Tschatesch schon mehrere Tage vor der Wallfahrt in freudiger Erwartung viel von derselben sprachen, so wurden doch keine besonderen Vorkehrungen für diesen Tag getroffen; eine Decorirung der Häuser oder dergleichen fand nicht statt, und nur in den sehr primitiv eingerichteten Gasthäusern konnte man ein regeres Treiben beobachten, welches hauptsächlich die Bereitung von Brot (weisses, in Form eines grossen runden Laibes) und Hausnudeln (für die Suppe) in grosser Menge bezweckte. Der Wirth des grössten Gasthauses (dem bei der Kirche) sorgte als gelegentlicher Metzger des Dorfes für Rind- und Schweinefleisch.

Die kirchliche Feier in Zaplas fand Freitag den 22. August in den Abendstunden statt. Schon Vormittags kamen, vom herrlichsten Wetter begleitet, Processionen von Wallfahrern nach Tschatesch, welche ihr Nahen stets durch weithin vernehmbare, fromme Gesänge, abwechselnd mit dem monotonen Gemurmel von Gebeten, ankündigten; dagegen wurden sie vom Kirchthurme in Tschatesch aus durch das in südlichen Ländern, aber



Fig. 3. Waller beim Kirchhofe in Tschatesch.

nur bei besonders feierlichen Anlässen übliche tactmässige und harmonische Anschlagen sämmtlicher Kirchenglocken begrüsst; indem man dabei auch auf ein gleichmässiges Steigern und Abschwächen der Tonstärke bedacht ist, kommt ein freudiges, aber gerade nicht sehr erhebendes Glockenspiel zustande.

Im Laufe des Nachmittags war die Anzahl der in Gruppen eingetroffenen Pilger bereits sehr gross, und die Strassen sowie die Plätze und Häuser waren von ihnen erfüllt.

Jede Procession setzte sich aus Angehörigen einer Gemeinde zusammen, wobei wieder eine Scheidung nach dem Geschlechte, das weibliche war bedeutend in der Mehrzahl, und allenfalls nach kirchlichen Vereinen durchgeführt war. Aus ganz Unterkrain, zum Theil auch aus Oberkrain und dem slowenischen Antheile von Steiermark waren die Pilger zusammengeströmt; dabei fielen besonders die „weissen Krainer“ aus dem südöstlichen Winkel von Krain (Möttlinger und Tschernembler Boden) durch ihre noch ursprüngliche, fast ganz in Weiss (daher auch ihr Name) gehaltene Kleidung auf.

Von der grossen Zahl der Pilger fand in Tschatesch nur ein ganz geringer Theil Platz; die meisten zogen daher, nachdem sie in der Pfarrkirche Gebete verrichtet und im

Gasthause eine Stärkung zu sich genommen hatten, sogleich nach Zaplas oder lagerten sich auf den Wiesen neben der Strasse.

Um 5 Uhr setzte sich von der Pfarrkirche aus die eigentliche Procession nach Zaplas unter Führung des Herrn Pfarrers aus Tschatesch in Bewegung; auswärtige Geistliche betheiligten sich an derselben nur wenige. Entlang dem Wege, welchen die Procession nahm, hatten viele, zumeist mit Hautausschlägen behaftete Kranke und Krüppel Stellung genommen, um von den in mildthätiger Verfassung befindlichen Wallern Gaben zu erflehen; natürlich fehlte es auch nicht an bei diesen Gelegenheiten unvermeidlichen, professionsmässigen Bettlern; daneben verkauften Einheimische ihr Obst, zumeist kleine Birnen.

Bei Glockenklang und unter Absingung geistlicher Lieder gelangte die Procession nach Zaplas.

Das Wallfahrtskirchlein liegt am Rande eines gegen Süd-Osten abfallenden Abhanges; hinter der Kirche breitet sich ein grosser Platz aus, welcher gegen Norden zu von Wald begrenzt wird. Das nach keinem einheitlichen Stil erbaute Kirchlein ist langgestreckt, besteht aus einem Längsschiff mit Querschiff und hat an der Nord-Ostfront zwei verhältnissmässig niedere Thürme; am entgegengesetzten Ende befindet sich noch ein kleines prismatisches Thürmchen aus Holz. Das Kircheninnere macht hauptsächlich infolge des freiliegenden Dachgebälkes einen höchst primitiven Eindruck, erscheint aber sehr geräumig.



Fig. 4. Zaplas.

Nach einer gütigen Mittheilung des hochwürdigen Herrn Pfarrers von Tschatesch, *Heinrich Povše,* dürfte der Wallfahrtsort ungefähr hundert Jahre alt sein; ursprünglich stand an Stelle des heutigen Kirchleins eine Capelle, welche im Jahre 1813 demolirt wurde. Die gegenwärtige Kirche wurde im Jahre 1848 als Capelle neu errichtet und später durch Zubauten zur Kirche ausgebaut; sie ist der Muttergottes geweiht, von welcher eine Statue am Hochaltare angebracht ist. Die grossen Wallfahrten hierher dürften etwas über vierzig Jahre zurückreichen, und Zweck derselben ist, die Hilfe der Gottesmutter in den verschiedensten Anliegen zu erflehen. Die Wallfahrt zu Maria Himmelfahrt ist die grösste, kleinere finden auch am Pfingstmontage, am 29. Juni, am 8. September und am Rosenkranzsonntage statt.

Auf dem Platze hinter der Kirche ging es schon lange vor Ankunft der Procession lebhaft zu; Wallfahrer begrüssten sich, stellten sich in Gruppen zusammen und hatten sich gegenseitig viel zu erzählen.

Die Verkaufsbuden, welche bei der Kirche aufgestellt waren, und in welchen Votivgegenstände, wie Rosenkränze, Heiligenbilder und dergleichen, feilgeboten wurden, fanden von Seite der Pilger guten Zuspruch, nicht weniger wie jene Buden, in welchen Lebensmittel verkauft wurden; das waren solche, welche zum täglichen Genusse der Unterkrainer

gehören, insbesondere Kraut, Bohnen in Oel gekocht, das heimische Brot, eine Art Strudel und andere mehr; auf offenen Steinherden, welche rings um den Platz errichtet sind, wurde Kaffee und Suppe gekocht; für alkoholische Genüsse war in einem Wirthshause, einem der wenigen Häuser in der Nähe des Kirchleins, an der westlichen Ecke des Platzes gesorgt; da wurde neben dem saueren Unterkrainer Wein („Marwein") auch Bier getrunken. Von Volksbelustigungen war nur ein gerade nicht mehr ganz moderner Phonograph aufgestellt, welchem sich auch das allgemeine Interesse zuwendete.

Viele Pilger, hauptsächlich Frauen und Kinder, hatten sich schon jetzt in der Kirche eingefunden und verrichteten eine Andacht.

Beim Nahen der Procession richtete sich naturgemäss Aller Aufmerksamkeit auf dieselbe; da aber das Kirchlein bei Weitem nicht alle Theilnehmer zu fassen vermochte, war man gleichzeitig auch darauf bedacht, ein gutes Plätzchen in oder an einem geschützten Orte um die Kirche herum zu erobern; denn hier hatte man nicht nur während der nun folgenden kirchlichen Ceremonie auszuhalten, sondern viele präoccupirten es auch zugleich als Nächtigungsort.

Die Procession zog sogleich in die Kirche ein, wo nun ein beinahe anderthalbstündiger Gottesdienst abgehalten wurde (eine lange Predigt, natürlich in slowenischer Sprache, Litanei, Segen und dazwischen eingeschoben Gesänge).

Bis jetzt war eigentlich von der Wallfahrt nichts zu berichten, was nicht etwa in ähnlicher Weise auch in deutschen Gegenden zu beobachten wäre; nun aber, nach Beendigung des Gottesdienstes, folgte der eingangs erwähnte eigenthümliche, von der weiblichen Jugend aufgeführte Mariencult, welcher an sich und infolge begleitender Umstände meine Aufmerksameit in hohem Grade erregte; er wird „vrteč igrati" (Gärtlein spielen), gewöhnlich vrteč schlechtweg, genannt und bei den meisten Pilgerfahrten in Unterkrain aufgeführt.

Diese Feier wurde erst bei einbrechender Dunkelheit abgehalten; bis dahin hatte man mit den nöthigen Vorbereitungen vollauf zu thun. Während sich die Männer in das Wirthshaus oder zu den Buden, in welchen Lebensmittel verkauft wurden, begaben und die älteren Frauen in der Kirche noch weitere Andachten verrichteten, erfüllten die Mädchen im Alter von 10 bis 30 Jahren die Mitte des Platzes, und eine erregte Geschäftigkeit bemächtigte sich ihrer, insbesondere der ganz jungen; bald hatten sich die den einzelnen Gemeinden oder Congregationen angehörenden Mädchen zusammengefunden und liessen sich nun, so geordnet, in Gruppen auf den Erdboden nieder. Alsdann wurden aus den mitgebrachten Bündeln und Körben („Zeckein") Blumen hervorgeholt, oder man ging zu den Buden und kaufte sich solche; mit diesen nun schmückten sich die Mädchen gegenseitig das Haar; es brauchte einige Zeit, bis allseits der Kopfputz nach Wunsch ausgefallen war, und gar manches Mädchen konnte man in grosser Aufregung sehen, weil nach seiner Meinung diese oder jene Blume unbedingt noch zur Vollkommenheit ihres Haarschmuckes fehlte. Auch mit einer Kerze versah sich jedes Mädchen.

Waren diese Vorbereitungen getroffen, ging es an die Gesangsprobe; alle Gruppen sangen gleichzeitig, jedoch jede ein anderes, mehrstimmiges Marienlied; dabei hatte in jeder Gruppe ein älteres Mädchen mit hellem Sopran die Führung. Im Einzelnen hätte der Gesang ganz hübsch geklungen, da die frischen Stimmen die Lieder richtig und exact vorbrachten; dabei merkte man aber dem Gesange die Mühe, welche für das Einlernen der Lieder verwendet wurde, beziehungsweise die wiederholte Uebung an. Die Sängerinnen zeigten grossen Ernst und Eifer, was eben nur zu dem exacten und harmonischen Zusammenklingen führte; an Gefühl aber und Schwung mangelte es dem Gesange. Die Probe währte eine geraume Zeit.

Inzwischen begann es allmälig zu dämmern; die Mädchen zündeten ihre Kerzen an, und von den Steinherden rings um den Platz loderten die Feuer immer mächtiger auf, das Treiben auf dem Platz mit düsterem Scheine umgebend. Wenn man dabei die auf der Erde mitten unter ihrem Reisegepäck hockenden, mit den Händen den Tact schlagenden Mädchen betrachtete, deren fremdartige Gesichtszüge und eigenartige Tracht sich im Kerzenscheine aus dem Dunkel scharf abhoben, wenn man ferner den Lärm,

welcher infolge des gleichzeitigen Absingens der dem Fremden unverständlichen Lieder herrschte, auf sich einwirken liess, so hatte man wohl nicht das Gefühl, dass das die Vorbereitung für eine fromme Ceremonie ist, sondern wähnte sich beinahe dem Spiele eines exotischen Volkes gegenüber.

Nach Verlauf einer halben Stunde waren die Lieder einstudirt, doch fehlte noch der Anführer des nun folgenden Umzuges. Ungeduld erfasste deshalb die Mädchen, welche sich bereits von ihren Plätzen erhoben hatten und sich langsam zum Zuge formirten. Ebenso warteten die anderen Theilnehmer der Wallfahrt, welche sich als Zuschauer auch wieder auf dem Platze eingefunden hatten und die Mädchenschaar umstanden, auf den Beginn des Umganges. Endlich kam der Erwartete, ein alter, sympathischer Slowene aus der südlichen Steiermark, begleitet von einem Fahnen- und einem Kreuzträger. Der Führer, welcher damals schon zum 36. Male das Spiel leitete, musterte die Reihen der Mädchen, und alsbald schritt er laut betend der Kirche zu. Ihm folgten nach den Gruppen geordnet in Reihen zu drei oder vier die Mädchen; diese begannen nun mit ihren Gesängen, welche jetzt besser zur Geltung kamen, da für den still stehenden Beobachter nicht mehr alle zugleich erklangen, sondern einer den anderen ablöste. Auch erregten die nun in gehobener Stimmung im Kerzenscheine einherschreitenden Mädchen mit ihrem Aufputz in dem Beobachter jene kindlich fromme Empfindung, wie etwa bei uns die weissgekleideten, vor Glück strahlenden Mädchen bei der Frohnleichnamsprocession.

Der Zug ging einmal um die Kirche herum, doch waren die letzten Theilnehmer noch lange nicht abmarschirt, als die Tête wieder auf dem Platze anlangte. Hier beschrieb nun die Procession, ihrem Anführer Schritt für Schritt folgend, eigenthümliche Figuren in Form von Serpentinen und schneckenartigen Windungen, und es war das sichtliche Bestreben des Führers, die Reihen möglichst enge aneinander zu bringen und ein grosses Gedränge herbeizuführen. Schliesslich schien der ganze Zug zu einem unentwirrbaren Knäuel zusammengedrängt zu sein, und nur die Marienfahne und das Kreuz zeigten an, wo die Führung des Zuges sich bewegte; dabei erschallten wieder die verschiedenen Lieder gleichzeitig. Es war nun der grösste Ehrgeiz einer jeden Gruppe, einerseits sich im Gesange nicht irremachen zu lassen, andererseits den Zusammenhang mit dem Zuge nicht zu verlieren. Das brachte Leben in die Reihen, und das ganze Bild erinnerte mich unwillkürlich an gewisse Cotillonfiguren auf unseren Bällen. Schliesslich machte sich der Führer wieder etwas frei, der Knäuel begann sich zu lichten, und der Zug folgte, ohne dass seine Ordnung einmal gestört gewesen wäre, dem Führer in die Mitte des Platzes.*) Hier löste sich der Zug auf, und die Mädchen bildeten einen engen Kreis um den Anführer, welcher nun entblössten Hauptes in fliessender Rede eine lange eindrucksvolle Predigt zur Verherrlichung der Jungfrau Maria hielt.

Mit dem Schlusse derselben war das Marienspiel beendet, und zugleich das officielle Programm für diesen Tag. Alles ging nun auseinander und sorgte für das Nachtlager. Nur eine kleine Zahl von Wallfahrern, welche das Glück gehabt hatte, in einem Hause in Tschatesch Unterkunft zu erhalten, kehrte dahin zurück; die meisten mussten, wie bereits angedeutet, am Wallfahrtsorte selbst übernachten, und zwar entweder in der Kirche, auf dem Platze oder im angrenzenden Wald. Die Vorbereitungen für die Nachtruhe und das Volkslager selbst gewährten wiederum einen interessanten Anblick.

Jetzt dürften die Bursche, welche die Wallfahrt nur mitmachten, um mit ihrem Mädchen zusammenzutreffen, auf ihre Rechnung gekommen sein. An solchen jungen Leuten fehlt es, wie man allgemein erzählen hört, bei diesem Anlasse nie, weshalb die Geistlichkeit diese Wallfahrten nicht gerne sieht und wiederholt gegen die dieselben begleitenden Missbräuche einzuschreiten versuchte.

Am nächsten Morgen zogen die Pilger zeitlich früh in Partien, so wie sie gekommen waren, nach verschiedenen Richtungen ab, um unter Gebet und geistlichem Lied nach Hause zurückzukehren.

---

*) Eine Gesetzmässigkeit in den Bewegungen des Zuges konnte ich nicht herausfinden.



Das Vergelt's Gott-Sammeln im Salzburgischen.

Von Frau Marie Wögerbauer, Salzburg.

Im Salzburgischen kommt der vielleicht wenig gekannte, schöne Brauch des „Vergelt's Gott"-Sammelns vor, das heisst, für eine Gutthat, ein Liebeswerk wird *nur* die Dankesäusserung „Vergelt's Gott" angenommen und jeder so erworbene Dank auf einem Stabe oder Kreuz mit einem Zeichen angemerkt oder — nur im Gedächtnisse aufbewahrt. Je mehr solcher Zeichen sich zu einer ganzen Sammlung vereinen, desto grössere Freude für den Besitzer.

Arme, welche an Geldwerth nichts zu verschenken haben und doch auch wohlthätig sein wollen, um eine solche Sammlung zu erwerben, bemühen sich, dieses Ziel durch geleistete Liebesdienste zu erreichen, in dem frommen Glauben, sich dadurch eine Stufe in den Himmel bauen oder für begangene Sünden leichter Vergebung finden zu können.

Eine arme alte Frau in Salzburg, welche sich schon einer ganzen Reihe erworbener „Vergelt's Gott" erfreut, erzählt über Entstehung und Bedeutung des Brauches, an welche sie mit rührendem Vertrauen glaubt, Folgendes:

Ein recht böser, geiziger, dabei schlauer Bauer, welcher niemals etwas Gutes thun wollte, liess sich doch einmal überreden, einen durch seinen Hof führenden Fussweg allgemein benützen zu lassen; doch gab er die Erlaubniss dazu nur unter der Bedingung, dass jeder Vorübergehende vor dem Kreuze, welches er beim Eingange in den Hof aufrichten liess, ein „Vergelt's Gott" sagen müsse. Bei jedem solchen „Vergelt's Gott" machte nun der Bauer einen Einschnitt in das Kreuz und sammelte davon eine grosse Zahl.

Als der Bauer gestorben war und zum Himmelsthor kam, um Einlass zu finden, sagte der heilige Petrus: „Ja, was willst denn Du da, Du ungueter Ding Du, Du wirst do nit etwan gar glauben, dass D' in Himmi einikimmst, o na!" — Worauf der Bauer: „Oho! was is's denn nachher mit meine ‚Vergelt's Gott'?" — Heiliger Petrus (verwundert): „Ja, hast denn Du auch ‚Vergelt's Gott'?" — Bauer: „Ja, freili, und viel han i." — Heiliger Petrus: „Ja wenn das is, dass D' wirkli an (solche) hast, da kannst's holen geh'n, nachher wer'n w'r schon seg'n, was g'schieht." — Der Bauer geht und holt seine „Vergelt's Gott", die, auf die Waage gelegt, schwerer ins Gewicht fallen als seine Sünden, worauf ihn der heilige Petrus bei einem kleinen Spalt „in den Himmi" einischlupfen lasst.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Verein für Egerländer Volkskunde. (Jahresversammlung vom 15. Jänner 1903.) Die am 15. Jänner 1903 abgehaltene *Jahresversammlung* gab ein übersichtliches Bild der regen und schaffensfreudigen Thätigkeit dieses volkskundlichen Vereines im Jahre 1902. Zunächst berichtete der Vorsitzende *Alois John* über die wissenschaftliche Bethätigung, die Sammlungen und den Mitgliederstand. Die Zeitschrift *„Unser Egerland"* erschien im VI. Jahrgang mit einer Beilage: Mittheilungen aus dem städtischen Museum in Eger. Von beachtenswerthen Aufsätzen seien erwähnt: Alois John: Die Glocke im Volksglauben des Egerlandes; Saat und Ernte im Egerland; Aus Alt-Eger. Prof. Schmidt: Zur Geschichte des Bauernhofes Nr. 14 in Voitersreut. Prof. Wilhelm: Alte Kreuzsteine des Egerlandes (mit einer Tafel von 40 Abbildungen). Dr. Müller: Meine Sammlungen. Dr. Habermann: Die volkskundliche Ausstellung in Franzensbad; Vom Viehmarkte; Die Dorfschule einst und jetzt; Das Taglöhnerhaus. Ausserdem kleinere Mittheilungen (Gustav Freytag und die Volkskunde), Bücheranzeigen, Vereinschronik. *Versammlungen* wurden sieben abgehalten, und zwar: eine Jahresversammlung, ein Volksliederabend, ein Skioptikonabend, drei Ausschusssitzungen, ein Vortragsabend, ein Ausflug nach Franzensbad. Berichte und Vorträge hielten: Dr. Müller: Ueber die Egerländer Hochzeitstracht. Alois John: Ueber Egerländer Hausformen; Ueber den Codex Teplensis. Meyerhöfer: Ueber Egerer Künstler des 18. und



19. Jahrhunderts. Die *Bibliothek* wurde um 54 Bände vermehrt (Gesammtbestand 354 Bände). Der *Mitgliederstand* beträgt 560. Erwähnenswerth ist ausserdem die Eröffnung der *Egerländer Stube* im Germanischen Museum in Nürnberg (seit 15. Juni 1902), die *volkskundliche Ausstellung* in Franzensbad (im September 1902 anlässlich des Karlsbader Naturforschercongresses), das Erscheinen des Buches: *Oberlohma*. Geschichte und Volkskunde eines Egerländer Dorfes von Alois John (Prag, Calve. In Prof. Hauflen's Beirägen zur deutsch-böhmischen Volkskunde).

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

Uebersichten:

Bibliographie der steiermärkischen Volkskunde.

(August 1896 bis Ende December 1902.)

Von Custos Dr. Anton Schlossar, Graz.*)

A. Ethnographisches überhaupt, Museales, Archäologisches, Rechtsgeschichte, Ortsnamen etc.

1. *Unger Theodor*. Aus dem deutschen Volks- und Rechtsleben in Alt-Steiermark. (Fortsetzung.) II. Das Bahr-Recht. III. Der Speick und die Speick-Strafe. IV. Das Oster-Laufen. V. Das Schloss-Schliessen. Zeitschr. d. Vereines f. Volkskunde. Berlin. VI. Jahrg. 1896. S. 284—289 und 424—429.
2. *Ruland Wilhelm*. Steirische Hexenprocesse. Ein Beitrag z. Culturgesch. des 17. Jahrhunderts. Zeitschr. f. Culturgesch. Weimar. 1898. 2. Ergänzungsheft. S. 45—71.
3. *Weisbach A.* Die Deutschen Steiermarks. Mittheilungen d. anthropolog. Gesellschaft in Wien. N. F. 18. Bd. 1898. S. 195—213.
4. *Marx A.* Aus dem Leben des steirischen Volkes im Mürzthal. Zeitschr. f. österr. Volkskunde. IV. 1898. S. 290—296.
5. *Schukowitz Hans*. Piktographien eines bäuerlichen Wirthschaftskalenders von 1786 (aus Steiermark). Globus. Braunschweig. 1898. S. 392.
6. *Schukowitz Hans*. Aus dem altsteirischen Wirthschaftsleben. Grazer Volksblatt. 1899. Nr. 87 und 93. Beil. Feuill.
7. *Schukowitz Hans*. Der steirische Hausgiebel. Grazer Morgenpost. 1900. Nr. 5. Feuill.
8. *Kohaut Vincenz*. Mittheilungen über Ausgrabungen und Funde von Poetovio in den Jahren 1898/99. Mittheilungen d. Centralcomm. z. Erhalt. d. Kunst- u. hist. Denkm. Wien. N. F. 27. Bd. 1901. S. 18—20.
9. *Marx Marie*. Beschaffenheit, Lage und Bauart der Bauerngehöfte im Mürzthale. Zeitschr. f. österr. Volkskunde. VII. 1901. S. 8—12.
10. *Gawalowski Carl W.* Das steiermärkische Landesmuseum „Joanneum". Graz. Selbstverlag. 1902. 8°. Sep.-Abdr. aus der Festschrift: Zum sechsten deutschen Sängerbundesfeste Graz, 26.—30. Juli. Graz. 8°. S. 177—192.
11. *Byloff Fritz*. Das Verbrechen der Zauberei (Crimen magiae). Ein Beitrag zur Geschichte der Strafrechtspflege in Steiermark. Graz. Leuschner & Lubensky. 1902. 8°. VIII—440 S.
12. *Landesmuseum „Joanneum", Das steiermärkische*, in Graz. Eine kurze Uebersicht seiner Entstehung . . . verfasst durch das Curatorium, Graz. „Joanneum". 1902. 8°. 70 S.
13. *Žunkovič M.* Die Ortsnamen des oberen Pettauer Feldes. Etymolog.-culturhist. Studie. Marburg. Blanske. 1902. 8°. IV—102 S.

*) Vergl. Zeitschr. f. österr. Volkskunde, II. 1896. S. 338—340. Die Gruppeneintheilung ist wieder ähnlich wie in meiner daselbst citirten „Bibliotheca historico-geographica" (Graz 1886) und in den zwei bisher in der genannten Zeitschr. f. österr. Volkskunde, Jahrg. I und II, gebotenen Nachträgen bis Ende Juli 1896 beibehalten worden.

B. Volkssitte, Volksgebrauch und Volksglaube.

14. *Moses Heinrich.* Das festliche Jahr im Semmeringgebiete. Zeitschr. f. österr. Volkskunde. II. 1896. S. 193—197.
15. *Volkskundliches* (aus Donnersbachwald. [R.]): Alpenheim. Monatsschr. St. Johann i. P. I. 1896. S. 93—96.
16. *Im Christmonat* (im Donnersbachthal.): Alpenheim. St. Johann i. P. I. 1896. S. 240—242.
17. *Hans von der Sann.* Die St. Nicolausfeier (mit bes. Berücksichtigung d. Steiermark). Grazer Morgenpost. 1896. Nr. 279 u. 280. F.
18. *Reiterer Carl.* Zeit- und Wetterbilder (aus d. Ennsthale). Tagespost. Graz. 1897. Nr. 33. 7. Bog.
19. *Ilwof Franz.* Zur Volkskunde der Steiermark. Zeitschr. f. österr. Volkskunde. III. 1897. S. 7—13 u. 42—54.
20. *Reiterer Carl.* Volksmedicamente (aus d. Ennsthale). Tagespost. Graz. 1897. Nr. 132. 2. Bog.
21. *Reiterer Carl.* Volkskundliches (aus d. Ennsthale). Tagespost. Graz. 1897. Nr. 179. 3. Bog.
22. *Reiterer Carl.* Zeit- und Wetterbilder (aus d. steir. Ennsthale). Tagespost. Graz. 1897. Nr. 199. 5. Bog.
23. *Reiterer Carl.* Volks- und Wetterbilder (aus d. steir. Ennsthale). Tagespost. Graz. 1897. Nr. 242. 2. Bog.
24. *Reiterer Carl.* Zeit- und Septemberbilder (aus d. steir. Ennsthale). Tagespost. Graz. 1897. Nr. 273. 5. Bog.
25. *Reiterer Carl.* Winter-Sonnenwendbilder (aus d. steir. Ennsthale). Tagespost. Graz. 1897. Nr. 356. 9. Bog.
26. *Reiterer Carl.* Wunder der Sympathie. Volksglaube aus den Ennsthaler Alpen. Heimgarten. XXI. 1897. S. 383—388.
27. *Ilwof Franz.* Hexenwesen und Aberglauben in Steiermark. Ehedem und jetzt. Zeitschr. des Vereines f. Volkskunde. Berlin. VI. 1897. S. 184 u. 244.
28. *Reiterer Carl.* Volksbräuche im Ennsthaler Gebiete. Zeitschr. f. österr. Volkskunde. III. 1897. S. 368—370.
29. *Bauernhochzeiten* im steirischen Ennsthale. (—r—). Alpenheim. St. Johann i. P. III. 1898. S. 1—5.
30. *Reiterer Carl.* Zeit- und Junibilder (aus d. steir. Ennsthale). Tagespost. Graz. 1898. Nr. 161. 2. Bog.
31. *Reiterer Carl.* Volkskundliches (aus d. steir. Ennsthale). Tagespost. Graz. 1898. Nr. 281. 4. Bog.
32. *Reiterer Carl.* Sinniger Unsinn. Volksmeinungen (aus d. steir. Ennsthale). Heimgarten. XXII. 1898. S. 613—618.
33. *Urbas Wilhelm.* Aberglauben der Slowenen (in Steiermark). Zeitschr. f. österr. Volkskunde. IV. 1898. S. 142—152.
34. *Reiterer Carl.* Volkskundliches aus dem Murthale. Zeitschr. f. österr. Volkskunde. IV. 1898. S. 206—210.
35. *Reiterer Carl.* Vom Diebebannen und Lebenabbeten (in Steiermark). Zeitschr. f. österr. Volkskunde, IV. 1898. S. 265—266.
36. *Reiterer Carl.* Zeit- und Volksbilder (aus d. steir. Ennsthale). Tagespost, Graz. 1898. Nr. 248. 5. Bog.
37. *Reiterer Carl.* Volkskundliches (aus d. Ennsthale). Tagespost. Graz. 1898. Nr. 256. 5. Bog.
38. *Reiterer Carl.* Zeit- und Weihnachtsbilder (aus d. steir. Ennsthale). Tagespost. Graz. 1898. Nr. 356. 6. Bog.
39. *Weinhold Carl.* Aus Steiermark. Volksthümliches in alphabetischer Reihe. Zeitschr. d. Vereines f. Volkskunde. Berlin. VIII. 1898. S. 439—448.
40. *Marx Marie.* Lieben und Hassen des jungen Bauernvolkes im Mürzthal. Zeitschr. f. österr. Volkskunde. V. 1899. S. 57—60.
41. *Prang, Die Grosse,* am Oswaldifeste (in Krakau, Obersteiermark). Grazer Volksblatt. 1899. Nr. 221 u. 222. Beil. Feuill.



42. *Fischer Rosalia.* Volksaberglaube ... aus der östlichen Steiermark. Heimgarten XXIII. 1899. S. 601 u. 680.
43. *Reiterer Carl.* St. Anna beim Volke (Steiermarks). Heimgarten XXIII. 1899. S. 790—793.
44. *Reiterer Carl.* Volksthümliches aus dem Ennsthale. Heimgarten XXIII. 1899. S. 933—939.
45. *Blümml E. K.* Agrarische und Bienengebräuche aus Oberösterreich und Steiermark. Zeitschr. f. österr. Volkskunde. VI. 1900. S. 173—175.
46. *Reiterer Carl.* Ostergebräuche in den Alpen (der Steiermark). K. k. Wiener Zeitung. 1901. Nr. 80. ff.
47. *Sonnwendfeier, Die,* in Steiermark. Grazer Volksblatt. 1901. Nr. 170. Beil. Feuill.
48. *Reiterer Carl.* Aus dem Ennsthale. Tagespost. Graz. 1901. Nr. 232. 4. Bog.
49. *Marx Marie.* Glaube und Unglaube im Bauernvolke des Mürzthales. Zeitschr. f. österr. Volkskunde. VII. 1901. S. 179—181.
50. *Reindorfer Hugo.* Volksaberglaube aus dem Koralpengebiet. Zeitschr. f. österr. Volkskunde. VII. 1901. S. 238—243.
51. *Schlossar Anton.* Weihnachten im steirischen Berglande. Illustrirte Frauen-Zeitung. Berlin. Lipperheide. 28. Jahrg. 1901. S. 189—190.
52. *Reiterer Carl.* Ennsthaler Volksleben. Heimgarten. XXVI. 1902. S. 930—936.
53. *Schlossar Anton.* Die „Pfingstlucken" in Steiermark. K. k. Wiener Zeitung. 1902. Nr. 114. F.
54. *Reiterer Carl.* Sonnenwende im Oberlande (der Steiermark). Grazer Morgenpost. 1902 Nr. 178. F.

C. Volkslied und -Spruch, Volksschauspiel.

55. *Reiterer Carl.* Jugendsprüche aus den Ennsthaler Alpen gesammelt. Heimgarten XX. 1896. S. 789—792.
56. *Reiterer Carl.* Reisereminiscenzen. (Mit Inschriften, Marterln etc. aus dem Ennsthale.) Tagespost. Graz. 1896. Nr. 299. 2. Bog.
57. *Reiterer Carl.* Volkskundliches. (Volkspoesie aus d. steir. Ennsthale.) Obersteirerblatt. Bruck. 1896. Nr. 48. F.
58. *Liedeln, Kleine,* aus dem oberen Kainachthale in Steiermark. Mit Melod. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde. Berlin. VI. 1896. S. 225.
59. *In* einer steirischen Almhütte. Ein Bild aus dem Gebirge. (—r.) Alpenheim. St. Johann i. P. I. 1896. S. 181—184.
60. *Volkssprücheln* und Vierzeilige (aus d. östl. Steiermark). Heimgarten XXI. 1896. S. 75—77.
61. *Reiterer Carl.* Ennsthaler Volksgesang. Tagespost. Graz. 1896. Nr. 272. 5. Bog.
62. *Reiterer Carl.* Zeit- und Frühlingsbilder. (Volkssprüche aus d. steir. Ennsthale.) Tagespost. Graz. 1897. Nr. 139. 4. Bog.
63. *Karl v. Wald.* Der Gams-Urberl. Alpenheim. St. Johann i. P. II. 1897. S. 110 u. 123.
64. *Fischer Rosa.* Kinderspiele in der Oststeiermark. Heimgarten XXI. 1897. S. 865—867.
65. *Volkslieder, Alte,* aus Oststeiermark. Heimgarten. XXI. 1897. S. 942—943.
66. *Reiterer Carl.* Volkskundliches. Aus dem steirischen Volksleben (bes. Volkslieder). Alpenheim. St. Johann i. P. II. 1897. S. 236 u. 247.
67. *Volkspoesien* aus dem Ennthale. (—r.) Steirische Alpen-Post. Aussee. 1897. Nr. 47. Feuill.
68. *Sprüche, Mundartliche,* aus Steiermark, gesammelt von C. Reiterer. Heimgarten XXII. 1897. S. 230—234.
69. *Reiterer Carl.* Volkskundliches (geistl. Lieder aus d. steir. Ennsthale). Tagespost. Graz 1898. Nr. 63. 4. Bog.
70. *Reiterer Carl.* Grab- und Marterlinschriften (aus d. steir. Ennsthale). Tagespot. Graz. 1898. Nr. 179. 4. Bog.
71. *Auszählreime* der Kinder in der mittleren Steiermark. Kinderliedchen. Mitgetheilt von Frau A. Marx. Zeitschr. f. österr. Volkskunde. IV. 1898. S. 210—212.
72. *Reiterer Carl.* Grabinschriften und Marterln aus Steiermark. Zeitschr. f. österr. Volkskunde. IV. 1898. S. 264—265.
73. *Reiterer Carl.* Votivbilder aus Steiermark. Zeitschr. f. österr. Volkskunde. IV. 1898. S. 266—267.

74. *Haussprüche, Altsteirische.* Grazer Morgenpost. 1899. Nr. 43 u. 44. Feuill.
75. *Reiterer Carl.* Mundartliche Volkssprüche (aus d. steir. Ennsthale). Heimgarten XXIII. 1899. S. 472—475.
76. *Vierzeilen* und Gasselreime aus dem oberen Murthale, gesammelt v. Jos. Kottnig. Heimgarten XXIV. 1900. S. 945.
77. *Hausgeräthinschriften, Altsteirische.* Gesammelt v. Dr. Hans Schukowitz. Zeitschr. f. österr. Volkskunde. V. 1899. S. 177—187.
78. *Bauernweisheit.* Sprüche und Redensarten aus Steiermark. Heimgarten. XXVI. 1901. S. 127—132.
79. *Fischer Rosa.* Sanges- und Blumenfreude im oststeirischen Landvolke. Heimgarten XXVI. 1902. S. 296 u. 383.
80. *Ilwof Franz.* Erzherzog Johann als Förderer der Musik und des Volksgesanges. Tagespost. Graz. 1902. Nr. 207. F.
81. *Bauernregeln, Alte,* für alle zwölf Monate. Gesammelt und mitgetheilt von Franz Goldhann. Grazer Schreibkalender. Leykam. Für 1903. S. 87—89.
82. *Reiterer Carl.* Volkskomödianten. Tagespost. Graz. 1896. Nr. 349. 2. Bog.
83. *'s Nicolospiel.* Ein Stück Volksleben aus dem Ennsthale. Steir. Haus- und Schreibkalender für 1897. Graz. Withalm. S. 146—148.
84. *Reiterer Carl.* Volksschauspiele im Ennsthale. Zeitschr. f. österr. Volkskunde. III. 1897. S. 61—63.
85. *Nicolaus-Spiel* (aus d. Ennsthal). Mitgetheilt von Dr. M. Haberlandt. Zeitschr. f. österr. Volkskunde. IV. 1898. S. 100—106.
86. *Wackernell Jos. Ed.* Ein Tiroler Passionsspiel in Steiermark. Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Festgabe für Richard Heinzel. Weimar. Feller. 1898. S. 101—120.

D. Volkssagen und Volksmärchen.

87. *Was* der Aelpler erzählt. Aus den Original-Aufzeichnungen eines schlichten Sohnes der Berge. Mitgetheilt von Dr. A. Schlossar. Alpenheim. St. Johann i. P. I. 1896. S. 185—188.
88. *Volks-Anekdoten* (aus d. steir. Ennsthale). Alpenheim. St. Johann i. P. I. 1896. S. 211.
89. *Hans von der Sann.* Charakteristische Gestalten aus der steirischen Sagenwelt. Grazer Morgenpost. Feuill. 1896. Nr. 184, 185, 197, 207, 208, 213, 224, 237, 262, 271. 1897. Nr. 6, 11, 28, 45, 57, 68, 81, 99, 112.
90. *Lobenstock Friedrich.* Vergissmeinnicht und Edelweiss. Geschichten und Sagen aus Hinterberg. II. Theil. Gaben des kath. Pressvereines in der Diöcese Seckau f. 1896. S. 331—410.
91. *Hans von der Sann.* Die Ahnfrau in der steirischen Volkssage. Obersteirerblatt. Bruck. 1896. Nr. 84—86. F.
92. *Grimmingsagen.* Steirische Alpenpost. Aussee. 1897. Nr. 8. F.
93. *Reiterer Carl.* Frühlingsbilder (Sagen, Sprüche etc. aus d. steir. Ennsthale). Tagespost. Graz. 1897. Nr. 84. 2. Bog.
94. *Reiterer Carl.* Volksseele aus der nordwestlichen Steiermark. Heimgarten XXI. 1897. S. 696—701.
95. *Reiterer Carl.* Zeit- und Spätherbstbilder (aus d. steir. Ennsthalgebiete mit Sagen). Tagespost. Graz. 1897. Nr. 178.
96. *Pastner Anton.* Illustrirter Führer an der Murthalbahn. Teufenbach. (Graz.) Selbstverl. 1898. 8°. 142 S. — 2. Aufl. 1901. (Darin Localsagen.)
97. *Reiterer Carl.* Sinniger Unsinn, Volksmeinungen (zumal Sagen aus d. Ennsthale). Heimgarten XXII. 1898. S. 613—618.
98. *Volkssagen* (Steirische). Steirische Alpenpost. Aussee. 1898. Nr. 26. F.
99. *Kühn Bernhard.* Der Teufel in Liezen. Eine Sage. Steirische Alpenpost. Aussee. 1898. Nr. 46. F.
100. *Zocher Cölestin.* Du schönes grünes Alpenland. Sitten, Sagen, schnurrige Geschichten und Volkslieder (aus Steiermark). Innsbruck. Wagner 1898. 8°. XI—324 S.

101. *Kühn Bernhard.* Die versunkene Stadt. Eine Sage aus dem oberen Ennsthale. Steirische Alpenpost. Aussee. 1899. Nr. 5. F.
102. *Kühn Bernhard.* Die dunkelblaue Sternblume. Ein obersteirisches Alpenmärchen. Steirische Alpenpost. Aussee. 1899. Nr. 12. F.
103. *Kühn Bernhard.* Das Erdmännlein. Ein Jägermärchen aus den steirischen Alpen. Steirische Alpenpost. Aussee. 1899. Nr. 17.
104. *Kühn Bernhard.* Die Waldjungfrau. Ein Märchen aus den Steirer Alpen. Steirische Alpenpost. Aussee. 1899. Nr. 20. F.
105. *Kühn Bernhard.* Tanzkathi. Ein Märchen aus den Steirer Alpen. Steirische Alpenpost. Aussee. 1899. Nr. 26 u. 27. F.
106. *Puff Rudolf.* Die Schatzgräber. Heimatliche Sage. (Neudruck.) Südsteirische Presse. Marburg. 1901. Nr. 1—6. Feuill.
107. *Artner August.* Heimatkunde des Bezirkes Fehring in topographischer, statistischer und chronistischer Beziehung. 2. verm. Aufl. Feldbach. Selbstverl. 1901. 8°. 61 S. (Darin einige Localsagen.)
108. *Steiner Josef.* Ennsthaler Wanderungen. Gröbming. Joh. Walik. 1901. 8°. 88 S. (Darin einige Sagen und Volksgebräuche.)
109. *Coelln Ernst v.* Der Knappe von Arzberg. Eine steirische Sage. Südmark-Kalender für 1902. Graz. S. 65—66.
110. *Bachersagen, Alte.* Deutscher Bote für Steiermark und Kärnten. Kalender für 1902. Marburg. S. 31 u. 32.
111. *Buchberger Franz.* Sagen um und in Fürstenfeld. Grazer Volksblatt. 1902. Nr. 296. F.
112. *Sagen aus der Oststeiermark* von Jos. Steiner-Wischenbart. Heimgarten XXVI. 1902. S. 550—551.
113. *Reisner Adolf.* Eisenerz in Wort und Bild. Herausgeg. vom alpinen Verein Innerberg. Eisenerz. Selbstverl. 1902. 8°. 64 S. (Darin Localsagen.)
114. *(Stolletz Hans.)* Leibnitz Einst und Jetzt. Chronik und Führer. Leibnitz. Hawlik. 1902. 8°. 129 S. (Darin Localsagen.)
115. *Ganssteinsage.* Josef Einspinner's „Ganssteinsage". Grazer Tagblatt. 1902. Nr. 281. Beil.-Bog.
116. *Blätter der Erinnerung* an Maria Grün bei Graz (herausgeg. von A. Schlossar). Graz. U. Moser. 1902. 8°. 31 S. (Darin die Sage der Entstehung des Wallfahrtsortes Maria Grün.)

V. Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

Jahresbericht für 1902.

Erstattet vom **Präsidenten Grafen J. Harrach.**

Das abgelaufene achte Vereinsjahr, über dessen Erfolge für unseren Verein ich im Folgenden zu berichten habe, wird für uns Alle durch den Besuch, welchen Seine Majestät der Kaiser am 22. April unserem Museum abzustatten die Gnade hatte, denkwürdig bleiben. Zum zweiten Male hat Seine Majestät damit unserem patriotischen und gemeinnützigen Institut seit seinem Bestande die hohe Auszeichnung Allerhöchstseiner huldvollen Antheilnahme kundgegeben. Die überaus gnädigen Worte Allerhöchster Anerkennung, welche Seine Majestät bei dieser Gelegenheit unseren Bestrebungen und den bisher erreichten Erfolgen spendete, ermuthigen uns trotz der vielen bestehenden

Schwierigkeiten, bei unserem Werke auszuharren, dem das Interesse aller Vaterlandsfreunde gebührt, da es in erster Linie beabsichtigt, die Völker unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes auf dem neutralen Boden der Wissenschaft einander näherzubringen und dadurch sein Schärflein zu der allseits sehnlichst gewünschten Austragung der nationalen Differenzen, die das Reich erschüttern, beizutragen. Ein besonderes Wort des wärmsten Dankes gebührt aus jenem festlichen Anlasse Seiner Excellenz unserem allverehrten Herrn Ehrenpräsidenten *Dr. J. A. Freiherrn v. Helfert,* welcher mich bei dem Besuche Seiner Majestät im Museum zu vertreten die Güte hatte, da mich die Nachricht von der bevorstehenden Allerhöchsten Absicht im fernen Dalmatien traf und keine Möglichkeit für mich bestand, rechtzeitig in Wien einzutreffen.

Die Vereinsthätigkeit erstreckte sich auch in diesem achten Jahre hauptsächlich auf die weitere nothwendige Ausgestaltung unserer Hauptschöpfung, des *Museums für österreichische Volkskunde* und die Herausgabe unseres wissenschaftlichen Organs, der *„Zeitschrift für österreichische Volkskunde“*. Aus dem angeschlossenen Bericht des Museumsdirectors *Dr. M. Haberlandt* ist mit Genugthuung die stetige Zunahme und organische Weiterentwicklung unseres Museums zu constatiren, das im Inlande wie im Auslande nur die allergünstigsten Beurtheilungen, was Reichthum seiner Sammlungen und Uebersichtlichkeit ihrer Aufstellung betrifft, erfährt. Mit jedem Jahre wird dabei die Raumfrage brennender, da in den beschränkten Räumlichkeiten, in welchen das Museum gegenwärtig untergebracht ist, eine Ausdehnung der Sammlungen kaum mehr möglich ist. Dazu drohte im abgelaufenen Jahre die Gefahr, dass unser Institut sogar diese ungenügenden Localitäten verloren hätte, wenn nicht dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen und der patriotischen Einsicht seitens der löblichen Börsenkammer auf Grund gnädiger Intervention Seiner k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn *Protectors Erzherzog Ludwig Victor,* sowie Seiner Excellenz des Herrn Ministers für Cultus und Unterricht *Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel* das Verbleiben des Museums in seinen Räumlichkeiten für die nächsten zwei Jahre gesichert worden wäre. Ich erfülle nur eine tiefgefühlte Pflicht, wenn ich Seiner kaiserlichen Hoheit für diesen neuerlichen Beweis seiner huldvollen Fürsorge den ehrerbietigsten Dank abstatte, ebenso wie ich Seine Excellenz den Herrn Minister *Dr. v. Hartel* bitte, unserer wärmsten Dankbarkeit für seine gütige Verwendung versichert zu sein.

Von der *„Zeitschrift für österreichische Volkskunde“* liegt der VIII. Band abgeschlossen vor, in welchem wie in den früheren Jahrgängen werthvolle grössere und kleinere Beiträge zur Volkskunde der verschiedenen österreichischen Völker aller Zungen zusammengefasst erscheinen. Ich habe bereits im Vorjahre an dieser Stelle erwähnt, wie wünschenswerth es wäre, die werthvollen Sammlungen volkskundlicher Art, auf dem Gebiete des Volksschauspieles, des

Volksliedes, der Grabsprüche und besonders auch die grosse Reihe von gehaltvollen Beiträgen zur österreichischen Hausforschung, über welche die Redaction unserer Zeitschrift verfügt, zur Veröffentlichung bringen zu können. Vielleicht wird uns dies mit Unterstützung der hohen Unterrichtsverwaltung und privater Förderer im gegenwärtigen Vereinsjahr zum Besten der Volkskunde gelingen.

Die Mittel zu unserer Thätigkeit schöpften wir, wie in den Vorjahren, aus den regelmässigen Subventionen und Spenden sowie den Beiträgen unserer Mitglieder, welche in grösster Zahl mit dankenswerther Opferwilligkeit zu unserer Fahne halten. In erster Reihe erwähne ich die in der Höhe von 6000 Kronen wie im Vorjahre bewilligte Staatssubvention des hohen k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht, die Subvention der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien mit 1200 Kronen, sowie den schon seit mehreren Jahren seitens der hochlöblichen niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer in Wien bezogenen Beitrag von 800 Kronen. Mit bestem Dank seien ferner die Subventionen des hohen niederösterreichischen Landtages und der hohen k. k. niederösterreichischen Statthalterei mit je 200 Kronen, ferner der Beitrag der Ersten österreichischen Sparcassa mit 150 Kronen verzeichnet.

An Spenden erhielten wir wie in den Vorjahren die Widmung von 100 Kronen seitens des hohen Protectors Seiner k. u. k. Hoheit Erzherzogs *Ludwig Victor* sowie den Betrag von 100 Kronen durch das Bankhaus *S. M. v. Rothschild.*

Der Vereinsausschuss hat in zahlreichen Sitzungen die Geschäfte des Vereines mit Sorgfalt und wärmstem Interesse erledigt. In seiner Zusammensetzung sind keine wesentlichen Aenderungen erfolgt, doch sahen wir mit grösstem Bedauern die Herren *Prof. Dr. M. Murko* und *Prof. Dr. O. Jauker* infolge ihrer Uebersiedlung nach Graz, beziehungsweise nach Laibach aus unserer Mitte scheiden, doch verbleiben beide genannte Herren nach wie vor zu unserer Freude im Ausschusse.

Zum Schlusse sei es mir gestattet, allen Gönnern und Freunden unserer Gesellschaft wie unseres Museums den besten und wärmsten Dank für ihre werthvolle Unterstützung auszusprechen. Wir erbitten dieselbe auch für die Zukunft, welcher ja erst die Lösung der schwierigsten Aufgaben anheimgegeben ist.

Bericht über das Verwaltungsjahr 1902 des Museums für österreichische Volkskunde.

Erstattet vom **Director Dr. M. Haberlandt.**

Im sechsten abgelaufenen Jahre des Museumsbestandes war die Aufmerksamkeit der Direction in erster Reihe auf die Ausfüllung der grössten Lücken in unseren Sammlungsbeständen gerichtet, so weit eine solche ohne grössere Mittel und vor Allem ohne die nöthige unbeschränkte Zeit für Aufsammlungsreisen überhaupt durchgeführt werden konnte.

Die Erwerbungen im Jahre 1902 betrugen 626 Stück, welche in der Rubrik »Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde«, Bd. VIII, regelmässig ausgewiesen wurden. Eine grössere Gruppe davon verdanken wir dem regen Sammeleifer unseres Mitgliedes *Alexander Hausotter* in Petrowitz, welcher in wiederholten Aufsammlungen das werthvollste Material zur Darstellung der volksmässigen Hauscultur der Deutschen im mährisch-schlesischen Kuhländchen beschafft hat. Es sind insgesammt 352 Stück, welche die Volkstracht, das Mobiliar, den gesammten Hausrath, die Arbeits- und Wirthschaftsgeräthe dieser Gegend in vorzüglich erhaltenen Typen umfassen und von dem Sammler selbst in lehrreicher Art in unserer Zeitschrift beschrieben worden sind. (Siehe Bd. VIII, S. 259—263.) Ich spreche bei dieser Gelegenheit Herrn A. Hausotter für seine uneigennützigen, emsigen und erfolgreichen Bemühungen im Interesse der heimischen Volkskunde den wärmsten Dank aus und kann nur wünschen, dass sein schönes Beispiel an verschiedenen Punkten, wo wir helfende Kräfte dringend nöthig hätten, Nacheiferung wecken möge!

Ferner sei einer grossen und schönen, durchwegs aus gewählten Stücken bestehenden volkskundlichen Sammlung gedacht, welche Herr Oberinspector Maler *Franz Gaul* so liebenswürdig war, dem Museum zur Ausstellung zu überlassen. In derselben befinden sich 25 interessante Trachtenstücke aus den Alpenländern, zwei vollständige Männer- und drei Frauencostüme aus Bosnien, 26 werthvolle Krippenfiguren und eine Reihe vereinzelter Gegenstände aus Galizien. Dem bewährten Sammler und Gönner unseres Instituts Herrn *Fr. Gaul* sei hiemit der verbindlichste und wärmste Dank für sein liebenswürdiges, uns so werthvolles Entgegenkommen ausgesprochen.

Ferner möchte ich eine kleinere, aber ausgesucht schöne Sammlung von der rumänischen Bevölkerung in der Bukowina, die wir Herrn Pfarrer und Exarchen *Demeter Dan*, einem eifrigen Mitglied und wohlunterrichteten Mitarbeiter unserer Zeitschrift, verdanken, mit Anerkennung hervorheben. Durch Herrn Bibliothekar *J. Thirring* gelangten wir in den Besitz zweier alterthümlicher Kuhgeschirre für den festlichen Auftrieb auf die Almen, welche in sehr bemerkenswerther Art verziert sind (eines mit Holzfigur des heiligen Leonhard, des Viehpatrons) aus dem Lungau. Herr *Prof. Dr. J. Pommer* verschaffte uns zwei der überaus selten gewordenen »Wurzhörner« (Hirtenschalmeien) aus Birkenholz und Birkenrinde, die zum Blasen des »Kuhreigens« und gewisser Jodler gedient haben, aus der Schladminger Gegend. Ich selbst beschaffte sieben sehr interessante alterthümliche Volksschauspielmasken aus Salzburg nebst einer Reihe von vereinzelten kleinen Aufsammlungen gelegentlich einiger Reisen und Excursionen. Seine Durchlaucht der Herr regierende Fürst *Johann von und zu Liechtenstein* spendete eine Anzahl schöner mährischer Volksstickereien. Fast der gesammte Einlauf des Jahres

1902 ist zur Ergänzung der Aufstellung benützt worden und der Besichtigung zugänglich.

Verausgabt wurde für die Sammlungen insgesammt der Betrag von 809 Kronen 73 Heller. Für die Installation und für Transport wurden 246 Kronen 94 Heller aufgewendet.

Erwähnt sei auch noch, dass am Schluss des Jahres die elektrische Beleuchtung des Museums durch die Firma Siemens & Halske zu bedeutend ermässigtem Preise fertiggestellt wurde, was an den trüben Tagen im Winter nun jederzeit eine deutliche Besichtigung der Museumsschätze ermöglicht.

Die Vermehrung der Bibliothek betrug 77 Nummern, deren wichtigste bereits in unserer Zeitschrift ausgewiesen worden sind. Die Zahl der durch Tauschverkehr einlangenden fachwissenschaftlichen Zeitschriften und sonstigen periodischen Publicationen hat sich neuerdings um 6 vermehrt, beträgt daher jetzt 36. Die Bibliotheksarbeiten wurden von Herrn Bibliothekar *J. Thirring* in dankenswerther Umsicht wie in den Vorjahren erledigt.

Die Sammlung von Photographien und Bildern wuchs um 23 Nummern.

Was die Besuchsverhältnisse anlangt, so dürfen dieselben im Ganzen befriedigende genannt werden, wenngleich wir nach wie vor eine grössere Theilnahme der gebildeten Bevölkerung recht sehr wünschen würden. Die Sammlungen wurden von 860 zahlenden Besuchern und von rund 4500 Personen bei freiem Eintritt gelegentlich der Führung von Schulen, Vereinen u. s. w. besichtigt. Die Liste dieser corporativen Besichtigungen ist im VIII. Band der Zeitschrift veröffentlicht (passim).

Wie in jedem Jahre erfreute sich unser Museum auch 1902 der steten huldvollen Fürsorge seines erhabenen Protectors, Seiner k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs *Ludwig Victor*. Ich spreche dafür den unterthänigsten Dank der Museumsdirection aus. Ehrerbietigsten Dank schulden wir ferner inbesonders auch dem Herrn Präsidenten, Seiner Erlaucht Grafen *J. Harrach*, welcher jeder Angelegenheit des Museums seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden die Güte hat und jederzeit für dasselbe Gönner und Freunde zu werben sich bemühte. Von Herrn Verwalter *F. X. Grössl* und Herrn Kanzlisten Cand. jur. *Carl Wachs* wurde ich nach wie vor auf das Eifrigste unterstützt, wofür ich ihnen meinen wärmsten Dank auch an dieser Stelle entbiete.

Möge es der Direction gestattet sein, im nächsten Jahre von einer neuerlichen Besserung unserer allgemeinen Lage und von reichen Förderungen und Vermehrung unserer Sammlungen zu berichten, deren Lücken auszufüllen es immer mehr an der Zeit wird, soll überhaupt noch einmal ein vollständiges Bild unserer angestammten Eigenart geboten werden!

Rechnungsabschluss des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien

für das VIII. Vereinsjahr 1902.

Einnahmen.

	Kronen	Heller
Cassasaldo ex 1901	492	57
I. Ordentliche.		
1. Mitgliederbeiträge	2709	90
2. Für 102 Abonnements durch den k. k. Schulbücherverlag	408	—
3. Subventionen:		
a) Hohes k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht	6000	—
b) Hoher niederösterreichischer Landtag	200	—
c) Niederösterreichische Handels- u. Gewerbekammer	800	—
d) Erste österreichische Sparcassa	150	—
e) Reichshaupt- und Residenzstadt Wien 1901	1200	—
4. Museumseinnahmen	434	62
II. Ausserordentliche.		
1. Spenden:		
a) Seine k. u. k. Hoheit Erzherzog Ludwig Victor	100	—
b) Excellenz Graf Kielmansegg	200	—
c) Bankhaus S. M. Rothschild	100	—
2. Verkauf von Druckschriften	147	—
3. Zinsen	30	—
Summe der Einnahmen	12972	09
Ab Ausgaben per	12432	77
Cassarest	539	32

Ausgaben.

	Kronen	Heller
I. Museum.		
1. Personale	2197	40
2. Taxen	173	31
3. Miethzins	2000	—
4. Sammlung und Bibliothek	809	73
5. Transporte und Installation	246	94
6. Remunerationen	2300	—
7. Assecuranz	81	88
II. Verein.		
1. Porti	407	47
2. Kanzlei, Gebühren etc.	289	06
3. Buchdruckerei	3270	20
4. Honorare für die Mitarbeiter der Zeitschrift	327	—
5. Clichés und Zeichnungen	329	78
Summe der Ausgaben	12432	77

Wien, 30. Jänner 1903.

Franz Xaver Grössl, Cassier.

Gesehen:

Graf Harrach, Präsident.

Geprüft und richtig befunden:

Jac. Schindler, **Prof. Dr. Franz Kratochwil**,
Revisoren.

Protector:

Seine kaiserl. u. königl. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog **Ludwig Victor.**

Ehrenpräsident: Seine Excellenz Herr **Dr. J. A. Freiherr v. Helfert.**

Die Vereinsleitung

im Jahre 1902:

Seine Erlaucht Herr **Graf Johann Harrach**
Präsident.

Hofrath Prof. Dr. V. Jagić
Erster Vicepräsident.

Commercialrath Oscar v. Hoefft
Zweiter Vicepräsident.

K. u. k. Custos Dr. **M. Haberlandt**
Schriftführer.

Prof. Dr. **Arthur Petak**
Schriftführer-Stellvertreter.

Hof- und Gerichtsadvocat Dr. **S. Fessler**
Geschäftsführer.

Bürgerschullehrer **Julius Thirring**
Geschäftsführer-Stellvertreter.

K. u. k. Präparator **Franz X. Grössl**
Cassier.

Ausschussräthe:

a) In Wien:

Regierungsrath Director Dr. **Carl Glossy.**
Prof. Dr. **Franz Kratochwil.**
Prof. Dr. **Paul Kretschmer.**
Dr. **Milan Ritter v. Rešetar.**
Prof. Dr. **Alois Riegl.**
Fabriksbesitzer **Josef Salzer.**
Oberbaurath **Heinrich Schemfil.**
Stadtpfarrer Chorherr **Jacob Schindler.**
Philipp Ritter v. Schoeller.

b) In den Königreichen und Ländern:

Dr. med. **Richard Heller**, Salzburg.
Director **Carl Lacher**, Graz.
Prof. Dr. **R. Meringer**, Graz.
Prof. Dr. **Mathias Murko**, Graz.
K.k. Gewerbe-Oberinspector Dr. **V. Pogatschnigg**, Graz.
Prof. Dr. **Fr. Ritter Wieser v. Wiesenhort**, Innsbruck.
Prof. Dr. **Otto Jauker**, Laibach.
Director **J. Šubić**, Laibach.
Hofrath Dr. **Franz Šuklje**, Rudolfswerth.
Prof. Dr. **A. Amoroso**, Parenzo.
Director **F. Bulić**, Spalato.
Prof. **Alexander Makowsky**, Brünn.
Notar **Jaroslaw Palliardi**, Mähr.-Budwitz.
Prof. **Franz P. Piger**, Iglau.
Prof. Dr. **L. Niederle**, Prag.
Prof. Dr. **A. Hauffen**, Prag.
Director Dr. **E. Braun**, Troppau.
Director **Roman Zawiliński**, Tarnow.
Prof. Dr. **A. Kalina**, Lemberg.
Prof. **V. Szuchiewicz**, Lemberg.
Hofrath **A. Ritter v. Vuković**, Markarska.
Regierungsrath **Carl Romstorfer**, Czernowitz.

Verzeichniss der Stifter.

Adolf Bachofen von Echt,
Wien, III/1. Hauptstrasse 33.
Graf Carl Lanckorónski,
Wien, III/3. Jacquingasse 18.
Anton Dreher,
Schwechat.
Nicolaus Dumba †.
Amalie v. Hoefft,
Wien, II/1. Darwingasse 34.
Dr. S. Jenny †.
Fürst Johann Liechtenstein,
Wien, I. Herrengasse 10.
Graf Constantin Prezdziedzki †.
Johann Presl †.
Paul Ritter v. Schoeller,
Wien, I. Bauernmarkt 13.
Philipp Ritter v. Schoeller,
Wien, I. Bauernmarkt 13.
Fürst Joh. Adolf Schwarzenberg,
Wien, III/3. Rennweg 1.

Verzeichniss der Mitglieder.

Die mit * Bezeichneten sind Abonnenten der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde"

*Seine k. u. k. Hoheit *Erzherzog Rainer*,
Wien.
*Abtei des Benedictiner-Ordensstiftes,
Seckau.
Adamkiewicz Albert, Prof. Dr.,
Wien, IV/1. Hauptstrasse 20.
Arsenius Aidyn P., Dr., Generalabt,
Wien, VII/2. Mechitharistengasse 4.
*Ammann Josef, Prof.,
Krumau.
*Amoroso Andreas, Dr.,
Parenzo.
*Andesner Maria, Fräulein,
Salzburg.
*Andress Franz, Lehrer,
Dobrzan.
*Andrian-Werburg Ferdinand, Dr., Freih. v.,
Wien, I. Burgring 7.
*Ankert Heinrich,
Leitmeritz.
*Auersperg Carl, Durchlaucht Fürst,
Goldegg.
Auspitz Rudolf,
Wien, I. Oppolzergasse 6.
*Austria, Section des deutsch-österreichischen Alpenvereines,
Wien, I. Wallnerstrasse 13.
*Bach Theodor, Chefarchitekt,
Wien, III/1. Streichergasse 6.
*Bachinger Augustin, Prof.,
Horn.
*Bacquehem Olivier Marquis, Excellenz,
Wien, I. Stadiongasse 5.
*Baer Josef, Buchhändler,
Frankfurt a. M.
*Bartsch Franz, Oberfinanzrath,
Wien, III/2. Salmgasse 14.
*Bäumler Carl, Präfect,
IV/2. Goldegggasse 22.
*Bayerl Marie, Fräulein, Lehrerin,
Silberberg.
*Bearzi Carl,
Wien, XIII/1. Maxinstrasse 20.
*Benedictiner Stift St. Peter,
Salzburg.
*Benesch Anna, Frau,
Wien, I. Wipplingerstrasse 7.
Benesch August, Dr.,
Kremsier.
Benesch August, Dr., Director,
Prag, 193/III.
Benesch Ladislaus, Edler v., Garde-Rittm.,
Wien, III/3. Oetzeltgasse 10.
*Beneš Julius, Prof.,
Wr.-Neustadt.
Bengler Robert,
Znaim.
Berg Wilhelm, Freih. v.
Wien, I. Reichsrathsstrasse 13.
Berger Vitus, Regierungsrath, Architekt,
Salzburg.
*Bernreither Franz,
Wien, XVII/2. Paul Konrathgasse 3.
Bezecny Josef, Excellenz, Dr., Freih. v.,
Wien, I. Wollzeile 4.
*Bezirkslehrer-Bibliothek
Floridsdorf.
*Bibliothek des Stiftes Wilhering.
*Blau Josef, Lehrer,
Silberberg.
*Blümml E. K.,
Wien, XVIII/1. Gentzgasse 134.
*Bohata Adalbert, Dr., Statthaltereirath,
Triest.

Bouchal Leo, Dr.,
Wien, XIX/1. Cottagegasse 64.
*Bouchal Leonhard, Banquier,
Wien, I. Tiefer Graben 11.
*Branky Franz, kais. Rath,
Wien, VIII/1. Lederergasse 2.
*Braun Emil, Dr., Director,
Troppau.
Brehm Caroline, Frau,
Hainburg.
*Breitfelder Franz, k. k. Bezirkshauptmann,
Zwettl.
*Brenner-Felsach Joachim, Freih. v.,
Gainfarn.
Breycha Arthur, Dr., k. k. Sectionsrath,
Wien, I. Kärntnerring 9.
*Březina Aristides, Dr., Director,
Wien, XIII/6. St. Veitgasse 1.
*Brioschi Anton, Decorationsmaler der k. k.
Hofoper,
Wien, IV/1. Heugasse 18.
Brüll Rudolf, Dr.,
Wien, I. Bräunerstrasse 3.
*Brüning Ludwig, Procurist,
Wien, IX/2. Alserstrasse 20.
*Bünker J. R., Lehrer,
Oedenburg.
*Bulič Franz, Director,
Spalato.
*Calliano Gustav, Vereinspräsident,
Baden.
*Ceipek Leo, Ritt. v., Dr.,
Wien, III/1, Barichgasse 4.
Čermak Clemens, k. k. Conservator,
Czaslau.
Charlemont Hugo, akad. Maler,
Wien, III/3. Jacquingasse 19.
*Chorinsky Rudolf, Graf, Ministerial-Vice-
Secretär,
Wien, I. Nibelungengasse 4.
*Club der Land- und Forstwirthe,
Wien, I. Minoritenplatz 4.
Collmann Elsa, Frau,
Wien, III/3. Reisnerstrasse 30.
*Czartoryski Georg, Durchlaucht Fürst,
k. k. Geh. Rath,
Wien, IX/1. Währingerstrasse 177.
*Czech v. Czechenherz Jaroslav,
Wien, XVIII/1. Rieglergasse 6.
*Dachler Anton, Ingenieur,
Wien, XIII/2. Ameisgasse 15.
*Damian Josef, Professor,
Trient.
*Dan Demeter, Pfarrer,
Straža.
Daubal Mina, Fräulein, Lehrerin,
Donaufeld.
*Daubrowa Alfred, Dr.,
Wien, I. Josefsplatz.
*Deutscher Böhmerwaldbund,
Budweis.
*Deutscher Volksgesangverein,
Wien, V/1. Franzensgasse 11.
*Doblhoff Josef, Freih. v., Schriftsteller,
Wien, I. Eschenbachgasse 9.
*Domluvil E., Prof.,
Walachisch-Meseritsch.
Doppelreiter Johann, Pfarrer,
Altenmarkt a. d. Triesting.
Drechsel Arthur, Freih. v., Dr., k. u. k. Hof-
secretär,
Wien, III/2. Dampfschiffstrasse 4.
*Eggerth Josefine, Frau,
Wien, VI/1. Dürergasse 14.
Eissler Johann, Gutsbesitzer,
Wien, VI/1. Dreihufeisengasse 3.
*Eitelberger v. Edelberg Jeanette, Frau,
Hofräthin,
Wien, I. Bräunerstrasse 9.
*Ender Arthur, Ingenieur,
Wien, VII/2. Lindengasse 8.
*Enzenberg Arthur, Excellenz Graf, Dr.,
Innsbruck.
*Feilberg H. F., Dr.,
Askov, Dänemark,
Felbinger Ubald Matthäus R., Chorherr,
Klosterneuburg.
*Fessler Sigmund, Dr., Hof- und Gerichts-
Advocat,
Wien, I. Wollzeile 6.
Festetics de Tolna Rudolf, Graf,
Wien, II/2. Schüttelstrasse 75.
*Fierlinger Claudius, Freih. v., Dr.,
Wien, III/3. Beatrixgasse 26.
*Figdor Eduard, Grossgrundbesitzer,
n. a. Oberlieutenant,
Wien, III/1. Rochusgasse 7.
Fischhof Robert, Bankbeamter,
Wien, XIII/8. Auhofstrasse 212.
Fischhof Moriz Johann, Revident der k. k.
Staatsbahnen,
Wien, XIII/8. Auhofstrasse 212.
*Franko J., Dr.,
Lemberg.
*Franz Anton, Dr., Prälat,
Gmunden.

*Franz Josefs-Museum für Kunst u. Gewerbe, Troppau.
*Franzensmuseum, Brünn.
*Franziszi Franz, Consistorialrath, Grafendorf.
*Fried Ludwig, Hauptcassier, Wien, II/1. Kaiser Josefstrasse 15.
Frimmel v. Traisenau Fanny, Frau, Wien, IV/1. Paniglgasse 1.
*Frischauf Eugen, Dr., Eggenburg.
Frischauf Marie, Frau, Eggenburg.
*Fritze Elise, Frau, Fabriksbesitzerin, Wien, XIII/3. Stachegasse 6.
Fuchs Adalbert, Professor der Theologie, Göttweig.
Fuchs Justine, Frau, Wien, IX/4. Nussdorferstrasse 25.
*Fuchs Theodor, Prof., k. u. k. Director am Naturhistorischen Hof-Museum, Wien, IX/4. Nussdorferstrasse 25.
*Gaber Carl, Dr., k. k. Gerichtssecretär, Wien, VIII/2. Albertplatz 8.
*Gall Hans, Floridsdorf.
*Gasser Heinrich, Bozen.
*Gautsch v. Frankenthurn Paul, Dr., Freih., Excellenz, Wien, I. Stadiongasse 6.
Gehrig Susanna, Frau, Hainburg a. D.
*Gerisch Ed., kais. Rath, Wien, I. Schillerplatz.
*Gerlich Carl, Lehrer, Prerau.
*Germanisches Seminar der kön. Universität, Berlin.
*Glas Alfred, Dr., Wien, I. Schottenring 17.
Glas Ida, Frau, Wien, I. Schottenring 17.
*Glasser Franz, Prof., kais. Rath, Wien, I. Salvatorgasse 10.
Glossy Carl, Dr., Regierungsrath, Wien, IV/1. Heumühlgasse 8.
*Göttinger August, Dr., Primararzt, Salzburg.
*Göttmann Carl, Regierungsrath, k. u. k. Custos, Wien, IV/2. Favoritenstrasse 25.
*Gomperz Theodor, Prof. Dr., Hofrath, Wien, III/3. Reisnerstrasse 13.
Grassauer Ferdinand, Dr., Regierungsrath, Klosterneuburg.
*Grienberger J., Ritt. v., Prof., Innsbruck, Staatsgewerbeschule.
*Grillmayer J., Gutsbesitzer, Schwanenstadt.
Grössl Anna, Fräulein, Wien, IX/4. Pfluggasse 4.
Grössl Antonie, Frau, Wien, IX/4. Pfluggasse 4.
*Grössl Franz Xaver, k. u. k. Präparator, Wien, IX/4. Pfluggasse 4.
*Gross Konrad, Dr., Wien, XI/1. Simmeringer Hauptstrasse 42.
*Grossherzogliche Hofbibliothek, Darmstadt.
Grünebaum Gustav, Ritt. v., Hofrath, Wien, IX/1. Peregringasse 2.
*Guttmann Max, Mittelschulturnlehrer, Wien, II/3. Herminengasse 4.
*Gymnasium, k. k. Akademisches, Wien, I. Christinengasse 6.
Haan Carl, Freih. v., k. u. k. Rittmeister a. D., Gutsbesitzer, Wien, III/3. Marokkanergasse 23.
Haas Eucherius, kais. Rath, Director, Wien, IX/1. Waisenhausgasse 5.
*Haas Wilhelm, Dr., Regierungsrath, Graz.
Haberlandt Caroline, Fräulein, Hainburg.
*Haberlandt Friedrrich, Oberbaurath, Czernowitz.
*Haberlandt Gottlieb, Prof. Dr., Graz.
*Haberlandt Katharina, Fräulein, Lehrerin, Wien, VI/1. Hofmühlgasse 16.
Haberlandt Lola, Frau, IV/2. Luisengasse 9.
*Haberlandt Michael, Dr., k. u. k. Custos, Wien, IV/2. Luisengasse 9.
*Hagen Carl, Dr., Hamburg.
Halama Carl Wilhelm, k. k. Postbeamter, Saybusch.
*Hanakamp Paul, cand. arch., Wien, III/1. Ungargasse 14.
Handl Norbert, Dr., Wien, X/1. Himbergerstrasse 46.
Hardegg Franz, Graf, Gutsbesitzer, Wien, I Operngasse 6.

*Harrach zu Rohrau Johann Franz, Erlaucht Graf, k. k. Geheimer Rath, Kämmerer und Major a. D.,
Wien, I. Freyung 3.
*Hartel Wilhelm, Ritt. v., Dr, Excellenz k. k. Minister für Cultus und Unterricht,
Wien, I. Hessgasse 7.
Haudeck Johann, Oberlehrer,
Leitmeritz.
*Hauffen Adolf, Prof. Dr.,
Prag, Smichov 409.
*Haupt Johann, Photograph,
Iglau.
*Haupt v. Hoechsatten Josef, Ritt., Procurist und Abtheilungsvorstand,
Wien, I. Seilerstätte 12.
*Hausotter Alexander, Nordbahnbeamter,
Petrowitz.
*Heim Josef, Dr., Chefarzt der k. k. Theresianischen Akademie,
Wien, IV/1. Favoritenstrasse 15.
*Helf Moriz, Dr.,
Wien, V/1. Kleine Neugasse 5.
*Helfert Josef Alexander, Excellenz Freih. v., Dr., k. k. Geheimer Rath etc.,
Wien, III/3. Reisnerstrasse 19.
*Heller Richard, Dr.,
Salzburg.
*Helmer P. Gilbert, Abt,
Tepl.
Hemmerich Otto, k. u. k. Hofgebäudeaufseher,
Wien, I. Burgring 7.
*Herdtle Hermann, Architekt,
Wien, III/2. Seidlgasse 22.
Herrmann Anton, Dr.,
Budapest, Alagut utcza 2.
*Herz Leo, Dr., Ritt. v., Sectionschef a. D.,
Wien, VI/1. Magdalenenstrasse 40.
Herzig Georg, Gemeindesecretär,
Oberhollabrunn.
*Hielle Clotilde, Frau,
Wien, XIX/1. Carl Ludwigstrasse 62.
*Hinterhölzl Anton, k. k. Statthalterei-Ingenieur,
Graz.
*Hintner Valentin, Prof. Dr.,
Wien, III/3. Am Heumarkt 5.
Hirn Josef, Prof. Dr.,
Wien, I. Universität.
*Hitschmann Hugo H., Zeitungseigenthümer,
Wien, I. Schauflergasse 6.
*Hittmair Anton, Dr., k. u. k. Custos,
Innsbruck.
*Hlávka Josef, Oberbaurath,
Prag.
Hlawaczek Max, Gesellschafter der Firma Lenoir & Forster,
Wien, IV/1. Wohllebengasse 1.
Hochmeyer Heinrich, Hausbesitzer,
Klosterneuburg.
*Hoefft Oscar, Edl. v., k. k. Commercialrath,
Wien, II/1. Darwingasse 34.
*Höfler Max, Dr., Hofrath,
Tölz.
Hölzl Eduard, Verlag,
Wien, IV/2. Luisengasse 5.
*Hönigl Dominik, kais. Rath, inf. Abt des Benedictiner-Ordensstiftes,
Seitenstetten.
*Hoernes Moriz, Prof. Dr., k. u. k. Custos,
Wien, III/1. Ungargasse 27.
*Hoernes Rudolf, Prof. Dr.,
Graz.
*Hörzinger Franz, k. u. k. Hauptmann,
Innsbruck-Mühlau.
Hofer Anton, Gasthofbesitzer,
Oberkrimmel.
*Hoffmann Cajetan, Abt des Benedictiner-Ordensstiftes,
Admont.
*Hoffmann-Krayer, Prof., Dr. E.,
Basel.
*Hofmann Ig., k. u. k. Militärlehrer,
Hirtenberg.
Holub Franz, Prof.,
Krems a. d. Donau.
Hornbostel Erich, Ritt. v., Dr.,
Wien, I. Nibelungengasse 3.
*Horowitz Eduard, Ritt. v., k. u. k. Sectionschef etc.,
Wien, IV/1. Taubstummengasse 10.
*Hoyos-Sprinzenstein Ernst, Graf, Excellenz,
Wien, I. Kärnterring 5.
*Hoyos Stanislaus, Graf, k. u. k. Kämmerer,
Wien, III/3. Veithgasse 6.
Huemer Johann, Dr., Hofrath,
Wien, II/3. Obere Donaustrasse 47.
*Hunyady de Kethely Ida, Gräfin, Hofdame,
Wien, IV/2. Hauptstrasse 75.
*Ivoy Alexander, Ritt. v., Secretär,
Wien, VI/1. Amerlingstrasse 3.
*Jagić Vatroslav, Dr., Hofrath,
Wien, VIII/1. Kochgasse 15.
Jank Marie, Fräulein, Lehrerin,
Wien, I. Hessgasse 7.
*Jauker Otto, Dr.,
Laibach, Wienerstrasse 19.

Jauker Carl,
Graz, Burgring 18.
Jeckl Franz, Beamter,
Klosterneuburg.
*Jeiteles Adalbert, k. k. Bibliothekar i. R.,
Graz.
*Jireček Josef Constantin, Prof. Dr.,
Wien, VIII/2. Feldgasse 3.
*John Alois, Schriftsteller,
Eger.
*John Josef, Präfect,
Wien, IV/1. Favoritenstrasse 15.
Justitz Josef David,
Wien, VIII/1. Kochgasse 29.
*Kärntner-Verein,
Klagenfurt.
*Kahané Josef, Director,
Wien, I. Bauernmarkt 2.
*Kaindl Raimund Friedr, Dr.,
Czernowitz.
*Kalina Anton, Prof. Dr.,
Lemberg, Simorowiczgasse 7.
*Karl Alexander, kais. Rath, Abt, f. e. Consistorialrath etc.,
Melk.
*Karrer Felix, kön. ung. Rath,
Wien, XIX/1. Döblinger Hauptstrasse 80.
*Kastner Victor,
Wien, XIV/1. Kenyongasse 3.
*Kałużniaki Emil, Prof. Dr.,
Czernowitz.
*Kerschbaumer Ant., Dr., Ehrendomherr etc.,
Krems a. d. Donau.
*Kessler Engelbert, Schriftsteller,
Wien, I. Wipplingerstrasse 25.
*Kettner Adolf,
Freiwaldau.
*Kiss-Schlesinger Sigmund Egon,
Wien, I. Gonzagagasse 15.
Kittner Marie, Obervorsteherin des Officiers-waisen-Instituts,
Hirtenberg.
*Kling Oscar, Dr.,
Frankfurt a. M., Bockenheimer Landstrasse 98.
Kluger Josef, Chorherr,
Klosterneuburg.
Klvaňa Josef, Gymnasialdirector,
Gaya.
*Knoop Otto, Oberlehrer,
Rogasen, Provinz Posen.
*Kochanowski v. Stawczan R., Bürgermeister,
Czernowitz.
*Koechert Heinrich, k. k. Hof- und Kammer-juwelier,
Wien, I. Neuer Markt 15.
*König Friedrich, Ingenieur,
Wien, VI/1. Gumpendorferstrasse 6.
*Königliche Bibliothek,
Berlin W., Platz a. Opernhaus.
Kohn Alexander, Dr.,
Wien, I. Wollzeile 5.
*Kolbanig Rudolf, k. u. k. Lieutenant i. P.,
Fischau am Steinfeld.
*Kraetzl Franz, Forstmeister,
Ung.-Ostra.
*Krainische Sparcasse,
Laibach.
*Kralik v. Mayrswalden Maja, Frau,
Wien, I. Elisabethstrasse 1.
*Kralik v. Mayrswalden Mathilde, Fräulein,
Wien, I. Elisabethstrasse 1.
*Kralik v. Mayrswalden Richard, Ritt., Dr.,
Wien, XIX/1. Carl Ludwigstrasse 55.
*Krallert Emil, Vorstand der Nordbahn,
Wien, II/1. Vereinsgasse 19.
Kramař Carl, Dr.,
Prag.
Kratochwil Franz, Prof. Dr.,
Wien, VII/2. Neustiftgasse 21.
*Krek Bogumil, Dr., Hof- u. Gerichtsadvocat,
Wien, VI/1. Nelkengasse 1.
*Krenn Franz, Ritt. v., Baurath,
Wien, III/1. Barichgasse 26.
*Kretschmer Paul, Prof. Dr.,
Wien, VIII/1. Florianigasse 23.
*Kretz Franz, Slovacky Noviny,
Ung.-Hradisch.
Kreuzinger Hans, Mitglied des Hofopern-orchesters,
Wien, IV/1. Schleifmühlgasse 8.
*Kroboth Benjamin, Lehrer,
Oberthemenau.
Kropf Emil, Oberofficial,
Wien, II/1. Darwingasse 30.
*Kubelka Josef, Puppenerzeuger,
Wien, VI/1. Gumpendorferstrasse 67.
*Kübeck zu Kübau Guido, Excell., Freih.,
Graz.
*Kuenberg-Stolberg Bertha, Frau Gräfin,
Aigen bei Salzburg.
*Kuffner Moriz. Edler v.,
Wien, XVI/1. Ottakringerstrasse 118.
*Kuhlmann Georg,
Schloss Urstein, Post Puch bei Hallein.
*Kuhn Konrad, Dr.,
Wien, I. Maysedergasse 6.

Kubutsch Isidor, Dr., Director,
Wien, XIII/1. Trauttmansdorfferstr. 16.
*Kulka Richard, Dr.,
Wien, VII/1. Neubaugasse 23.
Kunz Carl v., Dr.,
Wien, VIII/1. Zeilgasse 8.
*Lacher Carl, Director,
Graz.
*Lamberg Carl, Graf,
Wien, I. Augustinerstrasse 8.
*Landau Wilhelm, Freih. v., Dr.,
Berlin W., Lützowstrasse.
*Landes-Real- und Ober-Gymnasialschule
Stockerau.
Larisch Emilie, Edle v., Frau,
Wien, IV/1. Schwindgasse 3.
Larisch Rudolf, Edler v.,
Wien, IV/1. Schwindgasse 3.
*Latour-Baillet Vincenz, Graf, Excellenz,
Wien, II/3. Untere Augartenstrasse 31.
*Lauseker Friedrich, k. k. Senatspräsident i. R.,
Wien, III/3. Strohgasse 2.
*Lauterstein Simon, Dr.,
Wien, VI/1. Kasernengasse 26.
*Lažansky Wladimir, Dr., Graf,
Chiesch.
*Lebeda Sofie, geb. v. Starck, Frau,
Prag, Pštrossgasse 32.
*Leeb Willibald P., Prof. der Theologie,
Göttweig.
Lehrkörper der Knabenbürgerschule,
Wien, II/2. Weintraubengasse 13.
*Lehrkörper der Mädchen-Volks- und Bürgerschule,
Wien, II/2. Holzhausergasse 7.
*Lehrkörper des k. k. Staatsgymnasiums,
Wien, II/1. Circusgasse.
*Lehrkörper des k. k. Staatsgymnasiums,
Wien, VI/1 Amerlingstrasse 6.
*Lehrerinnenbildungsanstalt,
Wien, VIII/2. Josefstädterstrasse 41.
*Lehrkörper der Mädchenvolksschule,
Wien, IX/1. Hahngasse 35.
*Lehrkörper der Mädchenbürgerschule,
Wien, IX/3. Galileigasse 3.
*Lehrkörper der Mädchenvolksschule,
Wien, IX/4. Viriotgasse 8.
*Lehrkörper der Volksschule für Knaben und Mädchen,
Wien, XIII/2. Trogergasse 3.
*Lehrkörper der Knabenvolksschule,
Wien, XVII/1. Kastnergasse 29.
Leisching Eduard, Dr., Regierungsrath,
Wien, IV/1. Technikerstrasse 5.

Leisching Julius, Architekt, Director des mährischen Gewerbemuseums,
Brünn.
Lemach Anton, Vicepräsident der schles. Handelskammer,
Troppau.
*Leseverein in Mistelbach.
Lhotzky Alphons Josef, Chorherr,
Klosterneuburg.
*Liechtenstein Marie, Frau Prinzessin,
Pressburg.
*Lilek Emilian, Prof.,
Sarajevo.
Linde Franz,
Melk.
*Linsbauer Ludwig, Dr.,
Wien, XIX/1. Hartäckerstrasse 26.
Lipperheide Franz, Freih. v.,
Schloss Matzen bei Brixleg, Tirol.
*List Camillo, Dr., k. u. k. Custos,
Wien, I. Oppolzergasse 6.
*Loesche Georg, Prof. Dr.,
Wien, XIX/4. Kobenzlgasse 42.
Loewenthal Dagobert, Dr., Fabriksbesitzer,
Iglau.
Lorang Emilie v.,
Wien, III/3. Jacquingasse 15.
*Lorang Ludwig v., k. k. Rechnungsrath,
Wien, III/3. Jacquingasse 15.
Lorenz v. Liburnau Ludwig, Ritt., Dr., k. u. k. Custos,
Wien, VII/2. Burggasse 9.
*Lozinski Ladislaus, Ritt. v.,
Lemberg.
*Luschan Felix v., Dr., Prof., Directorial-assistent am Museum für Völkerkunde,
Friedenau bei Berlin, Menzelstrasse 1.
*Lux Josef August, Redacteur,
Wien, XVIII. Währingerstrasse 103.
*Madeyski v. Poray, Stanislaus, Excellenz, Ritt., Dr., Minister a. D.,
Wien, VIII/1. Lammgasse 14.
*Mährisches Gewerbemuseum,
Brünn.
*Makowsky Alexander, Prof.,
Brünn.
Malovich Eduard, Fabriksbesitzer,
Wien, XVII/3. Mayssengasse 15.
Malovich Eleonora,
Wien, XVII/1. Hernalser Hauptstrasse 38.
*Mandelbaum Albert, Privatier,
Wien, I. Franz Josefs-Quai 27.
*Maresch Rudolf, Dr., Regierungsrath,
Wien, I. Hohenstaufengasse 7.

*Martinelli Ludwig, Regisseur und Schauspieler,
Wien, VII/2. Neustiftgasse 17.
Matiegka Heinrich, Dr.,
Prag, VII/617.
*Matyas Carl, Edl. v., Dr., k. k. Bezirkscommissär,
Limanowa.
*Mayer Carl, Dr. Universitätsprof.,
Innsbruck.
*Mayerhofer Hermann, Schriftsteller,
Wien, III/3. Fasangasse 18.
*Meier John, Dr.,
Basel, Nonnenweg 62.
Meissl Emerich, Dr., k. k. Ministerialrath,
Wien, III/1. Sechskrügelgasse 1.
*Meran Johann, Graf v., Dr.,
Stainz bei Graz.
*Merhar Ivan, Dr., Supplent,
Triest.
*Meringer Rudolf, Prof. Dr.,
Graz, Universität.
Mielich-Mielichhofer Alphonse Leopold, Historienmaler, Lieutenant i. P.,
Wien, XVII/2. Promenadegasse 5.
*Miksch Hans, Architekt,
Wien, IX/3. Garnisongasse 1.
*Militär-Unterrealschule,
Fischau a. Steinfeld.
*Minor Jacob, Dr. Universitätsprofessor,
Wien, III/3. Strohgasse 11.
*Mogk E., Prof. Dr.,
Leipzig, Färberstrasse.
*Mlynek Ludwig, Realschulprofessor,
Tarnow.
Morgenstern Gustav,
Wien, III/2. Seidlgasse 23.
*Moses Heinrich, Lehrer,
Pottschach.
*Much Matthäus, Dr., k. k. Regierungsrath,
Wien, XIII/2. Penzingerstrasse 64.
*Much Rudolf, Dr., Universitätsprofessor,
Wien, IX/2. Borschkegasse 4.
*Müller Carl, Prof., Architekt,
Wien, XVIII/1. Währingergürtel 123.
*Müller Josef, Korbwaarenerzeuger,
Floridsdorf.
Müller Marie
Wien, IX/1. Berggasse 5.
*Müller Michael, Dr., Stadtarzt,
Franzensbad.
*Müller Otto, Dr., Eisenbahn-Generalsecretär i. R.,
Wien, IX/1. Berggasse 5.
Müller Willibald, k. u. k. Custos,
Olmütz.
Müller Wilhelm, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Wien, I. Giselastrasse 3.
Murko M., Prof. Dr.,
Graz.
*Museum „Carolino-Augusteum“,
Salzburg.
Mussak Franz, k. u. k. Hauptmann,
Wien, IX/1. Maximilianplatz 14.
*Nagl Johann Willibald, Dr., k. u. k. Rittmeister a. D., Universitäts-Docent,
Wien, XVIII/1. Martinsstrasse 39.
*„Die Naturfreunde“, Touristenverein,
Wien. VIII/2. Stolzenthalergasse 14.
Neisser Carl, Dr.,
Wien, XVII/1. Hernalser Hauptstrasse 37.
*Nebes Eduard, Präfect der k. k. theresian. Akademie,
Wien, IV/1. Favoritenstrasse 15.
Neswadba Franz,
Klosterneuburg.
*Nettwall Heinrich, fürstl Rentmeister,
Wilfersdorf.
Neuber Wilhelm, kais. Rath, k. k. Commercialrath etc.,
Wien, VI/2. Brückengasse 1.
Neumann Adolf,
Wien, I. Franz Josefs-Quai 39.
*Neumann Wilhelm Anton, f. e. geistl. Rath, Universitätsprofessor,
Wien, IX/3. Garnisongasse 18.
*Niederle Lubor, Prof. Dr., k. k. Conservator,
Žižkov, Husinecka 11.
*Nothnagel Hermann, Prof., k. k. Hofrath,
Wien, I. Rathhausstrasse 13.
*Obermayer Albert, Edl. v., k. u. k. Oberst,
Wien, VI/1. Gumpendorferstrasse 43.
*Ogradi Franz, inf. Abt, f. e. Consistorialrath,
Cilli.
*Palliardi Jaroslav, Notar,
Mähr.-Budwitz.
*Panschab Justin, Abt,
Lilienfeld.
Passler Peter, Gymnasialprofessor,
Horn.
Paul-Schiff Maximilian, k. k. Landwehr-Oberlieutenant,
Wien, IV/1. Allegasse 20.
*Pauli Hugo, Buchhändler,
Wien, I. Stefansplatz 8.
*Peez Alexander, Dr., Schriftsteller,
Wien, IV/1. Heugasse 2.

*Pelz Rudolf,
Wien, I. Burgring 7.
Penka Carl, Gymnasialprofessor,
Wien, XVIII/2. Schindlergasse 48.
*Petak Arthur, Prof. Dr.,
Görz, via Barcellini 20.
Peterlein Adalbert Professor der Theologie,
Klosterneuburg.
*Peters Ignaz, Gymnasialprofessor,
Leitmeritz.
Piger Franz Paul, Gymnasialprofessor,
Iglau.
*Plattner Benedikt, k. k. Baurath,
Innsbruck.
*Pogatscher Heinrich, Dr.,
Rom, Via Ottaviano 113.
*Pogatschnigg V., Dr., k. k. Gewerbeober-inspector,
Graz.
*Polek Johann, Dr., k. u. k. Custos,
Czernowitz.
*Polívka Georg, Prof. Dr.,
Prag, Königliche Weinberge, Hálk 49.
Pommer Josef, Prof. Dr., Reichsrathsabg.,
Wien, V/1. Franzensgasse 11.
*Poschacher Louise,
Wien, IV/1. Margarethenstrasse 30.
*Pražak Wladimir, Freih. v., Sectionsrath,
Wien, IV/1. Heugasse 18.
*Preindlsberger Josef,
Wien, I. Bräunerstrasse 10.
*Preindlsberger Milena, Landessanitätsraths-gattin,
Sarajevo.
*Přikryl Franz, Cooperator,
Soběchleb, Mähren.
Prix Franz, Prof.,
Wien, IV/2. Favoritenstrasse 27.
*Probst Carl, akadem. Maler,
Wien, IV/2. Theresianumgasse 23.
Prossinagg Arthur,
Wien, IX/1. Pramergasse 27.
Pschikal Ottilie, Milchgeschäftsbesitzerin,
Wien, IV/1. Paniglgasse 16.
*Psota Ignaz, Apotheker,
Prerau.
*Purschke Carl, Dr., k. k. Landwehrintendant,
Wien, VI/2. Liniengasse 27.
Rabel Henriette, Hauptmannswitwe,
Wien, III/2. Geologengasse 6.
Rack Heinrich, Präfect,
Wien, IV/1. Favoritenstrasse 15.
Reif Berthold, Dr.,
Wien, II/3. Obere Donaustrasse 47.
Reisch Emil, Prof. Dr.,
Innsbruck.
*Repta Stefan v., Gymnasialdirector,
Suczawa.
Rešetar Milan, Ritt. v., Universitätsdocent,
Wien, VIII/1. Kochgasse 15.
*Reuschl Carl, Dr.,
Dresden.
*Richter Rudolf, cand. jur.,
Wien, VIII/1. Trautsohngasse 2.
*Riegl Alois, Prof. Dr.,
Wien, I. Schottengasse 8.
*Rigler Franz, Edl. v., Dr.,
Wien, XIX/1. Colloredogasse 5.
*Rössler Stefan, kais. Rath, Abt des Cistercienser-Ordensstiftes,
Zwettl.
*Romstorfer Carl A., k. k. Regierungsrath, und Conservator,
Czernowitz.
Rosenzweig v. Drauhwehr Julie, Baronin,
Wien, VIII/1. Auerspergstrasse 5.
*Rothberger Moriz,
Wien, I. Stefansplatz 9.
*Rutar Simon, Gymnasialprofessor,
Laibach.
Sachs Leopold,
Wien, I. Krugerstrasse 1.
*Salzer Josef, Fabriksbesitzer,
Wien, III/2. Marxergasse 1.
*Sarg Carl, Fabriksbesitzer,
Liesing bei Wien.
*Sauter Benedictus, inf. Prälat und Abt des königl. Benedictiner-Stiftes Emaus,
Prag, Emausplatz 1.
*Scala Arthur v., Hofrath, Director des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie,
Wien, I. Stubenring 5.
*Schachinger Norbert, kais. Rath, Consistorialrath, Abt etc.,
Schlägl, Post Aigen.
*Schaeffer August, k. k. Regierungsrath, Director der k. k. Gemäldegallerie,
Wien, I. Burgring 7.
*Schaffner Josef, Volksschullehrer,
Wien, XVIII/1. Staudgasse 3.
*Schaller Franz, Procurist,
Wien, IX/2. Sechsschimmelgasse 6.
Schallud Franz, Decorationsmaler des Deutschen Volkstheaters,
Wien, XV/1. Goldschlagstrasse 23.

Schedle Anton, Oberingenieur,
Braunau a. Inn.
Scheinigg Johann, Gymnasialprofessor,
Klagenfurt.
Schemfil Heinrich, k. u. k. Oberbaurath,
Wien, I. Plankengasse 7.
*Schima Carl, Dr., Sectionsrath,
Wien, II/2. Circusgasse 40.
Schindler Carl, k. k. Oberforstrath,
Weiss-Tremeschna.
*Schindler Jacob August, Stadtpfarrer,
Klosterneuburg.
Schlossar Anton, Dr., kais. Rath, k. u. k. Custos,
Graz, Nibelungengasse 8.
*Schlumberger Edl. v. Goldegg, Gustav,
Wien, I. Johannesgasse 22.
*Schmeltz J. D. E., Dr., Director am ethnographischen Reichsmuseum,
Leyden.
*Schmidt Georg, Prof.,
Mies.
Schmidt Carl, Buchbinder,
Wien, IV/1, Schäffergasse 12.
Schmidt Moriz, Ingenieur,
Wien, IV/2.
Schönach Julius, Dr., Präfect der k. k. theresianischen Akademie,
Wien, IV/1. Favoritenstrasse 15.
*Schönborn Friedrich, Graf, Dr., Excellenz,
Wien, I. Schellinggasse 1.
Schranzhofer Leopold, Professor an der k. k. theresianischen Akademie,
Wien, IV/2. Victorgasse 8.
*Schreiber Hans, Leiter der Landwirthschaftsschule.
Staab.
Schulz v. Strasznitzki Louise,
Wien, IV/1. Mozartgasse 3.
Schwarz Johann, k. k. Gymnasialprofessor,
Wien, III/1. Thongasse 6.
Schwarz Richard, Freih. v.,
Salzburg, Villa Stadlhof.
*Schwegel Josef, Excellenz, Freih. v., k. k. Geheim. Rath, Sectionschef a. D. etc.,
Wien, IX/1. Thurngasse 3.
*Section Mark Brandenburg,
Berlin W., Motzstrasse 78.
*Seidl, Gabriel, Professor, Architekt,
München, Marsstrasse 28.
Seiller Josef, Freih. v., Dr., Hof- u. Gerichtsadvocat,
Wien, I. Freyung 6.
Seitz Jacob J., Schriftsteller,
Grein a. d. Donau.
Siebenrock Friedrich, k. u. k. Custos,
Wien, I. Burgring 7.
*Sieger Robert, Prof. Dr.,
Wien, I. Wollzeile 12.
Sitte Camillo, k. k. Regierungsrath,
Wien, I. Schellinggasse 13.
Smolle Leo, Dr., Schulrath,
Wien, II/1. Castellezgasse 13.
Spatzier Conwall, Dr., Apotheker,
Jägerndorf.
*Spiegl Edler v. Thurnsee Edgar, Herausgeber des „Illustr. Wiener Extrablatt",
Wien, I. Löwelstrasse 12.
Spitzer Alois, Dr.,
Wien, I. Weihburggasse 21.
*Spitzer Moriz, Gutsbesitzer,
Pozsony, Szólesk-utcza.
*Staatsgewerbeschule, k. k.,
Wien, I. Schellinggasse 13.
*Staatsgewerbeschule, k. k.,
Czernowitz.
*Staatsgymnasium, k. k.,
Bielitz.
*Staatsgymnasium, k. k.,
Iglau.
*Staats-Untergymnasium,
Czernowitz.
*Stadtmuseum,
Znaim.
*Städtisches Pädagogium,
Wien, I. Schellinggasse 11.
Steindachner Anna, Fräulein,
Wien, I. Burgring 7.
*Steindachner Franz, Dr., k. u. k. Hofrath,
Wien, I. Burgring 7.
*Steiner v. Pfungen Otto, Freih., Ministerial-Vicesecretär i. P.,
Wien, I. Bauernmarkt 8.
Stenzl, kais. Rath, Oberpräfect der k. k. theresianischen Akademie,
Wien, IV/1. Favoritenstrasse 15.
*Stift Hohenfurt.
*Stift Reichersberg am Inn.
*Stiftsvolksschule
Klosterneuburg.
Straberger Josef, k. k. Oberpostcontrolor,
Linz.
*Strakosch Ignaz, Glaser,
Wien, I. Schottenring 29.
Streicher Emil, k. u. k. Hof- und Kammerclavierfabrikant,
Wien, III/1. Ungargasse 27.

Streicher Ernestine,
Wien, III/1. Ungargasse 27.
*Strele-Bärwangen Richard, Ritt. v., Custos u. Vorstand d. öffentl. Studienbibliothek, Salzburg.
*Stubenvoll Hugo, Ingenieur, Vukovar, Slavonien.
*Studienbibliothek, Olmütz.
*Studienbibliothek, Salzburg.
*Stürgkh Carl, Graf, Wien, I. Schottenhof.
*Sturm Josef, Prof., Wien, V/2. Bacherplatz 8.
*Subić Johann, Director, Laibach.
Suchanek v. Hasenau, Alexander jun., Brünn.
*Suchiewicz Vladimir, Prof., Lemberg.
*Šuklje Franz, Dr., Hofrath, Rudolfswerth.
*Šuman Josef, k. k. Landesschulinspector, Laibach.
*Suppan Michael, Wien, I. Burgring 7.
Szombathy Josef, k. u. k. Custos, Wien, VII/2. Sigmundsgasse 8.
Tagleicht Carl, k. u. k. Hofschlosser, Wien, II/5. Mathildenplatz 7.
*Tannenberger Ludovica, Wien, IV/2. Victorgasse 16.
*Taubmann J., Bürgerschuldirector, Aussig.
*Teirich Emil, Dr., k. k. Commercialrath, Wien, I. Carlsplatz 1.
*Thill Hans, Dr., Nikolsburg.
Thirring Ferdinand, Oedenburg.
Thirring Hermine, Oedenburg.
*Thirring Julius, Bürgerschuldirector, Wien. II/1. Darwingasse 9.
Thirring Marietta. Wien, II/1. Darwingasse 9.
Tippmann Norbert, Director, Donaufeld.
*Tobner Paul P., Stiftskämmerer, Lilienfeld.
Toldt A., Dr., Salzburg.
*Toldt Carl, Dr., Hofrath, Wien, IX./3 Wasagasse 8.
*Tomiuk Vasili v., Erzpriester, Radautz, Bukowina.
*Tonello v. Stramare Josef Le Chevalier, Wien, XVII/2. Neuwaldeggerstrasse 2.
*Treusch Leopold, Beamter der österreichischen Sparcasse, Wien, I. Tuchlauben 4.
Trojanis Natalis, Dr., Erzpriester, Curzola.
*Troll Camillo, k. u. k. Generalmajor, Wien, III/3. Marokkanergasse 20.
*Udziela Severin, k. k. Bezirksschulinspector, Wieliczka.
*Universitätsbibliothek, Czernowitz.
*Universitätsbibliothek, Graz.
*Universitätsbibliothek, Innsbruck.
Urban Eduard, kais. Rath, Banquier, Brünn.
*Vaclávek Mathias, Bürgerschul-Director, Wšetin, Mähren.
Varonne Johann, Landschaftsmaler, Wien, IV/2. Weyringergasse 10.
*Verein der niederösterreichischen Landesfreunde, Ortsgruppe Kaltenleutgeben.
*Verein für bayerische Volkskunde, Würzburg.
*Verein für sächsische Volkskunde, Leipzig.
Vonviller Heinrich, Inhaber der Ersten Wiener Walzmühle, Wien, I. Wipplingerstrasse 38.
*Vukovič v. Vucýdal Anton, Ritt. v., Statthaltereirath, Markarska.
*Vuletic-Vukasovich, ordentl. Prof., Ragusa.
*Wache Paulus, Professor der Theologie, Klosterneuburg.
*Wachs Edmund, Spediteur, Wien, II/2. Rothensterngasse 31.
Wachs Caroline, Wien, II/2. Rothensterngasse 31.
Wachtl Fritz A., Professor, Wien, XIX/1. Hochschulstrasse 16.
Wähner Franz, Dr., Prof., Prag.
*Wärndorfer Friedrich, Wien, I. Börseplatz 6.

*Wahrmann Sigmund, Dr.,
Wien, I. Seilerstätte 5.
*Walcher v. Molthein Carl Alfred, Oberlieutenant,
Wien, I. Franciscanerplatz 1.
*Waldmann Mathilde,
Altenmarkt a. d. Triesting.
Wartenegg Wilhelm v., k. u. k. Custos,
Wien, III/3 Metternichgasse 5.
*Wawersich August, Oberlehrer,
Floridsdorf.
*Weber Anton, Architekt,
Wien, VIII/1. Piaristengasse 34.
*Weigl Stefan, k. k. Gendarmeriewachtmeister,
Neutitschein.
Weil v. Weilen Alexander, Dr., Universitätsprofessor,
Wien, IV/1. Hechtengasse 3.
Weinelt Josef E., k. k. Oberforstmeister etc.,
Wien, I. Seilergasse 9.
Weinzierl Theodor, Ritt. v., Dr., Hofrath,
Wien, IX/1. Nusdorferstrasse 7.
Weiss Leopold, Wechselstubeninhaber,
Wien, IX/1. Lichtensteinstrasse 4.
*Wichner Josef, Prof.,
Krems a. D.
*Widmann Johann, Prof. Dr.,
Salzburg.
*Wieser Ritt. v. Wiesenhort Franz, Prof Dr.,
Hofrath.
Innsbruck, Meinhartstrasse 4.
*Wieninger Georg, Gutsbesitzer,
Schärding a. Inn.
*Wilczek Hans, Graf, Exc., k. k. Geheimer Rath und Kämmerer etc.,
Wien, I. Herrengasse 5.
*Wilhelm Franz, Prof.,
Pilsen.
*Wimpffen Franz, Freih. v., Excellenz, k. k. Geh. Rath, Feldzeugmeister etc.,
Salzburg.
*Wissenschaftlicher Club,
Wien, I. Eschenbachgasse 9.
*Witt Josef, k. k. Regierungsrath i. P.,
Wien, VIII/1. Lederergasse 15.
*Wögerbauer Marie,
Salzburg, Franz Josefs-Quai 9.
Woldřich Johann Nep., Dr., Universitätsprofessor,
Prag, Carlsplatz 21.
Wolf Carl, Schriftsteller,
Meran.
Wolf-Eppinger Sigismund, Dr.,
Wien, I. Helferstorferstrasse 4.
*Wolfram Alfred,
Wien, XVIII/1. Canongasse 19.
Wretschko Alfred, Ritt. v., Juristenpräfect,
Innsbruck.
Wurm Ignaz P., Consistorialrath,
Olmütz.
Zahradnik Josef, Director,
Ung.-Hradisch.
Zavadovseti Isidor, griech.-orient. Pfarrexpositus,
Woronetz.
*Zawiliński Roman, Director,
Tarnow.
Zeidler Paul, pr. Präparator,
Wien. I. Burgring 7.
*Zeller Ludwig, Präsident der Handels- und Gewerbekammer,
Salzburg, Faberstrasse.
Zeller Risa,
Salzburg, Faberstrasse.
*Zillner Anna,
Salzburg, Franz Josefstrasse 32/I.
*Zingerle Anton, Dr., Universitätsprofessor,
Innsbruck-Wilten.
*Ziskal Johann,
Wien, XVII/1. Leopold Ernstgasse 28.
*Ziwsa Carl, k. k. Regierungsrath, Gymnasialdirector etc.,
Wien, IV/1. Favoritenstrasse 15.
*Zöchbauer Franz, Professor der theresian. Akademie, Schulrath.
Wien, IV/1, Kleine Neugasse 16.
Zsigmondy Carl, Dr,
Wien, I. Schmerlingplatz 2.
*Zsigmondy Otto. Dr.,
Wien, I. Schmerlingplatz 2.
*Zuckerkandl Emil, Universitätsprofessor, Hofrath, Dr.,
Wien, IX/4. Alserbachstrasse 20.
*Zwirner Hubert, Bürgerschullehrer,
Retz.

K. k. Ackerbauschulen.

Direction der Landesackerbauschule,
Bercznica bei Stryj.
Direction der deutschen Ackerbau- und Flachsbereitungsschule,
Budweis.
Direction der landwirthschaftlichen Mittelschule,
Chrudim.
Direction der landwirthschaftlichen Landeslehranstalt,
Czernowitz.

Direction der höheren landwirthschaftlichen Landeslehranstalt.
Dublany.

Direction der Landesackerbauschule,
Edelhof bei Zwettl.

Direction der Landesackerbauschule,
Edthof bei Amstetten.

Direction der Ackerbauschule,
Eger.

Direction der höheren Gartenbauschule,
Eisgrub.

Direction der Landesacker-, Obst- und Weinbauschule,
Feldberg.

Direction der landwirthschaftlichen Winterschule,
Friedland.

Direction der Landesackerbauschule,
Grottenhof bei Graz.

Direction der Ackerbauschule,
Klagenfurt.

Direction der landwirthschaftlichen Lehranstalt,
Kleingmain.

Direction der Ackerbauschule,
Kloster-Hradisch.

Direction der k. k. önologischen und pomologischen Lehranstalt,
Klosterneuburg.

Direction der Landesackerbauschule,
Kotzobendz.

Direction der Ackerbauschule,
Kremsier.

Direction der Acker-, Obst- und Weinbauschule,
Leitmeritz.

Direction der höheren Forstlehranstalt,
Lemberg.

Direction der Ackerbau- und Flachsbereitungsschule,
Mährisch-Schönberg.

Direction der höheren Forstlehranstalt,
Mährisch-Weisskirchen.

Direction der landwirthschaftlichen Lehranstalt „Francesco Josephinum",
Mödling.

Direction der landwirthschaftlichen Landesmittelschule,
Neutitschein.

Direction der landwirthschaftlichen Landesmittelschule,
Ober-Hermsdorf.

Direction der Ackerbauschule,
Pilsen.

Direction der Ackerbauschule,
Pisek.

Direction der landwirthschaftlichen Landesmittelschule,
Prerau.

Direction der landwirthschaftlichen Mittelschule,
Raudnitz-Hracholusk.

Direction der Landesacker- und Obstbauschule,
Ritzlhof.

Direction der landwirthschaftlichen Winterschule,
Römerstadt.

Direction der landwirthschaftlichen Landeslehranstalt,
Rotholz bei Strass.

Direction der landwirthschaftlichen Landeslehranstalt,
St. Michele im Engadin.

Direction der Landes-Wein-, Obst- und Ackerbauschule,
Stauden bei Rudolfswert.

Direction der höheren landwirthschaftlichen Landeslehranstalt,
Tabor.

Direction der höheren landwirthschaftlichen Landeslehranstalt,
Tetschen-Liebwerd.

Direction der höheren Forstlehranstalt,
Weisswasser.

Direction der Acker- und Weinbauschule,
Znaim.

Tauschverkehr.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen; Berlin W., Kaiserin Augustenstrasse 73.
Blätter für hessische Volkskunde (Dr. Carl Helm); Giessen, Alicestrasse 12.
Bosnische Landesregierung für das bosnisch-herzegowinische Landesmuseum; Sarajewo.
Czechoslawisches ethnographisches Museum; Prag, Graben 13.
Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen (Dr. E. Langer); Braunau.
Direction der städtischen Bibliothek; Wien, I. Rathhausplatz.
Ferdinandeum (Hofrath Prof. Dr. R. v. Wieser); Innsbruck.
Germanisches Museum; Nürnberg.
Grossherzoglich badische Universitätsbibliothek; Heidelberg.
Handels- und Gewerbekammer; Wien, I. Wipplingerstrasse 34.
Ministerium für Cultus und Unterricht; Wien, I. Minoritenplatz 7.
Museum für deutsche Volkstrachten; Berlin, Klosterstrasse 36.
Museum für Völkerkunde (Director Dr. Obst); Leipzig, Königsplatz.
Museum „Francisco Carolinum"; Linz.
Museumsgesellschaft (Prof. Bin); Böhm.-Leipa.
Museumsgesellschaft (Director Josef Zahradnik); Ung.-Hradisch.
Museumsgesellschaft (Prof. Domluvil); Wal.-Meseritsch.
Niederösterreichische Landesbibliothek; Wien, I. Herrengasse 13.
Nordisk Museet; Stockholm.
Oberhessischer Geschichtsverein; Giessen.
Oesterreichisch-Ungarische Revue (Dr. Mayer-Wiede); Wien, XVIII. Hans Sachsgasse 6.
Ons Volksleven (J. Cornets); St. Antonius bei Wünegkem, Provinz Antwerpen.
Redaction der ethnographischen Mittheilungen aus Ungarn; Budapest, St. György-utcza 2.
Redaction des „Český Lid" (Dr. Č. Zíbrt); Prag, Na Sloup 12.
Redaction des „Globus" (Fr. Vieweg und Sohn); Braunschweig.
Redaction des Internationalen Archivs für Ethnographie (Dr. J. D. E. Schmeltz); Leyden.
Redaction des Schweizer Archivs für Volkskunde (Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer); Basel. Hirzhodenweg.
Redaction of S. Landsmålen; Upsala.
Sevčecho-Gesellschaft der Wissenschaften (Volodymyr Huatyuk); Lemberg.
Städtisches Museum; Steyr.
Verein für Landeskunde aus Niederösterreich; Wien, I. Herrengasse 13.
Verein für Volkskunst und Volkskunde (Architekt Franz Zell); München, Heustrasse 18.
Vorstand der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Berlin W., Königgrätzerstrasse 120.
Vorstand der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde (Dr. Max Hippe); Breslau, Opitzstrasse 3.
Vorstand des Landesmuseums; Czernowitz.
Vorstand des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen; Prag.
Vorstand des Vereines für Volkskunde (Johannes Bolte); Berlin W., Hohenzollernstrasse 10.
Vorstand des Vereines für Volkskunde; Lemberg.
Württembergische Vereinigung für Volkskunde (Prof. K. Bohnenberger); Tübingen.
Zeitschrift für deutsche Mundarten (Dr. J. W. Nagl); Wien, XVIII. Martinstrasse.
Zweigverein Drosendorf und Umgebung des Allgemeinen niederösterreichischen Volksbildungsvereines; Drosendorf.
Dazu 102 Exemplare an den k. k. Schulbücherverlag.

Schluss der Redaction: 31. März 1903.

I. Abhandlungen und grössere Mittheilungen.

Das Halleiner Weihnachtsspiel.

Ein Beitrag zum Volksschauspiel in Salzburg.

Von Carl Adrian, Salzburg.

An die grünen Gehänge des Dürnberges schmiegt sich innig die alte Berg- und Salinenstadt Hallein, umrahmt von einem herrlichen Landschaftsbilde. Dieselbe hat in den letzten Jahrzehnten die engen Fesseln zwischen Berg und Fluss gesprengt und ist zu einem stattlichen Gemeinwesen herangewachsen, denn noch im Jahre 1880 zählte sie nur 3723 Einwohner, während sie heute nahezu 7000 erreicht hat. Mit der Zunahme der Bevölkerung und der Ausdehnung des Stadtgebietes über die ursprünglichen Grenzen hielt gleichen Schritt die Einführung zweckmässiger Einrichtungen und die Verschönerung der Stadt nach jeder Richtung, so dass das Urtheil des bekannten Weltfahrers Kiselack in seinem Reisehandbuch vom Jahre 1830, in welchem er schreibt: »Hallein, das alte, mit seinen schmutzigen Häusern und Strassen, wovon nur wenige auszunehmen sind, wollte man einigermassen verjüngen, ein unglückliches Unternehmen, wie wenn Jemand durch neuen Hut und Stiefel die übrigen hundertjährigen Kleider modernisiren wollte«, aufs Glänzendste widerlegt ist.

Jene Zeit aber war es, in welcher die alten Volksbräuche und Sitten die eifrigste Pflege fanden, wie der Aufzug der Pfannhauser, Kleitzler, Pfieselknechte, Rechenarbeiter und Schiffer, der Reiftanz der Küfer, das Nasenstechen in der Alm, das Abfahren von Hansel und Gretel auf der Salzach, das Streibellaufen im Fasching, das Absingen eines uralten Weihnachtsliedes auf den Plätzen am heiligen Abend durch den Nachtwächter und manches Andere. Damals vergnügte sich in naivem Entzücken Jung und Alt an den nicht besonders zarten Spässen und Liedern des komischen alten Paares, des Gumpei und der Regei, und schallend erklang es im Chor:

> Der Gumpei und 's Regei sand zwoa rare Leut,
> Der Gumpei is narrisch und 's Regei nöd g'scheid.

Ganz verschwunden ist übrigens von diesen Bräuchen heute noch nicht Alles, noch immer knallen in den Rauchnächten die Flintenschüsse durch die stille Winternacht, noch ziehen die Anglöckler in den Donnerstagen des Advents, ihr Sprüchlein sagend, in der Gegend umher, und gewiss fehlt in keiner Familie die »Krippikreizen«, wie man die kleinen Weihnachtskrippchen hier nennt.

Costümirte Hirten wandern im Advent in Stadt und Land umher, um ähnliche Hirtenspiele wie das vorliegende, wenn auch in sehr verkürzter Darstellung, oft nur aus einigen Liedern bestehend, zur Aufführung zu bringen.

Aufgeführt wurde das folgende Weihnachtsspiel jedenfalls von Mitgliedern der Schiffergilde, denn die »Schöffleut« suchten sich in der brotlosen Zeit des Winters durch schauspielerische Darstellungen einige Kreuzer zu verdienen, und gerade für Aufführungen aus dem Volksleben waren sie mit einer nicht geringen Begabung ausgestattet, so dass sie sich einst auf diesem Gebiete eines besonderen Rufes erfreuten. Aber nicht nur die Darsteller gehörten diesem Stande an, sondern gewiss ist auch die Vermuthung gerechtfertigt, dass auch der Dichter in demselben zu finden sei. Derselbe führt uns die Gestalten der Hirten, des Wirthes, Marias und Josefs wie der Kriegsknechte so treu und wahr in der Denk- und Sprechweise unseres Volkes vor, wie sie der vorzüglichste Kenner des Volkslebens nicht besser zu schildern in der Lage wäre; auch die Stellung der Könige, des Herodes, des Priesters ist genau so gekennzeichnet, wie sich der gewöhnliche Mann sein Verhältniss zu den gesellschaftlich Höherstehenden, den »Herrn«, wie er sagt, denkt.

Der Schauplatz ihres Spieles war die rauchige Gaststube. Bei dem glimmenden Licht der Unschlittkerzen, dem man nicht oft genug mit der Putzscheere nachhelfen konnte, erfreuten sich daran die aufmerksam lauschenden Zuhörer. Der Vorhang und die weitere Ausstattung, abgesehen von dem Nothwendigsten, welches die Darsteller selbst mitbrachten, wurde dabei gern vermisst.

Das Original des Weihnachtsspieles enthält die Notiz: »Dieses Buch hat verfertigt Josef Häufl im Jahre 1840 den 16. Februar«, später war es im Besitze eines Salzburger Bruderhauspfründners namens Brandner, eines geborenen Halleiners; derselbe hielt grosse Stücke darauf und war nur schwer zu bewegen, die Handschrift einem Herrn, der sich mit Verständniss und Interesse die Sammlung salzburgischer Drucke und Handschriften angelegen sein liess, gegen entsprechende Entschädigung zu überlassen. Von dem Letzteren erhielt sie der Verfasser, welcher schliesslich das Original dem städtischen Museum in Salzburg widmete.

Die Handschrift ist im Ganzen wohl erhalten und bis auf eine Stelle, die nicht enträthselt werden konnte, sehr gut leserlich.

Die Schreibung zeigt zwar Unregelmässigkeiten, indem zum Beispsiel ein und dasselbe Wort mehrmals verschieden geschrieben erscheint, doch wurden dieselben dem Original getreu beibehalten, weil dadurch unwillkürlich im Leser eine eigenthümliche Stimmung hervorgerufen wird; wahrscheinlich haben sie ihren Grund darin, dass das Ganze eine Abschrift einzelner Theile ist, die von verschiedenen Schreibern herrühren. Die Rechtschreibung der Handschrift beruht überhaupt nur

auf dem Klang des Wortes und sucht auch die Klangfarbe der Mundart möglichst nachzuahmen; die wenigen Fremdwörter, welche das Stück enthält, erscheinen genau so geschrieben, wie sie gesprochen werden.

Gerade das Idiom gewisser Kreise der Bevölkerung Halleins ist ein so eigenthümlich singendes, ganz verschieden von der gewöhnlichen Salzburger Mundart, dass es sich lautlich nicht darstellen lässt; wer es je einmal gehört, wird sofort den Sprecher daran erkennen.

Das vorliegende Weihnachtsspiel findet sich zum Theil in dem Buche: »Volkssehauspiele. In Bayern und Oesterreich gesammelt von August Hartmann«. Leipzig 1880. — Dasselbe enthält nämlich das Halleiner Herberg- und Adventspiel, das Halleiner Hirtenspiel und das Dreikönigsspiel, während die Handschrift folgende Scenen umfasst: 1. Das Brotokoll (Prolog), 2. Das Herbergsuchen, 3. Das Hirtenspiel, 4. Die Beschneidung, 5. Das Dreikönigsspiel, 6. Die Aufforderung zur Flucht nach Egypten, 7. Der bethlehemitische Kindermord, 8. Schlussscene durch die Hirten; somit kann das erstere nur als Bruchstück angesehen werden. Dies kommt auch in der Zahl der Verszeilen zum Ausdruck, deren die Handschrift 1725 gegen 698 der Hartmann'schen Ausgabe zählt. Von der letzteren unterscheidet sie sich ferner auch dadurch, dass nicht nur der Scenenwechsel näher beschrieben wird, sondern dass auch den Darstellern Andeutungen über die auszuführenden Bewegungen gegeben werden.

Nahezu ganz gleichlautend ist in beiden das Herbergsuchen, Vers 76 bis 164; die weitere Scene zwischen Maria, Josef und den Bethlehemiten fehlt indess der Handschrift, während Vers 153 bis 160 bei Hartmann nicht und Vers 71 bis 76 nur dem Sinne nach enthalten ist. Ebenso ist auch das Hirtenspiel besonders am Anfange der Hartmann'schen Ausgabe vollkommen gleich, Vers 165 bis 293, doch vermisst man einzelne Stellen in der letzteren, so Vers 91 bis 92, 274 bis 289. Das hübsche Liedchen »O Himmelreich, o Sternenfeld« musste Hartmann selbst durch Lesarten aus Weinhold ergänzen, doch auch die letzteren weichen theilweise von der Handschrift ab; so heisst es dort »Die dürren Erden lab«, in der vorgenannten, Vers 295, »Die deiner Erden lob«, oder »Den wahren Hyazinth«, dagegen Vers 307 »Du wahrer Himmelsthron«, ferner Vers 312, 313 »Hast uns erlöst ja doch einmal, aus unsern Jammerthal«, wofür bei Hartmann es heisst »Hat sich der uns erlöst einmal, vielleicht bei euch versteckt« u. s. w.

Die Verkündigung des Engels, Vers 324 bis 360, ist ganz verschieden, die eigentliche Opferscene enthält zwar dieselben Stellen wie bei Hartmann, doch sind sie anderen Personen in den Mund gelegt, während der Dialog zwischen den Hirten, Maria und Josef und die Krippenlieder: »Wer dich liebt Jesulein«, »Schau Jesulein schau«,

»O Lieb, o G'walt, in was für G'stalt«, in der Buchausgabe gänzlich fehlen.

Ebenso vermissen wir darin den Abschied der Hirten, den darauf folgenden Monolog Mariens, Vers 774 bis 822, und vollständig auch die Beschneidung.

Das Dreikönigsspiel bringt nur verwandte Anklänge, jedenfalls ist es der Sprache nach nicht so volksthümlich, wie das vorliegende, und lässt eher auf einen gelehrten Verfasser schliessen, besonders mangelt der Hartmann'schen Ausgabe das Auftreten des Herodes und dessen Besprechung mit den drei Weisen. Um die Volksstimmung zu kennzeichnen, treten in der Handschrift zum Schlusse nochmals die Hirten auf, und in ihren Klagen spiegeln sich der Zorn und die Trauer über die unerhörte Gewaltthat des Herodes.

Brotokol.

1.

Gott grüß euch heut mit tausend Freud,
Ihr werteste Christen all!
Wir wünschen Fried' und Einigkeit
Von Himmel allzumahl.
5 Der Tag ist heut so freudenvoll,
Wie Ihr selbst wießen werd,
Und thut der ganzen Welt so wohl,
Das Gott seyn Sohn hat beschert.

2.

Von Himmel hoch ins tiefe Thal,
10 Zu uns all Sünder groß,
Nun kann ein jeder allemahl
Von Sünden werden loß.
Deswegen wir im sagen Dank
Für die so große Woltath,
15 Das nun der Sünder nicht mehr krank
Daß Heyl bekommen hat.

3.

Daher wir zu Lob und Ehr
Des guten Willen sein,
Ein geistlichs Gspiel mit guter Lehr
20 Hiermit zu führen ein.
Ein wahre G'schicht und kein Gedicht,
Wie Ihr bald hören sold,
Ein jeder wird sein Unterricht,
Wir bitten um Geduld.

Erster Theul.

Erster Eingang.

Pott.

25 Wenn ich noch solt gebohren werden,
Mein Laid sags unvaholt,
Ein andres Handwerk müst ich lehrnen,
Das mi nit also drillt.
Kaiser August der schickt mich aus,
30 Gibt mir viel tausend brief,
Zwei Monath sind verlofen schier,
Da kam I nach Jerusalem,
Da gieng I g'schwind mit schlechter Müeh
Hinauf nach Betlehem.
35 I lauf herum das ganze Judenthum,
Was aina krat mehr mag,
Mit B'schreibunga; wo I hin kam,
Hört ma nichts als lauta Klag,
Das überall so große Noth
40 Und Armut stecken thut.
Kein Mensch gab mir kein Brocken Brod
Und bracht mir keiner zua,
In das Wirthshaus I ein geh,
Schaut man mich sauer an.
45 Hat ich das Ding entdraut von ä,
Wär ich g'wiß ein andrer Man.
Ein ganzen Tag a solche Blag,
Muß hin geng Natzareth
Für meinen Lohn zwei Groschen hät,
50 Wolt das da schildl*) hät,
Kimm I nur haim, wils seha schan,
Was sagen thut mein Herr.
Gibt er mir nit an greßan Lohn,
So dien ich ihm nicht mehr.
55 Das ist jetzt schon das letzte Ort,
Das I mein bothschaft End,
Hui Lamling**) mach dich auf und fort
G'schwind hin gegen Natzaret.
(Geth ab.)

Zweiter Eingang.

Wirth.

Kaiser August, unser Herr,
60 Hat scharfen befehl geben,
Das b'schrieben wird die ganze Erd,
Den tuth man jetzt nach leben,

*) Wahrscheinlich „Schinder“, ein Kraftwort. — **) Langweiliger Mensch.

So ist dan nun zu dießer Erd
Ganz Judenthum herkommen.
65 Erschienen sind schier alle Ständ,
Nacht-Herberg habens genommen,
Die ganze Stadt ist voller Leuth,
Das schier alle Ort anfüellen,
Wirtshaus wird keines sein, so berimth
70 Von Herrn schon bestellt.

Dritter Eingang.

(Joseph und Maria gehen ein.)

Was kommt da für ein schlechtes Gesind,
Wolt g'wiß auch kehren ein,
Bey mir ihr g'wiß kein platz nit find,
Ich bin ein Wirth für d Herrn.
75 Bei mir heißts bey den goldnen Stern,
Wo Fürsten und Grafen einkern.

Joseph.

Wir grüßen dich, wir bitten dich,
Thu uns ein Herberg geben.

Wirth.

Ihr hört es wohl. geth nun davon,
80 Mein Kopf steht mir nicht eben.

Josef.

Erbarm es Gott, wir seyn die Stadt
Von Haus zu Haus abgelofen
Und haben doch kein Menschen noch,
Der uns einließ, androfen.

Wirth.

85 Gleichfalls bey mir nicht g'schehen sollt.
Nichts anders habt Ihr zu hoffen,
Drum geth nur hin, schlaft anderswo,
Die Thür steht euch schon offen.

Joseph.

Mit aller Macht bricht an die Nacht,
90 Verborgen liegt die Sonne,
Erbarme dich, verstoß uns nicht,
Tuth uns ein Ort vergunen.

Wirth.

Ist aus, ist aus, ist alls verstellt bey mir,
Thut Euch nicht lang aufhalten,
95 Ich hab vor mich kein Winkl schier,
Ich kann euch nicht behalten.

Maria.

Ach lieber Freund, laß dich doch heut
Erweichen von uns Armen,
Es kann ja seyn, laß uns doch Ein,
100 Ach tuh dich doch erbarmen.

Wirth.

Ein andersmal möchts g'schehen woll,
Das ich ein Palast ließ bauen,
Aber an heut seit ihr kein Freund,
Das ich euch herein ließ schauen.

Joseph.

105 Kein Königsrast und kein Pallast,
Behit uns Gott mir nicht begehr'n,
Ein kleine Streu für unser zwey,
Wir bitten dich, tuh uns gewehren.

Wirth.

Ihr hört es wohl, es kann nicht sein,
110 Laßt ab umsonst zu bitten.
Ich nihm ja heut kein Bettler ein,
Tuth mir den Kopf nicht zriten*.)

Maria.

Ach lieber Wirth, sey nicht so hirt,**)
Schau wie die Kält tuth brehnen,
115 Erbarme dich, laß wärmen mich,
Dein Treu wird Gott aufnehmen.

Wirth.

Ich kann nicht thun, hab sonst viell Gäst,
Nach Wunsch und mein begehren,
Die nun mir viell lieber seynd gewest,
120 Die kann ich heut braf schehren.
Drum fort mit euch, ich mag euch nicht,
Ihr seid mir ganz zuwieder,
Bey Bettlern hab ich kein brofit,
Ihr seit nicht meine brieder.

Joseph.

125 Ach lieber Man, was doch sein kan,
Bitt, Woltst uns doch einlaßen,
Erbarme dich, bitt inerlich,
Laß uns nicht auf der Straßen.

Wirth.

Ihr seyd nicht g'scheid, es ist umsonst,
130 Bin heut selbst nicht mein eigen.
Laßt mich mit Fried, sonst will ich euch,
Eine andere Herberg zeigen.

Maria.

Weils nicht seyn kan, so sey es dann,
Weil alle bitt verloren ist,
135 Vielleicht hat Gott in letzter Noth,
Uns noch ein Hittlein auserkoren.

Joseph.

Ach Betlehem, ach Betlehem wie hart,
Wie hart Tuß du uns halten,
Laßt uns so schmerzlich von dir gehen,
140 Mein Herz tuth mir zerspalten.

*) Zerrütten. — **) Hart.

Maria.

Sey wohl getrost, o Joseph mein,
Gott wird uns nicht verlaßen,
Wir wollen noch schon finden ein,
Die uns wern gern einlaßen.
(Gehen ab.)

Wirth.

145 Das mag schon sein, geht nur drauf hin,
Mein Theil wird euch nicht neuden,
Der euch bekommt hat schlechten gwinn,
Der brauchet wenig Kreiden.
Ich ward ja gern den Gästen auf,
150 Die Täglich zu mir kommen,
Mit Handelschaft und Roßleitkauf,*)
Dabey schaf ich mein Gewinn.
Da gibt's fein brav z'schmarozen ab,
Zu freßen und zu saufen,
155 Da bringt eins den andern dort und da,
Das fühlen kann mein Wamben.**)
Das schmeckt mir dann so mächtig wohl,
Mein Herz tuth mir erquicken.
Sauf mich oft an Blindsternvoll,
160 Man hat umsonst zu schlicken.
Muß nun jetzt schau'n wies steth um Gäst,
Ob ihnen nichts tuth fehlen,
Wahr schon ein halbe Stund bei euch,
Muß eillens hinein gehen.
(geth ab.)

Zweiter Theil.

Erster Eingang.

(Drey Hyrten: Hauser, Irgl, Liendl. Gehen ein, mit Schäfers Stäbe jeder ein besonderer weis, hat auch einer ein Ranzel, der andere ein Latern, der dritte einen alten Sack am Buckel, darunter hat auch einer ein Kiehhorn an der Seiten anhengen.)

Hauser.

165 Beim hellen Lohr mir scheint,
Wie tuth die Kält heut brenen,
Ich mein es wird mir d Fühß und Händ,
Ja gar den grind***) abbrenen.
Nichts hilft dafür ja wan ich schon
170 Siben Joppen drüeg,
Und hät zehn Hosen an,
Dennoch dö Kält durchschlüeg.
Denk kam a mal a söchanö Zeit
Und hab schon a zimligs Älter,
175 I glaub wie länger d' Welt wird steh'n,
So wirds halt aleweil kälter.

Irgl.

Ja lieber Hauser das ist wahr,
Du weist von die alten Sachen,
Löbst auf der Welt schon viele Jahr,
180 Ich bin kam recht ausbachen.
Dort hab' i ghört und laß mir sagen,
Eine große Kält wird fallen ein,
Wan sollt Messias komen.
Man siehts ja recht mit Aug'n,
185 Alle Profezeiungen werden wahr,
Du därfst mirs sicher glau'm.

Hauser.

Schau wie dir nicht dein Maul aufgeth,
Nim freu das große Meßer,
Ich glaub du mäßt sein ein Profeth,
190 Sei stad i was vie besser,
Du bist mir aber gar viel z'jung,
Hast Abraham nie gseh'ng.

Irgl.

O Hauser spott mi nöt gar z lang,
Ich hoff es werd bald gschehn.
195 I sags ganz köck, sags nu a mal,
Die Zeit muß sein valofa,
Als das Messias kema wird,
Es ist nichts anders z hofna.

Hauser.

I zkriag mi nöt, mir wa's schan recht,
200 Wan er nur balt dat kema,
Von Herzen i ma wünschan mecht,
Die Wahrheit mecht da kenna.

Leindl.

Ja Buama wans ös gnau'n wißen wöths,
Wie aft mir z nachts tuth trama;
205 I sags engs heraus ganz unvaholt
Und will eng net lang sama.

Hauser.

Heraus damit, was ist den dran,
Tuh ins gschwind offenbaren.

Irgl.

I kam o Leindl mags dawarten kam,
210 Mein tuh uns nöt lang naarn.

*) Zeche beim Abschluss eines Verkaufes. — **) In der Bedeutung von Bauch. — ***) Haar.

Leindl.

I will engs warla sagn heraus,
Will eng nöt lang sama.
Mir tath ganz lieblich überaus
Von den Messias trama,
215 Als wan er schon geborn wa
Und lag in einer Krib,
Dort draust auf der wilden Boöd,
In einer gmana Stales Hütt.
Wo ma Roß und Kieh einstält,
220 Da kam i hin mit schlechta Mieh
Und ös wads meinö Gsön.*)

Hauser.

I glaub o Lehnl du röds vokert,
Gibst ab an halben Naarn.
Hat der traınt, daß Messia war
225 Nur in einem Stall gebohrn.
Schau bilt dir nur nichs söchas ein,
Hast niemals ghört von diesen Tram,
Das nichts als dausend Lunga**) sand;
Pfuy Lehnl duth dö schama.

Leindl.

230 Ja es wird aber bisweilen wahr,
Was ain ön Schlaf tuth für kema.
I glaub mein Tram seit mir kein Haar,
I han schon recht va numa.
Und was ma aba auch für kam,
235 Ein Engel Gottes g'sehng.
Der heißt uns gehn nach Betlehem,
Den Kind ein Gab zu geben.

Hauser.

Das reimt sö, das Messias wird
Gewiß unser Gab bedirft.
240 Er wird selbst sein ein weiser Hirt
Und dessen sich auf Erden.
Dann er firt viel tausend Schaf
Auf einer Heid zu weiden —
Worin mei Lehnl und behalt es wol,
245 Umsonst wern deine Freuden.
Messias wird ein König sein,
Seingleichen nie auf Erden.
Sechs steinern Krüeg voll besten Wein
Vor seinem Tisch steh'n werden.
250 Sein Reich ohn End auch nit der Tath
Wird niemals kleiner werden.
Wir haben zwölf gmeine Rath
Und zwei und siebzig Diener.
Sie stammen sogar von Abraham
255 Und Dafit tuth was nennen.
Drum folg du mir mein lieber Gspan,***)
Laß dir dein Tram nichts irren,
Laß uns dafür, weil lang die Nacht,
Ein gutes aber schlafen.
260 Da Stöffel halt a gute Wacht,
Tuth liegen bei den Schafen.

Leindl.

So wollen wir dann in Gottes Nahm,
Eh's wir uns nieda leng,
Ein geistlich Lied auch singa z sam,
265 Wies d Hirten allzeit pfleng.

Irgl.

Ja recht o Lehnl du g'falst ma wohl,
Tuh du nur ains an 'höm, †)
A nieda a dir helfen soll,
Den Tak mußt du drein gemb. ††)

Leindl.

270 I kann a Gsang, das is nöt schlecht,
Es werd eng warla gfaln.
Kan bessers jetzt sich schicken möcht,
Aus tausend Gsanga alln.

Irgl.

Vorn singa trag i gar kein scheich,†††)
275 Wir werns gen bald varnehma.

Hauser.

Seys was für ains, es gilt mir gleich,
I wie s gen bald vanehma.

Leindl.

Das laut halt von Messias her,
Wie's unsere Väter g'sunga.

Hauser.

280 Das hama schon lengstens g'hört.

Irgl.

Und hams auch nie varnuma.

Leindl.

Härst schau Irgl lua*†) du weistas schön,
Wir wünschen uns den Herrn,
Der sitzt im Himmel oben an,
285 Den het ma herunten gern.
Nichts bessers i nöt singa kann,
I will engs recht für singa.
Wir wenden erst unser Andacht an,
Es werd uns wol schen klinga.
290 Falts auf die Knie, reckts auf die Hend,
Es is kein schlechts begehrn,
Das Herz und Mund gen Himmel geth,
Gott mecht uns vielleicht hern.

(Singen kniend mit abgedeckten Haubt.)

*) Gesellen. — **) Lügen. — ***) Gesell. — †) heben. — ††) geben. — †††) Scheu. — *†) Lueg, in der Bedeutung von schau (Tautologie).

1.

Leindl.

Ach Himmelreich, o Sternenfeld,

Hauser, Irgl.

295 Die deiner Erden Lob,

Leindl.

Mit Himmelsthau erfüllt die Welt

Hauser, Irgl.

Und gießt das Heil herab.

2.

Leindl.

Und du o schöner Wolkenflug,

Hauser, Irgl.

Du liechter Wasserbach,

Leindl.

300 Regne den Rechten ohn Verzug,

Hauser, Irgl.

Ehe die Welt verzagt.

3.

Leindl.

Du Erdenreich, du Blumenthal,

Hauser, Irgl.

Du Mutter aller Friecht,

Leindl.

Bring für den wahren Erhrenbreiß

Hauser, Irgl.

305 Den Menschen Zuversicht.

4.

Leindl.

Du schöne Blum aus Daviets Stam,

Hauser, Irgl.

Du wahrer Himmels Thron,

Leindl.

Gib uns o Gott das Morgenlam,

Hauser, Irgl.

Das hinnimmt alle Sünd.

5.

Leindl.

310 Ihr Wälder grin, ihr Berg und Thal

Hauser, Irgl.

Und was der Himmel trägt,

Leindl.

Hast uns erlöst ja doch einmahl

Hauser, Irgl.

Aus unsern Jammerthal.

6.

Leindl.

Du Mehr, ihr Fliß und Brunnenquell,

Hauser, Irgl.

315 Liegt mit in den Abgrund.

Leindl.

Der Erde schallt Emanuel,

Hauser, Irgl.

Ach machs der Welt bald kund.

7.

Leindl.

Himmel und Erden helft beide zusam,

Hauser, Irgl.

Samt alle Creaturen,

Leindl.

320 Damit du kommst, du göttlichs Lam

Hauser, Irgl.

Und heilst die Natur.

Leindl.

Nu schauts Buam jetzt heists amend.

Hauser.

So legen wir uns zusamen.

Irgl.

In Gottes Herrn Namen.

(Legen sich schlafen und schnarchen ein wenig, all dan kommt der Engel mit zwei Fackeln in der Hand und verkündigt ihnen die Geburt singend.)

Zweiter Eingang.

(Der Engel gehet ein.)

1.

325 Auf auf ihr Hirten all,
Verkindt euch alzumahl
eine große Freude.
Geboren ist an heut
Messias euer Freund
330 aus Jungfrau Leibe.

2.

Doch einer forth
Nach Betlehem an das Orth,
da werdet ihr finden,
Lieget in Kriepelein
335 Bei Ochs und Eselein
in armen Windlein.

3.

Ein Jungfrau und ein Man,
Beim Kindlein stehen schon,
die ihn anbethen.
340 Das soll das Zeichen sein,
Wan ihr geth in Stall hinein,
werden betreten.

4.

Eine kleine Opfergab,
Ein jeder mit sich tragt
345 nach euren Vermögen.
Gott nimmt es von euch an,
Er wird euchs geben schon,
Euch all verpflegen.

5.

Euch arme Hirtensleut
350 Verkind euch große Freud,
Gott wills so haben.
Kein Forcht noch schrocken habt,
Geth hin ganz unverzagt
mit euren Gaben.

6.

355 Drum muntert euch bald auf,
Ein Stern vorher lauft,
der wird euch führen
Den nechst und sicheren Weg,
Über Felder und Steg,
360 ihr könnt nicht ihren.

(Nach ein kleinen Verzug singt er wieder das Gloria. Die Ehre sey Gott im Himmel und auf erden den Menschen, die eines guten wiellens sind.)

(Geth ab.)

(Die Hirten muntertεn sich auf und wischen sich die Augen aus.)

Hauser.

Was ist den das für a getimel,
Hat kein Mensch, kein Fried.

Leindl.

Du bist woj a rechta limöl
Verstehst den das Ding nöt
(aufstehend)
365 O Hauser, Hauser, Irgl, Buem habts ghert,
Wie schen und lang das liebla Gsang hat gwehrt.

Hauser.

O Buem, Buem, Buem i aß dafür kein Rueben,
Wunda iba wunda, was steckt den da mehr drunta.

Leindl.

Ja schau mei Tram ist jetzt aus a käma.

Irgl.

370 Jawohl, mir mißens a krat also vanehma.

Hauser.

Geng Berg steh'n mir frei alle Haar,
Was wird nu da draus wern.
I bin daschrocken ganz und gar,
Mecht is dena wieder hern.
375 Habts ghert den Klang,
Habts ghert dös Gsang.
Geits es hat liebla klunga,
Jetzt glab is das kan Menschlichs Gsang,
Ein Engl hats ja gsunga.

Leindl.

380 Ja frala wier werts den anderst sein,
Ein Engel is ja gwöß'n.

Irgl.

Wir müßen uns halt schicken drein,
Was er uns hat fürglöß'n.

Hauser.

Hey Nar glößn! Gsunga hat as.
385 Hast as den nöt recht vanuhma.

Irgl.

Main Hausa zürn dö nöt, dir fällts,
In d irrung bist du kema.

Leindl.

Mi reuths nu nöt, das wir die Nacht,
Ham so wohl verzirth,
390 Die uns groß gnadt hat zwäng gebracht
Und reichlich hand verehrt.
Jetzt laßts uns warla haum*) gehn fort
Und unsa Gschenk mit nehma,
Auf das ma auf das Engl Wort
395 Und sein Befehl nach kemant.

(Gehen ab.)

Dritter Theil.

Erster Eingang.

(Joseph mit sein Handzöger und Maria mit dem Kind gehen ein, sie legens in das Krieplein und kniehen nieder vor dem Kindlein und bethen es an.)

Maria.

O höchster Gott, o höchster Herr
In hohen Himmel oben,
Vor dem erzitert das himmlische Herr,
Wer kann dich gnug loben.
400 Das du von deinen Gnaden dron
Dein Aug auf mich gewehnt
Und deinen allerliebsten Sohn
In diese Welt gesehnt.

*) Heimsuchen.

Mein Sell und Leib, mein Gmüth und Sinn,
405 Mein Herz vor Freud verschmacht,
Das du mich hast ein Dienerin,
Ja dein Gschöpf nit verachts.
O ewigs Gut, o höchstes Gut,
O bestes Gut zum gedenken,
410 Hast du dann in mein Fleisch und Blut,
Dein Gottheit wollen denken.
Wie war ichs wert, wie kunt ichs seyn,
Wie bin ichs würdig gwesen,
Das ich dich Gott den Herrn mein,
415 Ohne Weh und Schmerz geboren.
Ach warum hast o liebes Kind,
Mich auserwehlt vor allen,
Ich gringe Magt wie hab ich könt
Dir zu einer Mutter gefahlen.
420 Sag noch einmal wie wahr ichs werth,
Voll Zähren sind mir die Augen,
Das du dich höchster Gott mich beschert,
Jetzt meine Brust zu saugen,
O treuer Schat,*) o edles Kind,
425 Ach ich mich nit enthalten,
Verzeih der Leib die über wind,
An mein Herz ich dich halte.

(Hebts auf, Kieset es und legt es wieder nieder, unterdesen klopfen die Hirten vor der Thüre an.)

Joseph.

O Mutter wer muß draußen sein,
Ein getöhß thu ich hören.

(Joseph geht ein weng der Thür zu und Leindl schaut zur Thür hinein und fragt.)

Leindl.

430 Ist nit da der Messia klein,
Den sollen wir verehren.

(Joseph geth entgegen und führt ihn zur Kriepe.)

(Joseph und die Hirten gehen ein.)

Zweiter Eingang.

Joseph.

O freulich ja, kommt nur herein,
Den werdet ihr da schon sehen,
Er lieget in der Kriepe.

Leindl.

435 Wie mirs ham ghert muß gscheba.

(Gehn alle drei ein wenig hiezu mit Joseph).

Maria (stehend).

Ach frome liebe Leut,
Sagt her, wer ihr doch seid,
Seid lieb oder leid.

Leindl.

Wir sind schlechte Hirdens gsind,
440 Das man auf Erden find,
Niet schlimmer haben kindt.

Hauser.

Nur einfeltige Leut
Ohne Ruh und Bescheidenheit,
Bey dem ganz kein Fried.

Maria.

445 Ach liebstes höchstes Gut,
Das ihr uns suchen tuth,
Wer hat euchs angedeith.

Irgl.

Ein Engl von Gott beschoren,
Sagt uns er sey geboren,
450 Messias auserkohren.

Maria.

Ach liebe Hirten mein,
Wie drat er zu euch ein,
Wie laut die Bottschaft sein.

Leindl.

Es hat so lieblich gsunga,
455 Das in den Feld erklunga
Und unser Herz durchdrunga.

Irgl.

Drauf schrie er hell und rein,
Wir sollten Messias klein
Suchen zu Betlehem.

Maria.

460 Ach liebe Hirten werth,
Nun sagt unbeschwerth,
Was ihr an uns begerth.

Leindl.

Was sollen wir begehrn
Von unsern Gott und Herrn
465 Jetzt laßt uns ihm verehrn.

Hauser.

Ach liebe Mutter werth,
Was Gott uns guts hat bescherth,
Mit dem soll er sein geehrt.

Maria.

Ach liebe Hirten hold,
470 Mein Kind begehrt kein sold,
Kein Silber und kein Gold.

*) Schatz.

Irgl.

Nu gleih uns zu gedricka,
Ein gringe Gab wir schenka,
Bitt wollst nit verschmehn.

(Der Hauser richt sein Geschenk, das Brot und a Sackl Mell, herfür.)

Leindl.

475 Eine schlechte Gab wird gut,
Wans Herz mitstümen tuth
Und geschieth aus freien Muth.

(Hauser geth zu der Krippen, buckt sich, zieht den Hut ab, legt ihm mit dem Hirten-stab auf die Erde und knieht vor dem Kindlein nieder.)

Hauser.

O kleines Kind, o großer Gott,
Hier hast ein wenig Opfer,
480 Ein Sackl Mehl, ein wenigs Brot
Sind lauter schlechtö Brocka.
Nimm hald verlieb, es mag vielleicht
Inskinftig besser werden,
Du weist es wohl, wir sind nicht reich
485 Wir sind nur arme Hirten.

(Legt sein Opfer zu der Kripp.)

Joseph.

O liebe Hirten dafür gebirth
Uns schuldig Dank zu sagen,
Der liebe Gott es zahlen wird,
490 Zu geben wir nichts haben.

Hauser.

Wir bitten dich liebs Jesulein,
Thu unser Sell verschonnen,
Verdreib von uns den bösen Feind,
Thu ihm in d Höll verbannen,
495 Er geth herum als wie ein Bär,
Hat schon viel Menschen bsößen,
Wanns du nicht hilfst o Gott und Herr,
Tuth er uns alle freßen.
Laß ihm nicht mehr so starken Gwald
500 Über uns arme Sinder,
Ich bitte dich verjag ihm bald
Von uns all Menschen Kinder,
Hilf, hilf o Gott, du kleines Kind,
Du bist der helfen kann,
505 Nimm von uns weck die schädlich Sind,
Ach nimm uns gnedig an.

(Kißt ihn und steht auf.)

Leindl.

O Mutter da hast du ein Lamm,
Das will ich dir verehren,
Vor wenigen Tagen ichs bekam,
510 Ich bitt ihr wöllts es verzehren,
Es ist wohl wahr mit unser Gschenk
Schier recht schlechte Ehr uns wird;
O Mutter doch dabei gedenk,
Das wir sind arme Hirten.

(Gibt Maria das Lamm, diese den Jos f.)

Maria.

515 Hab Dank mein Freund für diese Gab,
Will weiter hier nichts melden,
Mit meinen Gebeth laß icht nicht ab,
Das Kindlein solls vergelten.

(Kniet nieder.)

Leindl.

Ich grüße dich Herr Jesu Christ
520 Zu hundert Tausend Mall,
Ich bin so froh, daß kommen bist
Zu uns ins Jammer Thal.
Das Elend war a Grauß allhier,
Kein Mensch dir sagen kann.
525 Anjetzo schau thun bitten wir,
Nimm du dich unser an.
Den du der jüngste bist o Gott,
So uns verstoßen kann
Und sollst errethen uns aus der Noth.
530 Schau daß't den Bösen fangst,
Damit er nicht kann schaden mehr
Und sicher von ihm sind.
Erbarme dich o Gott und Herr,
Spier ihm in d Höll hinein.

(Kißt ihm.)

Irgl.

535 Ein Sackl Griess, a Sackl Brein,
Sechs Äpfel und vier Biern
Hab i enk bracht, schau Mutter mein,
Viel mehrere dats gebihrn.
Weil aber bin ein armer Hirt,
540 Kann I enk nit mehr schenken,
Wans einsmal um uns beser wird,
Will i an euch schon denken.

(Gibts den Joseph.)

Joseph.

Was du uns jetzdo hast verehrt,
Das soll dir doppelt werden,
545 Durch Vorbitt mein, dir Gott beschert,
Was du verlangst auf erden.

Irgl.

Anjetzo schau i nix begehr,
Laßt uns nur krat eins singa,
Den Kindlein z Lob uud euch zur Ehr,
550 Wir wollens gschwind vollbringa.

Maria.

Ihr Hirten gut seid wohlgemuth,
Laßt euer Stimm erschallen.

Joseph.

Die G'sellschaft uns erfreuen tuth,
Ein Gsang soll uns gefallen.

Hauser.

555 I will nur gschwind ains heben an,
Sie wernd schon acht drauf geben.

Irgl.

Ja Hauser thu nur fangen an,
Wir steh'n schon bereit darneben.

Lehnl.

Singts ös zween fort, I loß enk zua,
560 Will hern wies tuth klinga,
Aft werdts schon seha was i thua,
Thuats enka Gsang vollbringa.

(Die Hüt an die Stecken hangend singen,
Lehnl loßt zua.)

1.

Hauser.

Wer dich liebt Jesulein,
Fürchtet kein Gefahr noch Bein,
565 Gibt er sein Willen drein
Und solltens Tausend sein, wier nie
betribt.

2.

Irgl.

Der liebt die Mutter sein,
Die zarte Jungfrau rein,
570 Fürchtet kein Höllen Gstaldt,
Erschrickt in keinen Gwald, woll den
ders liebt.

3.

Hauser.

Ach du mein herzigs Kind,
Vor Lieb mein Herz mir brind,
575 Das mir die Flam durchaus
Schlacht bei den Augen raus
und werden trieb.

4.

Irgl.

O Mutter große Hitz,
Vor lauter Lieb ich schwitz,
580 Wenn du mich fragst jetzund,
Kein Wort ich reden kund,
wie ich dich lieb.

5.

Hauser,

O liebes Kindlein, o liebreichs Jesulein,
O liebes Bründelein,
585 Laß mich dein Eigen sein
und schenk mich dir.

6.

Irgl.

O schönste Jungfrau dein,
O treue Mutter mein,
Jungfrau u. Mutter g'recht
590 Nimm mich auf zu deinem Knecht
und besitze mich.

7.

Hauser.

O herziges Jesulein,
Mehr als dein Augen mein,
Ach daß ich selbst mich faß,
595 Lieb ich dich ohne Maß
bis in den Todt.

8.

Irgl.

Maria Jungfrau rein,
Wann mir die Augen mein,
Wann mir vergeht das Gsicht,
600 O Mutter verlaß mich nicht
in lester Noth.

9.

Hauser.

Ein Frag es nun abgibt,
Sag was ist d Himmelschrieft,
Gwessen nur ellenweit
605 In der Leng und in der Breit,
Das sagst du mir.

10.

Irgl.

War mit der Jungfrau Leib
Gwessen des Himmel schreib,
Darin uns Menschen Bild,
610 Der alle Himmel fühlt,
empfangen war.

11.

Hauser.

Sag mir an auf mein Begehrn,
Wann iß der höchste Berg
Gfalln in dieses Thall,
615 Ohne Bruch und ohne knahl,
das sag du mir.

12.

Irgl.

War nit der Jungfrau fall
Gwessen in den tiefen Thall,
Darin der höchste Gott
620 Gfallen ohne aller Noth,
gebohren ward.

13.
Hauser.
Ein Frag gieb ich noch auf,
Du antwort mir darauf.
Wo war ein Blumen stam,
625 D Wurzl und Blumen zum Sam,
das sag du mir.

14.
Irgl.
Ein Blum die Jungfrau zarth,
D die Wurzel von fester arth,
Darauf entsprung herfür
630 Jesus aller Blumen Zierd,
den ehren wir.

15.
Hauser.
Noch gieb ich dir ein Frag,
Herwieder du mir sag,
Wann will die Sonn und Mond
635 In einen Zirkel geh'n,
das sag du mir.

16.
Irgl.
War nit die Jungfrau schonn,
Gleich den hellichten Mond,
Zu der von Himmel kam,
640 Die Sonne Wunder nahm,
den sehen wier.

Lehnl.
Das Gsang bassiert seys wies sey,
Es dadt frey liaba klinga,
Nun jetzt steht mir auch eins frey,
645 Loßt auf will auch eins singen.

(Geht zum Kribl, buckt sich, knied nieder, legt Hut und Stab neben sich und singt und wann er singt „Still, Still", so dreht er sich herum und hält die Hand vor den Mund.)

1.
Lehnl.
Schau Jesulein, schau,
Wir Hyrten sein da.
Ich bin auch dabey,
Schlaf sicha und frey.
650 Schlaf Kind, thue deine Äuglein zua,
Schlaf und gieb uns die ewige Ruh.
Still, still, das Kindlein schlafen will.

2.
O Jesulein zart,
Wie liegst du so hart
655 In Kribblein hier,
Erbarmest du mir.
Rep.: Schlaf Kind, thue . . .

(In diesen andern Gsang singen auch Hauser und Irgl mit bis ans End „Still, still", dann halten sie die Hand vor den Mund.)

3.
O Kindlein zart,
Wie liegst du so hart,
660 In bissigen Heu,
Hast gar kein gute Strey.
Rep.: Schlaf Kind . . .

4.
O Kindlein bloß,
Die Kält ist groß,
665 Keine Wärme ist hier,
Erbarmen thust mir.
Rep.: Schlaf Kind . . .

5.
Deine Fuessel und Hend
Die Kält ja brennt,
670 Dein Leib so zart
Thuet frühren so stark.
Rep.: Schlaf Kind . . .

6.
Du Esel und Rind
Erwärme das Kind.
675 Kein Athem nicht spart,
Das nit frühret so hart.
Rep.: Schlaf Kind . . .

7.
Ihr Cherapin singt,
Ihr Seraphin klingt,
680 Viel Engel im Stall,
Die wiegen dich all.
Rep.: Schlaf Kind . . .

8.
Du Esel schweig still,
Sos Kind schlafen will,
685 Du Ochsel mit brill,
Sos Kindl ruh'n will.
Rep.: Schlaf Kind . . .

9.
Schlaf Jesulein wohl,
Nichts hindern soll.
690 Ochs, Esel und Schaf,
Seind alle in Schlaf.
Rep.: Schlaf Kind . . .

10.
Dein Mutter bleibt hier,
Wir müssen von dir,
695 Zum Schafen auf d weit,
Wir haben nun Zeit.
Rep.: Schlaf Kind . . .
(Steht auf und buckt sich).

Maria.

Weil ihr mir nun das Kindlein
So herzlich thät verehren,
700 Und habt mir's auch geschläfert ein,
Sollt euch mein Vorbitt gewähren.
Der höchste Gott in seinen Thron
Will euch und euren Schafen
Durch seinen allerliebsten Sohn
705 All Gnadt und Glück verschaffen.

Joseph.

Hab Dank für eure große Gab,
Die ihr uns thät vergunen.
Gott wird es gwiß von Himmel herab
Euch ewiglich belohnen.

Maria.

710 Geht hin in Fried und fürchtet Gott,
Lebt fromm und treu beysamen,
So gibt er euch gwiß nach den Dodt
Daß ewige Leben — amen.

Lehnl.

Zur guten letzt und guter Nacht
715 Noch eins wir wohlen singen,
Der Stöffl halt schan fleißig warth,
Afft wöllma zu ihm springa.

(Singen alle drey.)

1.

O Lieb, o Gewalt in was für Gestalt
Hast dich mein Gott verkehret
720 Für deinen Saal hast du ein Stall,
Von niemand wirst geehret.

2.

O liebes Kind must du so geschwind
Die Sind der Menschen bißen,
Die Dröpflein hell, wie Brunnenquell
725 Aus deinen Aeuglein fließen.

3.

Wer hat dich g'lockt, ins Heu gesteckt,
In Windlein eingebunden,
Dein Liebesmacht dahin dich bracht,
Hat dich ganz überwunden.

4.

730 Herzliebes Kind dein Herzlein brint
Vor Lieb bist angezint,
Derselbe eilt, sich nicht verweilt,
Der noch kein Hitz empfindet.

5.

Mit deiner Flam zind uns auch an,
735 O Lieb vom Himel kommen,
Das Stroh soll sein der Zünder dein,
Von Kribbelein genohmen.

6.

Nun behüt dich Gott du liebes Kind,
Wir reisen unsere Strassen,
740 Gedenk einmal aufs Hirtengsind,
Thue uns nur nicht verlassen.

7.

O behüt dich Gott, o Mutter werth,
Wohlst unser auch gedenken,
Wenn uns der höllische Satdan fengt,
745 Thue ihm doch in die Höll versenken.

8.

Joseph desgleich du fromer Man
Hab uns nur nichts vor übel,
Wir bitten dich treuherzig schon,
Hilf, wend ab daß Übel.

Lehnl.

750 Hiermit thun wir schön urlaub nehmen,
Nun lebts wohl beysamen.

(Lehnl geht ab.)

Hauser.

Gott weiß wann wir mehr zama kemann.

(Geht ab.)

Irgl.

Mecht gscheha in Gottes Nahm,
I bitt enk halt frey noch amahl,
755 Thuets uns nicht vorübl ham,
Das Kindl wöts verpflegen wohl
Mit unsern schlechten Gaben,
Gott wirds von Himel zahln als
Den der ihm guts hat than.
760 Ös derfs enk wohl nicht grandas falt*)
Habs krat das Kindl schon,
Het ich a Haus ich nahm enk ein,
So lieb wärts mir alle drey,
Weils aber jetzund nöt kann sein,
765 So bleibst diesmal dabey,
Vielleicht kema bald wieder her
Und schaun wies euch geht.
Nun behüt euch Gott der liebe Herr,
Das euch kein Leid zusteht.
770 Ich geh dahin zum Schafen mein,
Das ist mein Dausens Leben.

(Geth ab.)

Joseph.

Gott wohl nun Geleitsmann seyn,
Den Segen thut euch geben.

---

*) Nicht zu enträthseln, siehe Einleitung.

Maria (kniend).
O Jesulein was große Freud
775 Hat mir mein Herz eingenommen,
Als diese armen Hirtensleut
Zu uns seyn hergekommen
Und haben dich so inniglich
Gegrüßt, geehrt, geliebt,
780 Desgleichen zu thun bin schuldig ich,
Mir Mutter dies gebührt,
Das ich dich sollt o Schöpfer mein
Zu tausendmahl Dank sagen,
Um die so große Gnad allein,
785 Das würdig dich getragen
In meinen Leib empfangen hab,
Allhier zur Welt geboren,
Unendlich tausend Lob dir sag,
Dasst mich hast auserkoren
790 Von allen Weibern hier auf Erd
Gesegnet, gewenedeit.
O höchster Gott wie war ichs werd,
Was hat dich doch erfreuet
An mir so schlechte Dienerin.
795 Was hat dir gefallen,
Das ich andern vorgezogen bin,
Wie kann ich dies bezahlen.
O großer Schatz, herzliebstes Kind,
Mit Freud und Leid umgeben
800 Bin ich, das ich nit kann geschwind
Dich wirdig jetzt verpflegen,
Die höchste Gnad trag ich darum.
Noch eine Gnad thu ich begehren,
Gib mir dieselb, ich bitt dich schön,
805 Das ich dich gnug kann verehren,
Aufwarten und bedienen wohl,
Ist all mein Wunsch und Willen.
Dein Gottheit mirs anzeigen soll,
Das ich alles kann erfühlen,
810 Was nur zu Dienstens gefallen mag,
Werd ich mit Lieb aufrichten,
Hierzu mich thu geringe Magt
Mit Leib und Sel verpflegen.
In Lieb und Leid o göttlichs Kind
815 Laß mich von dir nicht trennen,
Mein Herz vor Lieb ist ganz entzind,
Die Liebe Flam tuth brennen.
So schlaf dann hin Herz Jesulein,
Mein Herz hab ich dir geben
820 Und du lieber Joseph mein
Ein Ruh wollt ich gern pflegen.

Joseph.
Das kann ja seyn gar recht und wohl,
Schlaf nur ohne alle Sorgen,
Aufs Kindlein schonn acht haben thue,
825 Schlaf hin bis auf den Morgen.

Maria.
Das Hütlein ist halt gar zu kalt,
Mich frührt an Hend und Füssen.

Joseph.
Maria, mach dich auf nur bald,
Hinein uns wärmen müßen.

Maria.
830 Ich nihm zu mir mein Kindlein,
Ach wie herzlich schlafetz.

Joseph.
Das Geschenk trag ich auch mit hinein,
Bis das du wieder wachest.

(Geht ab.)

Vierter Theil.

(Gehen ein ohne Diener mit Gluth- und Rauchwerk, dann folgen 2 Diener mit Lichtern und 2 Tafeln Moysys, dann folgt der Priester, die Ruthen Aarons und die 10 Gebote in einem Trüchlein tragend. Ein eder nach Ordnung auf den Altar, der Priester eröffnet die 10 Gebot, rauchet es ein, knien zusammen vor dem Altar und der Priester verricht sein Gebeth mit ihnen und singen Psalmen weiß.)

Priester.
Vergangen ist die finstere Nacht,
835 Das Licht hat uns den Tag gebracht.

Diener.
Wir kommen nun in Tempel ein,
O Gott nit weit von uns wolst sein.

Priester.
Wir sagen dir all Lob und Ehr,
Bekennen dast bist Gott und Herr.
840 Den Sabath wir an heut begehen,
Wie dein Gebot uns lehret schon.

Priester.
Wir haben deine zehn Gebot,
So du hast geben o großer Gott.

Diener.
Den treuen Diener Moysys dein,
845 Dabey auch die zwei Tafeln seyn.

Priester.
Die Ruth Arons ist auch allhier,
Diese drei Stück thun heiligen wir.

Diener.
Wie uns das irdisch Gsätz hat glehrt,
So werdens auch von uns verehrt.

Priester.
850 Und loben deinen großen Nahm,
Wie wir in Tempel sind beysam.

Diener.

Und bitten um dein göttlich Gnad
Von Morgen biß Abend spat.

Priester.

Verzeih uns Gott all unsre Schuld,
855 Sieh alle Straf nach mit Geduld.

Diener.

Laß uns genießen jeder Zeit,
O Gott deine Barmherzigkeit.

Priester.

Das bitten wir durch deinen Nahm,
Sey gnedig uns Gott Abraham.

Diener.

860 Gott Israel, Gott Jakob, verstoß uns nicht
Vor deinem göttlichen Angesicht.

Priester.

Erlöß das ganze Volk Israel
Durch deinen Sohn Emanuel.

Diener.

Den du uns lengst versprochen hast,
865 Der von uns nimmt die Sündenlast.

Priester.

Auf dieser Welt da wir noch leben
Wolst allen unser Schuld vergeben.

Diener.

Dein gstrengs Gericht sey von uns weit,
Wir bitten um Barmherzigkeit.

Priester.

870 Für uns in dein Reich nach den Todt,
Unser Gebeth erhör o Gott.

Diener.

Nun bist gelobth, gewenadeith
Von jetzt an bis in Ewigkeit.

(Stehen auf, rauchens ein, thun die 10 Gebot wieder ins Trüchlein, deßgleichen nehmen die Diener auch wieder das übrige. Der Priester kehrt sich gegen den Volk, das Trüchlein und die Ruthen Aarons in der Hand haltend, und singt auf die vorige weiß.)

Priester.

Das Heiligthum wird getragen fort
875 Und setzens wieder an seyn Orth.

Diener.

Allwo es sich zimt und gebirth,
Damit es nicht verunehrt wird.
(Geht ab.)

(Joseph und Maria mit dem Kind gehen ein. Sie legt es ins Krippl und setzt sich dazu.)

Maria.

Geliebster Joseph das Leid fangt an,
Ach weh in meinem Herzen.

Joseph.

880 O liebste Mutter was ist dir dann,
Das du empfindest Schmerzen?
Ich bitte dich sag mir's geschwind,
Was hast du für heimlichs leiden?

Maria.

O lieber Joseph schau an das Kind
885 Will sich auch lassen beschneiden;
Im Geist ich es genomen hab,
Das Gsatz wills nicht umgehn.

Joseph.

Jetztund ich es verstanden hab;
Was Gott will, muß gescheh'n.

Maria.

890 So geh ich dann in Tempel hin,
Thu es den Priester sagen,
Das du nun wohlst ein kleines Kind
Den Juden Gsatz zu tragen.
Damit es nach Gewohnheit seyn
895 Könnte beschnieden werden
Und du nicht gehen derfst allein,
Sieh dir um ein Gefehrten.
Viel giebts der armen Frauen hier,
Kein Reich'n nicht begehr,
900 Der Arme Gott will ziehen für
Zu seinen Dienst und Ehr.

Joseph.

Was du befühlst o Mutter schau,
Das soll allso geschehen,
Das ich bekomm ein arme Frau,
905 Will ich nun gschwind hingehen.
(Geth ab.)

Maria (kniend).

Ach weh, ach weh die Zeit kommt an,
Mein Herz möcht mir zerspringen,
Dein Unschuld muß herhalten schon,
Das Gsatz wills nun vollbringen;
910 Du achst kein Leid, kein Schnied, noch Blut,
Vergossen willst es haben,
Was mich am meisten schmerzén thut,
Undank wirst davon tragen.
An Vielen es umsonst wird seyn
915 Gelieten und vergoßen,
Das macht dir allergrößte Pein,
So daß mir das Herz tuth stossen.
Ach Kindlein höre mich ein Wort,
Kann ich es wohl erbitten,
920 Laß du die Bschneidung gehen forth,
Muß es dann schon seyn g'lietten,

Ich siehe wohl umsonst es ist,
Was ich so herzlich wohlte,
So sey es dann mein Gott du bist,
925 Deyn Wille geschehen sollte.

(Joseph gehet ein mit einer Frau, Maria stehet auf.)

Joseph.
Geliebteste Mutter siehe hier
Hab ich ein Frau aufgenommen,
Die will zu Diensten stehen dir.

Frau.
Deswegen bin ich herkommen,
930 Dasjenig was belieben wird
Woll sie nur anbefehlen.

Maria.
Die Frau ich bitt sey ein Gefehrt,
Thue sich mit meinen Mann gesellen
Und tragt hin mein kleines Kind
935 Zur Beschneidung in den Tempel,
Seyns gleichen Gehorsam man nicht find,
Geschickt vielen zum Exemel.*)
(Küßts und gibt ihrs.)
Hier habt mein Lieb,
Mein Fleisch und Blut,
940 Mein Lust, mein Freud, mein Leben,
Macht das ihr bald herkommen thut,
Vor Leyd mich sonst muß legen.

Frau.
Du Mutter sey nur wohlgetröst,
Den Kindlein soll nichts gschehen,
945 Ich bin schon öfters mitgewest,
Sie kanns bald wieder sehen.

Joseph.
So sey es denn in Gottesnam,
Wir wollen uns jetzt scheiden,
Bald kommen wir wieder zusam
950 In Lieb und Lust in Freuden.

Maria.
Ach Joseph mein, weils ja muß seyn,
So sey es auch mein Wille.
(Gehen ab.)
Damit mein Gott seyn ewigs Geboth
Kann nach sein Wunsch erfüllen,
955 Indessen will ich in Gebeth
Bey meinem Gott verharren
Und helf sein Sohn bewahren.
(Geht ab.)

(Priester geht ein, drei Diener. — Der erste allein mit einem Buch, setzen solches auf den Altar und der Priester fangt aus den Buch zu singen an nach weiß der Litaney. Steht vor den Altar und die Diener hinter ihm Rehßonsiren.)

Priester.
Wir hoffen auf den Herrn,
Diener.
Der wird erlösen Israel,
Priester.
960 Im Geist wir schon ihm ehren.
Diener.
Den wahren Emanuel.
Priester.
Sieh Gott in heiligen Tempel dein
Diener.
Rufen wir dich alle an,
Priester.
Du wohlest unser Helfer seyn,
Diener.
965 Wir gehen nicht von dannen.

Priester.
Thu uns zuvor Barmherzigkeit,
Diener.
O großer Gott und Herr,
Priester.
Schick uns das Heil noch in der Zeit,
Diener.
Darum wir seufzen sehr.

Priester.
970 Gedenk doch deines Volks einmal
Diener.
Allhier auf dieser Erd,
Priester.
Eröffne deinen Himel Sall,
Diener.
Laß kommen ohne Beschwerd,

Priester.
Der Heiland so verstoßen hat,
Diener.
975 Gib uns wir bitten dich,
Priester.
Wir laßen dir kein Ruh noch Rast,
Diener.
Ach Herr erbarme dich.
Priester.
Indessen Kraft und Herrlichkeit,
Diener.
Stets unser Trost allein,

*) Exempel, Beispiel.

Priester.

980 Der sey gelobt in Ewigkeit,

Diener.

Ach mecht er bey uns seyn.

(Einführt zum Altar.)

(Joseph gehet ein, der Priester macht das Buch zu, kehrt sich um und hört des Josephs Bitte an.)

Joseph.

O Wirthiger Priester gesegneter Mann,
Herein bin ich gegangen
Und bitt ihr wollet meinen Sohn
985 Beschneiden und bemachen,
Jesus seyn Nam nun heißen soll,
Den will ich euch vertrau'n.

Priester.

Ach lieber Freund, daß gfahlt mir wohl,
Laß mich das Kind beschauen.
(Joseph geth ab.)
990 Ihr Diener richt den Altar zu,
Wie euch das Gsatz thut weißen,
Läßt auf die Riemen, zieht ab die Schuh,
Denn wir wollen Gott jetzt preißen.

(Die Diener ziehen die Schuh aus, richten ein Tuch, Handbeth samt den Lawor und Messer hervor. Joseph gehet ein mit der Frau und den Kindlein.)

Joseph.

Die Frau kommt nun herzu darmit
995 Und wüls den Priester geben.

Priester.

Geschehen soll alsobald der Schnied,
Wie wirs zu machen pflegen.
(Der Priester nimmts.)
Wir haben nur ein klein Geduld,
Das Lobgesang muß vorgehn,
1000 O höchster Gott sieh an die Schuld
Von unser Erbsind wegen
Das Kindlein muß beschnitten seyn,
In Gsatz ein Unterthan,
Wir bitten dich nim ihr allbey
1005 Sein zarten Leib verschon.

(Legts auf den Altar, geht herab und kniet nieder.)

Zweiter Diener.

1.

Nun lobeth den Herrn ihr Himel und Erden,
Der Herr von uns auch gelobt soll sein werden.

Priester, Diener, Joseph, Frau.

Rep.: Wir loben ihn mit Herz und Sinn, mit heller Stimm.

2.

1010 Ihr heilige Engel im Himmel daroben,
Thut uns helfen auch den Herrn loben.

Priester, Diener, Joseph, Frau.

Rep.: Wir loben ...

3.

Ihr Sonn und Mond lobt mit uns den Herrn,
Darzu sind geladen alle Lichter und Stern.
1015 Rep.: Wir loben ...

4.

Zum loben das Wasser und, Feuer begehrn,
Das ganze Firmament so auch lobet den Herrn.
Rep.: Wir loben ...

5.

Lobet den Herrn ihr Winde, Thau und Regen,
1020 Auch was sich in Gewölk thut bewegen.
Rep.: Wir loben ...

6.

Es lobt den Herrn Blitz, Hagel, Schnee und Eis,
Saget den Herrn Lob, Ehr und Preis.
Rep.: Wir loben ...

7.

1025 Es lobet den Herrn Berg, Bühel und Wälder,
Darzu auch alle fruchtbaren Bäum und Felder.
Rep.: Wir loben ...

8.

Ihr Vögel in Lüften, ihr Fische im Meer,
Saget dem Herrn all Lob, Preis und Ehr.
1030 Rep.: Wir loben ...

9.

Es loben den Herrn alle Thier und Rinder,
So laßt ihm auch loben uns Adamskinder.
Rep.: Wir loben ...

10.

Es loben ihn alle Fürsten, Könige und Kaiser,
1035 Auch loben ihn die Knechte, Lehrer und Meister.
Rep.: Wir loben ...

11.

Ihr Jünglinge und Jungfrauen alte und junge,
Lobet den Herrn mit Herz und mit Zunge.
Rep.: Wir loben . . .

12.

1040 Lobet den Herrn alle Völker und Geschlechter,
Bekennt, daß er unser alleiniger Gott und Richter ist.
Rep.: Wir loben . . .

13.

So sey dann der Nam des Herrn gebenedeit,
Gelobt von nun an bis in alle Ewigkeit.
1045 Rep.: Wir loben . . .

Priester.

Auf das ichs wohl beschneiden kann
Und mein Ambt recht verwalten,
So kommt jetzt her getrauter Mann,
Das Kindlein sollt ihr halten.
1050 Du Pater nimm die Füeslein sein
Und thue es nicht verrucken,
Auch halt es fest in Henden dein,
Damit es nicht kann zucken.
Die Frau gebt mir ein Tichlein her
1055 Dem Kind zum unterlegen.

Joseph.

Ach Gott mein Herz wird mir so schwer
Um deiner Beschneidung wegen.

Frau.

O seit getröst es wird nun bald
Mit Glück und Heyl sein geschehen.
(Beschneits.)
1060 Der Schnied Gott lob gelungen ist,
Das Blütlein laßet fließen,
Des Gsatzhalter nun worden bist,
Jesus dein Nam soll heißen.

(Joseph und die Frau kniend halten das Kindlein aufrecht, damit das Blut fließend gesehen wird. Zu beiden Seiten der Priester kniet sammt dem Diener nieder und singen Psalmen weiß. Die zwei Diener wie in den ersten.)

Zwei Diener.

1.

Selig werden gesprochen alle Kindlein,
1065 Die sich den Gsatz unterwerfen und beschnieden seyn.

Priester, Diener, Joseph, Frau.

Rep.: Durch Gott allein wir selig sein.

2.

Selig und heilig bist du Gott vor allen,
Laß dir o Herr auch unser Gebeth gefallen.
Rep.: Durch . . .

3.

1070 Selig sind die da baun und hoffen auf den Herrn
Und sich nicht werden auf falsche Götter kehrn.
Rep.: Durch . . .

4.

Selig die sich annehmen den Dürftigen und Armen,
Gott der Herr wird sich auch ihrer erbarmen.
Rep.: Durch . . .

5.

1075 Selig sind die weinen und leyd tragen,
Denn sie werden bey Gott finden und haben.
Rep.: Durch . . .

6.

Selig die da seynd sanftmüthig von Herzen,
Gott der Herr nimmt von ihnen den ewigen Schmerzen.
1080 Rep.: Durch . . .

7.

Selig sind die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit,
Dann sie sollen ersättiget werden mit ewig Freud.
Rep.: Durch . . .

8.

Selig sind die eines reinen Herzens sind ergeben,
1085 Denn sie werden Gott suchen und in Ewigkeit leben.
Rep.: Durch . . .

9.

Selig die Frommen und Friedsamen auf Erden,
Denn sie werden Kinder Gottes genanth werden.
Rep.: Durch . . .

(Schluss folgt.)

„Konik", „Turoń", „Miś", „Koza", „Bokkus".

(Thiercultus in Galizien.)

Von Ludwig Młynek, Tarnów.

Den Krakauer Lachen ist bisher nur das *„Zwierzyniecer Pferdchen"* (*„Konik Zwierzyniecki"*) bekannt, und sie wollen nicht die geringste Ahnung davon haben, dass es noch *irgendwo anders ein ähnliches* von altersher durch Sitten und Gebräuche des Volkes *geheiligtes „Pferdchen"* geben könne.

Sie sind mithin ungemein stolz darauf und haben ihr »Zwierzyniecer Pferdchen« sogar *in ihre heimatliche Geschichte*, welche bis in das dunkle Alterthum hineingreift, *eingeflochten* und mit lachisch-polnischen Sagen, *welche sich an Krakau knüpfen*, in Zusammenhang gebracht.

Es wird ihnen daher nicht wohl zu Muthe sein, wenn ich ihnen in dieser Zeitschrift entdecke, dass ihr »polnisch-nationales Pferdchen« *als eine ethnographische Erscheinung in Galizien keineswegs abgesondert* ist — und dass sich auch *die Trembowlaer in Ostgalizien* eines solchen »Pferdchens« höchlich erfreuen und, ebenso wie die patriotischen Krakauer, auf ihr nationales *„Pferdchen von Trembowla"* (*„Konik Trembowelski"*) äusserst eingebildet sind. Ob sie es auch in ihre heimatliche Geschichte eingeflochten und mit ihren localen Sagen und Legenden so wie jene verknüpft haben, damit kann ich meinen Landsleuten trotz meines besten Willens nicht entgegenkommen.

Es unterscheidet sich aber das „Trembowlaer Pferdchen" von dem „Zwierzyniecer Pferdchen" ziemlich *bedeutend* — jedoch *nicht durch sein mythologisches Wesen,* denn beide »Pferdchen« zeigen uns *sichtbare Spuren eines heidnisch-religiösen Umzuges während des* sowohl bei den Rutenen als auch bei den Lachen auf gleiche Weise gefeierten *Weihnachts- und Fastnachtsfestes.*

Der Unterschied zwischen beiden Gebräuchen liegt eigentlich darin, dass *das „Trembowlaer Pferdchen" noch völlig volksthümlich* begangen wird, während *das „Zwierzyniecer Pferdchen" schon zu einer städtischen Feierlichkeit geworden* ist und heutzutage programmmässig so wie andere Nationalfeste (»Wianki«, »Rękawka« und dergleichen) stattfindet. *Das „Trembowlaer Pferdchen"* ist demnach *ein uraltes Bauernfest — das in Zwierzyniec* dagegen *eine städtisch-höfische Sitte* aus späterer Zeit. Das »Trembowlaer Pferdchen« erscheint *im Winter zwischen Weihnachten und Ostern* und sucht nur *bäuerische Hütten* heim — das Zwierzyniecer aber erscheint *im Frühlinge nach Pfingsten* und zieht *in Krakau* nur *auf wichtigeren Strassen und Plätzen* umher.

Das »Trembowlaer Pferdchen« wird so wie das von Zwierzyniec aus Holz, Leder und Pappendeckel gemacht, wobei sein *Rumpf, Hals und Kopf denen eines Pferdes ähneln müssen.* Ein Schweif aus Rosshaar und eine gesträubte Mähne dürfen daran nicht fehlen. Das

»Pferdchen« hat aber keine ***Beine*** und muss sich dieselben erst ***von einem Bauer*** borgen, der sich das Thier durch ein in dessen Bauche befindliches Loch anlegt und an seine Hüften mittels eines starken Riemens befestigt, so dass er dadurch den Anschein eines ***Ritters zu Ross*** bekommt. Damit aber ***die menschlichen Füsse des „Pferdchens“*** von den Zuschauern nicht bemerkt werden können, wird es zuweilen mit einer herabhängenden Decke umhüllt. Der Reiter trägt dann auf seinem Kopfe einen papierenen *Tschako* und in der Hand ein hölzernes mit Silber überzogenes *Schwert*. Endlich wird das »Pferdchen« gezäumt und seine Mähne mit bunten Bändern geschmückt.

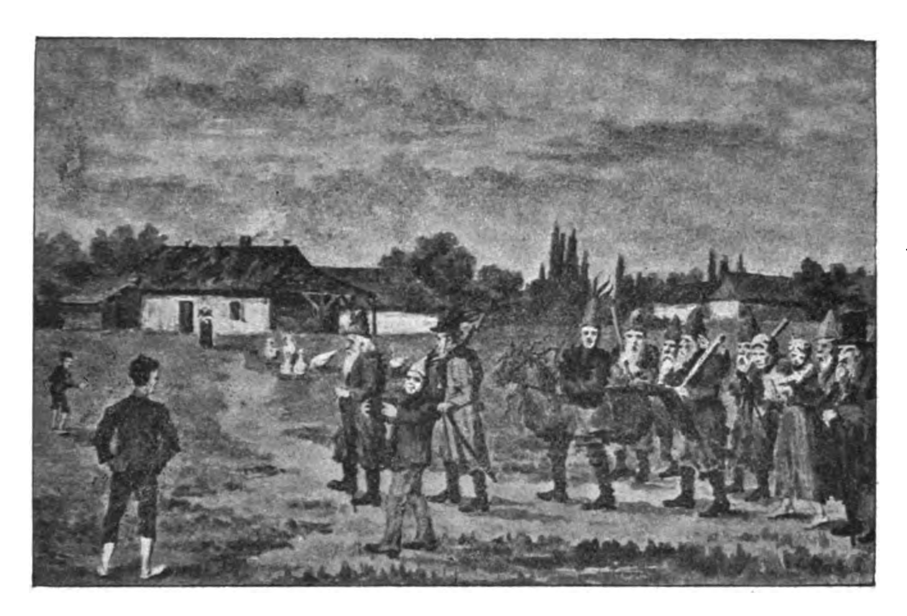


Fig. 5. Konik-Umzug in Trembowla.

Nachher wird das »Pferdchen« ***im feierlichen Umzuge von langbärtigen Greisen und alten Weibern*** im Dorfe umhergeführt, zu denen sich dann unterwegs ein Musiker mit Harmonika, ein Gendarm, ein galizischer Jude und Andere mehr gesellen. (Vergl. Abbildung.)

Das »Zwierzyniecer Pferdchen«, ähnlich wie das »Trembowlaer Pferdchen« angekleidet, obwohl weit reicher als dasselbe ausgestattet, wird von einer alterthümlichen Zunft der Zwierzyniecer *„Włócki“*- (*„Włóczęgi“-Bettler, Landstreicher*) begleitet, die das »Pferdchen« für ihr von den Vorfahren geerbtes Eigenthum halten und ihre Abstammung von »Włócki« (»Włóczki«, Flossknechte auf der Weichsel) irrthümlicherweise herleiten wollen. Statt des Tschakos hat der Reiter ***einen tatarischen Turban*** und statt des Schwertes hält er in der Hand einen mit Edelsteinen reich besetzten ***Feldherrnstab — eine Keule.*** Es fehlen zwar seinem Gefolge die Trembowlaer Greise und Greisinnen, aber dafür begleiten es die »Włócki« oder »Włóczęgi«, was auf dasselbe

hinauskommt, denn auch die Trembowlaer Greise und Greisinnen, gewöhnlich *„Dziady“* und *„Baby“* (Bettler und Bettlerinnen) genannt, können in lachischer Mundart als »Włócki« oder »Włócęgi« (Landstreicher) bezeichnet werden. Die Polen verstehen das lachische Wort »Włócki« nicht und identificiren es mit *„Włóczki“*, *„Flisaki“* (*Flossknechte*), was grundfalsch ist. Die Gendarmen und Juden, welche zum Gefolge des »Trembowlaer Pferdchens« gehören und dem Gefolge des »Zwierzyniecer Pferdchens« durchaus fehlen, sind eine spätere echt ostgalizische Zuthat.

Aber nicht nur in Zwierzyniec bei Krakau und in der Umgegend von Trembowla ist der »Pferdchenumzug« bekannt. Während meines Buczaczer Aufenthaltes habe ich ihm *in mehreren Ortschaften Podoliens* zugeschaut, wo er einfach *„Konik“* (*das „Pferdchen“*) — ohne genauere Bestimmung, von wo er herkomme — genannt wird. Man darf ihn aber mit dem *„Ziegenumzug“* (*„Koza“*), welcher *bei den Kleinrussen* allgemein verbreitet ist, nicht verwechseln.

Das »Pferdchen« ist nordeuropäischer Herkunft, die »Ziege« rührt vom Süden her. Die kleinrussische »Ziege« und *der lachische „Bokkus“* (*Bacchus*) sind die Ueberreste des griechisch-römischen Dionysos-Cultus in Galizien. Das »Pferdchen« — der *„Turoń“* (eine Göttergestalt: *halb Mensch halb Thier*) — und der *„Miś“* (früher »Miedwiedź, *der Bär*) sind allein slavo-germanische Gottheiten, die in »Wodan« und »Thôr« ihren Reflex haben.

Ausser Zwierzyniec und Krakau kommt *der „Pferdchenumzug“* in Westgalizien (wie es mir neulich berichtet wurde) noch *im Tarnówer, Pilsener, Neusandecer und Jaroslauer Bezirke* vor. *In der Umgegend von Wadowice, Biała, Myślenice, Wieliczka, Bochnia, Brzesko, Ropczyce, Rzeszów* und dergleichen wird anstatt des »Pferdchenumzuges« *der „Turoń-Umzug“* festlich begangen. *In Mielec, Tarnobrzeg und Nisko* hat man den »Miś« oder *„Miedźwiedź-Umzug“*.

Die Umzüge mit »Turoń« und »Miś« oder »Miedźwiedź« unterscheiden sich sehr wenig voneinander und beide sind *den „Pferdchenumzügen“ auffallend ähnlich.* Nur der Reiter derselben sitzt nicht auf dem Thiere so wie der des »Pferdchens«, sondern geht zu Fuss und treibt es mit einer Peitsche umher, indem er es zum *Tanzen* und *Springen* zwingt. Meiner Ansicht nach ist das »Pferdchen« ein Ueberbleibsel des Wodans-Cultus, der »Turoń« des Thôr-Cultus. Der »Miś« ist eine echt slavisch-masurische Gottheit.

Zum Schlusse meiner Abhandlung wäre noch zu erwähnen, dass das »Zwierzyniecer Pferdchen« gewöhnlich der *„Lajkonik“* genannt wird. Wovon diese Benennung herkommt, ist schwerlich zu errathen. Ich betrachte sie als eine Zusammensetzung von »Laj« und »Konik«. Der erste Bestandtheil derselben ist ein *verdorbenes deutsches Wort:* »Laj« anstatt »Läuf« oder *„Lauf“;* der zweite dagegen ein *polnisches: „Konik“* (Pferdchen). Der »Laj-konik«

(»Läufkonik«) heisst also im Deutschen *„das Laufpferdchen“*. Das Wort »Läuf« oder »Lauf« ist *eine Imperativform* von »laufen« und heisst: »Laufe!« »Lauf!« oder »Läuf!« Darum ruft immer der Reiter auf sein »Pferdchen«, welches ihn auf dem Rücken trägt: *„Laj! Koniku! Laj!* (-Lauf! Pferdchen! Lauf!) *Dobrze palkom wal!* (Schlage fest mit der Keule!)“ Das »Pferdchen« soll laufen und mit der Keule schlagen.

Jemand könnte noch fragen, warum der eine Bestandtheil deutsch und der andere polnisch laute. Darauf wäre zu antworten, *der polnische Bestandtheil sei der Name des lachischen Gottes „Konik“* (»Pferdchen«), *den die deutschen Bewohner von Krakau ehemals deutsch angesprochen haben,* so wie es der deutsche Bestandtheil zeige: *„Läuf! Koniku! Läuf!“* Der zweite Theil dieser Ansprache: »Dobrze pałkom wal!« ist eine spätere Zuthat und rührt nicht von den deutschen Colonisten her, sonst müsste er deutsch lauten.*)

Ein Beitrag zur Sagenfamilie vom Baue der Artabrücke.

Von Dr. Ivan Merhar, Triest.

Der Naturmensch, der in den ersten Zeiten seines physisch-geistigen Ringens mit den scheinbar unbesiegbaren Naturmächten vor Allem bei seinen Göttern — welche er anfangs wohl schlecht von den Naturkräften selbst unterschieden hat — Hilfe und Unterstützung suchte, hat sich die Gunst dieser durch das Gebet — das rituelle Lied — und durch Opfer zu gewinnen, beziehungsweise ihren Groll zu besänftigen gesucht. Das Mass der grösseren oder geringeren Wohlgefälligkeit und Wirksamkeit der Gaben entnahm der Mensch natürlich von seiner subjectiven Werthschätzung: je unentbehrlicher die Opfergabe für ihn, desto angenehmer für die Gottheit. Die Bewerthung der Opfer war in dieser primitiven Culturperiode an die sehr rohen Vorstellungen von der Gottheit geknüpft; nicht unzutreffend wäre das Verhältniss des Opfernden zur Gottheit in dieser Culturperiode mit einem Tauschhandel zu vergleichen. Eine classische Bestätigung dieser Ansicht finden wir bei Prokop von Caesarea (6. nachchristl. Jahrh.), der von den eben an die Donau gekommenen Slawen diesbezüglich also berichtet: „. . . θύουσιν αὐτῷ (sc. θεῷ, an den sie vorzüglich glauben) βόας τε καὶ ἱερεῖα ἅπαντα . . ’Αλλ’ ἐπειδὰν αὐτοῖς ἐν ποσὶν ἤδη ὁ θάνατος εἴη, ἢ νόσῳ ἁλοῦσιν, ἢ ἐς πολεμον καθισταμένοις ἐπαγγέλονται μὲν ἢν διαφύγωσι, θυσίαν τῷ Θεῷ ἀντὶ τῆς ψυχῆς αὐτίκα ποιήσειν. διαφυγόντες δὲ θύουσιν ὅπερ ὑπέσχοντο καὶ οἴονται τὴν σωτηρίαν ταύτης δὴ τῆς θυσίας αὐτοῖς ἐωνῆσθαι“ (Bell. Goth. III, 14). Die Roheit mag nun noch so gross sein, so erscheint der Mensch dem

---

*) In *Schoenanger,* einer deutschen Ansiedelung *im Mielecer Bezirke,* wird das *„Pferdchenfest“ am Martinstag im November* gefeiert, wobei *das „weisse Pferdchen“* nicht ein, sondern zwei festlich gekleidete Reiter besteigen und mit schallender Musik von Haus zu Haus im Dorfe umziehen. (Vergl. die Sage *vom winterlichen Einzuge des heiligen Martin am Martinsberge bei Tarnów.)*

Menschen doch werthvoller als ein Thier, und daher in besonderen Fällen ein Menschenopfer wirksamer und den Göttern angenehmer als irgend eine andere Gabe. Ursprünglich wird das ethische Motiv, nämlich die Forderung unserer Sagenfamilie, dass die zu opfernde Person eine dem Opfernden nahestehende, werthe Person sein müsse, wohl keinen Ausschlag gegeben haben, man verwendete dazu Kriegsgefangene und Fremdlinge, erst sehr spät muss unser Motiv mehr zur Geltung gekommen sein, denn dies setzt einen bedeutenden Fortschritt in der Gesittung voraus. — Menschenopfer finden wir bei den meisten Völkern primitiver Culturstufen; zum Theil sind sie durch die Geschichte selbst beglaubigt, meist aber ist die nationale Sage Trägerin solche Erinnerungen. Im Laufe der Zeit haben diese Sagen mancherlei Umgestaltung erfahren, wobei eben neue Momente hinzugekommen sind. Ein wichtiger Zeitpunkt im Leben solcher Erzählungen ist die letzte Localisation an einen bestimmten Punkt; jetzt erst kann sich der Sagenstoff künstlerisch entfalten und abrunden. Neben dieser ältesten Gruppe von Erzählungen, die von Menschenopfern handeln, mögen manche auch jünger sein und hätten ihr Dasein besonderen, im Aberglauben ruhenden Veranlassungen zu verdanken. Manche sind wohl nichts anderes als ein Erklärungsversuch mancher dem Volke unverstandener Erscheinungen, zum Beispiel eines Fundes menschlicher oder menschlich sein sollender Gebeine, wobei die in der Sage so fruchtbar wirkende Analogie der Volksphantasie Vorschub leistet. — Ich will hier einen zwar rudimentär erhaltenen Sagenstoff mittheilen, da er mir aus zweifachem Grunde wichtig erscheint: erstens kann ich mich einer alten, aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammenden Aufzeichnung bedienen; zweitens gehört der Sagenstoff unzweifelhaft in jene über den ganzen Balkan weitverzweigte Sagenfamilie, die ich der Kürze halber »Sage vom Baue der Artabrücke« bezeichnet habe. Auf diesem Wege soll die interessante Aufzeichnung, die wir dem edlen krainischen Chronisten Baron Valvasor verdanken, weiteren Kreisen, die sich um solche Sachen interessiren, zugänglicher gemacht werden, denn meines Wissens hat noch Niemand von der genannten Stelle Notiz genommen. Soweit mir bekannt, ist die Aufzeichnung die älteste dieser Art, soweit sie sich auf den Balkan bezieht. Die Stelle findet man im XII. Buche, S. 80—81, der »Ehre des Herzogthums Krain« (gedruckt zuerst 1689, eine zweite, unveränderte Ausgabe vom Jahre 1877) und lautet wörtlich: »Man findet allhie (das ist in Zengg-Senj im kroatischen Küstenlande) unterschiedliche Antiquitäten und je zuweilen einige Riesen-Gebeine. Wie dann erst von ungefehr zwölff Jahren (also circa 1677), als man bey dem See- oder Meer-Thor mit Zurichtung eines Zollhauses beschäftiget war, ein Gewölbe gefunden worden, wo zweiffels frey eines Riesen Grab gewesen, darinn zwar nichts mehr von Fleisch, als welches wegen Länge der Zeit schon verfaulet und zerstäubet war sich

blicken liess, doch die grossen Gebeine samt dem Kopff annoch gantz gefunden worden; und war die Hirnschale eines Fingers dick und die Zähne zwey Mal so gross als sie ein Ross haben mag. Die alte Zenger haben sich ob diesem gefundenen Riesen Cörper hefftig betrübet und viel Kennzeichen solch ihrer Traurigkeit mit Worten und Gebärden zu erkennen gegeben, weil sie ihres Vorgebens von ihren Vor-Eltern für gewiss vernommen, dass bey Aufbauung dieser Stadt sich ein lebendiger und keuscher Jüngling in die Stadt-Mauer gantz frey und gutwillig habe einmauren lassen, damit die Stadt für allen Feinden allezeit sicher und unangefochten bleiben mögte. Nun glaubten sie ganz fest und beständig, dass eben über besagtem Meer-Thor ein solcher keuscher Jünglin vermauert wäre. Und weil dann eben dieses Todten - Geripp daselbst gefunden worden, waren sie auf keinerley Weise abwendig zu machen, dass sie nicht geglaubet hetten, es wäre dieses des eingemauerten keuschen Jünglings Gebein. Weswegen sie sich die betrübte Gedancken machten, dass sie nun zu Grunde gehen und dem Feind zum theil werden müssten.« Also Valvasor! Dass er richtig gehört, respective dass sein Gewährsmann verlässlich war, daran ist nicht zu zweifeln, denn im Tone des 17. Jahrhunderts werden uns doch die Hauptmomente der bekannten Sage wiedererzählt. Wenn wir bedenken, dass die grössere Mehrheit der Bewohnerschaft Zenggs von Flüchtlingen (daher hiessen sie auch uskoci, uskok), die aus dem Innern des Balkans vor den Türken hieher geflohen waren, stammen, so können wir annehmen, dass sie unsere Sage mitgebracht haben. Die Sage erscheint in unserer Fassung natürlich localisirt und dem beschriebenen Falle angepasst, im Grunde aber wird sie von der Idee getragen, die wir von der ganzen Familie angeben können: Um einen grossen, bedeutenden Bau aufzuführen, ihm Dauer und Festigkeit zu verleihen, wird ein Opfer dargebracht; entsprechend der Grösse des Werkes muss auch die Opfergabe bedeutend sein, es muss ein Menschenleben geopfert werden. Das Opfer wird in der Regel durch Gewalt (List, Zufall) gewonnen, seltener erbietet sich ein Mensch freiwillig dazu; dies ist in unserer Sage der Fall. Die Keuschheit des betreffenden Menschen scheint etwas Secundäres zu sein. Eine wichtige Rolle aber spielt in unserer Sagenfamilie die Forderung, dass die zu opfernde Person dem Baumeister lieb und theuer sein müsse, wodurch das Gewicht der That noch bedeutender wird. Der Geist des geopferten Menschen wird gleichsam ein Schutzgeist des Werkes, deshalb auch die Furcht der Zengger, dass nun ihre Stadt dem Feinde zum Opfer fallen werde. Unsere Sage ist in mannigfacher Verzweigung allen Volksstämmen der Balkanhalbinsel bekannt, so den Griechen, Albanesen, Serben, Bulgaren und Rumänen. Ob die Sage, deren Grundidee auch über den Balkan hinaus in Aberglauben und Brauch bekannt ist, in einem genetischen Zusammenhang steht, ist nicht leicht zu sagen, doch wäre die Annahme für

die Balkanländer gar nicht sehr unwahrscheinlich. Da wir uns darüber nicht ausführlicher verbreiten können, so soll diesbezüglich auf die hübsche Studie im russischen Journal des Ministers für Volksaufklärung, 1890, Februar-Heft, S. 310—346 (von Syrku) hingewiesen werden, wo das Material hübsch zusammengestellt ist und erörtert wird. Im Vergleich zur citirten Studie bietet wenig Neues (ist aber, besonders für Jenen, der der russischen Sprache nicht mächtig ist) die Abhandlung im ersten Jahresbericht des Instituts für rumänische Sprache zu Leipzig, 1894, S. 79—121 (von Kurt Schladebach).

Das alte Kuhländler Bauernhaus und seine Veränderungen bis in neuester Zeit.

Von Stefan Weigl, Neutitschein.

Wer die Bahn aus dem Kohlenbecken von Mähr.-Ostrau gegen Prerau oder umgekehrt benützt, der richtet während der Fahrt unwillkürlich seinen Blick auf die freundlichen Orte des Kuhländchens, die sich besonders in den gegen die Oder streichenden kleinen Querthälern der Länge nach ausdehnen.

Ebenso unwillkürlich drängt sich auch dem Fremden eine Eigenthümlichkeit dieser Orte auf, ohne dass er eine rechte Erklärung dafür findet. Nur davon ist Jedermann überzeugt, dass die Häuser dieser Gemeinden, trotz der Verschiedenartigkeit in der Bedachung und dem äusserlichen Bau, in der Anlage für sich und in den Nachbargebäuden doch ganz anders aussehen als in irgend einer anderen Gegend unseres gesegneten Vaterlandes.

Daher frägt auch jeder Fremde, der ein inneres Gefühl für Land und Leute hat, ganz gewiss seinen Mitreisenden, dem diese Gegend bekannt ist: Was sind das für Orte, was für eine Nation u. s. w. ist hier? Und er erhält in der Regel die Antwort: das ist das Kuhländchen, es sind Kuhländler hier!

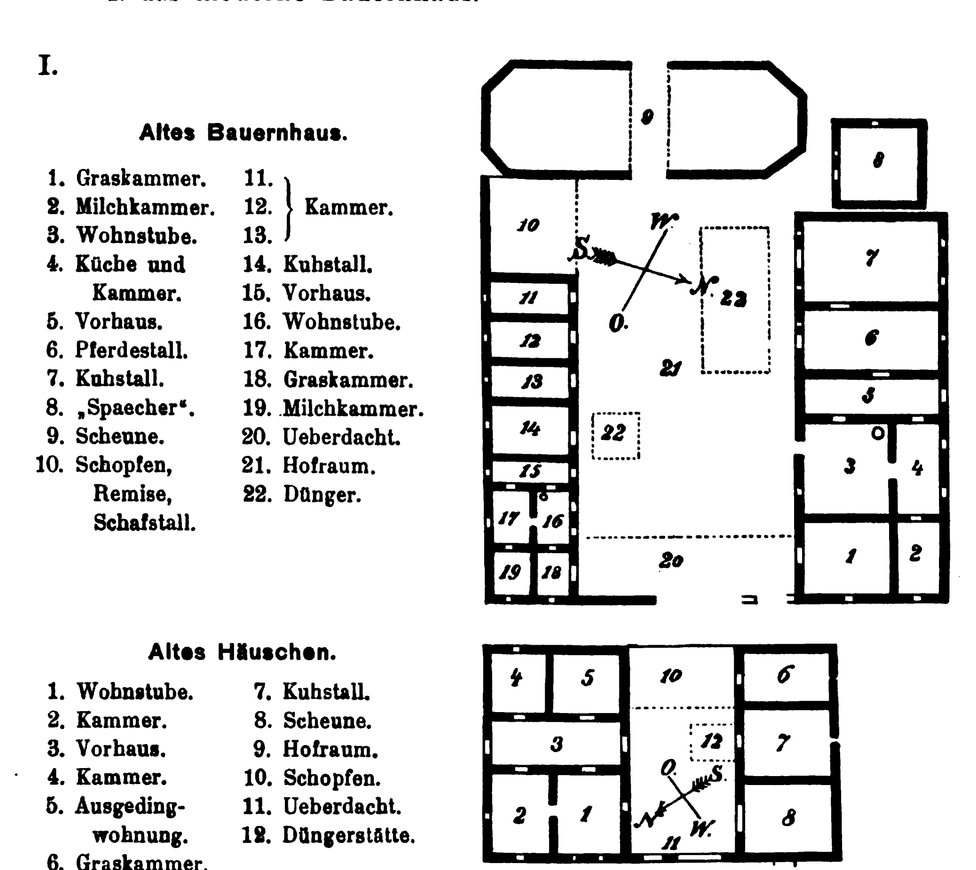
Aber weder der Eine noch der Andere forscht den Ursachen dieser Eigenthümlichkeit gegenüber den anderen Gegenden nach. Ja, der Kuhländler selbst denkt kaum nach, dass er durch das stramme Festhalten an den von seinen Urvätern ererbten Heimstätten, an den für gut und praktisch erprobten Einrichtungen, besonders in der Anlage und Bauart seiner Häuser, den Neuerungen der Zeit nicht entsprochen hat. Dadurch hat der Kuhländler der ganzen Gegend dieses eigenthümliche Gepräge verliehen.

Abgesehen von den Häuslern, die vereinzelt erst im 16. Jahrhundert, aber besonders nach dem dreissigjährigen Kriege hier zu finden sind, und den einzelnen Villen und Fabriksanlagen, welch letztere in dem Gesammtbilde nur störend wirken, kann man viererlei Anlagen von Bauernhäusern im Kuhländchen wahrnehmen, die, obwohl

äusserlich verschieden, doch immer noch die alte Form der Kuhländler Heimstätte in sich haben.

Ich unterscheide hier:

1. Das alte Kuhländler Bauernhaus;
2. das aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammende Bauernhaus;
3. das Bauernhaus neuerer Zeit und endlich
4. das moderne Bauernhaus.



Vor Allem muss ich bekennen, dass das alte Kuhländler Bauernhaus *vollständig* nicht mehr existirt, es sind nur noch hie und da einzelne Theile vorhanden. Besonders durch die letztvergangenen dreissig Jahre, seitdem ich das Kuhländchen kenne und mich der Volkskunde widme, haben Brände, Parcellirungen der Gründe und besonders die sich gewaltsam Bahn brechenden neueren Wirthschaftsverhältnisse damit arg aufgeräumt, und nicht sehr ferne mehr ist die Zeit, wo keine Spur davon übrig sein wird.

Das alte Kuhländler Bauernhaus ist in seiner Anlage ohne Zweifel eine aus der Urzeit herrührende Bauart, in welcher ein guter Theil Kuhländler Geschichte niedergelegt ist.

Wer nur halbwegs offene Augen hat, kann darin ganz gut die unzähligen Ueberfälle benachbarter raubgieriger Völker und die furchtbaren Bedrückungen von Seite der herrschaftlichen Beamten herauslesen, ohne jemals etwas von einer Localgeschichte gehört zu haben. Ein Haus, eine Heimstätte derart von aussen ringsum abgeschlossen und alles auf einen Ueberfall oder Vertheidigung eingerichtet, wie das alte Kuhländler Bauernhaus war, wird man kaum irgendwo bei einem germanischen Volksstamme finden.

Es mag auch durchaus nicht so leicht gewesen sein, in ein solch fest gebautes und von innen fest verschlossenes Haus einzudringen, das dem Anscheine nach nur zum Widerstande eingerichtet war.

Nur gegen das Feuer konnte man sich nicht schützen. Obwohl nur bei starkem Winde eine Gefahr des Brandes für das Nachbarhaus bestand, da gewöhnlich auch das Haus durch starke Linden geschützt war, so verursachte doch schon das Wort »Feuer« einen solchen Schrecken, der die Glieder der Bewohner erstarren machte, weil man gegenüber diesem Element sozusagen macht- und schutzlos dastand.

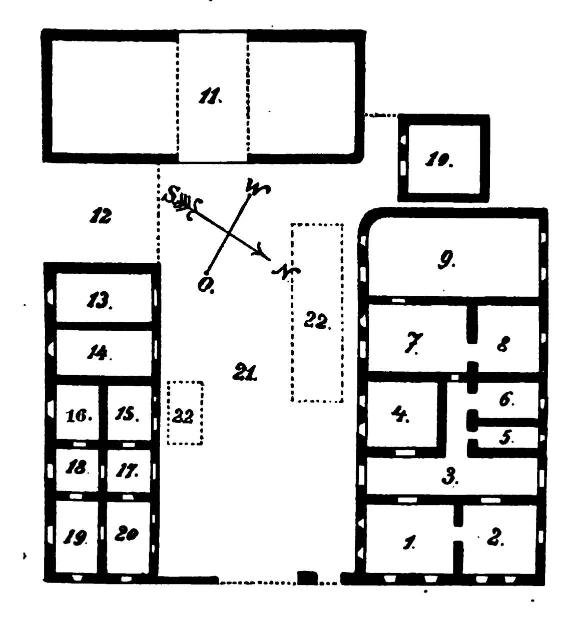
Die Raum- und Massverhältnisse der Bauernhäuser im Kuhländchen richteten sich, so wie es noch heute der Fall ist, nach der Grösse des Besitzes, nur hat sich in neuerer Zeit das Kuhländler Bauernhaus auch in dieser Richtung in den einzelnen Theilen darin verändert, da man genöthigt war, specielle Wirthschaft, als Viehzucht, Gartenbau etc. zu betreiben, was früher nicht der Fall war.

Früher gab es im Kuhländchen nur den Unterschied, dass der eine oder andere Bauer mehr Wiesen und weniger Aecker oder umgekehrt hatte, wonach die Scheune oder der Heuboden grösser oder kleiner ausfiel. Sonst waren die Häuser im Kuhländchen alle gleichartig, praktisch, den gegebenen Verhältnissen anpassend gebaut.

Das alte Kuhländler Bauernhaus wurde nur als sogenannter Holzblockbau aufgeführt. Die Bodenfläche wurde etwas geebnet und man legte dort, wo der sogenannte Grundbalken zu liegen kam, eine Steinschichte, die mit einem Lehmmörtel ausgeglichen wurde. Als eine Grundmauer kann diese Steinschichte nicht angesehen werden, weil die Steine, gewöhnlich grössere Platten, nur nebeneinander gelegt wurden. Selten traf ich diese Steinschichte einen Fuss stark, und wo dies der Fall war, da konnte man bestimmt eine spätere Untermauerung constatiren. Auf diese Steinschichte legte man den Grundbalken. Es war dies ein kantig roh behauener Eichenbalken, oft von riesigen Dimensionen. Darauf folgten die Blockbalken, die aussen rund gelassen, Lager und Kopf ausgeglichen, dagegen die innere Seite, besonders die, welche gegen die Stuben-, Kammer- oder Stallwände trafen, glatt behauen wurden. Die einzelnen Balken verzapfte man mit Zapfen aus Eichenholz. Die Winkel oder Ecken und Querwände vernuthete man, wobei die Enden an den Ecken des Blockbaues hervorstanden.

An der Aussenseite des alten Kuhländler Bauernhauses gab es *keine* Fenster, sondern nur kleine längliche, ausgeschnittene Schlitze zwischen den Balken von kaum einer Handhöhe, und diese oft nur in der kleinen niedrigen Bodenkammer oder dem Heuboden, der in der Regel über dem Pferde- und Kuhstall seinen Platz hatte. Es sah sonach das alte Kuhländler Bauernhaus mehr einer zur Vertheidigung eingerichteten Festung als einer Heimstätte ähnlich. Nur aus dem Vorhause ging das Hinterthürl nach aussen, dieses gewöhnlich so schmal und niedrig, dass kaum ein Mann durchzuschlüpfen vermochte; dazu wurde es noch von innen durch einen oder gar zwei mächtige Querriegeln zugehalten.

II. **Bauernhaus, Ende des 18. Jahrhunderts.**



1. Wohnstube.
2. Küche.
3. Vorhaus.
4. Schlafstube.
5. Küchenkammer.
6. Geschirrkammer.
7. Pferdestall.
8. Schlafkammer (Pferdeknecht).
9. Kuhstall.
10. „Spaecher".
11. Scheune.
12. Schopfen (Remise).
13. } Kammer (Soldatenstall).
14. }
15. Kuhstall.
16. Kammer.
17. Kammer.
18. Küche.
19. Schlafstube.
20. Wohnstube.
21. Hofraum.
22. Dünger.

Das Gassenthor, ebenso die kleine Eingangspforte neben diesem Einfahrtsthore waren ungemein stark und in einer Nuth gelagert. Dasselbe war auch bei dem Hinterthor der Fall.

Alle Thore, auch die bei der Scheune, liessen sich nur nach innen zu aufmachen und man konnte sie sehr leicht verbarrikadiren.

Die Einfahrt auf Planskizze I war vom Hauptgebäude bis zum Ausgedinge gegen den Hofraum zu überdacht, welches Dach aussen auf den doppelten Thorbalken und im Innern auf zwei Säulen ruhte.

Das auf dieser Skizze unter 1 bezeichnete Local war die Graskammer. Man liess den Wagen oder den Schubkarren unter dieser Ueberdachung stehen und schaffte das Gras oder anderes Grünfutter in die etwas ausgegrabene, in der Regel mehr als einen Meter tiefer als die gewöhnliche Höhenlage der daneben befindlichen Wohnstube

gelegene Graskammer. Es war dies eine gute Einrichtung, welche den Zweck hatte, das Grünfutter längere Zeit frisch zu erhalten.

Denselben Zweck hatte die unter 2 bezeichnete Milchkammer, die in derselben Tiefe wie die Graskammer lag.

Dort barg die Bäuerin ihre Schätze, die hauptsächlich in den Erzeugnissen der Milchwirthschaft bestanden; der Getreidebau war ein sehr geringer, welcher kaum die eigenen Bedürfnisse deckte.

Man hatte im Kuhländchen schon frühzeitig auf die Milchwirthschaft Bedacht genommen, weil die Bodenverhältnisse dafür sehr günstig waren; auch unterlag dieser Ertrag keiner herrschaftlichen Besteuerung, und wo auch eine solche war, wie bei der Herrschaft Fulnek, war sie gegenüber allen anderen Steuern die verhältnissmässig günstigste.

Diese Milchwirthschaft, wofür die Bedingnisse hier so günstig lagen, war wieder die Ursache, dass durch sorgsame Pflege und durch geschickte Zuchtwahl das Kuhländler Rind schon frühzeitig sich durch hervorragende gute Eigenschaften auszeichnete und sich auch ein eigener Schlag herausgebildet hat, der durch Kreuzungen im Jahre 1718, 1743 und 1792 auf die heutige hohe Stufe gebracht wurde. Dass die Erzeugung von Butter und der ausgedehnte Handel damit schon frühzeitig ein bedeutender war, das unterliegt wohl keinem Zweifel. Bestimmte Nachrichten aus alter Zeit entdeckte ich aus dem Jahre 1682. Damals lieferten die Kuhländler, besonders vor und während der Belagerung von Wien, ihre Butter in das türkische Lager nach Ungarn. Gewiss wirft dieser Umstand ein eigenthümliches Licht auf die damaligen Verhältnisse; es würde jedoch zu weit führen, diesen Punkt in das richtige Licht zu stellen und zu erklären.

Im verflossenen 19. Jahrhundert bis zum Jahre 1848 war ein regelmässiger Handelsverkehr mit Kuhländler Butter nach Warschau, die geschmolzen und in Tonnen gegossen dahin gesandt wurde. Diese Lieferungen besorgten bestimmte Handelsleute, die sogenannten »Butterschmelzer«, deren Namen auf den Häusern man in jeder Gemeinde noch heute antreffen kann. Welchen Werth die Bäuerin auf die Erzeugnisse der Milchwirthschaft legte, beweist der Umstand, dass in die Milchkammer nur ein Eingang führte, zu dem das Dienstpersonal keinen Zutritt hatte.

Die einzige Wohnstube (3) hatte die zwei Fenster nur gegen den Hofraum. Kein Unberufener konnte von aussen bemerken, was im Innern des Hauses, besonders in der Wohnstube, vorging.

Die Küche (4) war eigentlich eine Kammer, wo man in der Regel während der Sommermonate schlief. Sie war finster, erst in späterer Zeit wandelte man sie in eine Küche um.

Aus dem Vorhause (5) führte eine steile Stiege auf den Boden zu den Bodenkammern, welche Theile von dem Heuboden durch eine

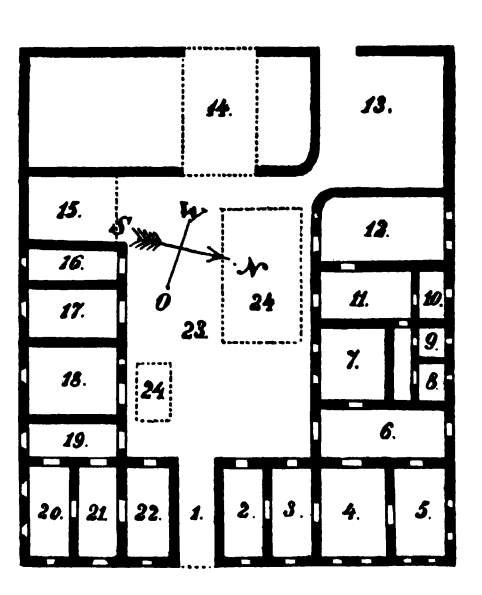
starke Bretterwand getrennt waren. Auch von dem Pferde- und Kuhstall (6 und 7) konnte man mittelst Leiter auf den Heuboden gelangen, durch welche Oeffnung man das Heu zur Fütterung herunterwarf.

Der unter 8 bezeichnete Raum, »Spaecher« (»Speicher«) genannt, war wohl ein dem Hause angeschlossener, jedoch separirter Bau und bestand aus zwei Etagen. Unten wurde der Raum zu einer Siedekammer benützt, und von aussen führte eine Stiege auf eine kleine Altane, von der man in den eigentlichen, fest gebauten »Spaecher« gelangte. Dort hatte wieder der Bauer seine Schätze aufbewahrt, die in dem wenigen Getreide, Flachs, Selchfleisch, Samenkorn, Leder u. s. w. bestanden. Das Getreide verwahrte man in grossen ausgehöhlten Baumstämmen, in deren Boden Bretter eingefügt waren.

III.

Bauernhaus neuerer Zeit.

1. Einfahrt.
2. } Nebenzimmer.
3. }
4. Wohnstube.
5. Küche.
6. Vorhaus.
7. Schlafstube.
8. Speisekammer.
9. Geräthekammer.
10. Schlafkammer (Pferdeknecht).
11. Pferdestall.
12. Kuhstall.
13. Wagenremise (Durchfahrt).
14. Scheune.
15. Schopfen.
16. } Kammer.
17. }
18. Kuhstall.
19. Vorhaus.
20. Küche.
21. Wohnstube.
22. Schlafstube.
23. Hofraum.
24. Dünger.



Zu diesem »Spaecher« hatte nur der Bauer den Schlüssel für das riesig grosse Holzschloss, den er sehr gut verwahrte, damit ja nicht ein Unberufener in den »Spaecher« gelange. Ja, selten liess er sogar seinen Söhnen einen Blick hinein machen. Nur wenn der Sohn sehr verlässlich war oder wenn der Bauer seinen Besitz diesem übergeben wollte, dann erst folgte er ihm den Schlüssel aus und liess ihn allein in den »Spaecher« gehen.

Zwischen dem »Spaecher« und der Scheune (9) war das Ausfahrtsthor zu den hinter dem Hause bis an die Gemeindegrenze gehenden Feldern, das sehr häufig, ähnlich wie das Einfahrtsthor, überdacht war. Auch war oft etwas leerer Raum da, den man zum Stehenlassen eines Wagens oder auch zur Aufbewahrung von Wagnerholz und dergleichen benützte.

Die Scheunen waren ausschliesslich im Achteck, ebenfalls aus Blockbalken erbaut, die aber nicht so genau auf dem Lager wie bei

den übrigen Gebäuden ausgeglichen wurden. Beim Aufbaue wechselte man die Balken, und zwar um eine Gleiche zu erhalten, immer je einen Stock mit einem Gipfel der Blockbalken. Diese Form der Scheune hatte ihren Ursprung in der inneren Bauart derselben. Das ganze Dach ruhte auf dem sogenannten »Wolfl«, einem grossen dreikantigen Balken, der auf den beiden starken Tennwandsäulen sein Lager hatte und der Länge nach von einer Giebelecke zur anderen reichte. Durch diese Bauart wurde ein grosser Raum in der Scheune gewonnen, der durch Querbalken keine Unterbrechung bis unter das Dach hatte.

Das Aufbringen des »Wolfls« beim Bau einer neuen Scheune war immer eine harte, gefährliche Arbeit, die unter entsprechender Feierlichkeit und Betheiligung des grössten Theiles der Ortsbewohner vorgenommen wurde. Ein solcher Balken ist in der Regel von allen bei der Aufstellung Betheiligten an der nach unten zu liegen kommenden Fläche beschrieben worden. Ich fand da ganze Chroniken und Tagesereignisse notirt. Die letzten auf diese Art gebauten Scheunen traf ich aus den Jahren 1811 und 1812, später keine mehr.

Der Raum 10 war ursprünglich der Schafstall. Als die Schafzucht im Kuhländchen sich immer mehr und mehr verringerte, nahm man die Vorderwand gegen den Hofraum weg, stützte die Mauerbank auf einer Säule und gewann dadurch einen Raum, den man als Schopfen oder Remise verwendete, während die wenigen Schafe im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts in einer der unter 11, 12 und 13 bezeichneten Kammern untergebracht wurden.

Die Räume 14 bis 18 bildeten die Ausgedingwohnung, wo dieselben Einrichtungen und Verhältnisse wie im Bauernhause bestanden, nur mit dem Unterschiede, dass diese Räume entsprechend kleiner als im Bauernhause waren.

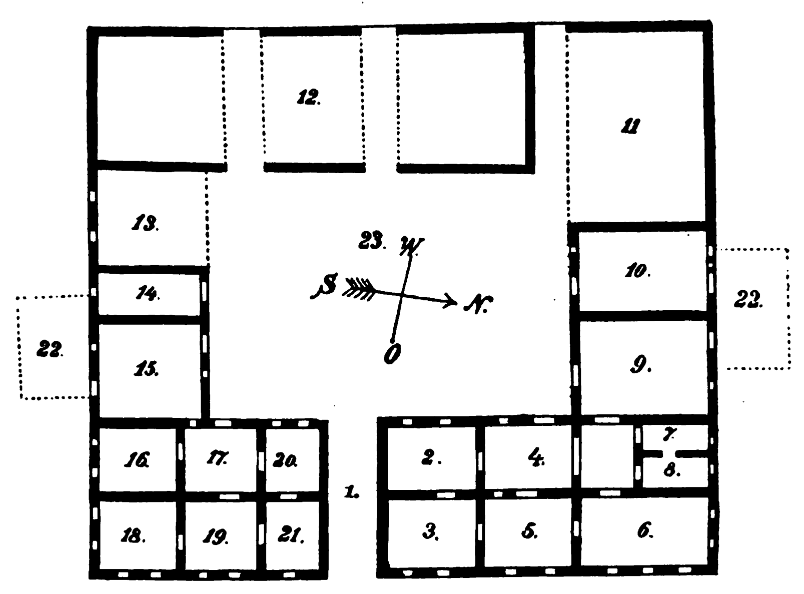
Bei dem alten Kuhländler Bauernhause war nur der Pflanz- oder »Kratzgoete« eingezäunt, gewöhnlich nur mit aufgestellten Reisigbündeln umstellt. Sonst war vom Bachrand bis zum Felde Alles frei. Auch bestand beim Hause in der Regel kein Obstgarten. Gegen die Seiten der Nachbarn, besonders dort, wo eine Verbreitung eines Brandes zu befürchten war, aber auch gegen Blitzschlag pflanzte man Linden, die das Haus schützen sollten. Den Obstgarten hatte man in der Regel bei dem oft sehr weit vom Hause entfernten Bienenhaus angelegt, woselbst der Bienenwärter zugleich den Obstgarten zu pflegen hatte.

Sogenannte Häusler, das sind solche, die nur wenig, etwa bis 1 Joch Besitz hatten, existirten im Kuhländchen schon im 15. Jahrhundert, aber nicht in dem heutigen Sinne.

Das Häuschen war in früherer Zeit in der Regel ein Bestandtheil des Bauernhauses und wurde das Besitzrecht desselben irgend einem Sohn oder Schwiegersohn des Bauern auf Lebensdauer überlassen,

der darin ein erlerntes Handwerk ausübte. Erst kurz vor und während des dreissigjährigen Krieges wurden die Häusler von den Bauerngründen mit obrigkeitlicher Bewilligung getrennt, zu welcher Trennung vom Herrschaftsbesitzer eine Besitzrechtsurkunde ausgestellt wurde, worin der Grundherr alle auf dem Häuschen zu Recht bestehenden Pflichten und Rechte näher verzeichnete.

IV. **Modernes Bauernhaus in Klantendorf.**



1. Einfahrt.
2. } Zimmer.
3. } Zimmer.
5. } Zimmer.
4. Vorhaus.
6. Küche.
7. Stiege, Kellereingang.
8. Speisekammer.
9. Pferdestall.
10. Kuhstall.
11. Wagenremise.
12. Scheune.
13. Pferdegöppel, Schopfen, Ausgedinge.
14. Kammer.
15. Kuhstall.
16. } Zimmer.
18. } Zimmer.
19. } Zimmer.
17. Vorhaus.
20. Küche.
21. Speisekammer.
22. Dünger.
23. Hofraum.

Die älteren Häuschen haben alle etwas an Grundbesitz, darnach auch die dafür nothwendigen Einrichtungen, ähnlich wie bei dem Kuhländler Bauernhause. Nur hatte die Scheune keine Einfahrt. Man lud die Getreidegarben von dem ausser der Scheune stehenden Wagen durch einen sogenannten »Laden« in die Scheune ab, wie es in der Planskizze I ersichtlich ist.

Das alte Kuhländler Bauernhaus sowie alle bis etwa um 1850 erbauten Häuser hatten Aufschriften oder gemalte Sprüche über dem Einfahrtsthore und dem daneben befindlichen Eingangsthürl, auf der hölzernen Giebelwand und besonders unter dem Giebelvorsprung, »Schietzle« genannt, die mitunter mit Zieraten oder den Handwerkszeichen des Zimmermannes, aber auch mit bildlichen Darstellungen

versehen waren. In Holz eingeschnittene Jahreszahlen aus früherer Zeit oder sonstige geschnitzte Verzierungen an alten Häusern habe ich nicht constatiren können.

Das Volk der Kuhländler im Allgemeinen scheint niemals einen besonders ausgeprägten Sinn für die Schnitzkunst gehabt zu haben — und wo sich auch Spuren davon zeigten, da konnte diese Kunst zu keiner kräftigen Entwicklung gelangen — da die Bedrängnisse, die an den Mann herantraten, von jeher viel zu gross waren. Dadurch konnte der Geist und Sinn des Menschen aus seiner Armuth und Einfachheit nicht heraustreten und sich zu einer höheren Sphäre aufschwingen.

Die ältesten Häuser mit lesbaren Aufschriften fand ich aus dem Jahre 1526. Theile derselben und solche, wo die Schrift oder Zeichnung nur noch an den vorhandenen Spuren zu erkennen waren, traf ich viel ältere an. Diese gaben mir dann den Massstab zur Beurtheilung über das Alter und die Bauart des alten Kuhländler Bauernhauses.

Als die Sicherheitsverhältnisse nach dem dreissigjährigen Kriege sich gebessert hatten, da ging man von der alten in sich selbst abgeschlossenen Bauart des Kuhländler Bauernhauses successive ab und erbaute zuerst die Viehställe aus hartem, feuerfestem Material und später die Wohnungen, die man an die Stelle, wo früher die Gras- und Milchkammer war, verlegte. Man machte auch auf der Aussenseite in den alten Wohngebäuden Fenster, die jedoch stark vergittert wurden. In den neuerbauten Häusern dieser Zeit unterkellerte man den vorderen Theil des Hauses, in welchem Keller die Milch in den Sommermonaten ihren Platz hatte. Im Winter dagegen wurde die Milch in der sogenannten Küchenkammer untergebracht.

Neben den Pferdestall baute man gerne eine Schlafkammer für den Pferdeknecht, wo auch die Geschirre und das sonstige Riemenzeug seinen Aufbewahrungsort hatte.

In dem Raum 4 der Planskizze I war die Schlafstube, selten beheizbar, wo meist die Töchter des Hauses ihre Schlafplätze hatten.

Der »Spaecher« wurde noch aufgebaut, aber er verlor schon seinen Werth, und die Scheune trat gleichsam schüchtern, zuerst vereinzelt, später aber allgemein in viereckiger Form auf.

Das Ausgedinggebäude veränderte sich in derselben Form wie das Bauernhaus; die überdachte Einfahrt, die sonst das Licht für das Hoffenster entzogen hätte, verschwand, ebenso die verzierte hölzerne Einfahrt. Vor dem Hause wurde ein Gemüse- und Blumengarten angelegt und dieser mit einem lebenden oder aus Ruthen geflochtenen Zaun umgeben. Auch wurde der Obstgarten zum Hause verlegt, der ebenfalls, und zwar derart mit einem Zaun umgeben wurde, dass das auf die Weide getriebene Vieh darin keinen Schaden anrichten konnte. Dass der Obstgarten zum Hause verlegt wurde, geschah wegen der

Auflassung der Bienenhäuser, da sonst der entfernt gelegene Obstgarten weder Pflege noch Aufsicht gehabt hätte.

Diese Gattung Bauernhäuser ist im Kuhländchen, wenn auch theilweise verändert, doch noch sehr häufig anzutreffen, neu jedoch wird sie in dieser Anlage nicht mehr gebaut.

Nachdem die Nordbahn erbaut war, die das Kuhländchen in der Mitte durchschneidet, und dadurch die Industrie, besonders auch durch die reichen Kohlenlager in Mähr.-Ostrau zu einer ungeahnten Entwicklung gelangte, die Bodenproducte eine gesteigerte Nachfrage erfuhren und endlich der Bauer von dem furchtbaren Joch des Robot befreit war, da traten auch gesteigerte Bedürfnisse an den Bauern heran. Es genügte nicht mehr, mit einer Stube das Auskommen zu finden.

Um diese Bedürfnisse zu befriedigen, baute man ein oder mehrere Zimmer in der Front auf, errichtete über der Wohnstube die Schüttböden und cassierte den altehrwürdigen »Spaecher«, der ohne Zweck und viel zu klein war, um theilweise die nun erbaute Frucht in sich aufzunehmen.

Auf diese Weise entstanden durch den Umbau der alten Bauernhäuser die in Skizze III angeführten Heimstätten neuerer Zeit im Kuhländchen, nach deren Muster die meisten vorhanden sind.

Durch die intensivere Bearbeitung und Ausnützung der Bodenfläche mehrten sich auch die Erträgnisse. Die alten Scheunen, die schon lange zu klein waren, mussten entfernt und neue, grössere erbaut werden, die auch den neueren Wirthschaftsverhältnissen entsprechend angepasst waren. Auch auf den Umstand musste Rücksicht genommen werden, dass die Arbeitskräfte schwieriger zu erhalten waren und die Löhne um das Doppelte stiegen, während die Fruchtpreise von Jahr zu Jahr fielen. Da gab's, um sich selbst zu helfen, kein anderes Mittel, als alle Arbeiten, soweit es nur möglich war, durch Maschinenarbeit zu ersetzen, trotzdem das Volk sich mit den landwirthschaftlichen Maschinen nicht sehr befreunden will.

Der einerseits wegen Raummangels im Hofraume und sonst sehr lästig empfundene Düngerhaufen musste aus dem Hofe entfernt werden. Auch konnte man im Hofraume den Düngerhaufen nicht behandeln, so wie es die neuesten Erfahrungen erforderten. Darum verlegte man ihn nach aussen. Dort war genügend Raum, man konnte von allen Seiten leicht hinzu fahren, Composthaufen nach Wunsch anlegen und auch die Stalljauche am besten ausnützen.

Der Hofraum erhielt ein Pflaster, und wo genügend Raum vorhanden, auch einen überdachten Pferdegöppel.

Auch dieser letztere scheint nur auf eine Zeit existiren zu wollen, denn wie es den Anschein hat, werden bald allgemein an seine Stelle der Dampf und die Elektricität treten, wodurch auch das

moderne Kuhländler Bauernhaus (Skizze IV) eine Veränderung in seiner Anlage erhalten wird.

Auch von aussen erscheint das moderne Kuhländler Bauernhaus höchst ansehnlich. Ja man möchte bei mancher solcher Bauernwirthschaft meinen, dass sie eher von einer Herrschaft als von einem Bauer bewohnt werde, der oft nicht weniger hart um das Dasein zu kämpfen hat als seine Vorfahren, damit er seinen von den Vätern ererbten Besitz zu erhalten im Stande ist.

Alte Leute sehen oft mit Staunen am Felde, in der Scheune und im Hause, überall wo geschafft wird, die dröhnenden Maschinen an, die oft die Arbeit von Vielen mit wenig Aufsicht vorzüglich verrichten. Was würde erst der Bewohner des alten Kuhländler Bauernhauses dazu sagen, wenn er sähe, wie alles in der jetzt rasch lebenden Zeit verändert und derart umgewandelt wird, dass wirklich ein vergleichendes Studium dazu gehört, um das moderne Bauernhaus im Kuhländchen als eine Folge des alten Bauernhauses zu erkennen?

II. Kleine Mittheilungen.

Zwei jüdische Volkssagen über Kaiser Franz Josef.

Mitgetheilt von Benjamin Segel, Lemberg.

Bei den Juden des Königreiches Galizien, welches Kaiser Franz Josef oftmals besucht, ist er beinahe zu einer legendären Gestalt geworden, umgeben von einer ganzen Anzahl sehr poetischer Sagen, welche bezeichnend sind für die Art, wie die Persönlichkeit des Kaisers und mancher seiner hochherzigen Züge sich in der Phantasie des jüdischen Volkes spiegelt. Zwei solcher Sagen, in der Form, wie sie mir im Herbst 1894 auf einer Reise von Halicz nach Lemberg von einem alten Juden, einem gedienten Soldaten, erzählt worden sind, mögen hier mitgetheilt werden:

„Was unser Kaiser für ein Mensch ist und was er für ein Herz hat, das lässt sich ja gar nicht erzählen. Schon als Jüngling war er so. Als ich Soldat war und einmal am Jom Kippur*) mit anderen jüdischen Soldaten freibekam, erzählte uns ein Alter, der viel in der Welt herumgekommen war, folgende Geschichte, die dem Kaiser in seiner Jugend passirt ist. Damals wusste unser Kaiser noch nicht, dass er einmal Kaiser sein wird, denn er war ja nur ein Prinz, nicht der Sohn des früheren Kaisers, sondern sein Onkel war Kaiser. Einmal also im Winter, draussen war gerade ein starker Frost, da liess der Prinz einspannen und fuhr mit seinem Kutscher im Schlitten hinaus, weit in die Berge, um Jagd zu halten, wie die grossen Herren das ja öfters zu thun pflegen. Es war, wie gesagt, ein starker Frost, aber plötzlich erhob sich ein Sturmwind, und es wurde ein furchtbares Schneegestöber. Im Winter ist der Tag klein, und so wurde es gleich dunkel, kurz, unsere Reisenden verloren den Weg und fingen an, im Walde herumzuirren und wussten nicht ein noch aus. Der Kutscher trieb die Pferde an, um nur schnell irgendwo hinauszukommen. Auf einmal schaut sich der Prinz um und sieht ein kleines zusammengekrümmtes Männchen stehen, das hatte einen Stock in der Hand, auf den Schultern ein Bündel und trug einen fadenscheinigen Mantel und zitterte vor Kälte am ganzen Leib, dass es mit den Zähnen klapperte. Der Kaiser ruft „halt!“ fragt nicht viel, sondern springt aus dem Schlitten,

*) Versöhnungstag.



zieht seinen Pelz aus und wirft ihn dem alten kleinen Männchen um und schreit: „Steig' ein zu mir, sonst erfrierst Du!" Und wie er so spricht, sieht er plötzlich vor sich einen hohen alten Mann mit langem weissen Bart, ganz weiss gekleidet und in der Hand hält er einen Stock mit Silberknopf. Was ist das? denkt sich der Kaiser, denn er war sehr erstaunt. Jener aber sagte: „Weisst Du, ich bin Elia der Prophet, ich bin gekommen, Dich zu versuchen. Denn es wurde im Himmel beschlossen, dass Du dereinst Kaiser werden sollst. Da kam ich herunter, um mich zu überzeugen, was für ein Herz Du hast, denn Du wirst über viele, viele Menschen zu befehlen haben. Weil ich gesehen habe, dass Du so barmherzig bist, verspreche ich Dir, Dich vor Allen zu beschützen, die Dir nach dem Leben trachten werden." Dann setzte er sich zu ihm in den Schlitten, wies ihm den richtigen Weg und verschwand. Und Elia der Prophet hielt Wort. Es kam vor, dass ein Feind des Kaisers — ein jeder Kaiser hat ja viele Feinde — sich von hinten an ihn heranschlich, um ihm das Leben zu nehmen, aber Elia der Prophet war dabei und verhütete unsichtbar das Unglück."

Die zweite Sage, die mir der Alte erzählte, lautete wie folgt:

„Einmal, in früheren Zeiten, da war noch Alles anders und da hatten die jüdischen Soldaten noch keine Erlaubniss, am Jom Kippur in die Synagoge zu gehen, sondern mussten den Dienst verrichten. Da stand einmal ein jüdischer Soldat auf der Wache und es war gerade Abends zu Kol Nidre*) und gerade gegenüber war eine Synagoge. Da sah der Soldat durch die Fenster, wie alle Lichter brannten und die Juden versammelt waren, und hörte, wie sie beteten in Taleth und Kittel gehüllt, und er musste nun dastehen vor seiner Bude mit dem Gewehr auf der Schulter und durfte sich nicht rühren. Und wie die Juden so immerzu beteten, fing dem Soldaten an, sein Herz hinzuziehen, und er konnte es nicht mehr aushalten; er wusste selber nicht, wie es ihm war und was mit ihm geschah, er liess das Gewehr hinabsinken und ging so ein wenig hin, Schritt um Schritt, bis er ganz bei der Synagoge neben dem Fenster stand und mitbetete und ganz vergass, dass er Soldat war und auf der Wache zu stehen hatte. Unser Kaiser aber ist ein guter Wirth, verlässt sich nicht auf seine Untergebenen, sondern liebt es, selber nach dem Rechten zu schauen. So ging er denn auch diesmal, als gewöhnlicher Officier verkleidet, umher, um nachzusehen, ob die Soldaten auch gehörig die Stadt vor dem Feinde bewachen. Wie er nun zu unserem Wachposten kommt und Alles sieht, was thut unser Kaiser? Er fasst das Gewehr an, stellt sich auf den Posten und wartet, bis der arme Soldat fertig ist. Ihr könnt Euch denken, wie unser Soldat zu Tode erschrak, als er zurückkam und sah, wer da an seiner Stelle Wache hielt. Nun gibt es ein Gesetz, dass, wer die Wache verlässt, mit dem Tode bestraft wird. Am zweiten Tage sollte der Soldat erschossen werden. Beim Militär gibt's keinen Spass, wenn Einer was verbrochen hat, so hat er seinen Kopf verwirkt. Als er zur Richtstätte geführt wurde und man ihm schon die Augen verband, da dachte er bei sich: Mit mir ist es aus, es bleibt mir nur übrig, das Sündenbekenntniss zu sagen und „Schema Israel"**) auszurufen. Aber da erschien plötzlich der Kaiser, auf einem Pferd herbeisprengend, legte die Hand auf den Kopf des Soldaten, und wen der Kaiser einmal berührt hat, den darf man nicht hinrichten. Dem Soldaten wurde also das Leben geschenkt, aber seit damals befahl der Kaiser, dass allen jüdischen Soldaten der Jom Kippur freigegeben werde, und so hält man es bis auf den heutigen Tag."

*) Der Vorabend des Versöhnungstages, an dem feierlicher Gottesdienst gehalten wird.

**) „Höre Israel" — das jüdische Glaubensbekenntniss.



III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Das deutsche Kirmessfest in Olmütz. Am 7. Februar wurde von der Frauen- und Mädchengruppe des Bundes der Deutschen Nordmährens in Olmütz ein Kirmesfest veranstaltet, das alle gestellten freudigen Erwartungen übertraf. Eingeleitet wurde dieses Fest durch den Aufmarsch der Trachtengruppen, und zwar in folgender Ordnung: Die Kuhländler Gruppe, die Olmützer und Brünner Sprachinsel, die Iglauer, die Tessthaler, Wischauer Sprachinsel, die Nordmährer-Schlesier mit einem Hochzeitszug, die Schönhengstler und zum Schlusse die allgemeine Gruppe mit den verschiedenen Typen: Förster, Lehrer, Schmied, Handwerksbursche, Stutzer und dergleichen. Insgesammt nahmen gegen fünfhundert Personen in Trachten theil (davon etwa hundertfünfzig Männer). An Volkstänzen kamen zur Aufführung: „Noch a Stückel weiter" (Müglitzer Gegend), „Friedrichs-Sinke" (Kuhländler Tanz), „Die Muffline" (Schönhengstler Oberland), „Die Hühner-Scharre" (allgemeiner nordmährisch-schlesischer Tanz) und die „Schneiderkarline" (allgemeiner mährisch-schlesischer Tanz). Diese Tänze wurden zunächst von zehn Vortänzerpaaren langsam vorgetanzt und gleich darnach von allen Anwesenden nach Belieben mitgetanzt. In der grossen Pause wurde im Speisesaale eine Kirmesstafel gedeckt, bei welcher für allerlei Kurzweil durch den „Bratelprediger" und die nimmermüde Kirmessmusik bestens gesorgt war.

Der Reinertrag von mehr als Kr. 2000 floss dem Nordmährerbund zu.

H—r.

Grosses mährisches Trachtenfest in Brünn. Der Deutsche Volksgesangverein in Brünn, welcher ausser der künstlerischen Pflege des Volksliedes auch die Förderung aller völkischen Veranstaltungen stets im Auge behält, veranstaltete am 15. Februar l. J. in allen Festsälen des Deutschen Hauses in Brünn ein Trachtenfest. Nach dem vom Chormeister des Vereines, Herrn Professor Josef Žak, welcher sich um die Erforschung der alten mährischen Volkslieder schon wesentliche Verdienste erworben hat, aufgestellten Programm waren hauptsächlich die Trachten der fünf mährischen Sprachinseln (Iglauer, Wischauer und Brünner Sprachinsel, Kuhländchen und Schönhengstler Gau) vertreten.

Zu beiden Festveranstaltungen, deren Vorbereitungen geraume Zeit in Anspruch nahmen, mussten erst die Originale der einzelnen Trachtenstücke mühsam von Ort zu Ort zusammengetragen werden. Nach den aufgebrachten Stücken wurden die Vervielfältigungen hergestellt. *H - r.*

Trachtenkränzchen in Bärn. Mit diesem schloss die Reihe mährischer Trachtenfeste. Ausser den Trachten der verschiedenen deutschen Sprachinseln sah man auch solche aus allen Ländern Deutsch-Oesterreichs (Tirolerinnen, Steierinnen, Salzburgerinnen). Wenn man erwägt, dass auch dieses Trachtenfest sein Zustandekommen der emsigen Thätigkeit des Bundes der Deutschen Nordmährens zu verdanken hat, so erhellt zur Genüge die Bedeutung der Vereinigungen zu völkischen Zwecken. *H- r.*

Sammlung steirischer Tanzweisen. Der Gründer des Deutschen Volksgesangvereines und beste Kenner der alpenländischen Volksmusik, Herr Professor Dr. J. Pommer, übersendet folgenden Aufruf mit der Bitte um Veröffentlichung:

Sammelt steirische Tanzweisen!

Zu Beginn des Jahres 1902 ist als erster Band des von dem Unterzeichneten geplanten Werkes, das die gesammte Volksmusik der deutschen Steiermark enthalten soll, die Sammlung 444 Jodler und Juchezer aus Steiermark im Verlage des Wiener Musikverlagshauses erschienen.

Der zweite Band des Gesammtwerkes soll die Instrumentalmusik des deutschen Steirers, namentlich aber echte, im Volke selbst entstandene steirische Tanzweisen enthalten. Eine grosse Zahl solcher Steirer Tänze hat der Unterzeichnete bereits gesammelt.



Da der Einzelne bei allem Sammelfleisse selbst mit den grössten Opfern an Zeit und Geld nicht im Stande ist, alle diese über das ganze Land und oft in die abgelegensten Schluchten und auf fast unzugängliche Höhen verstreuten Erzeugnisse des schaffenden Volksgeistes zu erreichen, sieht sich der Unterzeichnete genöthigt, um die Mitwirkung aller Derjenigen zu bitten, welche für die deutsch-steirische Volksmusik Herz und Verständniss besitzen. Er wendet sich diesbezüglich vor allem an jene Persönlichkeiten, welche mit dem Volke in mehr oder weniger inniger Fühlung stehen, so namentlich an die Geistlichkeit, an die Lehrerschaft, an die Studierenden der Hochschulen, die Schüler der Lehrerbildungsanstalten sowie der deutschen Mittelschulen Steiermarks.

Jede, auch die unbedeutendste Einsendung wird mit Dank entgegengenommen. Die Musikstücke müssen ohne jede willkürliche Aenderung von Seite des Sammlers möglichst genau so wiedergeben werden, wie sie im Volke selbst gang und gäbe sind. Falls die Begleitung (Bass) nicht zu beschaffen ist, wie sie im Volke selbst gespielt wird, soll sie nicht etwa aus Eigenem hinzugefügt werden. Es genügt, die erste und womöglich auch die zweite Stimme anzugeben. Auch möge mit thunlichster Genauigkeit der Ursprung, das Alter, der Fundort und der Verbreitungsbezirk des betreffenden Stückes sowie der Name dessen, der die Niederschrift besorgt hat, sowie des Einsenders angegeben werden.

Einsendungen erbeten an Dr. J. Pommer, Wien, V. Franzensgasse 11.

Wien, im Juni 1903.

Prof. Dr. J. Pommer.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

Uebersichten:

Beiträge zur Volkskunde des Kuhländchens.

Von A. Hausotter.

II. Volkskundliche Literatur über das Kuhländchen.

Zweite Folge.*)

A. Abhandlungen und kleinere Beiträge.

20. *Der treue Eckart;* Zeitschrift für vaterländische Literatur und Heimatskunde, Brünn, enthält folgende Aufsätze:
    a) 1. Jg. 1884. Ein altes Fulneker Weihnachtslied, S. 189—93.
    b) 2. Jg. 1885. α: Ostereier (aus dem Kuhländchen), S. 108—9.
    β: Der Todsonntag im Kuhländchen, S. 150—51.
    γ: Der Umzug des Christkindleins im Kuhländchen, S. 370—74.
    c) 3. Jg. 1886. Der Maisonntag der Kuhländler, S. 133—35.
21. *Talsky Josef;* Die Vögel in der Sprache und dem Volksleben der Kuhländer, W. Ornith. V. Jg. 1889, S. 33 und 49.
22. *Ullrich Josef;* Volkssagen aus dem Neutitscheiner Schulbezirke, Buchh. Hosch, 1893.
23. *Žak J.,* k. k. Professor; Deutsche Volkslieder in den Handschriften des Franzens-Museums. „Annales" des Franzens-Museums 1896, S. 251—58, mit 6 Beilagen und mehreren Musikbeispielen.
24. *Weigl Stephan;* Kunstsinn und Gewerbefleiss im Kuhländchen. Feuilleton d. D. Volkszeitung f. d. Neutitscheiner Kreis, Jg. 1898 (August-Nummer.)
25. *Weigl Stephan;* Die Sitten und Gebräuche im Kuhländchen. D. V. Z. Jg. 1898. (August-Nummer).
26. *Vernaleken;* Aus dem Kuhländchen. Z. f. österr. Volkskunde, III. Jg. 1899, S. 177.

---

*) 1. Folge siehe diese Zeitschrift, VII. Jg. 1901, S. 193-94.

27. *Preisenhammer,* Dr.; Luxusverbote. Z. f. d. G. Mährens und Schlesiens. IV. Jg. 1900. S. 186—87.

28. *Hohenbruck,* Frh. v. und *Wieninger G.*; Beiträge zur Darstellung der Wirthschaftsverhältnisse des Kleingrundbesitzers in Oesterreich. (Enthält Darstellungen einiger Grundbesitze im Kuhländchen.) Z. f. österr. Vk. VI. Jg. 1900, II. Heft, S. 88 (Literaturbesprechung).

29. *Spilhaček J.*; Die „spanische Capelle" in Neutitschein. IV. Jg. 1900, Z. f. d. Geschichte Mährens und Schlesiens, S. 180—85.

30. *Simböck M.;* Schilderungen aus dem mähr.-schles. Gesenke. Olmütz 1900.

31. *Hausotter Emil;* Die Bedeutung der Ortsmuseen und Errichtung eines solchen in Kunewald. D. V. Z. Neutitschein, Jg. 1901 (Mai-Nummer).

32. *Hausotter A.;* Die geschichts- und volkskundlichen Bestrebungen im Kuhländchen. Kuhl. Landw. Mitthl. Jg. 1901.

33. *Hausotter A*; Die volkskundlichen Bestrebungen im Kuhländcheu. Z. f. ö. Vk. VII. Jg. 1901, S. 191—93.

34. *Weigl Stephan;* Haus- und Dorfanlagen im Kuhländchen. Z. f. ö. Vk. VIII. Jg. 1902.

35. *Hausotter Emil;* Lustige Geschichten aus dem Kuhländchen. Dialectische Erzählungen in der Mundart der Kuhländer. Kuhl. Landw. Mitth. Jg. 1902, 1903 (weitere Folge).

36. *Schindler Franz;* Sagen und Geschichten aus Fulnek.
    a) Wie de Fulneker heiliche Dreifaldichkeit erstande ies. (Fulneker Mundart.)
    b) Entstehung der Villa „Loreta". (Von einem Fulneker Bürger erzählt.)
    c) Entstehung des ehemal. Gerlich'schen Hauses. (D. V. K. d. B. d. D. Nordmährens, Jg. 1903, S. 67—68.)

B. Allgemein gehaltene Abhandlungen.

37. *Franz A.;* Mährische Zunfttruhen. Z. d. mähr. Landesmuseums I. Bd. S. 77—135, Jg. 1901.

38. *Franz A.;* Trinkgeräthe der Zünfte in Mähren. Z. d. mähr. Landesmuseums II. Bd. 1902, S. 97—174 (mit 4 Chromotafeln).

39. *List Guido;* Die Sonnwendfeuer, ihr mythologischer Ursprung und ihre mystische Deutung. D. V. K. d. B. d. D. Nordmährens, Jg. 1900, S. 87—91, Jg. 1901, S. 88—93, Jg. 1902, S. 98—102.

40. *Hugin;* Allerhand Ueberlieferungen aus unserer Urväter Zeiten. D. V. K. d. B. d. D. Nordmährens, Jg. 1902, S. 103—107.

V. Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

a) Verein.

I. Jahresversammlung.

Am Samstag den 4. April d. J. fand im *alten Rathhaussaale* unter dem Vorsitze des Präsidenten Seiner Erlaucht *Grafen J. Harrach* die von den Vereinsmitgliedern und eingeführten Gästen äusserst zahlreich besuchte diesjährige *Jahresversammlung* unseres Vereines mit folgender Tagesordnung statt:

I. Geschäftlicher Theil.

1. Jahresbericht für 1902, erstattet vom Präsidenten *Grafen J. Harrach.*
2. Museumsbericht für 1902, erstattet vom Director *Dr. M. Haberlandt.*
3. Cassabericht für 1902, erstattet vom Cassier *F. X. Grössl.*

II. Vortragstheil.

Herr *Josef Žak* aus Brünn:

1. Die Iglauer Bauernhochzeit vom Jahre 1819. Nach Handschriften des mährischen Landesmuseums mit Reden, Lied- und Musikproben auf Originalfiedeln unter Mitwirkung der Herren: R. Pospich (Klarfiedel), A. Boczek (Secundfiedel), K. Swozilek (Grobfiedel) und R. Buresch (Plaschprment).

NB. Die Fiedeln wurden aus Gefälligkeit vom Verein „Deutsches Haus" in Brünn zur Verfügung gestellt.

2. Nachtwächterrufe, Maiesingelieder, Gregorilied und Streit des Sommers mit dem Winter, aus Mähren.

Die Berichte des Herrn Präsidenten, des Museumsdirectors sowie der Cassabericht pro 1902 wurden einhellig mit lebhaftem Beifall genehmigt. Der Vortrag des Herrn *Josef Žak* wurde mit dem grössten Applaus aufgenommen und demselben am Schluss von Seiner Erlaucht Herrn Grafen *J. Harrach* der wärmste Dank der Versammlung ausgesprochen.

2. Subventionen und Spenden.

Vom hohen k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht 6000 Kronen, von der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer 800 Kronen, vom k. k. Schulbücherverlag 408 Kronen, von der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien (pro 1902) 1200 Kronen, von Seiner k. u. k. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Ludwig Victor 100 Kronen, von Herrn Grafen J. Harrach 100 Kronen (pro 1902).

b) Museum.

1. Besuch des Museums.

Corporative Besichtigungen erfolgten durch die nachfolgenden Schulen und Vereine:

1. Gewerbliche Fortbildungsschule für Mädchen, IX. Währingerstrasse 43.
2. Gewerbliche Fortbildungsschule, II. Vereinsgasse 21.
3. Gewerbliche Fortbildungsschule, XX. Staudingergasse 6.
4. Gewerbliche Fortbildungsschule, IX. Glasergasse 8. Zwei Abtheilungen.
5. Gewerbliche Fortbildungsschule, XVI. Kirchstetterngasse 38.
6. Bürgerschule, XVII. Geblergasse 31. Zwei Abtheilungen.
7. Christlichsocialer Arbeiterverein.
8. Corps der k. k. Sicherheitswache, in wiederholten Partien.
9. Gewerblicher Vorbereitungscurs, XIII. Diesterweggasse 30.

2. Vermehrung der Sammlungen 1903.

Ethnographische Hauptsammlung.

1. *Taschenmesser* mit drei Messerklingen aus Kastelruth, Tirol. Geschenk des Herrn *Alfred Wolfram*, Wien.

2. *Zwei Salzbehälter* aus Holz mit Brandtechnik verziert. — *Kinderklapper.* — *Drei Koch- und Esslöffel.* — *Holzschnitzwerk eines Hirtenjungen* (Fächer). — *Drei Thonfigürchen mit Pfeifvorrichtung.* — *Thonlampe,* bräunlichgelb glasirt, mit Henkel, von Limanów, Galizien. Geschenke der Frau Regierungsräthin *M. Wögerbauer,* Salzburg.

3. *Ein rumänisches Costüm* aus der Bukowina für Männer. — *Männercostüm* aus dem Pusterthale. — *Kränzchen für einen Hochzeitsbitter,* Pusterthal. — *Strohhut für Mädchen* aus dem Defreggerthal. Geschenke der Frau *Emilie Altmann,* Wien.

4. *Fayence,* darstellend die Auferstehung Christi. — *Fayence,* darstellend das heilige Grab. — *Fayence,* darstellend Jesus am Oelberg. — *Fragment eines Weihbrunnens* mit Todtenkopf, grün glasirt, aus Oberösterreich. — Geschenke des Herrn *S. E. Kiss-Schlesinger,* Wien.



5. *Zwei Oelbilder*: Trachtenbilder in Goldrahmen von Förster Kastner in Landshut. — *Oelbild*: Brand in Hernals 1848. Geschenke des Herrn *Benjamin Kroboth,* Lehrer, Oberthemenau.

6. Sammlung des Herrn *Rudolf Adler,* Wien. *Laterne des letzten Nachtwächters von Budweis.* — *Krippenfigur* aus Tirol. — *Schnupftabakdose* aus dem Grödenthale. — *Bauernuhrkette* aus Stahl, Salzburg. — *Siegelring* aus Eisen, Mähren. — *Studententintenzeug* aus Horn.

7. *Sechs Lebzeltenmodel* aus Holz. — *Drei Zeugdruckmodel,* sehr gross, aus Holz geschnitzt. — *Zwei Zeugdruckmodel,* mit Metallstiften besetzt. — *Buttermodel,* zu beiden Seiten geschnitzt. Erstanden im k. k. Versteigerungsamt in Wien.

8. Sammlung des Herrn *Alexander Hausotter* aus dem mährischen Kuhländchen. V. Theil. *Holzcrucifix.* — *Drei Seidelgefässe* aus Thon. — *Kaffeeglas.* — *Mörser.* — *Schnellwaage.* — *Pfeifenputzer.* — *Umhängtuch.* — *Drei gestickte Kopftücher.* — *Handtuch.* — *Schürze.* — *Kattunrock.* — *Pelzrock.* — *Männertuchrock.* — *Drei weisse Kopftücher.* — *Zwei Teller.* — *Kaffeeschale.* — *Drei Kaffeebecher.* — *Kaffeekanne.* — *Wasserglas.* — *Räucherblasbalg.* — *Käfig für die Bienenkönigin.* — *Zwei Futtertröge.* — *Eisenschloss sammt Schlüssel.* — *Kerzenform.* .

9. Sammlung von *Salzschnitzereien* der Bergarbeiter in Wieliczka. Geschenk des Herrn Prof. *Ludwig Mlynek,* Tarnów.

Toilettespiegel. — *Kreuzdenkmal.* — *Thurm* mit Bergarbeiteremblem. — *Mariencapelle.* — *Obelisk* mit Bergarbeiteremblem. — *Obelisk* mit polnischem Adler. — *Sesselbank.* — *Zwei Sessel.* — *Tisch.* — *Drei Papierbeschwerer.* — *Papierdrücker.* — *Zwei Salzfässer.* — *Zwei Rosenkränze.* — *Vier Kreuzmedaillons.* — *Kreuzdenkmal.* — *Vier Hämmer.* — *Obelisk* mit einem Kreuze. — *Gebetbuch.* — *Bügeleisen.* — *Drei Stücke krystallisirtes Salz.* — *Zwei Salzwürfel.* — *Zwei polnische Adler.* — *Zwei Buchstaben.* — *Salzplatte.* — *Stück Salz,* welches durch herabfliessendes Salzwasser entstanden ist. — *Sieben Herzmedaillons.*

10. *Zwei Zinnkannen* aus Mährisch-Trübau. Angekauft von Frau *Fanny Fischer,* Wien

Photographien.

1. Zwei Photographien: *Kunewalder Ehepaar* und *Kunewalder lediges Paar.* Ankauf von Herrn *Alexander Hausotter,* Petrowitz.

2. Hundertsechs Photographien *huzulischer Volkstypen.* Aufnahmen von Herrn Prof. *Wladimir Suchiewicz,* Lemberg. Ankauf.

Bibliothek.

1. *Dr. Adolf Hauffen*: Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen. Erweiterter Sonderabdruck aus der Monatsschrift „Deutsche Arbeit". Prag, bei J. G. Calve. 1903.

2. *R. F. Kaindl*: Die Juden in der Bukowina. Sonderabdruck aus Bd. 80 Nr. 9 des „Globus".

3. *R. F. Kaindl:* Neuere Arbeiten zur Volkskunde und Ethnographie der Rumänen. Sonderabdruck aus Bd. 81 Nr. 7 des „Globus".

4. *R. F. Kaindl*: Höhencultus in den Karpathen. Fachartikel in der „Sonntags-Zeit". Belletristische Beilage zu Nr. 56 der Wiener Tageszeitung „Die Zeit" vom 23. November 1902.

5. *R. F. Kaindl*: Die Majki-Nauki, Waldfräulein der Bojken und Huzulen. Ein Beitrag zur vergleichenden Volkskunde. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", München, Jahrg. 1902. Nr. 110 vom 14. Mai.

6. *A. Rudolf Jenewein*: Das Höttinger Peterlspiel. Ein Beitrag zur Charakteristik des Volksthums in Tirol. Verlag der Wagner'schen Univ.-Buchhdlg. Innsbruck. 1903.

7. *Benjamin Segel:* Volksmärchen der Juden. Aus dem Volksmunde gesammelt und übersetzt. Erschienen in „Aus fremden Zungen", XII. Jahrg. 1902. Heft 3 und 4. „Deutsche Verlagsanstalt" Stuttgart und Leipzig.



8. *Städisches Museum in Budweis.* Bericht des Verwaltungsausschusses des Museumsvereines für die Jahre 1900 und 1901. Budweis 1902. Verlag des städtischen Museums.

9. *A magyar nemzeti Muzeum néprajzi osrtálya.* (Die volkskundliche Abtheilung des ungarischen Nationalmuseums. Zur Feier des hundertjährigen Jubiläums herausgegeben von den Functionären der Abtheilung.) Budapest, bei Hornyánszky Victor. 1902.

10. *Robert Franz Arnold*: Wortgeschichtliches. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Deutsche Wortforschung, herausgegeben von Friedrich Kluge. III. Bd. 4. Heft. Strassburg, K. J. Trübner.

11. *Frhr. v. Helfert:* Die Herstellung des Riesenthores von St. Stefan und die Wiener Secession. Als Manuscript gedruckt, März 1902.

12. *Dr. Otto Jauker:* Ueber das Verhältniss der Ansiedlungen in Bosnien und der Herzogowina zur geologischen Beschaffenheit des Untergrundes. Wien 1901. In Commission bei Carl Gerold's Sohn. Separatabdruck aus „Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina." VIII. Bd. 1901.

13. Svenska Folket dess lefnadssätt seder och forntro. Ett utkast af *Edvard Hammerstedt.* Aktiebolaget Ljus, Stockholm. Centraltryckeriet. 1902.

14. *Deutscher Volksgesangverein in Brünn.* Erinnerungsblätter an das grosse deutsch-mährische Trachtenfest 15. Februar 1903. Verlag des Vereines.

15. *Franz Kissling*: Das deutsche Weihnachtsfest in seinen Beziehungen zur germanischen Mythe. Vierte, bedeutend vermehrte Auflage. Wien 1902. Verlag des Bundes der Germanen.

16. *Paul Drechsler:* Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. I. In der Sammlung: Schlesiens volksthümliche Ueberlieferungen. Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Herausgegeben von Friedrich Vogt. Bd. II, 1. Theil. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

17. *Alfred Tobler:* Das Volkslied im Appenzellerlande. Nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt. Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. 3. Zürich, Verlag der Gesellschaft. 1903.

18. *Dr. R. F. Kaindl*: Die Volkskunde, ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methode. Mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den historischen Wissenschaften. Ein Leitfaden zur Einführung in die Volksforschung. In der Sammlung: „Die Erdkunde". Herausgegeben von Maximilian Klar. XVII. Theil. Leipzig und Wien bei Franz Deuticke. 1903.

19. *L. Darapsky*: Altes und Neues von der Wünschelruthe. 1903. Verlag von F. Leineweber, Leipzig.

20. Glottologia di *Giacomo de Gregorio.* Manuali Hoepli serie scientifica 218—219. Ulrico Hoepli editore-libraio della real casa, Milano 1896.

21. *Geographen-Kalender*, herausgegeben von Dr. Hermann Haack. Erster Jahrgang 1903/04. Gotha, Justus Perthes. 1903.

Beiträge zur Volkskunde des Kuhländchens.

Von A. Hausotter, Petrowitz.

I. Die Aufsammlungen des Museums für österreichische Volkskunde aus dem Kuhländchen. *)

2. Theil.

Bevor wir die eigentlichen Wohnräumlichkeiten verlassen, sei noch Einiges über die Feuerungsstellen und die Kleidung gesagt.

Nach dem derzeitigen Stande der Hausforschung tritt im Kuhländchen der Typus des oberdeutschen Hauses zutage. Als solcher charakterisirt er sich wesentlich dadurch,

* Unliebsamerweise haben sich im 1. Theile einige Druckfehler eingeschlichen, was Berücksichtigung finden möge.



dass zwei Feuerstellen auftreten. Nämlich der Herd in der Küche und der Ofen in der Stube.

Allerdings mag die Urform die Einfeuerstelle gewesen sein, wo zugleich der Herdraum in seiner primitivsten Form als Wohnstätte in Benützung stand. Im Laufe der Zeiten machten sich aber Verbesserungen dergestalt Platz, dass der Herdraum abgetheilt wurde; es entstand die Flur („das Haus") und die Küche.

Thatsächlich kann man heute noch die älteste Form in den Wohnstätten der „Häusler" verfolgen. Der Eintritt in die Wohnstube wird nicht wie in dem Bauernhause durch die Flur, sondern gleich durch die Küche, den Feuer- oder Herdraum, vermittelt. Letzterer (noch heute vielfach auch in den Bauernhäusern zu sehen, obwohl man ihm hie und da sein russiges Aeusseres längst genommen hat und ihn nur mehr als historischen Mauertheil nominirt) hat nun insoweit im Laufe der Jahrhunderte zweckentsprechende Veränderungen erfahren, als mit dem Charakter der Sessigkeit der Ackerbau und Viehzucht treibenden Bewohner die Zubereitung eines unumgänglich nothwendigen Nahrungsmittels — das Brot — sich Eingang verschaffte. Dadurch nun, dass man ausser der Kochfeuerstelle (Herd) noch einen Raum benöthigte, welcher der Zubereitung eines der wichtigsten Nahrungsmittel dienen sollte, war eine Vergrösserung des Herdraumes umsomehr geboten, als die Feuerstelle nach rückwärts eine Verlängerung erhielt, welchen einnehmenden Raum man in zweckdienlicher Art und Weise abermals abgrenzte — es entstand die Wohnstube.

In der Folge machten sich weitere Veränderungen bemerkbar, indem in dem neugewonnenen Raume, angrenzend an den Vorsprung des Backofens, ein kuppelförmiger oder quadratischer Bau aus Hohlziegeln (den sogenannten Kacheln) zur Aufstellung kam, welcher von aussen, der Küche, neben dem Kochfeuerraume angefeuert wurde.

Man sucht diese Einführung auf römischen Ursprung zurückzuführen mit der Begründung, dass selbe durch die Germanen, welche ja in den Grenzgebieten in Berührung mit den Römern kamen und infolgedessen auch deren Sitten und Gebräuche kannten, Verbreitung fand.

Durch die Einführung des Sparherdes zu Anfang des vorigen Jahrhunderts vollzog sich nach und nach eine fortschreitende Umgestaltung der bestehenden Feuerungsanlagen.

Aus dem ehemaligen combinirten Koch- und Backherd, dessen Feuergase nach vorne ihren freien Ausweg nahmen, bildete sich der Backofen heraus, während der Sparherd ausschliesslich der Zubereitung der Speisen diente. Die Feuergase des nunmehr einzig und allein seinem Zwecke dienenden Backofens strichen nicht mehr frei in den Kamin, sondern man leitete sie zu diesem in einem Schachte, den man durch Vermauerung der ehemaligen Herdstelle erstellte.

Aber auch der Sparherd erhielt die verschiedenartigsten Combinationen. Theils stand er separat in der Küche, theils wurde er an Stelle des aufgelassenen Herdraumes gebaut, so dass der Zugang zu dem Backofen von dem Flur aus vermittelt werden musste. Wie früher in der Küche, musste auch jetzt noch vor seiner Oeffnung ein Raum im Flurboden ausgespart werden, um das Einschieben der Holzscheiter bequem vornehmen zu können.

Zuweilen postirte man den Sparherd unmittelbar vor der Feuerungsöffnung des Kachelofens, so dass die Anheizvorrichtung des Sparherdes gleich jene des Kachelofens vertrat, indem die Heizgase des Sparherdes ihren Weg nicht direct zum Kamin, sondern in mehrfachen Windungen durch den Kachelofen nahmen.

Bei den „Häuslern" findet man diese Combination noch universeller. Da sind Sparherd und Kachelofen vereint, und das Anheizen erfolgt von der Stube aus. Zu diesem Behufe ist in dem Kachelofen eine durch blecherne Thüren verschliessbare Oeffnung ausgespart, welche in ihrem Innern Sparherdplatten trägt, auf welchen die Speisen gekocht werden können. In den Bauernhäusern hat man diese Einrichtung der Zweckdienlichkeit halber auch nach Einführung des Sparherdes beibehalten. Das Anheizen erfolgt entweder von der Küche oder von der Stube aus.

Die Kleidungsstücke sind im Museum in verhältnissmässig reichlicher Anzahl vertreten. Aus der Collection der Hemden, Brustleibchen, Frauenröcke, Jacken, Schürzen, Tücher und Hauben ragen insbesonders die Stickereien der Kopftücher hervor. Eine ungemeine Mannigfaltigkeit weisen die Brustleibchen (Brostflaek) auf. Einfach dagegen waren die sogenannten „Taffetröcke". Sie sind aus einem blauen Stoffe (Kronraesch) hergestellt, und ist der Rock an dem unteren Ende mit einer breiten rothen Borte versehen. Zum Sonntagsstaate der Frauen gehörte dann auch noch der Spenser, das Halstüchl und bei besonders feierlichen Anlässen die Schauv.

Die Männertracht setzte sich aus einem bläulichen Tuchrocke mit langen Schösseln, einer Weste mit gelben Knöpfen, schwarzen Kniehosen und hohen Stiefeln zusammen. Bei festlichen Gelegenheiten trug man Schnallenschuhe und einen Cylinderhut.

Bei der Feldarbeit bildete die sogenannte „Plant", eine Art Jacke, und die „Helz", ein blauer Vorhang, einen unentbehrlichen Bestandtheil der Wochentracht.

Das Wohngebäude barg in seiner ganzen Flucht ausser den eigentlichen Wohnräumen auch noch die Stallungen für die Pferde und das Vieh, welche Räume zuweilen untereinander durch eine Thür dergestalt verbunden waren, dass man durch eine weitere Thür im Pferdestalle die Verbindung mit der Flur erhielt. In diesem letzteren Verbindungsgange, an welchen sich zu beiden Seiten die Kammern anschlossen, war das Geschirr für die Pferde auf langen, in die Mauer eingelassenen starken Holznägeln aufgehängt, während in dem Flur selbst noch die Melkgeräthe an einer geeigneten Stelle untergebracht waren.

Aus der Küche oder von der Flur gelangte man in die Kellerräumlichkeiten entweder durch eine in den Fussboden eingelassene Fallthüre oder durch eine in der Küchenwand befindliche Kellerthüre. Der Kellerraum enthielt eine Aufmauerung, auf welcher längs eines langen Brettes die im unteren Theile mit einer Ausflussöffnung versehenen bauchigen, thönernen Milchtöpfe standen. Da diese Töpfe infolge ihres bedeutenden Volumens sowie ihrer geringen Abrahmfläche wegen eine vollständige Ausscheidung der Fettkügelchen unmöglich machten, so erzielte man unbewusst nebst einer fetthaltenden Magermilch auch noch eine werth- und geschmackvolle Butter.

In den ebenerdigen Kammern waren die Schlafstätten für die Mägde wie auch die der erwachsenen Kinder untergebracht, während der Knecht mit dem „Pfardsbuev" in einem in halber Höhe der Stallwand errichteten Bette schlief. Eine Bettstelle mit einigen Kleiderhaken an der Wand, eine beblumte Lade, ein über dem Bette hängendes Heiligenbild, herrührend von einer frommen Wallfahrt, ein kleiner Rundspiegel, zuweilen auch bloss Fragmente davon, ein Amulett machten das ganze Kammerinventar aus. Eine kleine durch ein Eisengitter verschlossene Wandöffnung, welche im Winter durch ein Brett, durch Stroh oder durch ein Glasfenster verschlossen werden konnte, vermittelte den Luft- und Lichtzutritt. In der kalten Jahreszeit wurde überhaupt auf möglichste Abdichtung der Räume vor der strengen Kälte gesehen. Die Haus- und Wohnstubenthüren wurden mit einem geflochtenen Strohkranz längs des Thürrandes versehen, desgleichen die der Ställe, welche auf die Hofseite hinausführten. Der Pferde- und der Kuhstall enthielten mitunter einen Verschlag, in welchem die Fohlen und die Aufziehkälber gehalten wurden.

An den Kuhstall schloss sich dann der Schafstall an, und damit war das Wohngebäude in seiner ganzen Länge nach abgeschlossen.

Zuweilen führte aus dem Kuh- und Schafstall auch eine Thür gegen die Gartenseite hinaus. In diesem Falle erhielt zumeist die Düngerstätte statt im Hofe auf der Gartenseite ihren Platz angewiesen, wie auch der Abfluss der Jauche in die Grube auf dieser Seite erfolgte.

Die Schliessvorrichtungen der einzelnen Gemächer und der Absperrthüren waren verschiedenartig. Wie bei den Ladenschlössern galt auch hier Einfachheit und Zweckmässigkeit als Princip. Ursprünglich wohl primitive Holzschlösser mit sinnreicher Verschlussvorrichtung gewesen, mussten letztere bald dem eisernen Einklinkschlosse sammt Vorreiber weichen. Die Hausthüre war überdies noch mit einem eigenthümlichen Alarmapparat versehen. Derselbe bestand aus einer an der Wand befestigten und mit Leisten



versehenen Welle, um welche eine mit einem Steine belastete Schnur hing. Ein sogenannter Schnapper, der im Ruhestande an einer der Wellenleisten anlag, verursachte nun, sobald beim Oeffnen der Thüre die beschwerte Schnur und mit ihr die Welle in Bewegung kam, ein weithin vernehmbares Geräusch. Das hölzerne Schloss bestand im Wesentlichen aus drei Theilen. Aus dem Schlosskörper mit dem Schieberiegel, aus einer im Innern freibeweglichen Holzzarge, welche im geschlossenen Zustande in eine gleiche correspondirende Zarge des Schieberiegels eingriff, und aus einem an einem Ende rechtwinkelig gebogenen starken Eisendrahte. Wollte man die Thüre öffnen, so musste man zuerst mittelst des gebogenen Drahtes das gezargte Verschlussstück heben, wodurch der Riegel freie Beweglichkeit erlangte. Fast allgemein und noch heute gebräuchlich war die sogenannte „Felle" bei kleineren, häufig in Benützung stehenden Thüren (Hofeingangsthürl, ferner bei Scheunen-, Garten- und Kammerthürchen). Mittelst einer Schnur konnte die hölzerne oder eiserne Felle gehoben oder gesenkt werden. Erstere war immer an der Innenseite der Thüre angebracht und konnte man durch Herausziehen des Schnürchens das Oeffnen von aussen überhaupt verhindern. Ausser dieser Felle war zuweilen auch noch eine Schiebevorrichtung angebracht, welche mitunter beide Thürpfeiler in Form eines Balkens verband und in einen der Thorpfeiler fast ganz eingeschoben werden konnte. Man begegnet dieser Einrichtung noch heute sehr häufig.

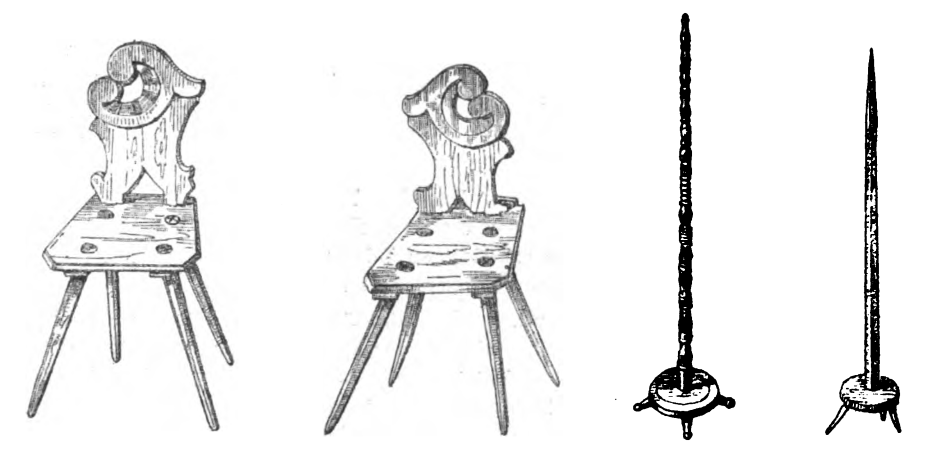
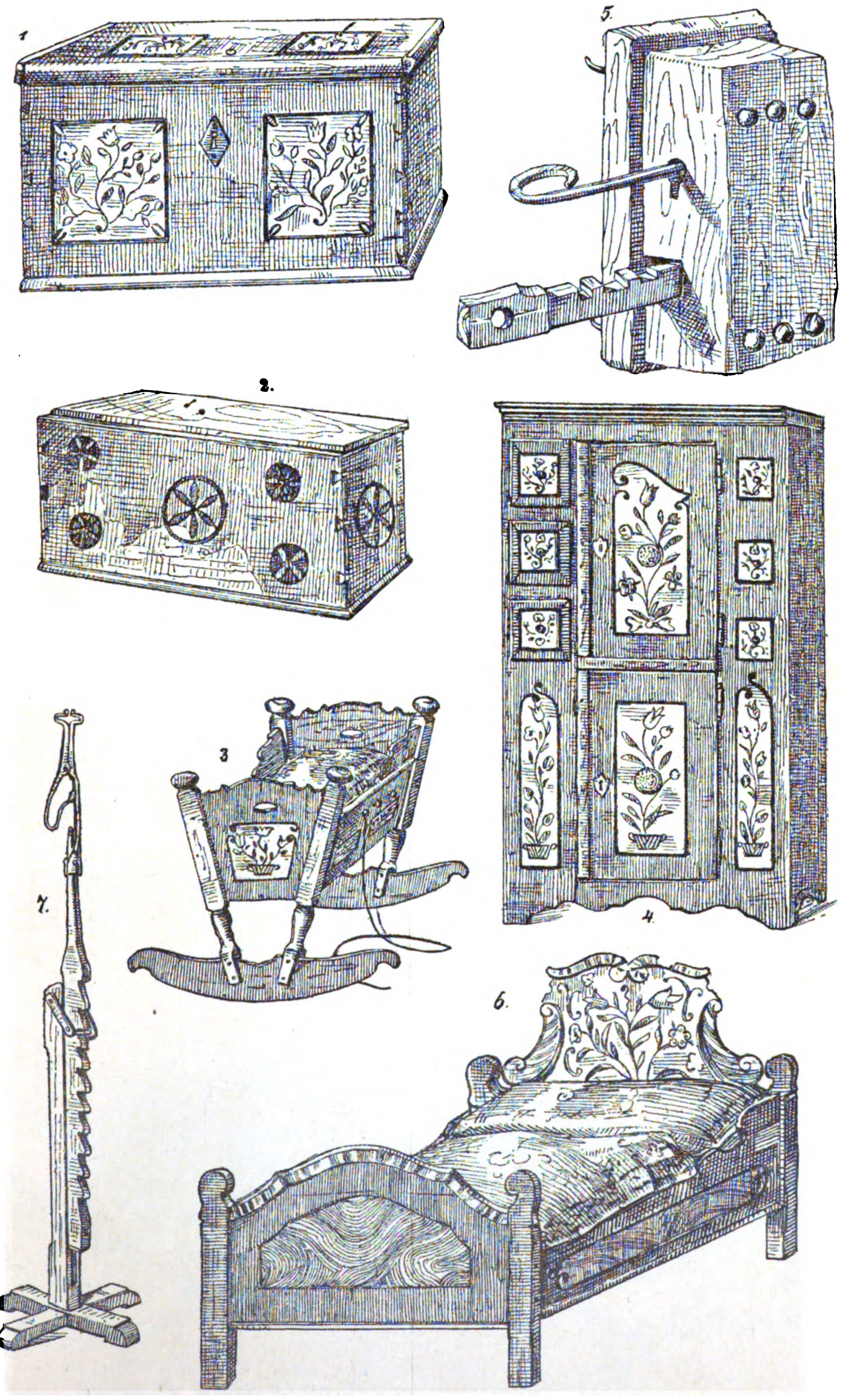


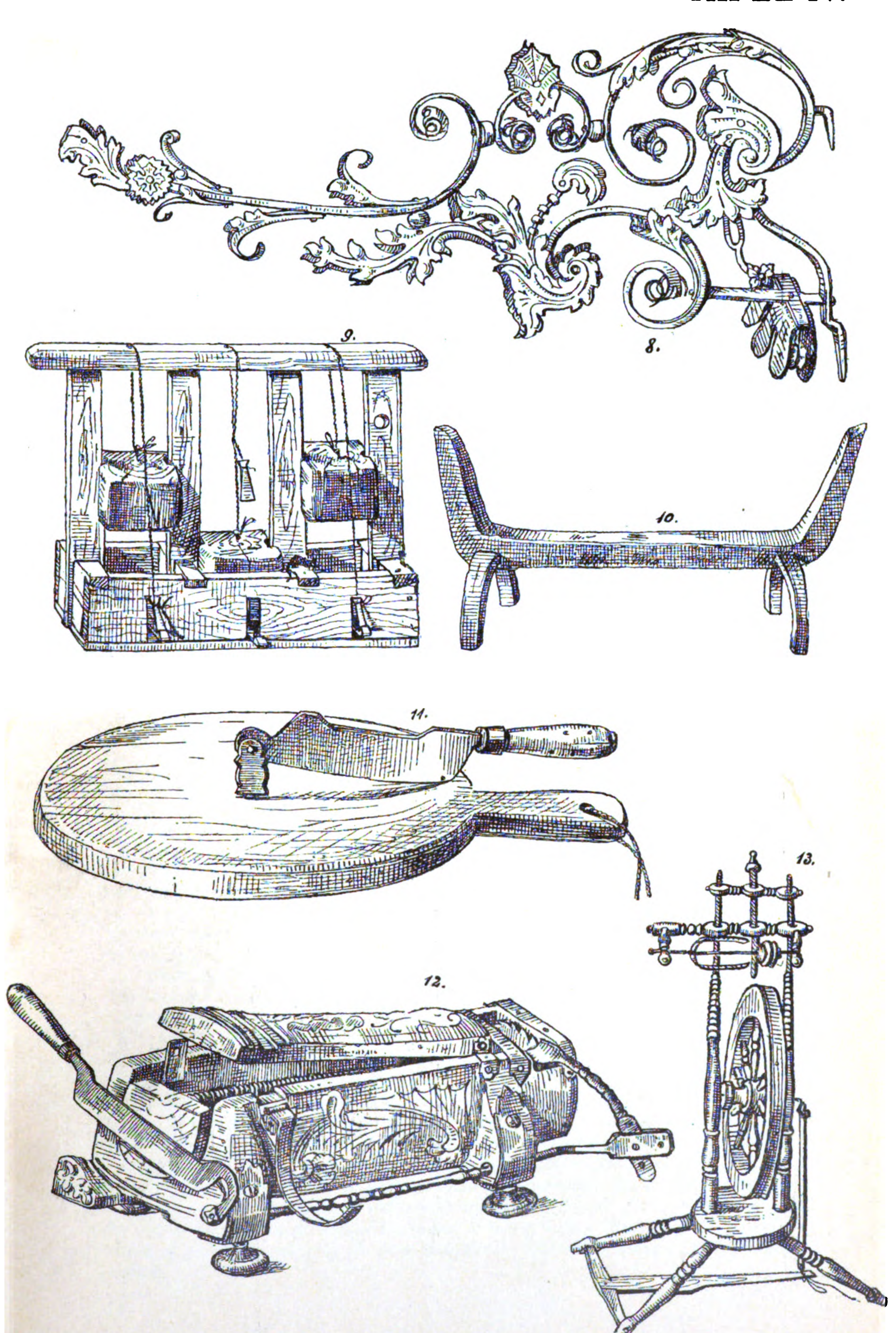
Fig. 6—7. Sesseltypen. Fig. 8—9. Spinnrocken.

Oberhalb der Stallungen befanden sich die Heuvorräthe. Im rechten Winkel schloss sich sodann die Scheuer an. Der Verbindungsraum war entweder durch einen Lattenzaun nach aussen hin abgegrenzt oder aber vermittelten primitive Schupfenräume oder Schweinestallungen den Abschluss. Die Scheuer war ganz und gar aus ungezimmerten Baumstämmen aufgebaut. Von den zwei mächtigen zweiflügeligen Thoren diente das eine zum Einfahren der Getreidewagen in die Scheune, während das gegenüberliegende, in den Hof führende das Durchfahren der entladenen Wagen gestattete. Letzteres enthielt ein kleines, mit einer Felle verschliessbares Thürchen (Schannethürle). Dieser einerseits von den Thoren, andererseits von den in Meterhöhe führenden Pansenwänden abgeschlossene Raum machte die Tenne aus. Sie bestand aus einem Gemenge von Lehm, Gerstenspreu, Kuhfladen und Rindsblut und erforderte deren Herstellung grosse Genauigkeit. In den Pansenwänden waren Oeffnungen eingelassen, um mit Leichtigkeit in die Pansenräume hineinzugelangen. Mächtige Strebe- und Querbalken bildeten die Hauptstützpunkte des Dachstuhles, welcher in der Höhe des Wandabschlusses überdies noch ein Balken- und Lattengerüste trug, um auch die oberen Dachräume der Ausnützung zuzuführen. Wiewohl der älteste Getreidereiniger die Wurfschaufel war, mittelst welcher man das ausgedroschene Getreide von der Spreu reinigte, so kam doch bald die einfache Windfege auf. In einem Winkel standen dann die Dreschflegeln mit den Knebeln zum Binden der Garben, die Rechen, einige verschiedenmaschige Siebe und die Siedlade. Letztere war ein länglicher Kasten, welcher auf



Mobiliar des Kuhländler Bauernhauses.

1. Truhe. 2. Nähkästchen. 3. Wiege. 4. Bemalter Kasten. 5. Holzschloss mit Schlüssel. 6. Bett. 7. Spanhalter.



Hausrath aus dem Kuhländchen.

8. Schildträger. 9. Mausfalle. 10. Feuerhund. 11. Tabakschneider. 12. Tabakschneider. 13. Spinnrad.

Fussleisten stand und in welchen man das Gersten- und Haferstroh hineinlegte. Nach vorne war ein breites, gebogenes Messer angebracht, das durch eine Trittvorrichtung unter Zuhilfenahme der Hand knapp an der Kastenöffnung in rascher Bewegung auf- und abwärts geführt werden konnte.

An die Scheune reihten sich im rechten Winkel die übrigen Nebengebäude an.

Der Zwischenraum war eine sogenannte „Duechfaet", welche den Verkehr zwischen dem Hofe und dem Felde vermittelte. Sie resultirte aus der Dachfortsetzung der Scheune und der Scheunenmauer einerseits und der Durchfahrtsmauer andererseits. Gegen die Hofseite zu war selbe offen, während die Feldseite ein zweiflügeliges Thor analog der Scheuer bekam. Unter dieser Durchfahrt war ein Theil der Feldgeräthe aufbewahrt, zuweilen lagen auch Holz- und Reisigbündel aufgeschlichtet, während an der Mauer die Eggen (Adde), Wagenleitern etc. hingen.

Rücksichtlich der Lage des Bauernhofes konnte diese Durchfahrt auch auf der anderen Seite der Scheunenwand führen, je nachdem der Feldweg die bequemste und geradeste Verbindung gestattete.

Parallel zu dem Wohngebäude schlossen sich nun die einzelnen Nebenbaulichkeiten in einer Flucht an. Diese waren gleich den übrigen Baulichkeiten aus Baumstämmen, welche zuweilen auf der Innenseite behauen waren, aufgebaut und enthielten an Räumlichkeiten den Hühner- und Gänsestall, einen weiteren Stall für das Vieh, namentlich für Pferde, welcher zur Zeit der Kriegsjahre in den vorigen Jahrhunderten den vorübergehenden Einquartierungen Unterkunft gewährte und auch heute noch, wo er nicht der schon zweckdienlicheren Anforderungen weichen musste, während der Manövertage und periodischen Durchzüge der Truppentheile gute Dienste leistet.

Im Dachraume waren die Stroh- und Heuvorräthe, welche in den Hauptgebäuden keinen Platz mehr fanden, aufgestapelt. Ein geräumiger Schuppen (Schoppe) diente zum Unterstellen der Wagen (Woen) und sonstiger Geräthe. Auf der Gartenseite zu waren in der Schupfenabschlusswand Oeffnungen gelassen, damit man die Deichsel der Wagen durchführen könne. In diesem Schupfen, der gegen die Hofseite ganz offen war, waren auch die Flachsriffel und die sonstigen zur Leinwandbereitung erforderlichen Gegenstände untergebracht. Hier stand auch das Schmierfasl mit dem Wagenfett, das man von den herumziehenden Händlern kaufte.

Gegen die Strassen- oder Gassenfront zu schloss ein mächtiges, mit einem Querbalken verriegeltes zweiflügeliges Einfahrtsthor, neben welchem ein kleines Thürl mit einer Felle angebracht war und der alltäglichen Passage diente, den Hof ab.

Die Baulichkeiten waren durchwegs mit Roggenstroh gedeckt. Durch die Anordnung, die einzelnen Strohbündeln (Schaevln) in ihrer Lage stufenförmig zu gestalten, gewann das Dach ein recht harmonisches Aussehen.

Im Hofe selbst war gegenüber den Stallungen eine Grube für die Düngerstätte ausgehoben, während im vorderen Theile, rechts vom Einfahrtsthor, ein Ziehbrunnen mit seinem langen Hebebalken seinen Platz fand.

Auf der Strassen- oder Gassenseite war ein kleines Hausgärtchen eingefriedet, welches man mit allerlei Blumen (Aurikeln, Schlüsselblumen, Nelken und dergleichen) bepflanzte, während im rückwärtigen Theile der Obst- und Grasgarten sich ausbreitete.

Infolge des Umstandes, dass um das Dorf längs seiner Haus- und Gartengrenzen ein Weg führte, den man kurzweg „henderm Zaum" bezeichnete, ergab sich von selbst die natürliche Grenze zwischen Acker- und Gartenland. Ueberdies benöthigte man einen geräumigen Grasteppich, sogenannte „Aue", zum Bleichen der Leinwand. Die einzelnen Gärten waren durch Strauch- oder Baumgruppen abgegrenzt. Im Garten standen dann noch die Bienenstöcke, welche von einem Stakettenzaun umfriedet waren. In noch früherer Zeit hatte man die aus ausgehöhlten Pappeln- und Lindenstämmen bestehenden Stöcke auf dem Felde aufgestellt und noch heute erinnern Feldbezeichnungen an diese Gebräuche.

Eine weitere abgesonderte Baulichkeit war das sogenannte „Derrhaisle". Es stand im Garten oder an dessen Grenze. Ein einfacher Bau mit einer Heizöffnung an der einen schmalen Wandseite, während die gegenüberliegende Seite die Oeffnungen für die Hürden enthielt.



Auf dieser Seite war ein offener Vorbau geschaffen, um das Sortiren und Legen des halbgedörrten Obstes, das sogenannte „glauve", bequem vornehmen zu können. Hauptsächlich wurden Pflaumen, weniger Aepfel und Birnen gedörrt. Ein reges Leben entfaltete sich da zum Beginne dieser Periode.

Gewöhnlich überwachte ein älterer Mann, dem auch die Heizung oblag, den ganzen Dörrprocess. Als Feuerungsmaterial dienten hauptsächlich gespaltene Baumstrünke, ferner die Wurzeln gefällter Obst- und Waldbäume, welche sich der Wärter selbst zerkleinern und aus dem Hofe zuführen musste. An den warmen Herbstabenden versammelten sich bei ihm die Burschen des Dorfes und lauschten seinen Erzählungen vergangener Tage. Und wenn dann gar zu vorgerückter Zeit sich die Obsteigenthümer zur Arbeit des „glauvens" einfanden, da durchtönte Lust und Freude die stille Herbstnacht.

Auch dieses Stück Dorfpoesie verliert sich immer mehr und mehr. Hie und da lassen bereits nur mehr spärliche Mauerreste die Stätten freudigen Getriebes vergangener Zeiten erkennen.

Da nicht jeder Bauer ein derartiges Dörrhaus besass, so betheiligten sich mehrere nachbarliche Insassen an dieser Dörrcampagne, so dass dieses Dörren zuweilen über einen Monat lang andauerte. Der Dachraum des Dörrhäuschens diente seinerzeit zum Rösten des Flachses.

Indem nun in kurzen Umrissen das Bild eines Bauernhofes gegeben wurde, wie es sich vor circa hundert Jahren gestaltete und das weiters in den Aufsammlungen unseres Museums in grossen Zügen sein Spiegelbild wiederfindet, sei es gestattet, an der Hand der heutigen Verhältnisse mit einem Rückblick zu schliessen.

Im Allgemeinen lässt sich sagen, dass der Typus des Bauernhauses, seiner Eintheilung nach dem oberdeutschen Hause angehörend, in seiner Eigenart bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat. Mit dem allmäligen wirthschaftlichen Umschwunge im Verein mit zweckdienlichen staatlichen Verfügungen mussten die Holzbauten den feuersicheren Ziegelbauten weichen, an Stelle der Strohbedachung kamen die Schindel- und schliesslich die harten Ziegel- und Schieferdächer auf. Wie nach aussen, mussten auch im Bauernhofe selbst die alten Sitten und Gebräuche, insoweit sie die wirthschaftliche Thätigkeit berührten, den immer mehr und mehr auftauchenden Neuerungen platzmachen. Selbst die Tracht in ihren üppigsten Formen musste der herrschenden Mode weichen, so dass heutzutage nur mehr vereinzelte Reste Zeugenschaft davon geben, wie dereinst die Kleidung unserer Vorfahren aussah.

Nur die Sprache und mit ihr der unversiegbare Born des Liederreichthums, der Sagen und Märchen, der Ausdruck der Beziehungen der Bewohner zu ihrer alltäglichen Umgebung in Haus und Hof, in Flur und Feld hat sich trotz der jahrhundertelangen Entwicklungsstadien in ihrer Natürlichkeit und Urwüchsigkeit erhalten. Aus dieser allein lassen sich Anhaltspunkte finden, welche Wandlungen ein Volk mitmachte und wie es gross und stark geworden.

Des Volkes ganzes Leben macht ein von altersgrauem Cultus durchwirktes Gewebe von Empfindungen und Aeusserungen aus, das noch vor Jahren von wenig feinfühlenden Volksforschern allgemein als Aberglaube bezeichnet wurde. Heutzutage aber weiss man, dass diese Volksmeinungen die einzige Fundgrube bilden, aus der man die Bausteine zu einer Geschichte des Volkes formen kann.

Schluss der Redaction: 30. Juni 1903.



Hausrath aus dem Kuhländchen.

14. Stampfer. 15. Weinglas. 16. Reindl. 17. Kerzenform. 18. Kaffeeglas. 19. Suppenschüssel. 20. Glasmanger. 21. Kanne. 22. Milchtopf. 23. Bierkrug. 24. Räuchergefäss. 25. Kochhafen. 26. Oelkrug.

I. Abhandlungen und grössere Mittheilungen.

Zu den unglücklichen Tagen des Jahres.

Von Franz Branky, Wien.

Heinrich Moses aus Pottschach in Niederösterreich fand unter den Hausschriften eines Bauernhauses, wie er in der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde«, V, 130, gemeldet hat, ein modriges Blatt, das eine genaue Beschreibung der Unglückstage während des Jahreslaufes enthält. Moses vermuthet, dass die Mittheilungen dieses modrigen Blattes einer alten gedruckten Quelle nachgeschrieben sind. Diese Vermuthung bestätigt sich. Das Büchlein, dem diese veröffentlichte Serie von Unglückstagen entstammt, führt den etwas langathmigen Titel: »Albertus Magnus bewährte und approbirte sympathetische und natürliche egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh. Enthaltend: hauptsächlich viele Pferde-Curen; blinde Pferde sehend zu machen; abgebrochene Füsse derselben wieder zu curiren; Hexen zu citiren; mehr als zehnerlei Mittel, dieselben zu zeichnen; dass keine Hexe in Stall kommen kann; wenn ein Mensch oder Vieh von giftigen Thieren gebissen worden, zu curiren; Brand-Salbe; für Zahnschmerzen; für das Podagra; für Engbrüstigkeit; für Gliederreissen; gegen die Schwindsucht; Brüche zu heilen; gegen die fallende Krankheit; die Franzosen zu heilen und noch sehr viele andere Curen. Zweiter Theil. Für Städter und Landleute. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Braband.«

Die Seite 71 dieses Büchleins — es ist ein sogenannter fliegender Druck, wie man ihn in früheren Zeiten zu Hunderten auf Jahrmärkten feilbot — enthält unter dem Titel *„Ein Anderes für unruhige Menschen.“* Die Unglückstage. Zur leichteren Vergleichung und Uebersicht setze ich das ganze kurze Capitel hieher:

„Wasser von Bilsenkraut ist gut für diejenige, die unnatürliche Rast haben, auswendig oder inwendig das Haupt oft damit bestrichen, oder Tücher darin nass gemacht, auf den Schlaf des Hauptes gelegt, das bringt natürlichen Schlaf und Rast. Wahrhaftige Prognostica aus Egypten, welches in Ihro Königlichen Majestät bestellten D. Plem. Horatii Astronomi Turnulli Bibliothek gefunden worden, wie folgt. Als nämlich 42 Tage sind unglücklich in dem ganzen Jahr, wie solches ein Griechischer Autor bezeuget, als welcher an einem hernach gesetzten Tage krank wird, kommt nicht leicht davon.

Als:

Den 1. 2. 6. 11. 17. 18.	Jenner	Den 1. 5. 6.	Juli
Den 8. 16. 17.	Hornung	Den 1. 5. 18. 20.	August
Den 1. 12. 13. 15.	März	Den 15. 18. 30.	September
Den 3. 15. 17. 18.	April	Den 15. 17.	October
Den 8. 10. 17. 30.	Mai	Den 1. 7. 11.	November
Den 1. 7. 10.	Juni	Den 1. 7. 11.	December.

Hiebei ist zu bemerken:

1. So ein Kind an diesen Tagen geboren wird, bleibt nicht lang am Leben, und so es gleich am Leben bleibt, wird es armselig und elend.

2. Wann sich einer an diesen Tagen verheirathet, die verlassen gern einander, und leben in Streit und Armuth.

3. Wann einer reisen thut, kommt er gemeiniglich ungesund wieder nach Hause, oder leidet am Leib oder seinen Sachen Schaden.

4. So soll man auch an diesen Tagen keinen Bau anfangen, kein jung Vieh absetzen, das zur Zucht bleiben soll, es hat kein Gedeihen. vielweniger etwas aussäen oder pflanzen, man fange an, was man will, so kommt alles zu Schaden.

5. In diesen 42 Tagen sind nur 5 Tage die unglücklichsten, darinnen man auch nicht reisen soll, als:

Den 3. März, den 17. August, den 1. 2. und 30. Sept.

Hierbei ist wieder zu merken, dass 3 Tage sind, die gar unglücklich sind, und welcher Mensch darinnen Blut lässt, der stirbt gewiss in 7 oder 8 Tagen, als:

Den 1. April ist Judas der Verräther geboren.

Den 1. August ist der Teufel vom Himmel geworfen worden.

Den 1. Dezember ist Sodom und Gomora versunken.

Welcher Mensch in diesen 3 unglücklichen Tagen geboren wird, der stirbt eines bösen Todes oder wird vor der Welt zu Schanden. und selten alt."

Bei Albertus fehlt der 1. April. Im Monat Juni setzt er noch den 10. als Unglückstag dazu. Beim August führt er nicht den 3., sondern den 5. an. Beim November nicht den 17., sondern den 11. und beim December sind 1., 7., 11. und nicht 1., 11, 7. angegeben.

Die Bemerkung vom Isop, die Moses beibringt, findet sich bei Albertus nicht.

Die Heiligenkreuzer Bauernhandschrift aus dem Ende des 18. Jahrhunderts redet auch von den Unglückstagen. Da heisst es:

„Die unglickliche Dege sint:

Jenner ist der 1. 2. 6. 11. 17. 18.	July ist der 1. 5. 6.
Februari ist der 8. 16. 17.	August ist der 1. 3. 18. 20.
Marty ist der 1. 12. 13. 15.	September ist der 15. 18. 30.
Abril ist der 3. 15. 17. 18.	October ist der 15. 17.
May ist der 8. 10. 17. 30.	November ist der 1. 7. 11.
Juny ist der 1. 7.	December ist der 1. 7. 11. (scil. ein Unglückstag).

Hierbei ist zu merken, 1ten so ein Kind in diesen Tagen geboren wird, werde nicht lange leben, und wird auch armselig sterben; 2ten wer sich einsz in diesen Tagen verheuradet, die verlassen gern eins das antere, oder Leben in Streit und unruhe: 3ten wen eines Reisen anfangt, kombt er gewisslich krank nachhauss oder Leidet an seinen Sachen Schaden, 4ten soll man in diesen Tegen kein Junges Fich abgewennen (abspännen von der Mutter), welches zur Zucht bleiben solld. es hat kein gedauern auch nicht pflanzen, man fange an was man will kombt alles mit Schaden; 5ten in diesen ausgezeichneten Tegen sint nur 5 die unglicklichsten, wo man gar nichts anfangen soll: des 3ten Marty, des 17. Augusti, des 1. 2. 30. September: Hierbei ist wieder zu Merken das 3 die aller unglicklichsten sint, welcher Mensch sich Blut last, der stirbt gewiss in einigen Tagen, den 7. Abril ist der Vereter Jutass geboren worden, den 1. Augusti ist der Teufel vom Himmel verstossen worden, den 1. December ist sotoma und gomora versungen, welcher Mensch in diesen Trei Tegen geboren wird, der ist aller Welt verachtet es sei gleich mans oder weibs Berson wird selten eins davon aldt werden." (Ein österreichischer Schulmeister. Von Karl Landsteiner. S. 90).

Die meisten derartigen Volksüberlieferungen weisen alle mehr oder minder auf Albertus Magnus zurück.

So besitzt der Bürgerschullehrer Rudolf Thomas in Wien eine sehr interessante Glückseligkeitslehre von seinem Landsmanne Florian Hopf, einem ehrsamen Strumpfwirker in der Nähe von Tetschen an der Elbe. Mit viel Geschick ist dieses Tausenderlei, was man da bezüglich der Glückseligkeit in sehr urwüchsiger Weise erfährt, zusammengetragen worden. Der Vater Hopfens hiess Gottlieb; in welchem Ansehen der in der Umgebung seiner Heimat stand, sagt der Umstand, dass er in der ganzen Gegend unter der Bezeichnung »der kluge Mann« bekannt gewesen ist. In Bensen bei Tetschen an der Elbe starben beide, Vater und Sohn.

Florian Hopfens Glückseligkeitslehre umfasst 7 sauber geschriebene Bände, von denen leider der 1., 4. und 5. in Verlust gerathen sind. Diesem handschriftlichen Werke liegen einige Ergänzungsbüchlein bei, von denen eines 130 Nummern mit lauter Sympathiemitteln enthält. Am Ende dieses Büchleins findet sich eine Tabelle mit den 42 Unglückstagen. Einer blieb dem Abschreiber in der Feder, denn thatsächlich sind nur 41 angeführt. Es sind folgende:

1. 2. 6. 11. 17. 18.	Jenner	1. 5. 6.	July
8. 16. 17.	Horn	1. 3.**) 18. 20.	August
1. 12. 13. 15.	März	5.***) 18. 30.	September
3. 15. 17. 18.	April	15. 17.	Oktober
8. 10. 17. 30.	May	1. 11. 17.†)	November
1. 7.	Juny*)	1. 7. 11.	December.

Auch alles Uebrige stimmt mit Albertus vollständig überein. Nur bei den *unglücklichsten* Tagen (1. April, 1. August und 1. December) ist bei dem 1. August der Teufel, der an diesem Tage vom Himmel gestürzt worden sein soll, ausgestrichen und darüber geschrieben ist das Wort »Todt«.

Am Ende hat Florian Hopf eine Bemerkung hinzugefügt, die besagt, wie weit er über den Aberglauben hinaus war. Er sagt da: »Ob wohl unterschiedliche auf solche Täge viel halten, so sind doch etliche(,) die es vor nichts halten, und lässt man nur jeden nach seinem Guttinken davon judiziren(,) was er will.«

Aus dem nördlichen Böhmen erhielt ich von Herrn *Robert Eder* zu Neustadtl bei Friedland nebst einer Reihe anderer Volksüberlieferungen auch die von den Unglückstagen. Auch diese Aufzeichnung geht auf Albertus zurück, wenn auch mit etlichen Abweichungen hinsichtlich der einzelnen Tage. Der 42 Unglückstage geschieht einleitend allerdings Erwähnung, aber die Tagestabelle zählt deren 45,

*) Hier mangelt der 10. Juni.

**) Bei Albertus steht 5. August.

***) Bei Albertus steht 15. September.

†) Bei Albertus 1. 7. 11.

und sofern der am Rande angefügte 28. März noch mitgerechnet wird, gar 46 Tage. Die Tabelle aus Neustadtl-Friedland ist folgende:

Der 1. 2. 6. 17. 18.	Januar	Der 1. 5. 6.	Juli
„ 8. 16. 17.	Februar	„ 1. 13. 18. 20.	August
„ 1. **3**. 12. 13. 15.	März 28.	„ 1. 5. 12. 18. 30.	September
„ 1. 3. 15. 17. 18.	April	„ 15. 18 30.	October
„ 8. 10. 17. 30.	Mai	„ 1. 7. 11.	November
„ 1. 7.	Juni	„ 1. 6. 11.	December.

Die nachfolgenden sechs Absätze stimmen mit Albertus ganz überein, nur ist am Schlusse des sechsten Absatzes beigefügt:

„Hier sind auch die Stunden bemerkt, welche man in der Säzeit auslassen muss, vorzugsweise bei Gerste und Lein:

Sonntag	vormittags	die 11.	Stunde,	nachmittags	die 6.	Stunde
Montag	„	„ 8.	„	„	„ 3.	„
Dienstag	„	„ 12.	„	„	„ 4.	„
Mittwoch	„	„ 9.	„	„	„ 4.	„
Donnerstag	„	„ —	„	„	„ 1.	„
Freitag	„	„ 10.	„	„	„ 5.	„
Sonnabend	„	„ 7.	„	„	„ 2.	„

Auch vorzugsweise ist achtzugeben beim Weizensäen, wo der Wind herkommt, haben wir Nordwind, dann ist es nicht gut säen, dann gerät viel Brand im Weizen."

Zwei Reihen von Unglückstagen hat Prof. Amand Baumgarten (Programm d. k. k. Gymn. zu Kremsmünster 1860. S. 29) aus dem Innviertel veröffentlicht:

1. 2. 6. 11. 17. 18	Jänner	1. 5. 6.	Juli
8. **6**. 17.	Februar	1. **3**. 18. 30.	August
1. 12. 13. 15.	März	15. 18. 30.	September
3. 5. 17. 18.	April	15. 17.	October
1. 8. 10. 17. 30.	Mai	1. 7. 11.	November
1. 7. **20**.	Juni	1. 7. 11. **20**.	December.

Oder auch:

1. 2. 4. 6. 11. 12. 20.	Jänner	17. 21.	Juli
11. 17. 18.	Februar	20. 21.	August
1. 4. 14. 16.	März	10. 18.	September
3. 17. 18.	April	6.	October
7. 8.	Mai	6. 8.	November
17.	Juni	6. 11. 18.	December.

In der ersten Reihe weichen nur die fettgedruckten Tage von der Reihe des Albertus ab. Der 6. Februar (für 16.) scheint überhaupt ein Druckfehler zu sein.

In der Stiftsbibliothek von Kremsmünster heisst es a. a. O. Anmerkung 2, befindet sich eine Handschrift, in welcher alle Tage des Jahres, insofern sie glück- oder unglückbringend, für gewisse Geschäfte, Unternehmungen geeignet oder nicht geeignet sind, durchgegangen werden. Sie hat folgende Einleitung:

Der mechtig Künig alexander der sant sein potenn gegen orient, da die sunn auffgett, sant auch sein potenn gegen occident, do die sunn undergett, zu den meistern der sternseher und pat die mit grossem vleis unt sant ynn auch darumb grosz gut, das sy yme zu erkennen geben und bedeuten, was an ydem tag gut zethun oder zelassen sey etc. etc. Und das taten die meister und santen yms geschriben nach erkantnus und meisterschaft, die sy an dem gestirn westen, und do er vernam auf bayden teilenn yre potschaft, do

trug er dieselben capitell zusamen in seinen rat und hiesz sy gegen einander besenn. Do stund ir erkantnus und yr potschaft geleich von orient und von occident.

In Windischgarsten heissen oder hiessen die Unglückstage *Schwendtage.*

Die drei verrufensten Tage sind auch da (a. a. O.) der 1. April (Judas geboren), der 1. August (Lucifer vom Himmel gestossen), der 1. December (Sodoma und Gomorrha vertilgt).*) Als grosser Unglückstag gilt da der 22. Juli (Magdalenentag). Diese zwei Bemerkungen führe ich an, weil die »Oesterreich-ungarische Monarchie in Wort und Bild« (Band von Niederösterreich, S. 218) ganz dasselbe beibringt. Am 22. Juli müssen sich neun Menschen erhängen, neun ersäufen und neun derfallen (zu Tode fallen).

Alexander Treichel zu Hochpaleschken in Westpreussen spricht in seiner Abhandlung (III. Für besondere Tage oder Jahreszeiten, S. 41) auch von den Unglückstagen. *Verworfene Tage* werden sie da nach Crüger genannt. »Was ist von den verworfenen Tagen und Erwählungen zu halten? Es sind«, heisst es, »diejenigen Tage, so man *ägyptische* nennt, weil man in dem Wahn ist, dass Gott an denselben Tagen die Aegypter geplaget und deswegen die Patienten, so an denselben bettreisig (bettlägerig) werden, nicht genesen werden.« Ja sie haben auch Klippelvers davon gemacht, als:

Jan. Prima dies mensis et septima truncat ut ensis.
Feb. Quarta subit mortem, prosternit tertia sortem.
Mart. Martis prima necat, cuius sub cuspide quarta est.
Apl. Denus et undenus est mortis vulnere plenus.

All diese verworfenen oder unglücklichen Tage, auf die wir bisher unsere Aufmerksamkeit gerichtet haben, gehen auf die gemeinsame Quelle des Albertus Magnus zurück. Das zeigt auch eine Ueberlieferung aus Stendal in der Altmark. Die beiden Gelehrten A. Kuhn und W. Schwartz bringen in den Norddeutschen Sagen, Märchen und Gebräuchen (Leipzig 1848), P. 472, aus einer Handschrift aus Stendal dieselbe Reihe der unglücklichen Tage mit ganz unwesentlichen Abweichungen bei; etliche der Anmerkungen aber zeigen mit Albertus sogar den gleichen Wortlaut.

Schliesslich sei hier noch des bekannten und weitverbreiteten Planetenbuches der alten Jahrmarktliteratur gedacht, welches nebst den Unglückstagen, die vollständig von Albertus Magnus abweichen, auch die Glückstage S. 127 u ff. anführt. Da heisst es:

Glückstage sind:

Im Monat	Januar: der 1., 3., 10., 27., 31.	Im Monat	Juli: der 2., 6., 10., 23, 30.
„ „	Februar: der 7., 8., 18.	„ „	August: der 5., 7.. 10., 14, 20.
„ „	März: der 5., 9., 12, 14., 16.	„ „	September: der 6., 10., 13, 18., 30.
„ „	April: der 5., 17.	„ „	October: der 15., 16, 25., 31.
„ „	Mai: der 1., 2., 4., 9., 14.	„ „	November: der 1., 15., 25., 30.
„ „	Juni: der 3., 5., 7., 9., 12., 25.	„ „	December: der 10., 20., 29.

*) Ueber Unglückstage und Schwendtage vergleiche: Aus dem Lechrain. Von K. Freih. v. Leoprechting. München. 1855, S. 212.



Unglückstage sind:

Im Monat Januar: der 13., 23.
„ „ Februar: der 2., 10., 17., 22.
„ „ März: der 13., 19., 23., 28.
„ „ April: der 18., 20., 29., 30.
„ „ Mai: der 10, 17., 20.
„ „ Juni: der 4., 20.

Im Monat Juli: der 5., 13., 27.
„ „ August: der 2., 13., 27., 31.
„ „ September: der 13., 16., 18., 26.
„ „ October: der 3., 9., 27.
„ „ November: der 6., 23.
„ „ December: der 15., 26., 31.

Das Halleiner Weihnachtsspiel.

Ein Beitrag zum Volksschauspiel in Salzburg.

Von Carl Adrian, Salzburg. (Schluss.)

10.

1090 Selig die mit Geduld Verfolgung hier leiden,
Der Himmel gibt ihnen dafür all ewigen Freuden.
Rep.: Durch . . .

11.

Selig die mitleidig und barmherzig sind,
Der Gott der Herr wird sie führen zum Himmel ein.
1095 Rep.: Durch . . .

12.

Selig die abstehen von allen bösen Sinden,
Der Gott Israels wird kommen und auch sie erlösen.
Rep.: Durch . . .

13.

Nun sei der Herr gelobt und gewenedeit,
1100 Derselbe wird kommen zu uns noch in der Zeit.
Rep.: Durch . . .

(Der Priester stehet auf, geht zum Kindlein, salbet es, nimmt ein Windlein und verbindet es.)

Priester.

Wan ihm der Schnid gesalbet ein,
Werd ihrs bald heilsam finden.
Gebt mir jetzt her ein Windlein rein,
1105 Womit ichs kann einbinden.

Frau.

Hier hab ich eins g'richtet schon,
So sich hierzu wird schicken.

Joseph.

O Gott ich sag dir Lob und Dank,
Das es so wohl däht glücken.
1110 Danoch die Wund o liebstes Kind
Bringt dir große Schmerzen,
Die ich gleichfalls mit dir empfind,
Dein Leid geth mir zu Herzen.

Priester.

Anjetzo geth in Frieden hin,
1115 Gott Israel wollt euch segnen,
Und gebts der Kindbetterin,
Das sie es wohl thut pflegen.

(Die Frau nimmts zu sich.)

Joseph.

Würdiger Priester ich danke euch,
Für euere Dienst und Mühe,
1120 Euch gebe Gott das Himmelreich,
Nicht viel hab' ich zu geben hier.

(Geht ab.)

Priester.

Amen, Amen wir sind contant,
Wenn wir erlangen ein seliges End,
Ach Gott wie gern ich wissen wollt,
1125 Was aus den Kindl werden sollt.
Was meine Augen gedünket eben,
War es mit hellen Glanz umgeben.
Auch sah es mich so geistreich an,
Das mich nicht gnug verwundern kann.
1130 O Gott wir bitten ganz und gar,
Mach uns das Geheimnis offenbar.
Nun hört weil wir beysamen sein,
So laßt uns Gott noch bitten fein,
Das er uns bald anzeugen wollt,
1135 Wann unser Erlöser kommen sollt.
Fangt an und singt das Lobgebeth,
Wie es in unsern Psalter steth.

Priester.
Lob ihr Diener den Namen des Herrn,
Ihm zu dienen von Herzen ihr wohl begehrt.

Diener.
1140 Vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang
Soll vor den Herrn erschallen das Lobgesang.

Priester.
So sei der Name des Herrn gewenedeit,
Von nun an bis in alle Ewigkeit.

Diener.
Wer ist dann Helfer wie unser Herr und Gott,
1145 Dieser allein kann helfen aus aller Noth.

Priester.
Erhöht ist der Herr über Himmel und Erden,
Dessen Kraft von keinen kann bewegt werden.

Diener.
Von der Höhe des Himmels sieht er die Niedrigen an
Und setzt sie als Fürsten seines Volks voran.

Priester.
1150 So lobet den Herrn ihr Völker und Heuden,
Singt ihm ein groß Lob mit Lust und Freuden.

Diener.
Über uns ist bestätigt seine Barmherzigkeit
Und die Wahrheit des Herrn bleibt bis in alle Ewigkeit.

Priester.
Schick einmahl vom Himmel deinen lieben Sohn,
1155 Der sich aller Sünden thut nehmen an.

Diener.
Wir hoffen o Herr auf dich jetzt ganz und gar,
Amen, Amen dies geschehe und werde bald wahr.

(Gehen ab mit einander, wie sie gekommen sind.)

(Maria gehet ein und setzt sich.)

Maria.
Ach Gott wie lang fallt mir die Zeit,
Wann kommst mein Jesulein.
1160 Umgeben bin ich mit Herzensleid.
Komm bald mein Jesulein.
(Joseph und die Frau gehen ein.)

Joseph.
Maria schau wir kommen an,
Die Beschneidung ist vorbey.

(Maria steth auf.)

Frau.
Hier hat die Frau ihren lieben Sohn,
1165 Die Decklein auch dabey.
(Maria nimmt ihr Kind und küßts.)

Maria.
Komm her mein Schatz, mein tausend Freud,
Mit Lieb ich dich empfang.
Ich war ganz voller Traurigkeit,
Um dich mir d' Zeit war lang.
1170 Nun lieber Joseph siehe zu,
Das du die Frau belohnest,
Gib ihr was dich bedünken thut,
Soviel du hast und kannst.

Frau.
Die geringste Gab die ich euch versag,
1175 Sie thun hievon nur schweigen;
Wo immer ich nur dienen mag,
Sie wollen mirs anzeigen.

Maria.
O liebste Frau ich danke ihr,
Gott wird die Schuld bezahlen,
1180 Das sie so treu gedienet mir
Vor andren Frauen allen.

Joseph.
Mein Dank sag ich dir ebenfalls
Für alle Müh und Sorgen,
O liebster Gott für uns bezahls,
1185 Laß sie nicht lang drum borgen.

Frau.
Nach Haus mich jetzt begeben thu,
Sie leben wohl beysamen.

Joseph.
Ich wünsche euch all gute Ruhe
In Gottes Herren Namen.
(Die Frau geht ab.)

Maria.
1190 Gehe Joseph gehe gschwind herein,
Thu mir ein Feuer machen,
Das Kindlein wird auch hungrig sein,
Ein Miesslein will ich kochen.

Joseph.

Ja liebste Mutter ich will geh'n,
1195 Das Feuer gschwind anlegen.
(Geht ab.)

Maria.

So komm jetzt her liebs Kindlein schön,
Laß dich von Kribblein heben.
Alsdann will ich dich auch baden ab
Und dir die Windlein waschen.
1200 Auf das ich wieder frische hab,
Womit ich dich kann faschen.
(Geht ab.)

Fünfter Theil.

(Die heiligen drei Könige gehen ein mit ihren Dienern, ohne Opfer.)

Melchior.

Unbekannt geliebte Herrn und Freund,
1205 Wie kommen wir hier zusammen heut,
Woher ist doch euere Reiß gescheh'n?
Das kann ich wohl nun an euch ersehen,
Daß ihr auch große Fremdling seyd,
Wo wollt ihr aus all beyd?

Kasper.

1210 Medea ist erstlich mein Vaterland,
Was aber allhier mich hat gesandt,
Thu ich hiermit euch machen kund:
Den ich ein such, den ich gern fund,
Nehmlich ein neu gebornes Kindlein,
1215 Der soll der Juden König sein.

Melchior.

Das hör ich nun mit Freuden an,
Aber woher seyd ihr guter Mann
Oder worauf steht euer Sinn.

Balthauser.

Aus Calsea ich herkommen bin,
1220 Eben zu suchen, was ihm gebührt;
Den kann ich aber finden nicht.

Melchior.

So sey es dann geliebte Herrn,
Hiemit will ich euch auch gewehren
Und mein Landsart euch deuten,
1225 Das ich aus Preisen bin ein Mann.
Die Ursach meiner Reiß allher
War mein Will, Wunsch und Begehren
Eben dieses wie ich von euch vernommen,
Deswegen bin ich dann auch hergekommen,
1230 Zu sehen das junge Kindlein,
So da der Juden König sein wird.
Noch eines Ich von euch begehr
Zu wißen wer euch begleitet her.

Kasper.

Vor mir leuchtet ein Stern schön.

Balthauser.

1235 Desgleichen mir einer vor thut gehn.

Melchior.

Daraus kann ich muthmassen frey,
Das wir sind einig alle drey;
Dieser Stern hat mich eben geführt,
Damit ich nit am Weg hab geührt.
1240 Als aber kam nach Jerusalem,
Verschwund der Stern von mir.

Kasper.

Geliebter Herr was ihr da meld,
Hat sich zutragen auf den Feld
Mit mir auch, vor Jerusalem
1245 Sah ich nicht mehr den Stern.

Balthauser.

Hier war ich auch bekenne frey,
Das dergestalt mir geschehen sei.

Melchior.

Wo wird nun jetzt das Kindlein
Ohn den Gleitsmann zfinden seyn?
1250 Nach dem trag ich Verlangen groß,
Der Weg war rauch, mied sein die Roß,
Und ist schon heut der 13te Tag,
Das ich bin von Haus gereiset ab.

Kasper.

Wann ich will nun rechnen nach,
1255 So ists bey mir auch der 13te Tag,
Das mich hab auf den Weg g'macht.

Balthauser.

So viel Tag sind bei mir auch eben,
Das mein Reiß hat gefangen an.

Melchior.

So finden wir jetzt den Mann,
1260 Der uns anzeigt dasjenig Orth.

Kasper.

Geliebter Herr hört mich ein Worth,
Wir wollen uns hier melden an,
König Herodes gibt Nachricht schon,
Der ist allhier der größte Regent.

Balthauser.

1265 So wollen wir dann zu diesen End zuvor
Ein Diener schicken hin.

Melchior.

Wir drey sein allezeit gleichen Sün,
Geh Diener lauf du gschwind voraus,
Verfüg dich ins Herodes Haus.
1270 Sag das drey Fremde sein allhier,
So auf ihm warten vor der Thür.

Diener.
Mein Dienst allsbald verrichten werd,
Wie es mein Herr von mir begehrt.
(Geht ab.)

Melchior.
Wir wollen ihm jetzt folgen fein.

Kasper.
1275 Mein Rath auch dies der beste wird sein

Balthauser.
Die Herrn geh'n, sie saumen nicht,
Desgleichen ich werd folgen mit.
(Gehet ab.)

Herodes.
(Geht ein.)
Es geht ein Ruf in ganzer Stadt,
Wie mir jetzt kommt zu Ohren,
1280 Das Betlehem ein König hat
Erst jüngst und neu geboren,
Den soll man schon noch jung und klein
In großen Ehren halten.
Das Ding mir nicht will gehen ein,
1285 Geduld ich laß noch walten,
Biß das ich besser Kundschaft hab
Von diesen Juden König.
Allsdann will ich bald fahren ab
Mit samt dem Imb und Hönig,
1290 Vernehm auch die drey weise Herrn,
Die wollen ihm verehren,
Dieselbe suchts, führt her zu mir,
Ich muß zuvor anhören,
(Die Diener gehen ab.)
Wie es damit beschaffen.
1295 Das Herz fangt mir zu toben an,
Daß ich schier nicht kann schlafen,
Am Fürmament ein Stern klar
Sollt sie begleitet haben,
Ob dem also und gründlich war,
1300 Muß sie desgleichen befragen.
(Der Diener kommt an.)

Diener.
Ein fremder Diener gibt sich an,
Tuth Meldung von drey Herrn,
Die vor der Thür dort warten schon,
Die wollten gern herein.

Herodes.
1305 Laßt kommen nur zu mir herein,
Will sie all drey vernehmen,
Was gibts es werden diese sein
So aus der Fremd herkommen
Und wollen hin nach Betlehem
1310 Den neuen König ehren,
So wahr ich leb zu Jerusalem,
Will gwiß sein Reich zerstören.
(Die drey Könige gehen ein.)

Melchior.
König Herodes geliebter Herr,
Verzeih uns drei Weisen.

Herodes.
1315 Sagt mir gschwind an,
Wo kommt ihr her?

Melchior.
Aus Morgenland wir reisen.

Herodes.
Was ist denn nur Verrichtung hier,
Wollt ihr was haben?

Melchior.
1320 Geliebter Herr erlaube mir,
Ich wollt euch gern was fragen.

Herodes.
Was sollt das sein, sagt nur heraus,
Damit ich euch kann gewehren,
Hab ich was dienstlich in den Haus
1325 Gibs euch zum Dienste gern.

Melchior.
Wir Weise drey kommen zu euch
Um Nachricht einzuholen,
Sagt wo der neue König sey,
Anbeten wir ihm wollen.

Kasper.
1330 Geboren muß er sein nicht weit,
Weil uns das Licht verschwunden,
Drum sagt uns die Gelegenheit,
Damit wir ihn bald finden.

Herodes.
Was ihr von mir begehrt allhier,
1335 Von dem will ich Bescheid ertheilen,
Zuvor euch bitt, das saget mir,
Warum thut ihr so eilen,
Auch wer hat euch dies angezeigt,
Das ein König geboren sey.

Balthauser.
1340 Ein Stern hat vor uns geleucht,
Der hat sich nun verloren,
In diesen wir gesehen haben,
Das ein König ausgangen,
Dem wollen wir jetzt nun begaben
1345 Und herzlich ihn umfangen.

Herodes.
So sey es dann, will deuten an,
Den Ort auch euch verkünden,
Da reiset hin geng Betlehem,
Da werdet ihr ihn finden.
1350 Wann ihr ihn nun gefunden habt
Und euer Sach verrichtet,
So kommet wieder zu mir herab,
Hiervon mich unterrichtet,

Damit ich auch kann betten an
1355 Und ihm ein Ehr erweisen,
So thut nur was ihr wollen thut,
Könnt gleich dahin jetzt reisen.

Melchior.

Von dir an uns erzeugte Ehr
Thun wir hiermit Dank sagen,
1360 Wann wir nun kommen wieder her
Wollen wir euch zu fragen
Und von allem dem geben Bericht,
Was wir allda gesehen,
Wir hoffen es soll fehlen nicht,
1365 Nach Wunsch soll euch geschehen.
(Gehen ab.)

Herodes.

Was Grimm und Zorn steigt mir auf,
Nicht lang will ich mehr schweigen,
Es zwickt und nagt in meinem Bauch;
Wart nur, ich will dirs zeigen.
1370 Die Drey lass wieder kommen her,
Allsdann will ichs vernehmen,
Ob ich nicht kann den Reich und Ehr
Durch meinen Säbel hauen.
(Geht ab.)
(Joseph und Maria gehen ein mit dem Kind.)

Maria.

O Joseph mein, du musst hinein
1375 In d Stadt vor uns was kaufen,
Damit wir in Broth nicht leiden Noth.

Joseph.

So will ich dann hinlaufen,
Hab sonst noch mehr zu kaufen,
Will vorher geh'n zum Bäcker,
1380 Damit ichs Brot kann tragen fein,
Nimm ich zu mir mein Zöggerlein.*)
(Geht ab.)

Maria.

O höchster Gott, o großes Gut,
So hart thust mir erbarmen,
Erkalt ist dein Fleisch und Blut,
1385 Laß mich ein wenig wärmen,
Komm her zu mir herzliebstes Kind,
Auch dich ein Weil laß locken.
Was hör ich draust doch vor ein Gesind,
Ach lieber Joseph werst du da,
1390 Was hör ich für ein Drappen.**)
(Die drei Könige gehen ein.)
Große Furcht hat mich eingenommen,
Was wollen doch die Herren da,
Das sie herzu thun kommen.

*) Handtasche.
**) Stampfendes Gehen.

Balthauser.

Das muß gwiß das Orth ja sein,
1395 Der Stern sich hier setzt
Und gibt von sich so hellen Schein,
Das einen Scherz ergötzt.

Kasper.

Das Gesicht mir auch schier vergeht,
Kann kaum vor mir recht sehen.
1400 Fürwahr der Stern allhier still steht,
Wir müßen hinzu geh'n.

Melchior.

Wie ist so klarer Schein,
Verblend mir schier die Augen,
Das muß fürwahr die Hüten seyn,
1405 Mich dünkt ein Kind sich saugen.

Maria.

Was beliebt doch ihr Herren mein,
Ihr seid gewiß her geritten.

Melchior.

Wir suchen das neue Kindlein,
Zeigt uns an wir bitten.

Maria.

1410 Den ihr sucht ist allhier
Von mir Jungfrau geboren,
Ich hoff zu Gott den werdet ihr
Mit keinen Leid bedrohen.

Melchior.

Werthe Jungfrau und Mutter z gleich
1415 Ach thut euch nicht betrüben,
Wir kommen nur daher zu euch
Das Kind allein zu lieben.
Zu ehren und zu beten an
Ist unser Wunsch und Willen,
1420 Daher, daher legt alle Furcht hinweg,
Laßt euch damit nun stillen.

Maria.

Wer hat euch denn dies angedeuth?
Sagt mir ihr liebe Herrn?

Kasper.

Schon lengst war dies geprophezeugt,
1425 Das soll geboren werden
Ein Kindlein zart von edler Art,
Sie können Zeugniß geben.

Maria.

Gern wissen wollt woher sie seyn,
Ob Sie alldrey beysamen
1430 Und wer euch hat geführt herein,
Auch wie ihr heißt mit Namen.

Melchior.
Wir sind drey Weise aus Morgenland,
Melchior werd ich genannt.
Balthauser macht sein Nam bekannt,
1435 Herr Kasper sich auch nennet.
Ein Stern unser Führer war,
Der hat uns her geleuchtet.
Ihre Frag hab ich beantwort gar,
Und redlich als gebeichtet.

Balthauser.
1440 Ach Jungfrau laßt uns das Kindlein
Anbeten und verehren.

Maria.
Mein Willen soll der euer sein,
Ich laß zu von Herzen gern.

Melchior
(kniend).
O göttlichs Kind, o wahrer Gott!
1445 Gegrüßt seyst du von mir,
Du hast angseh'n all unser Noth,
Der du nun kommst für
Aus Lieb du dich gelassen hast
Zu uns ins Jammerthal,
1450 Und nimmst hinweg den Sündenlast,
Daß danken wir dir all.
Ein Triechlein Gold hab ich dir bracht,
Herzliebstes Kindlein,
Hiermit thu ich zur guten Nacht,
1455 Kissen deinen Mund
Und bitte dich aus Herzensgrund,
Sey meiner eingedenkt,
Wenn sich verlauft mein letzte Stund,
Die ewig Ruh mir schenk.
(Steht auf.)

Kasper.
1460 O höchster Herr und liebster Gott,
O kleines Kindlein
In Menschengstalt, in Fleisch und Blut,
Hast dich gerichtet ein,
Zu tausendmal ich grüßen thu
1465 Und dank dir für und für,
Das du versiehst die Himmel Thür
Und gabst dich gänzlich mir.
Was ich dir geb vor dieser Gnad,
Das nimm doch auf für gut,
1470 Mein Kind kein bessers Opfer hab
Als Weyhrauch in die Glut,
Den leg ich hier zum Füssen deyn,
Und bitt dich inniglich,
Wenn sich hat g'end das Leben mein,
1475 Nicht wollest verstoßen mich.
(Steht auf.)

Balthauser.
Du eingefleischter Gottes Sohn,
Ein Schöpfer Himmels und der Erden,
Sieh da ich jetzt zu dir her komm,
Verehrt von mir selbst werden,
1480 Thu ich dir nun Dank sagen
Und sonderbar vor meines Theils,
Muß ich mich da beklagen,
Das ich mit einer schlechten Gab
Bitterer Mühren sonst nichts hab,
1485 Die sollst von mir empfangen,
Nimm es doch an ich bitte dich,
Hier leg ichs zu dein Füßen,
Laß dann o Gott nicht sterben mich,
Eh ich mein Sünd thu büssen.
(Steht auf.)

Maria.
1490 Geliebste Herrn alle drey,
Von die so große Gaben,
So ihr allhier geopfert frey,
Thue ich euch alle Dank sagen.
Soll nun ein Zeit der Bitterkeit,
1495 Euch einsmals auch begegnen,
So wird gewiß mein Sohn nicht weit
Von euch seyn und euch segnen.

Melchior.
Geliebteste Mutter lebe wohl,
Mein Urlaub thu ich nehmen.

Maria.
1500 Und Gott der Herr euch leiten soll,
Das ihr sicher konnt heim kommen.

Kasper.
Mithin ich auch mein Abschied nimm,
Lebt Mutter voller Freuden.

Maria.
Und Gott der Herr der reis mit euch,
1505 Wohl euch gar sicher leiten.

Balthauser.
Gute Nacht o Jungfrau rein,
Ich reis auch von hinnen.

Maria.
Und Gott der Herr woll Gleitsmann sein,
Laßt euch nichts bös beginnen.

Joseph.
(Geht ein.)
1510 O Mutter bitt verzeih mir,
Das ich solang bleib aus.

Maria.
O Joseph ich hab gwünscht nach dir,
Dast gwesen werst zu Haus.

J o s e p h.
Wie so o liebe Jungfrau rein,
1515 Hat man dir Leids gethan.

M a r i a.
Mit nicht o lieber Joseph mein
Geschwind muss dir zeigen an.

J o s e p h.
Was ist das für ein edle Sach,
Wer hat es hergebracht.

M a r i a.
1520 Dem Kind ein Ehr ungfähr geschah,
Anjetzto woll betracht,
Drey Könige weis aus dem Morgenland,
Die kommen da herein,
Die waren hier ganz unbekannt,
1525 Die fragten nach dem Kind,
Das sie allsbald gebetet an
Und es mit Geschenk verehrt.
Schau Joseph nun das Wunder an,
Wie uns Gott hat gewährt,
1530 Gold, Weyhrauch, Mirhen und allerley
Dabei sich finden thut.

J o s e p h.
O lieber Gott von Himmelreich,
Wie bist du halt so gut.

M a r i a.
Das Kindlein ist geschlafen ein,
1535 Ein Ruhe wills uns auch laßen.

J o s e p h.
Ich thät auch gern ein Schläflein,
Bin müd auch über d'massen.

M a r i a.
Schlaf mein Joseph schlaf recht wohl,
Will mich auch hieher leinen.*)

J o s e p h.
1540 Schlaf Mutter dich schon wecken soll,
Wanns Kindlein sollte weinen.
(kniend)
O Gott und Mensch kleines Kindlein,
Hart es mich schmerzen thut,
Das dir geschieht o Jesulein
1545 Von mir so wenig Guts,
Wenn ich betracht die höchste Gnad',
So du an mir gethan,
Da deine Gottheit erwählet hat
Mich armen Zimmermann,
1550 Zu sein dein Vater hier auf Erd
Und sollt verpflegen dich,
O höchster Gott wie war ichs wert,
Dast hast erwählet mich.
Wo ich nun dafür dir dienen kann,
1555 Herzliebstes Jesulein,
Bitt zeig dich mir im Geist voran,
Schlaf jetzt kleines Kindelein.
(Küßts u. legt sich.)
Ein wenig will auch ruhen ich,
In Gottes Herren Namen.
1560 Das Örtl is so gut vor mich,
Gottlob ich lieg so schön.

D e r E n g e l
(singt).

1.
Joseph, Maria rein
Nemt auf das Kindelein,
Verlaßt die Hüten.
1565 Ihr müsset eilends fort,
Fliehen an ein sicheres Ort,
Ins Land Egibten.

2.
Herodes der Diran
Schmerzlich das Kindlein schon,
1570 will lassen dödten,
Drum macht euch bald auf,
Vollziehet euren Lauf.
Helfts das Kind erretten.

3,
Damit ihr sicher seyd
1575 Von aller Gefehrlichkeit
Auf allen Straßen.
Seynd schon die Engel bereit,
Geben euch das Geleit,
Thun euch nicht verlassen.
(Geht ab.)

J o s e p h
(erwachend spricht).
1580 O liebe Mutter mein
Wach auf, nimms Kindelein,
Wir müßen fliehen.
Ein Engl kam daher,
Verkündet neues Mär,
1585 Fort müßen wir ziehen.
Gar ins Egibtenland,
Wo wir seind unbekannt,
Sollen wir reisen.
Die Engel warten schon,
1590 Wollen mit uns geh'n,
Uns sicher weisen.
Die Ursach dieses war,
Wie ihr verstundet klar,

*) lehnen.

Hör' an mit Schmerzen.
1595 Herodes will das Kind
Ermorden wann ers find.
Ach weh mein Herz.

Maria
(steht auf).

Weils Gott so haben will,
So fliehen wir in der Still.
1600 Nur geschwind bei Zeiten,
Damit das Kindlein
Erhalt das Leben,
Will mich bald bereiten.

(Die Engel gehen ein mit Windlichter und reden sogleich kniend vor dem Kindl.)

Von Himmel hoch wir kommen her
1605 In Menschengestalt verstält,
Gott sagen wir Lob, Preis und Ehr,
Das er uns hat erwählt,
Zu dienen unsern Schöpfer klein,
Allhier auf dieser Erde,
1610 In Fleisch und Blut gewicklet ein,
Bedient von uns soll werden.
Wir wollen ihm ganz sicher hin
(Stehen auf)
Bis nach Egibten führen.

Maria.

Desgleich bin ich ein Dienerin,
1615 All Sorg will mir gebühren,
Damit ich Gott seinen geliebsten Sohn
Beym Leben kann erhalten.

Zweiter Engel.

Zu dienen wir her kommen seyn,
Gebt uns was ihr wollt haben.

Joseph.

1620 So reisen wir in Gottesnam,
Wollen uns nicht lang aufhalten.

(Gehen ab.)

(Maria nimmt das Kind, Joseph sein Zöger und das Opfer.)

Sechster Theil.

Erster Eingang.

Herodes
mit zwei Diener.

Das laß ich mir Arabier sein
Ja trefflich wahre Männer,
Mit Lügen sie mich gnummen ein,
1625 Her wieder kam nicht einer,
Der mir ein Bottschaft brächte her,
Wor nach mich wusste z richten,
Verührt machts mich je mehr und mehr.
Sein Tütl*) will ich zernichten.
1630 Allsgmach schmeck ich den Braten schon,
An Spieß will ähm verzehren,
Nicht lang es mir anstehen sollt,
Ich will mir denken woher,
Ich laß kein König neben mir
1635 In meinen Reich regieren
Daher will ihn bald kommen für,
Mein Gwalt soll er verspüren.
Geh du hinaus, hol mir herein
Den Haubtman mit sein Knechten,
1640 Der Judenkönig bin allein.

(Der Diener geht.)

Zweit Eingang.

(Der Diener mit den Hauptman und seine Knecht.)

Haubtman.

Hier ställ mich da Ihr Meiyestätt,
Erwart was Sie befellen.

Herodes.

Vollziehen mußt du in der That
Mit deinen Kriegsgesellen,
1645 Geh nur hinaus ins Reich und Land,
Was mein Gebir umzieht,
Kein Stadt und Markt, kein Dorf verschont,
Die Knäblein all umbringen,
Die Jung und neu geboren sind,
1650 Lasst mir keins beim Leben.
Nun vollzuegt den Willen mein,
Hiermit hab euch Gwalt gegeben.

Haubtmann.

Es soll geschehen allsobald,
Kommts mit mir ihr Kriegsgefehrten,
1655 Weil ihr auch angehört den Königs gwalt,
Er muß ermordet werden.

Herodes.

Haubtman von Verrechnung dein,
Mußt mir geschwind refarieren.

Haubtman.

Sobald es wird geschehen sein,
1660 Warts gleich incaminieren.

(Geht ab.)

*) Titel, Anspruch.

Erster Kriegsknecht.
Ich will mein Säbl dergestalt,
Mit Kinderblut anfärben.

Zweiter Kriegsknecht.
Halt dich nicht auf, komm nach nur bald,
Es wird krad werden Lärm.
(Geht ab.)

(Kriegsknechte kommen zurück.)

Erster Knecht.
1665 Vollzogen haben wir diese Schlacht,
Die Kindlein sind all umgebracht,
Wir habens zerstochen und zerhaud,
An unsern Schwertern hengt noch die Haut.

Zweiter Knecht.
Wir habens gerissen aus Mutter Hand,
1670 Und habens gesckmissen an die Wand,
Sovon eins bis ins andere Jahr
Das Leben hat empfangen,
Dem sein wir unerschrocken gar
Ins Haus hinein nachgangen.
1675 Es wird kein Knablein übrig sein,
So nit das Schwert entpfunden.
Frei frisch und keck haben kaut*) darnieder,
Lebendig wirs haben gefunden.

Herodes.
Recht also hab ichs gewollt,
1680 Das keins soll übrig bleiben.
Auch anderst mir nit winschen wollt,
Jetzt kann ich ruhig treiben
Und führen all mein Regiment,
Darf mich vor keinen sorgen,
1685 Besitz dasselbig an mein End,
Heut schlaf ich in Ruh bis morgen.
(Gehen ab.)

Dritter Eingang.

Hauser
(allein).

Dem Gott seys klagt im Himmel oben,
Die Welt muß untergehen.
Was ist das für eine grausame That,
1690 Alle Haar mir z berg aufsteh'n.
Hät ja mein Tag nicht sottaß dacht,
Das sollt erleben ich,
Das alle Knaben um werden bracht,
Ach Gott erbarme dich.

*) gehauen.

Vierter Eingang.

(Der Lehnl kommt dazu.)

Lehnl.
1695 O Hauser mein wie gar allem,
Sag mir was ist dir doch.

Hauser.
Es thät ja grad kein Wunder sein,
In d Erden mich verkroch.

Lehnl.
Werso wer hats gethan,
1700 Das du dich so narrisch stöllst,
Bist sunst ja grad a brafa Mann,
Dast mir nur gleich heut nöt gfallst.
Sag mirs was muß die Ursach sein,
Ich bitt dich du mirs nöt vaholst.

Hauser.
1705 Für Leid vastehst schau Bruder mein,
Kanns kaum recht sagen dir,
Der König drobn zirnt allem,
Herodes der Diran.
Schickt überall z Saldadten hin
1710 Mit ihrem Rittersmann,
Die Kindlein all bringen um
Ohne Barmherzigkeit.
Das thut mich schmerzen um und um,
Ich mecht grad sterben heut.

Lehnl.
1715 Was du mir sagst, das sey Gott klagt,
Soll den nun also sein,
Ferst du das Kindl a da dabst,
So liegt in Kribbelein.
Herodes schau so will ich dich,
1720 Ich derfs nöt sang recht —
Ich muß na grad geschwind laufen hin,
Gehst a mit mir, ich bitt dich schön,
Den Kindl wöll ma was sangn.

Hauser.
Ist mir schon recht, will a mit gehn
1725 Das ich ihm mein Leid kann klagn.

(Gehen ab.)

Beschluß.

Beiträge zur Volkskunde des Kuhländchens.

III. Hochzeits-, Tauf- und Trachtgebräuche im Kuhländchen vor 100 Jahren.

Von Alexander Hausotter, Petrowitz.

(Quellen: 1. Jurende, Mährischer Wanderer, I. Jg. 1809. 2. Dorfchroniken, 3. Traditionen.)

Ein recht interessantes Ländchen ist jener Landstrich im nordöstlichen Theile Mährens, welcher die Industriestädte Mähr.-Weisskirchen, Odrau, Fulnek, Wagstadt und Freiberg als Grenzen nennt und Neutitschein mit dem Orte Kunewald als Hauptstadt und Mittelpunkt führt. Seinen Kern findet es in der flurenreichen Ebene des Oderthales.

Dieses industriereiche und arbeitsthätige Gebiet führt seit altersher den Namen Kuhländchen*) und mit Recht. Gipfelt doch der Hauptwohlstand der Bevölkerung in der Viehzucht, welche züchterischen Ergebnisse sich bereits einen Weltruf verschaffen mochten.

Aber auch für den Naturforscher, Gelehrten und Touristen bietet es eine Fülle lehr- und sehensreichen Materiales.

Dieses Gebiet mit seinen 70 Ortschaften bei einer Bevölkerungszahl von rund 50.000 Einwohnern ist mit Ausnahme der Oderebene mehr oder weniger Hügelland, welches als wellenförmige Abdachung zweier mächtiger Gebirgszüge resultirt. Im Norden und Nordwesten der Oder breitet sich der Gebirgszug der Sudeten (Odergebirge), im Süden und Südosten jener der Karpathen (Beskiden) in langen Zügen mit hohen Berggipfeln aus. Die Karpathenabsenkungen einerseits, wie auch die Sudetenabflachungen des sogenannten Gesenkes andererseits, bilden mit der kaum merklichen Bodenerhebung von 292 *m* westlich von Bölten bei Mähr.-Weisskirchen den berühmt niedrigsten Uebergang über die europäische Hauptwasserscheide.

Von den Höhenpunkten des Hügellandes sind als wichtigste zu nennen: Der *Pohorsch-Berg,* der *Kriegshübel* bei Kunewald, 352·8 *m*, der *Steinberg* und der *Gimpelberg* südlich von Neutitschein, der *Schlossberg* bei Fulnek, der *Altitscheiner-Berg,* während weiter im Süden und Südosten die Gipfel des *Jawornik, Radhost, Kniehina, Smrk* und *Lissahora,* letzterer mit der stattlichen Höhe von 1325 *m* in das Kuhländchen hineinblicken.

Die Bewohner sind fast durchwegs Deutsche und heben sich von ihren Nachbarn, den Czechen, in Sprache, Tracht, Sitten und Gebräuchen wesentlich ab. Merkwürdig sind ihre Hochzeits- und Kirchgangsgebräuche, ferner die Tracht ihrer Kleidung, was in Nachfolgendem dargelegt werden soll.

1. Hochzeitsgebräuche.

Sobald die Eltern gewillt sind, ihr gesammtes Hauswesen einer jüngeren Kraft zu übergeben und als solche der älteste Sohn hiezu

*) Siehe VII. Jg. dieser Zeitschrift. Heft IV, Seite 191—195.

prädestinirt erscheint, gehen nun die ersten Vorbereitungen zur Gründung eines geordneten Haus- und Wirthschaftsstandes an.

Nur zu bald sind die mitunter köstlich-drolligen Scenen des »Fensterln« vergessen, und mit Ruhe und Besonnenheit wird dieser bevorstehende Act des Lebens eingeleitet.

Das Auffallendste bei der Einrichtung der Hochzeiten ist, dass Braut und Bräutigam — wie fast überall üblich — ihre Gäste nicht gemeinschaftlich laden und bewirthen, und sich zusammen beim Hochzeitsmahle freuen, sondern jeder Theil ladet seine Verwandten und Nachbarn abgesondert ein, so dass jeder für sich eine Hochzeitsgesellschaft bildet.

Der Gang des Ganzen ist nun folgender: Wenn der Heiratsantrag gemacht werden soll, so begibt sich der Bräutigam in Begleitung von ein paar älteren Männern aus dem Kreise seiner Verwandten oder Freunden zu den Eltern der Braut,*) wo man sie bereits erwartet und woselbst auch schon Vorbereitungen zu einem würdigen Empfange getroffen worden sind. Die Begleitsmänner machen den Antrag; dieser wird genehmigt und hie und da auch schon manche vorläufige Verabredung rücksichtlich des Ehevertrages getroffen. Sodann wird die Braut gerufen und befragt, ob sie mit freiem Willen ihre Einwilligung gebe? Bei Bejahung dieser Frage reichen sie sich einander die Hand, und der Bräutigam gibt ihr ein Goldstück oder einige Thaler als »Mahlschatz« und »Einigungspfand«. Nun wird die Wein- oder Branntweinflasche herumgeboten, und hernach vereinigen sich Alle bei einem kleinen Male aus Braten, Kuchen und dergleichen bestehend.

Dies heisst das »Gewissmachen« oder »aufs gewisse Wort geh'n«.

Sobald nun die Angelegenheiten der in Aussicht stehenden Eheschliessung im besten Gange sind, wird zu dem kirchlichen Aufgebot geschritten. Vier Wochen vor der Hochzeit begibt sich der Bräutigam mit der Braut zum Seelsorger der Gemeinde und legen ihm ihr Anliegen vor. Nachdem sie seinerseits in wohlgefälliger, gemessener Ansprache auf diesen bedeutungsvollen Schritt aufmerksam gemacht worden sind und auch der Katechismus streng ausgehört worden ward, erfolgt mit nächstem Sonntag die erste kirchliche Aufbietung.**)

Bei der bald nachher folgenden Eheberedung oder »Zusage«, welche gewöhnlich acht bis vierzehn Tage vor der Hochzeit gehalten wird, versammeln sich die Verwandten und Freunden beiderseits im Ortsgerichte, dessen Mitglieder ebenfalls anwesend sind. Nun wird

*) Die bevorstehende Werbung wurde der Braut von ihrem Auserwählten bereits gelegentlich beim „Fensterln" oder bei einer sonstigen Gelegenheit angedeutet.

**) Gewöhnlich liess man dieser kirchlichen Ceremonie Beschleunigung zutheil, indem man in den Perioden der Eheschliessung (Fasching, nach Ostern) jene Zeit wählte, in welcher sich einige Feiertage trafen.

alles Nöthige verhandelt und debattirt; hierauf der *Ehevertrag* aufgesetzt. Während diesen Verhandlungen wird im Hause der Braut das Essen (Rindener Braten mit einer grossen Brühe und Kuchen) für die Geschworenen und für die nächsten Theilnehmer der Verhandlung zubereitet und in das Ortsgericht*) gebracht. Zerschlägt sich zufällig die Heiratsunterhandlung, so unterbleibt das Essen.

Nun geht das Hasten und Eilen im Bauernhofe an. Die Räumlichkeiten werden alle der Reihe nach — mit Ausnahme der im Laufe der Zeit braun gewordenen Tramdecke der Wohnstube — geweissigt, Stuben-, Küchen-, Kammern- und Bodengemache gescheuert und Alles für den neuen Besitzer hergerichtet.

Die Hochzeiten finden hierzulande durchwegs mit geringen Ausnahmen am Dienstag, die Acte der Trauung und des Hochamtes um halb 11 Uhr Vormittags statt.

Auch der sogenannte »Hôukstbîeter«, eine wichtige Person in Gemeinde, hat von dem Dorfgespräche mit Zufriedenheit Notiz genommen und stellt sich im Hause des angehenden Bräutigams ein, um dessen Aufträge entgegenzunehmen. Im schwarzen Schösselrock, sammt Weste und Hose, am Kopfe den hohen Cylinderhut (Angströhr), die Brust mit einem Sträusschen geschmückt und in der Rechten den gleichfalls verzierten Hôukstbîeterstock gravitätisch schwingend, geht er nun seinem Amte der Einladung der Hochzeitsgäste nach. Mit einer kurzen Ansprache entledigt er sich bei jedem Einzelnen der hoheitsvollen Sendung, nicht ohne bedeutende Trinkgelder eingeheimst zu haben. Ist er damit fertig geworden, so findet er sich bei den Eltern der Braut ein, um sodann, wenn auch diese Aufträge zur beiderseitigen Zufriedenheit erledigt sind, sich für den grossen Tag der Hochzeitsfeier vorzubereiten; denn viel wartet seiner.

Lange Reden muss er halten, das alte und neue Testament in besonders wichtigen Punkten ganz im Kopfe haben und mit markanten Stellen aus der heiligen Schrift schlagfertig bei der Hochzeitstafel erwidern können.

Nur zu oft findet er in dem Brautführer einen gewandten Redner, und da heisst es seinen Mann stellen.

Eine Woche vor der Hochzeit fängt nun im Hause des Bräutigams wie der Braut die Zeit emsigster Thätigkeit an. Der zu feinem Mehle vermahlene Weizen wurde aus der Wind- oder Wassermühle geholt, Butter, Eier, Milch, Quark, Zucker, Pfefferkuchen, Honig und dergleichen haben theils die geladenen Gäste, theils die sogenannten »Bäckeweiwer« in Hülle und Fülle ins Haus gebracht. Schon zeigen sich in den ersten Tagen der Woche ein oder zwei der nächsten Anverwandten, um die ersten Vorbereitungen zum Backen zu

*) Zuweilen wurde dieses Mahl, da doch zu jener Zeit das Ortsgericht (Erbrichterei) mit einem Schankrechte begabt war, in dem Wirthshause selbst zubereitet, wie auch durchwegs die Tanzunterhaltungen bei Hochzeiten hier stattfanden.

treffen. Da werden »Quarglen« (Topfen, zu kleinen Kegeln gestaltet) in Unzahl geformt, auf Hürden gestellt und dörren gelassen, hier wiederum Pfefferkuchen (Lebzelt) gerieben, während eine Andere die Prunkteller, die Gläser, Messer und dergleichen aus verborgenen Winkeln hervorholt, reinigt und eventuell aus der Nachbarschaft leihweise erbittet. Hochzeiten mit dreissig bis fünfzig Personen jederseits gehören nicht zu den Seltenheiten.

Unter mancherlei solchen Vorbereitungen sind die letzten Tage der Woche angebrochen. Am Sonntag Nachmittag haben sich bereits alle »Bäckeweiwer«, zehn bis zwölf und noch mehr an der Zahl, eingefunden. Der mächtige Backofen steht im besten Feuer. Auf zwei bis drei Tischen geht nun das Kuchenbacken an, wobei sich die »Weiwer« mit allerlei Kurzweil die Zeit vertreiben. An circa zehn Metzen Weizen werden da verbraucht und 200 bis 300 Kuchen nebst 40 bis 50 Buchteln (Kugelhupf) »Baewe« gebacken.

Am Montag werden die ersten Kuchen ausgetragen, und es ist Sitte, dass die Kranzeljungfer hieran den Hauptanteil nimmt. Da gibt es Kraut-, Pflaumen-, Quark(Füllsel)- und Mohnkuchen und selbst der sogenannte »Trotscher«, ein kleiner viereckiger Pflaumenkuchen, darf nicht fehlen. Dieser wird von der Kranzeljungfer dem Brautführer überbracht.*)

In den Nachmittagsstunden, nachdem auch die Bäkewaiwer ihre Hauptarbeit beendet haben, wird von diesen das »Bettefoarn« inscenirt. In vollem Aufputz wird das Bettzeug der Braut auf 2 bis 3 Kaleschen (Pritschken) durch das Dorf im schnellsten Tempo geführt und jede Gelegenheit benützt, bei einem vorüberfahrenden Wirtshause Stärkung in Form eines feinen Schnapses einzunehmen. Dies nennt man »Courage machen«. Denn noch viel harrt der munteren »Bäkeweiwer«. Sie jauchzen und schlagen während der Fahrt mit den Händen auf die dickstrotzigen, mit allerlei bunten Bändern verzierten Betten ein. Selbst das Gespann ist sich dieser Situation bewusst, und wundersam nehmen sich die gleichfalls mit Bändern und Sträusschen geschmückten Thiere aus. Nachdem diese Wagencolonne durch mancherlei »Sperren« gehemmt und für ein ansehnliches Lösegeld wiederum freigegeben wurde, langen die Bettfrauen endlich vor dem Hause des Bräutigams an. Doch der Eintritt wird ihnen verwehrt und sie gelangen unter weitläufigem Ceremoniell erst in die Behausung, als sie sich zu einem neuerlichen Lösegeld herbeilassen. Aber schon im nächsten Momente hat man einem weniger umsichtigen »Bettewaiw« einen Polster entrissen. Das Schreien und Lamentiren nimmt schier kein Ende, bis sich auch dieses mit einem weiteren Lösegeld zum Guten wendet und bei Speise und Trank die ausgestandenen Unthaten recht bald vergessen lassen.

*) Hie und da herrscht auch heute noch der Brauch, dass der Brautführer ein schön gesticktes leinenes Sacktuch als Beigabe erhält.

Am Abende vor der Hochzeit geht der Bräutigam in Begleitung des Brautführers und des sogenannten Vorsprechers (Houkstbieter), der bei allen Verhandlungen — sowohl beim Oberamte und Seelsorger, als bei allem Hochzeitsceremoniell — das Wort führt, zu den künftigen Schwiegereltern, um um die Braut zu bitten. Dieser Act ist dem weiblichen Theil der Familie eine ganz köstliche Unterhaltung, welche, obwohl sie sich bei jeder dergleichen Gelegenheit ganz genau und wörtlich in derselben Form und Einkleidung wiederholt, ihnen doch immer neu und höchst anziehend dünkt. Zur Zeit der Abenddämmerung werden im Hause der Brauf alle Thüren geschlossen. Die Anwerber kommen gemeinschaftlich an die Hinterthüre des Hauses und pochen, Einlass begehrend, an. Sie werden von den Insassen des Hauses mit rauhen Worten abgewiesen. Nun fahren sie fort zu pochen und zu rufen und greifen zuletzt nach alten Töpfen*) und bombardiren die Thüre, da man ihnen noch immer nicht öffnen will. Endlich geht die Thüre auf. Der zweite Aufzug des Schauspieles beginnt.

Die Brautwerber bleiben an der Thüre stehen und bitten »als arme Reisende« um gütige Beherbergung. Man bedeutet ihnen, dass hier keine Herberge sei, sie möchten nur zum Richter des Ortes gehen. Sie halten nun mit Bitten an, doch im schärferen Tone entgegnet man ihnen, dass sie wohl Vagabunden oder sonst verdächtiges Gesindel seien, man könne ihnen nicht trauen. Auf diese Art und Weise geht der Wortwechsel — der natürlich im Dialecte geführt wird — noch ein Zeit lang hin und her. Endlich geben sie sich zu erkennen und werden bewillkommt. Nun entwickelt sich das bunteste Treiben. Zuerst hält der Brautführer eine sehr lange, zierliche, mit allerlei Redewendungen ausgeschmückte Anrede.**)

Hierauf erfolgt eine zweite Rede des Houkstbieters. Dieselbe fängt mit der Stiftung des Ehestandes im Paradiese an, verweilt bei der Hochzeit zu Kannaa in Galiläa, und spinnt sich allmählig, unter mancherlei Wendungen, bis zu dem gegenwärtigen Brautpaare hin, um endlich in die geziemende Bitte auszugehen, dass morgen die ehrsame Jungfer Braut, mit Tugenden reich geziert, in die Kirche geführt werden möge. Sodann empfiehlt er den Bräutigam und seine Angehörigen, den Schwiegereltern, Freunden und Verwandten zur Gewogenheit und Freundschaft, was durch den Vorsprecher rücksichtlich der Angehörigen und Verwandten der Braut wiederholt wird. Nun ist die Ceremonie zu Ende, und es folgt ein kleines, freundschaftliches Mahl.

*) Da die Hinterthür unmittelbar an die Küche anstösst und die äussere Gebäudewand mit dem Keller einen Winkel bildet, so werden hier die diversen zerschlagenen und alten unbrauchbaren Geschirre aufgehäuft.

**) Man sieht daher auch bei der Wahl des Brautführers immer darauf, einen solchen auszusuchen, der viel auswendig zu lernen und mit hinlänglicher Dreistigkeit herzusagen im Stande ist.



Da ertönen mit einem Male die lustigen Weisen der wackeren Dorfcapelle. Alles beeilt sich mit dem Essen, und schon haben die immer fidelen »Bäckeweiber« mit den übrigen Insassen die Tische so gut als möglich beiseite geräumt, und das Tanzen beginnt. Fasst die Stube und die Flur nicht alle, so geht's in kreisendem Fluge in den Hof hinaus. Da, eine kleine Pause, während welcher den Musikanten Kuchen gereicht wird. Aber auch andere Gäste haben sich eingefunden und eine Schar Kinder nebst Erwachsenen, aus Mägden und Knechten der Nachbarschaft bestehend, blicken sehnsüchtig nach dem mächtigen Kuchenkorbe, mit welchem soeben ein »Bäckeweib« die Runde macht. Auch sie erhalten davon, und mit den neuerlichen Klängen der Musikanten mischt sich der Freudenjubel der Neugierigenschaar.

Nachdem nun die ganzen »Leibstecklen« abgespielt sind und »zuguterletzt« auch noch die »Houkstmutter mit'n Vaoter« ihren Mazurka der allgemeinen Freudenstimmung geopfert haben, nehmen die »Musikante« ihr »Spielgezeig« unter den Arm und treten auf Geheiss in die Stube. Sie verspüren schon eintretende Ermattung. Haben sie ja doch schon beim »Bräuterich» Erkleckliches leisten müssen, und nun stärken sie sich bei Kuchen und Wein.

Das Abendläuten ist verklungen, langsam lichten sich die Räume.

Am Hochzeitsmorgen gegen 9 Uhr Früh erscheinen die von Seite der Braut geladenen Gäste im Hause derselben zum Frühstück, welches aus Butterbrot, Branntwein und Kuchen besteht. Während desselben blicken die Anwesenden und wohl hie und da auch eine der »Bäckeweiber« unruhig zum Fenster hinaus, ob sie nicht schon die Bräutigamsschaar ansichtig werden können. Erscheint nun der Bräutigam sammt Gefolge, so müssen die Gäste der Braut, sie mögen schon gefrühstückt haben oder nicht, den Kameraden Platz machen und aus der Stube weichen, worauf sie in gleicher Art und Weise bewirtet werden.*)

Während dieser ganzen Zeit darf sich die Braut nicht sehen lassen, sondern muss in einem Seitengemache warten, bis der Brautführer sie abholt. Indessen steckt die Kranzeljungfer jedem einzelnen Hochzeitsgast ein Sträusschen an die Brust. Die Verheirateten erhalten ein aus Rosmarin — die Ledigen ein aus künstlichen Blumen geflochtenes Sträusschen. Sobald das Frühstück beendet ist und der Fürsprecher das mit einem weissen Tuch bedeckte Fussbrett (Schemele) zurecht gemacht hat, lässt er durch den Brautführer die Braut abholen.

Die Eltern der Braut wie die des Bräutigams haben sich gleichfalls eingefunden, und alsbald tritt mit dem Erscheinen der schluchzenden Braut tiefe Stille ein. Der Hochzeitsbitter richtet nun an die

*) Die Gäste der Braut erscheinen daher stets eine Stunde früher.



Eltern der Braut die Frage, ob sie gewillt sind, diesen, den Herrn Bräutigam, als Schwiegersohn anzuerkennen, welche Ansprache er unter Hinweis auf die Braut an die Eltern des Bräutigams wiederholt.*) Dies wird bejaht. Nun bittet er weiters, dass sie dem jungen Paare ihren elterlichen Segen ertheilen mögen. Dies geschieht, und unter lautem Schluchzen, wobei sich der Bräutigam gleichzeitig bei den Schwiegereltern für die Braut bedankt, und letztere sich auch noch von allen ihren Angehörigen unter unaufhörlichem Schluchzen verabschiedet hat, setzt sich der Zug, unter Vorantritt der Musik, zum Gange in die Kirche in Bewegung. Voran der Brautführer mit der Braut, sodann der Bräutigam mit dem Brautmädchen (Kranzeljungfer), das Brautweib mit ihrem Gemahl sowie die übrigen geladenen Gäste paarweise. Die Mutter der Braut, wie die des Bräutigams bleibt zu Hause, um die Vorbereitungen für das Essen (Hochzeitstafel) im Vereine mit den »Bäckeweiwern« zu treffen.

Zuweilen wird auch zur Kirche gefahren. Sobald der Hochzeitszug in Sehweite des Kirchendieners kommt, werden die Glocken geläutet.

Aber noch steht den Hochzeitstheilnehmern, gleichwie am Vortage beim »Bettfahren« eine unangenehme Ueberraschung bevor. An einer geeigneten Stelle, gewöhnlich bei einer mit Geländer versehenen Brücke und dergleichen günstigen Orten hat man ein mächtiges Seil gespannt, und ein bis zwei vermummte Personen mit geschwärzten Gesichtern und umgekehrten, mit einem Strohseil zusammengebundenen Pelze begehren Lösegeld. Man feilscht hin und her, erledigt sich einiger Obolusse, die Strasse wird freigegeben. Bei der Kirche angelangt, treten die Musikanten beiseite, und unter den Klängen eines Marsches zieht der Zug in die Kirche ein.

Nach dem feierlichen Gottesdienste — mittlerweile ist es Mittag geworden — begeben sich die Trauzeugen in die Wohnung des Pfarrers, währenddem die Hochzeitsgäste mit den Neuvermählten in der Vorhalle der Kirche deren Rückkehr abwarten.

Nach der Trauung begibt sich die ganze beiderseitige Hochzeitsgesellschaft unter den Klängen der Musik ins Wirthshaus, woselbst mit dem sogenannten »Brautstekle«, deren Weise vom Brautführer bestimmt wird, der eigentliche Tanz eröffnet wird,**) dem nun bis zur Essenszeit (Hochzeitstafel) — die im Winter um 3 oder 4 Uhr Nachmittag, im Sommer auch noch später stattfindet — gehuldigt

*) Es war aber auch Sitte, dass, wenn das väterliche Haus des Bräutigams am Wege zur Kirche lag, die Braut bei ihrem Gange zur Kirche in dieses hineintrat, um die Eltern zu herzen und ihren Segen zu erbitten, was in entgegengesetztem Falle unterblieb.

**) Bei diesem Brauttanze tanzt der Brautführer mit der Braut und führt sie dem Bräutigam zu. Hernach holt er die Kranzeljungfer ab, welche er nach einigen Touren wiederum ihrem „Verehrer" übergibt. Sodann tanzt er mit dem Brautweib einige Male im Saale herum, und nachdem er auch diese ihrem Mann zugeführt hat, holt er sich sein „Schätzlein", mit welchem er, freudig aufathmend, bis zum Schlusse dieses Tanzstückes kreist. Dieses „Brautsteckle" währt daher ziemlich lange.



wird. In den Pausen werden an die Gäste Kuchen vertheilt.*) Zur genannten Zeit begibt sich jeder Theil mit seiner besonderen Gesellschaft zum Essen.

Sind der Musikanten nur drei, so folgen sie dem Bräutigam dahin, sind ihrer vier, so hat die Braut und ihre Gesellschaft ein Recht auf einen davon; doch muss der Bräutigam darum ersucht und angesprochen werden. Das Hochzeitsmahl besteht in der Regel aus Graupensuppe, eingemachtem Kalbfleisch — das seiner gelben, gewürzten Brühe wegen auch Gelbfleisch genannt wird —, ferner aus Rindfleisch mit Milchkren, Honiggries (Gries mit Milch gekocht, mit Lebzelt bestreut, was sodann noch mit Butter und Honig reichlich übergossen wird), rindener Braten mit Sauerkraut. Für die Verheirateten wird noch eine Delicatesse, »Füllsel« genannt, bereitet, welcher aus Eiern, Käse, Gries und Mehl sich zusammensetzt. Im Sommer wird mitunter im Garten ein Zelt von Tüchern errichtet, unter welchem zehn oder auch mehr Tische aufgestellt werden, jeder Platz für zwölf Personen gewährend. Zuweilen werden auch im Freien in einem zu diesem Zwecke errichteten Ofen die Speisen zubereitet. Hie und da wurde auch ein selbstgezogenes Rind geschlachtet.

Nach beendetem Essen — der Zeitpunkt des gemeinschaftlichen Aufbruches wurde schon im vorhinein bestimmt — nimmt die Braut von ihren Eltern Abschied, was unter Thränen und vielem Schluchzen geschieht. Vor dem Weggange schliessen ihre »Gespielinnen« im Hausflur um sie einen Kreis und singen ein bestimmtes altes Lied. Hierauf begibt sich die ganze Gesellschaft, singend und johlend, zum Richter des Ortes.

Der Bräutigam begibt sich mit seinen Gästen auch dahin. Wenn die Wohnung der Braut auf seinem Wege gelegen ist, kehrt er mit seiner Gesellschaft und Musikanten da ein und führt seine junge Frau mit sich. Sobald nun Alle beim Richter versammelt sind, wird der Ehevertrag noch einmal vorgelesen, und das junge Paar sowie alle näheren und entfernteren Interessenten befragt, ob sie noch irgend etwas dabei zu erinnern oder einzuwenden haben. Wenn dieses verneint wird und also der Inhalt als berichtigt und abgethan anzusehen ist, so begibt sich die ganze Hochzeitsgesellschaft neuerdings auf den Tanzboden, woselbst mit dem Abspielen eines Einzugsmarsches sowie des »Brautstekle« der Tanz von Neuem anhebt.

Nun folgt die Ceremonie des sogenannten »Aufwerfens«. Der Hergang ist folgender: Die Braut, die Kranzeljungfer und das Brautweib setzen sich an einen Tisch (Brauttisch), an welchen der Bräutigam

*) Jede grössere Hochzeit (Bauernhochzeit) stellt ein bedeutendes Dorfereigniss dar und Alt und Jung, namentlich die weiblichen Elemente, nimmt aus Neugierde an dieser Feier theil. Sie wohnen dem kirchlichen Acte bis zum Beginne des Hochamtes bei und entfernen sich sodann. Am Nachmittage, namentlich zur Zeit der Rückkehr der Hochzeitsgesellschaft von der Tafel, finden sich die Erwachsenen und insbesonders die Mädchen abermals ein und nehmen am Tanze theil.

und der Brautführer, welcher auch hier wieder das grosse Wort führt, herantreten. Das Brautweib fordert nun den Bräutigam zu Geschenken für die Braut auf. Der Brautführer wirft in deren Namen einige Groschen auf den Tisch hin. Diese werden nicht angenommen, und über die Armseligkeit und Knickerei bei dieser Gabe wird weidlich geschimpft. Er gibt dann in mancherlei Abstufungen immer etwas mehr; indes es erfolgt — im Verhältniss — dieselbe zurückweisende Erwiderung. Endlich, wenn dieses Markten und Streiten lange genug zum allseitigen Ergötzen gedauert hat, erfolgt nun das eigentliche, der Braut bestimmte Geschenk, welches gemeiniglich in fünf Thalern besteht. Nun werfen die nächsten und entfernteren Verwandten sowie die angeseheneren Gäste, dann die Gespielinnen der Braut jedes ein Stücken Geld auf den Tisch, welcher insgesammt durch das Aufwerfen eingekommene Schatz den »Cassafond« der jungen Frau für ihre neue Wirthschaft ausmacht. Nun geht das Tanzen wieder an und dauert bis in die Nacht hinein. Der Bräutigam darf aber nach der bestehenden Etiquette, keinen Antheil daran nehmen, sondern sitzt mit den Männern bei feuchtfröhlichem Plausche hinter dem Brauttische, indes die Braut, nunmehr seine junge Frau, sich wacker dem Tanze hingibt. Wenn nun die Zeit des Aufbruches herannaht, so geht die Braut von einem Gaste zum anderen, schlägt um jeden ihren bräutlichen Mantel, fällt ihm um den Hals, küsst ihn und erhält dafür als Gegengabe ein Stück Geld. Diese Form des Geldeinhebens heisst »herzen geh'n«.

Erst bei anbrechendem Morgengrauen verlässt das junge Paar das Tanzlocal und begibt sich in sein neues Heim. Doch auch hier sind sie gegen die Unthaten ihrer Hausgenossen nicht gefeit, denn mit gründlicher Sachkenntniss müssen jetzt die Lagerstätten durchsucht werden, da die im Erfinden von allerlei tollen Einfällen unermüdlichen »Bäckeweiber« selbst dieses Heiligthum nicht schonen. Hie und da gelingt es einem besonders veranlagten Abenteurer von der Begleitgarde, sich mit dem jungen Ehepaare in das Schlafgemach einzuschleichen, mit welchem Erfolge die Ceremonie des »Strumpfausziehen« verbunden ist. Dass auch hier bei dieser Gelegenheit ein ansehnliches Geldstück, das die junge Frau zuvor durch das Strumpfband hat gleiten lassen, resultiert, ist selbstverständlich.

Am nächsten Tage kommt der feierlich-drollige Moment des des »Hauwovsetze« und «Rasierens« an die Reihe.

Nachdem sich die Anverwandten des jungen Paares im neuen Heim eingefunden haben, erscheint der Brautführer mit einigen gleichgesinnten humorvollen Genossen und nun geht das Hetzen und Johlen von Neuem an. Alles Sträuben und Schlagen der dieser Ceremonie sich Widersetzenden hilft nichts. Unter den erdenkbarsten Ergötzlichkeiten wird der jungen Frau die »funkelnagelneue Hauw« kunst- und stilgerecht aufgesetzt, und nun folgt der Akt des »Rasierens«. Zuerst

wird das junge Weib, sodann der Gemahl, die Kranzeljungfer (»Gespîel«) und der Reihe nach die zetternden Bäckeweiber dieser Prozedur unterzogen. Während einer von den Cumpanen mit dem »Malkschavle« (Melkkübel) voll Mehl und ein zweiter mit einem neuen Weisswedel hantirt, obliegt einem anderen das Einseifen, indes sich der Brautführer zu seinem Amte als Barbier mit seltener Bravour anschickt. Ein hölzernes Rasirmesser leistet ihm dabei den harmlosesten Dienst, während ein zweiter dem Opfer einen improvisirten Spiegel in Form eines Küchenbrettel vor das Gesicht hält. Zuweilen sucht man sich den »Tyrannen« durch die Flucht oder durch ein abverlangtes Lösegeld zu entziehen; doch umsonst. Wohlgemuth werden die Geldstücke unter der Versicherung der Freigabe eingesteckt, aber die Opfer bleiben wiederum ihrer Bestimmung erhalten.

So vergeht auch dieser wie der nächstfolgende Tag unter Sang und Klang, und erst mit nächstem Sonntag »der Feier der Nachhoûxt« endigen die Belustigungen und Feierlichkeiten der bäuerlichen Hochzeitsfeste.

(Schluss folgt.)

Die Salzschnitzereien der Wieliczkaer Bergarbeiter.

Von Ludwig Młynek, Tarnów.

Meine Sammlung der Salzschnitzereien, die ich dem Museum für österreichische Volkskunde zum Geschenke übersandt habe, enthält eine Reihe von Arbeiten, welche uns eine ziemlich genaue Erkenntniss dieses Industriezweiges der gewerbfleissigen Bergarbeiter in Wieliczka ermöglichen.

Wie aus den Betrachtungen derselben zu ersehen ist, schnitzen die Bergarbeiter von Wieliczka aus Salz nur solche Gegenstände, welche sie in ihrer nächsten Umgebung vorfinden, die sie bei ihren täglichen Handlungen sehen und benöthigen: Rosenkränze, Kreuze an den Gräbern, Medaillen, Gebetbücher, Papierdrücker Wappenbilder und dergleichen. Die von mir dem Museum zugesandten Salzfiguren zeigen uns andere Gegenstände, welche von den Wieliczkaer Bergarbeitern in Salz geschnitzt werden. Wir haben vor uns: ein schön möblirtes Zimmer aus Salz, eine Küche mit allem Zubehör; draussen liegt ein kleiner Friedhof mit einer kleinen Capelle und mehreren Grabmälern. Unter den Möbeln des Zimmers bemerkt man in der Mitte einen schönen runden Tisch, eine lange Sesselbank, einige Sessel und im Hintergrunde einen grossen Toilettenspiegel. Auf dem Tische und auf der Sesselbank liegen Bücher und kleine Papierdrücker in verschiedenen Formen: einer hat die Gestalt eines kleinen Hündchens, ein anderer versinnlicht uns die drei Glaubensartikel: Glaube, Hoffnung und Liebe; viele ahmen das künstlich krystallisirte Salz nach. In der Küche stehen Waschbecken, Züberchen, Schüsseln, Töpfe, Bügeleisen und andere Küchengeräthe.

In der Friedhofscapelle befindet sich eine Marienstatue: Jungfrau Maria, zu deren Füssen die Erdkugel mit der Weltschlange und die Mondsichel. Unter den Grabmälern im Friedhofe ist das grosse Kreuz auf einem Salzblock am schönsten. Am Kreuze hängen zwei andere Glaubenssymbole.

Unten in dem Wieliczkaer Salzbergwerke befindet sich unleugbar das schönste Exemplar der Wieliczkaer Salzschnitzereien. Es ist das die alte St. Antoniuscapelle, welche im Jahre 1698 von einem Bergarbeiter, dessen Name jedoch der Nachwelt unbekannt blieb, in einem reinen Grünsalzkörper ausgehauen worden ist. Wenngleich die ganze Arbeit keine Künstlerhand verräth, so ist dabei die ausserordentliche Mühe und der Fleiss des Unternehmers nicht zu verkennen, und diese Capelle schon aus der Ursache sehr merkwürdig, weil alle darin vorfindigen Säulen und Statuen der Heiligen nicht hineingebaut, sondern das Ganze in dem Salzkörper ausgespart wurde, ohne die Symmetrie nur im Mindesten dabei gestört zu haben. Diese Capelle ist vom Eingange bis zum Altare vier Klafter lang, dreieinhalb Klafter breit und drei Klafter hoch. Den Hintergrund des Altars, welchen eigentlich eine ausgehauene, zwei Klafter tiefe Nische bildet, nimmt ein Cruzifix ein, vor welchem Maria, den Heiland als Kind am Arme, dem heiligen Antonius übergebend, dargestellt ist. Die Hauptgruppe dieses Altars ist mit gewundenen Säulen verziert, und enthält in Seitenfiguren den heiligen Clemens und heiligen Stanislaus. An den Stufen des Altars knien zwei Ordensbrüder des heiligen Antonius in betender Stellung. An der Seite des Hauptaltars rechts ist Christus am Kreuze, unter welchem Maria Magdalena und Johannes stehen. Diesen gegenüber, an der linken Seite, sieht man in einer Nische die Statue des zur Zeit der Capelleneinrichtung regierenden Königs August, aus reinstem Salzspat gehauen, welche Salzart seit dieser Zeit nicht mehr in einer solchen Grösse vorgefunden wird. Gleich bei dem Eingange in die Capelle sind noch auf beiden Seiten zwei kleine Altäre, auf deren einem der heilige Casimir, auf dem anderen der heilige Franciscus die Hauptfiguren vorstellen. Dem Eintritte in dieser Capelle gegenüber ist auf der anderen Seite der Strecke eine aus Salz gehauene Predigtkanzel mit den Aposteln Petrus und Paulus zu ersehen.

In den vormaligen Zeiten wurde in dieser unterirdischen Salzcapelle durch einen Priester täglich der Gottesdienst verrichtet, welchem alle Beamten und Bergarbeiter immer beiwohnen mussten. Später wurde diese Andacht in die Pfarrkirche übertragen.

Die Zeichnungen und Zierathen, mit denen die Salzschnitzereien von den Wieliczkaer Bergarbeitern ausgestattet werden, stellen kleine Blumen, Blätter und Zweige dar. Diese werden durch Linien, Keilstriche, Kreise und Punkte miteinander verbunden, so dass sie sich zu schönen Ornamentmustern gestalten. Von den Blumen, Blättern

und Zweigen kommen an den Salzfiguren doldenartige Feldblumen, Birken- und Eichenblätter, Zweige der Nadelbäume am häufigsten vor — sehr ähnlich sowie die an den Ostereiern (»pisanki«), an den Bauernhemden der Männer und Frauen — besonders aber die an den aus Holz geschnitzten Hausgeräthen: Kästen, Schränken, Bänken und Tischen, welche in Wieliczka an gewöhnlichen Markttagen feilgeboten werden. Kurz, der Wieliczkaer Bergarbeiter nimmt die Motive und Muster zu seinen Salzschnitzwerken von der ihn umgebenden Welt. Was er um sich her sieht und daran einen Gefallen findet, das trachtet er aus Salz zu schnitzen — zu hauen. Manche Schnitzwerke tragen an sich ein alterthümliches Gepräge und geben dem Forscher Anlass zu mancherlei wissenschaftlichen Bemerkungen.

Das Material, aus welchem die Salzschnitzereien erzeugt werden, bildet meistentheils das sogenannte »Schybiker«-Salz (»sól szybikowa«), welches in Säulen, Tafeln, Würfeln und anderen geometrischen Salzkörpern krystallisirt. Es ist farblos, durchsichtig wie Glas (szyba = Scheibe), dabei so spaltbar und weich, dass es sich leicht mit dem Messer schneiden und schnitzen lässt.

In Wieliczka leben nur einige Familien von Bergarbeitern, die sich seit den ältesten Zeiten nebst ihrer Arbeit in dem Wieliczkaer Salzbergwerke auch mit dem Salzschnitzen beschäftigen. Sie thun es nicht so sehr zum Vergnügen und aus Zeitvertreib, als vielmehr, um auf diese Weise zu ihrem Lebensunterhalte etwas beizutragen Das Salzschnitzen bringt ihnen nämlich manchmal einen schönen Nebengewinn, und Viele haben sich davon Häuser gebaut und einige Joch Ackerfeld angekauft.

Früher, als es von der Salinenbehörde erlaubt war, die Wieliczkaer Salzbergwerke in grösseren Schaaren zu besichtigen, war dieser Nebengewinn der Wieliczkaer Bergarbeiter bedeutend grösser. Jetzt ist er schon kleiner geworden — aber es lohnt sich ihnen noch, aus Salz mancherlei Figuren zu verfertigen.

Die Bergarbeiter, welche die »Figuren« aus Salz schnitzen, heissen »Figuranten (figuranci)« und ihre Erzeugnisse »Salzfigürchen (figurki ze Soli)«.

Die »Figuranten« bedienen sich bei ihrer Arbeit verschiedener Werkzeuge, wie: der Messer (»noze«), Bohrer (»borki«), Meissel (»majzle«), Sägen (»piłki«) und der Zirkel (»cyrkle«). Die Bohrer und Meissel drehen sie beim Bohren des Salzes vermittelst hölzerner Bögen, die, mit dünnen Schnürchen bespannt, die Gestalt der Geigenbögen haben. Das »Schybiker«-Salz, welches sie zum Schnitzen gebrauchen, bekommen sie im k. k. Salinenamte, indem sie für 20 *kg* desselben 7 Kreuzer zahlen.

Damit die Salzschnitzereien nicht leicht zerbrechen, werden sie mit lauem Wasser gewaschen und an der Sonne oder am warmen Ofen getrocknet. Die besten und schönsten Salzfigürchen erzeugen

jetzt folgende Bergarbeiter: Broniowski, Zapalski, Zeleny, Cieślik, Borowiec, Pirowski, Kawecki und Markowski Josef.

Dieser Letztere hat sich unter den Bergarbeitern einen grossen Ruhm erworben, da er aus Salz »den unter grosser Kreuzlast umfallenden Herrn Jesus geschnitzt hat«.

Wann die ersten »Salzfigürchen« geschnitzt worden sind und von wem — ist weder mir noch jemand Anderem in Wieliczka bekannt. Man erzählt nur, es sei da vor Zeiten ein fremder Bergarbeiter nach Wieliczka gekommen, der aus Salz mancherlei »Figürchen« schnitzte und darin seine Kameraden unterrichtete. Diese lehrten dann diese Kunst andere Bergarbeiter und jetzt gibt es schon in Wieliczka mehrere »Figuranten«-Familien, die im Salzbergwerke eine leichtere Arbeit haben — und zu Hause die Salzfigürchen schnitzen.

In den Bochniaer Salzbergwerken gibt es keine »Salzfiguranten«, denn dort gibt es auch kein »Schybiker-Salz« — und wenn auch dort beim Salinenbesuch an die Gäste Salzschnitzereien verkauft werden, so kommen dieselben nicht von den Bochniaer, sondern von den Wieliczkaer Bergarbeitern her.

Die alten Documente der Wieliczkaer Salzbergwerke enthalten nicht die geringste Notiz von den Salzschnitzern und deren Salzschnitzereien.*)

II. Kleine Mittheilungen.

Kreuzsteine und Steinkreuze aus den Gerichtsbezirken Mies und Pfraumberg (Westböhmen).

Von Georg Schmidt, Mies.

Zu dem von *Franz Wilhelm* in dieser Zeitschrift V, S. 97 ff. und S. 202 ff. erschienenen Aufsatze über „Alte Steinkreuze und Kreuzsteine im nordwestlichen und westlichen Böhmen“ will ich in Folgendem einige Ergänzungen aus den am Fusse des mittleren Böhmerwaldes gelegenen Gerichtsbezirken *Mies* und *Pfraumberg* beibringen. Gleich meinem Freunde Wilhelm habe auch ich im verflossenen Sommer und namentlich während des prächtigen Herbstes Fusswanderungen zum Zwecke der Steinkreuzsuche unternommen. Ausser Land und Leuten in der Umgebung der Sieben Berge und des Pfraumberges, der alten Landeswarte, lernte ich hiebei manchen volkskundlichen Schatz kennen: volksthümliche Ausdrücke, Sagen und Erzählungen, Steinkreuze und Kreuzsteine, prächtige Martern und Pestsäulen und Anderes mehr. Ein Theil dieser Ausbeute, soweit ich sie nicht schon dem Collegen *Wilhelm* zur Verfügung gestellt habe, 3 Kreuzsteine und 4 Steinkreuze aus dem Mieser, 2 Kreuzsteine und 10 Steinkreuze aus dem Pfraumberger Bezirk, soll hier besprochen werden.

Von den Kreuzsteinen sind der Döllitschener (Nr. 5) wegen des *reichen und eigenartigen figuralen Schmuckes*, Nr. 8 (Turban) wegen der Gestalt eines *Dreikantes* besonders beachtenswerth. *Nägel*, wie auf dem, allem Anscheine nach sehr alten, Steine

*) Vergl. Młynek Ludwig: „Figurki ze soli.“ Wisła, XV, 341.



Nr. 1, fand ich bisher noch nirgends.*) Der Hammer auf dem Neustadtler Kreuzsteine (Nr. 18) gab offenkundig zur Entstehung der Erzählung, dass hier ein Mord oder Todschlag mit einem Hammer verübt worden, sei Veranlassung.

Die Steinkreuze zeigen keine besonderen abweichenden Formen. *Lange Schwerter*, wie auf Nr. 3 und 4, kommen sonst häufig vor, so bei Komotau (Wilhelm Nr. 9), in Sachsen bei Geyer (Wiechel Nr. 4), bei Rochlitz, Ringethal und Klaffenbach (Wiechel Nr. 9, 10, 11). *Rundliche Vertiefungen oben im Kopfe***) besitzt Nr. 11.

Interessant ist das gegenüber dem „alten Thiergarten" zwischen Haid und Neustadtl stehende Steinkreuz***) (Nr. 18) wegen der alterthümlichen, erhaben gearbeiteten *Gestalt des gekreuzigten Heilands*, die grosse Aehnlichkeit mit der Darstellung auf dem Ullitzer Kreuzsteine (Wilhelm Nr. 56) hat; nur ist bei Nr. 18 die Figur direct aus dem Stein gearbeitet. Dagegen finde ich für die Figur an der Vorderseite des Döllitschener Kreuzsteines mit ihren *erhobenen, dabei ziemlich stark gebeugten Armen* kein Analogon. Zum Vergleiche sei nur auf die betende Gestalt in Seitenansicht auf dem Seelitzer Steinsteinkreuz (Wiechel Nr. 7) hingewiesen. Welche Bewandtniss es mit der Zeichnung eines *„Schuhes"* auf dem Haider Steinkreuz (Nr. 9) hat, konnte ich nicht ergründen.

Die Darstellung von menschlichen Gestalten in bestimmter Haltung, das Bild des Gekreuzigten, die Waffen, Werkzeuge und anderen Gegenstände auf unseren „Steinen" werden vielleicht auch einmal zur Lösung der Steinkreuz- und Kreuzsteinfrage beitragen.

Eine *Inschrift*, leider nicht lesbar, besitzt nur Nr. 19 auf der Rückseite. Ich besichtigte den Stein gerade bei greller Morgensonne, die das Entziffern fast unmöglich machte.

Das *Material* für die „Steine" ist regelmässig dem jeweilig in der Umgebung Vorkommenden entnommen; nur bei Nr. 1, 2, 8, 17 dürfte es aus grösserer Entfernung stammen. Der *Standort* der „Steine" befindet sich häufig (Nr. 1, 2, 3, 4, 19) an der Gemeinde- oder Bezirksgrenze; zuweilen sind sie offenkundig versetzt worden (Nr. 6); Nr. 16 ist über aus der Erde gerissen und liegt unter einem Dornstrauch geborgen; Nr. 4 ist zur grösseren Hälfte abgebrochen: zwei neue Beweise, dass trotz des beträchtlichen Gewichtes, trotz der „heiligen Scheu" doch so mancher „Stein" aus seiner Ruhe gestört ward. Auch die vielfachen, oft muthwilligen†) Beschädigungen entstellen im Vereine mit dem Zahn der Zeit unsere steinernen Zeugen. Wohl die engherzigste Missachtung derselben bewiesen nach Aussage eines Insassen aus Zummern††) die Neustadtler, indem sie einen Kreuzstein mit einer menschlichen Figur deshalb beim Bau einer Kapelle verwendeten, weil die Figur den sogenannten *Huiaf* dargestellt habe, oder wie der Pfarrer gemeint habe, weil man diesen „heiligen" Stein profanen Blicken entziehen müsse. „Huiaf"†††) ist der Spitz- oder Spottname, worüber jeder echte Neustadtler in nicht geringe Zorneswallung geräth. Doch zur Ehre der ländlichen Bevölkerung dieser Gegenden muss ich sagen, dass ich allerorts und jederzeit die bereitwilligste Auskunft und das freundlichste Entgegenkommen, oft verbunden mit regem Interesse an unserer Volkskunde, fand. Und vielen von diesen Biederen habe ich nicht nur eine Vermehrung unserer Steinkreuzkenntniss, sondern auch manch anderen werthvollen Beitrag zur volksthümlichen Forschung zu verdanken.

---

*) Hier sei auf die eigenartigen Darstellungen hingewiesen, welche die in Nr. 11, 1899, der „Mittheilungen des Vereines für sächsische Volkskunde", S. 3, von Baurath *Wiechel* (Chemnitz) verzeichneten „alten Steinkreuze in Sachsen" zeigen, so Nr. 14 (Döben) ein Hufeisen und einen Dreschflegel, Nr. 15 (Lolditz) eine Scheere und einen Stab, Nr. 13 (Kolkau) eine Axt.

**) Vergl. Wilhelm in dieser Zeitschr. V, 112.

***) Dasselbe ist auch in der Specialkarte „Pfraumberg" verzeichnet.

†) Dem ist besonders das Sandstein-Steinkreuz am Fusse des Dreikreuzberges (Ottohöhe) in *Karlsbad* ausgesetzt.

††) Bei Neustadtl (Bezirk Pfraumberg).

†††) Vergl *Köferl Josef*, „Der politische Bezirk Tachau", Tauchau, H. Holub, 1890. S. 197.



Nummer und Art des Steines	Standort	Dimensionen in Metern	Gesteinsart	Gewendet nach	Tradition und Anmerkungen
1 Kreuz-stein.	Im „Grund“ bei ***Okrotschin*** (Bezirk Mies), kurz vor der Mündung des Baches in die Miesa.	Höhe 0·55 Breite 0·27 Dicke 0·18 Sockellänge 0·70 Sockelbreite 0·56 Sockelhöhe 0·32	Granit.	W.	Ein Knecht soll hier erschlagen worden sein. — Der Stein ist oben abgebrochen und unten in einen rechteckigen Sockel eingelassen. Die Vorderseite des Steines zeigt ein vertieftes Monogramm Christi (IHS), darunter drei mit der Spitze zusammenlaufende *Nägel* in Vertiefung.
2 Stein-kreuz.	***Laas*** (Bezirk Mies), an der Bezirksstrasse Kladrau-Beneschau, links seitwärts im Felde.	Höhe 0·62 Breite (Armweite) 0·44 Dicke 0·14 Armlänge rechts 0·13 Armlänge links 0·15 Armhöhe 0·14 Kopfhöhe 0·16 Obere Kopfbreite 0·14 Fussbreite 0·16	Granit.	N. (etwas nach rückwärts geneigt).	Ein Fuhrmann soll sammt Pferden hier versunken sein. — Oben im Kopfe ein kleines rundes *Loch*. Steht an der Grenze der Gemeinden Laas und Beneschau.
3 Stein-kreuz.	***Tinchau*** (Bezirk Mies), im Walde („Die Eichen“ ist der Flurname) gegen Altsattl zu, an der Bezirksgrenze Mies-Pfraumberg.	Höhe 1·13 Breite (Armweite) 0·72 Dicke 0·19 Armlänge rechts 0·20 Armlänge links 0·25 Armhöhe 0·26 Kopfhöhe 0·31 Kopfbreite 0·23 unten, mitten, oben { 0·41 / 0·35 Fussbreite unten 0·48 Fussbreite oben 0·32	Grob-körniger Granit.	W.	An dieser Stelle (3 und 4) sollen zwei Dudelsackpfeifer umgebracht worden sein. — Sehr vermoost und mit Flechten (an der Vorderseite) bedeckt, weil mitten im Walde etwas seitwärts von einem schmalen Fusswege; in der Nähe viele Felsblöcke. Vorne und rückwärts je ein vertieftes ***Schwert*** (1 *m* Höhe, 0·20 *m* Armbreite, 0·06 *m* Schwertbreite, dessen Griff (0·21 *m* hoch) etwas nach rechts gebogen ist.

Nummer und Art des Steines	Standort	Dimensionen in Metern	Gesteinsart	Gewendet nach	Tradition und Anmerkungen
4 Stein-kreuz.	*Tinchau*, 15 Schritte von Nr. 3 entfernt, unmittelbar am Fusswege. Kopf und Arme liegen abgebrochen seitwärts.	Abgebrochene Stücke: Höhe 0·62 Breite (Armweite) 0·50 Dicke 0·30 Armhöhe, Armlänge je 0·23 Kopfhöhe 0·27 Kopfbreite 0·37 u. 0·31 Fussstück in der Erde: Höhe 0·36 Breite 0·47 Breite 0·31	Grobkörniger Granit.	O.	Tradition wie bei Nr. 3. — Nur in der Vorderseite ein vertieftes *Schwert* (0·56 + 0·36 *m* Höhe, 0·21 *m* Armbreite, 0·06 *m* Schwertbreite) mit kurzem Griffe (0·09 *m*). Vielfach abgewetzt und verwittert. Zwischen Fuss und abgebrochenem Stücke scheint ein 0·05 *m* hohes Stück zu fehlen. In einiger Entfernung von 3 und 4 soll noch ein drittes „Kreuz“ stehen.
5 Kreuz-stein.	*Döllitschen* (Bezirk Mies), auf einem Feldrain gegen den sogenannten „Haidenschlag“ hin.	Höhe 0·94 Fussbreite 0·36 Fusshöhe 0·34 Kopfbreite 0·84 Kopfbreite oben 0·73 Kopfhöhe 0·60 Dicke 0·28 Figur: Höhe 0·66 Armweite 0·66 Kopfbreite 0·15 Rumpfbreite 0·12 Fusshöhe 0·16 Achselbreite 0·22 Rückwärtiges Kreuz: Höhe 0·50 Breite (Armweite) 0·65 Armbreite an der Wurzel 0·08—0·10 Armbreite an den Enden 0·24 Armlänge oben u. unten 0·21, rechts u. links 0·25	Granit.	S.	Ein wildes Pferd soll ein Mädchen (Anna war ihr Name) umgebracht haben. Andere Version: Hier soll einer erschlagen worden sein. — Dieser hochinteressante, jedoch sehr alte Kreuzstein ist ungemein reich geschmückt. An der Vorderseite trägt er eine *menschliche Relieffigur* mit ausgebreiteten und erhobenen Armen, sehr breiten (abgewetzten) Handflächen, grossem Kopfe, vertieften Augen, angedeutetem schrägen Munde, aber abgebrochener Nase. Der Rumpf ist wie die ganze Gestalt plump, die Knie sind nach aussen, die Fussspitzen nach abwärts gerichtet. Um den grossen Kopf sind fünf flache Wülste („Strahlen“) angeordnet. Die Rückseite zeigt ein erhabenes Malteserkreuz, an dessen vier Armen in je zwei Theile verzweigende vertiefte Streifen angebracht sind. Rings um das Kreuz läuft ein vertiefter Kreis. Unten im Fusse ein vertieftes Rhombus, links oben, rechts und links unten davon vertiefte Streifen, Ja selbst an dem linken und rechten Seitenrande sind vertiefte Kreuze (links unten), ein Rhombus mit vertieftem aufrechten Kreuze (rechts oben), ein achtstrahliger Linienstern (rechts unten) oder einfache Linienornamente (rechts oben) angebracht.

Nummer und Art des Steines	Standort	Dimensionen in Metern	Gesteinsart	Gewendet nach	Tradition und Anmerkungen
6 Kreuz-stein.	***Weshorsch*** (Bezirk Mies), am Feldwege gegen Kopetzen.	Höhe 0·57 Breite 0·63 Dicke 0·13	Granit.	N.	Eine Magd, die um Gras ging, wurde von einem Hengst vergewaltigt; vor mehreren hundert Jahren, setzte treuherzig der einfache Gewährsmann hinzu. — Die eine Seite enthält ein schmales vertieftes Kreuz (0·35 hoch, 0·34 breit), das auf einem gestuften Bogen (0·19 und 0·39 obere und untere Sehnenweite) ruht; auf der entgegengesetzten Seite ein 0·48 hohes, 0·60 breites Reliefkreuz mit 0·12 Armbreite. Der ***biscuitförmige*** Kreuzstein stand nach Aussage eines Weshorscher Insassen früher weiter südlich auf einer Hutweide.
7 Stein-kreuz-Torso.	***Weshorsch*** (Bezirk Mies), am Fusswege nach dem Gotschauer Forsthause, links am Waldesrande.	Höhe 0·45 Breite unten 0·45 Breite mitten 0·26 Breite oben 0·21 Dicke 0·14	Grobkörniger Granit.	O.	Tradition unbekannt. — Vom Steine sind bloss Fuss und Rumpf erhalten; Arme und Kopf abgebrochen und nicht mehr vorhanden. An der Vorderseite einige ausgewitterte Erhabenheiten.
8 Kreuz-stein.	***Turban*** (Bezirk Pfraumberg), an der Wegabzweigung nach Wierau, in der Nähe einer sehr beachtenswerthen Pestsäule.	Höhe 0·43 Breite der 1. Seite 0·27 „ „ 2. „ 0·24 „ „ 3. „ 0·18 Kreisdurchmesser 0·24 Höhe d. Reliefkreuzes 0·25 Armweite desselben 0·22 Armbreite desselben 0·05	Feinkörniger, röthlicher Granit.	SO.	Ein Unglück soll geschehen sein (ein paar Leute wurden erschlagen). — Ein kleiner, oben oval zugespitzter, ***dreikantiger*** Kreuzstein, dessen Vorderseite (1.) in einem vertieften Kreise ein erhabenes, nach unten verlängertes Kreuz aufweist; in der Mitte des letzteren ein schmales vertieftes Kreuz (Schwert?). Auf der zweiten Seite ein kleines (0·22 hoch, 0·15 breit) Kreuz in Vertiefung; die dritte Seite ist leer. Vielfach ausgebrochen, so rechts oben, und abgewetzt. Der Stein ist nicht nur wegen seiner Gestalt (dreiseitiges Prisma), sondern auch wegen des feinen Granits bemerkenswerth; in der Umgegend kommt nur grobkörniger (feldspatreicher) Granit vor.

Nummer und Art des Steines	Standort	Dimensionen in Metern	Gesteinsart	Gewendet nach	Tradition und Anmerkungen
9 Stein-kreuz.	*Haid* (Bezirk Pfraumberg), links an der Strasse nach Tholl-Tachau, neb. einem hohen steinernen Kreuz (1874) und einer alten Marter.	Höhe 1·07 Höhe rechts 1·13 Breite (Armweite) 0·50 Dicke 0·22 Fussbreite unten 0·61 Kopfbreite 0·21 Kopfhöhe 028 Armlänge 0·18 Armhöhe 0·28	Granit.	NO.	Tradition unbekannt. — Der rechte Arm (vom Stein aus gerechnet) abgebrochen. In der Vorderseite undeutliche Furchen und Linien; nur ein *„Schuh“* (0·24 lang, 0·15 hoch, 0·10 oben breit) ist erkennbar.
10 Stein-kreuz.	*Haid,* am Fahrwege nach dem sogenannten Anger, b. d. Lichtenecker't'schen Dampfmühle, nahe der Pfraumberger Kaiserstrasse.	Höhe 1·21 Breite 0 78 Dicke unten 0·25 Dicke oben 0 16 Fussbreite unten 0 53 Fussbreite oben 0·41 Armlänge rechts 0·21 Armlänge links 0·23 Armhöhe 0·30 Kopfbreite 0 36 Kopfhöhe 0·23	Granit.	SO.	Die Magd, die mit Stricken Gras holte, soll sich erdrosselt haben. — Der Stein ist massiv, vorn ausgewetzt, ebenso der linke Arm. Rückwärts eine seichte, wie herzförmige Auswetzung.
11 Stein-kreuz.	*Haid,* sechs Schritte von Nr. 10 entfernt.	Höhe 0·94 Breite 0·75 Dicke 0·21 Fussbreite unten 0 40 Fussbreite oben 0 22 Fusshöhe 0 37 Armlänge 0·28 Armbreite 0 22 Kopfhöhe 0·37 Kopfbreite unten 0·20, oben 0·34 und 0 27	Granit.	O.	Tradition wie bei Nr. 10. — Die Ecken der Arme und des Kopfes sind abgestutzt. Oben im Kopfe ein kleines *Loch,* rückwärts eine mit Cement ausgefüllte rundliche Höhlung.

Nummer und Art des Steines	Standort	Dimensionen in Metern	Gesteinsart	Gewendet nach	Tradition und Anmerkungen
12 Stein-kreuz.	***Weschekun*** (Bezirk Pfraumberg), rechts an der Strasse vor dem Dorfe (von Haid aus), bei der Wegabzweigung nach dem „Anger".	Höhe 1·01 Breite 0·69 Dicke 0·13 Fussbreite unten 0·48 Fussbreite oben 0·28 Fusshöhe 0·66 Armlänge rechts 0·19 Armlänge links 0·22 Armhöhe 0·26 Kopfbreite 0·22 Kopfhöhe 0·18	Granit.	O.	Tradition unbekannt. — Der Kopf rechts oben abgebrochen.
13, 14, 15 Stein-kreuze.	***Pfraumberg***, im Süden der Stadt, an der Strasse nach Eisendorf, vor einer Marter.	13 Höhe 0·62 Breite 0·54 Dicke 0·20 Fussbreite 0·30 Armlänge 0·15 Armhöhe 0·21 Kopfbreite 0·24 Kopfhöhe 0·16 14 Höhe 0·45 Breite 0·52 Dicke 0·15 Fusshöhe 0·16 Armlänge 0·14 Armhöhe 0·20 Kopfbreite 0·18 Kopfhöhe 0·16 15 Höhe 0·30 Breite 0·52 Dicke 0·19 Armlänge 0·17 Armhöhe 0·17 Kopfbreite unten 0·19 Kopfbreite oben 0·22 Kopfhöhe 0·16	13 feinkörniger, 14 und 15 grobkörniger Granit.	N.	An dieser Stelle sollen Soldaten aus einem Kriege begraben sein. In der Nähe soll sich ein protestantischer Friedhof befunden haben. — Die drei Steinkreuze stehen nahe beieinander (0·30 *m* Entfernung) in Form eines Dreieckes $({}_{14}\;{}^{13}\;{}_{15})$; sie stecken tief im Schutt, bes. Nr. 15.

Nummer und Art des Steines	Standort	Dimensionen in Metern	Gesteinsart	Gewendet nach	Tradition und Anmerkungen
16 Stein-kreuz.	***Pfraumberg,*** auf halbem Wege nach Klein-Mayerhöfen, in den sogenannten Neuhauser, zu Neustadtl gehörigen Gründen.	Höhe 0·80 Breite 0·43 Dicke 0·14 Fusshöhe 0·44 Fussbreite unten 0·16 Fussbreite mitten 0·30 Fussbreite oben 0·25 Armlänge rechts 0·12 Armlänge links 0·10 Armhöhe 0·20 Kopfhöhe 0·16 Kopfbreite 0·18	Grobkörniger Granit.		Tradition unbekannt. — Liegt seitwärts vom Wege unter einem Hagebuttenstrauche.
17 Stein-kreuz.	***Klein-Mayerhöfen*** (Bez. Pfraumberg), an der Wegkreuzung Klein-Mayerhöfen—Konraditz und Pfraumberg—Neustadtl.	Höhe 0·69 Breite 0·68 Dicke 0·17—0·20 Fussbreite unten 0·33 Fusshöhe 0·28 Armlänge 0·20 Armhöhe 0·22 Kopfhöhe 0·19 Kopfbreite 0·21	Grobkörniger Granit.	W.	Der Bårtl (Bartholomäus) von Drissgluabm (Drissgloben) soll hier erfroren sein, als er roboten fuhr; das Ochsengespann kam allein nach Hause. — Der Stein ist besonders an der Vorderseite (Wetterseite) ausgewaschen und stark verwittert. Die Gesteinsart in unmittelbarer Nähe ist Amphibolschiefer.
18 Kreuz-stein.	***Neustadtl*** (Bez. Pfraumberg), links an der Strasse nach Haid bei der Abzweigung eines Feldweges.	Höhe 1·09 Breite unten 0·60 Breite oben 0·57 Breite ganz oben 0·30 Dicke 0·13 Kreuzhöhe 0·83 Armweite 0·56 „Hammer"-Höhe 0·30 „Hammer"-Weite 0·18	Grobkörniger Granit.	S.	Hier soll jemand mit dem Hammer (daher im rechten [vom Stein aus] unteren Felde der aufrechte Hammer) erschlagen worden sein. — Ein erhabenes Malteserkreuz, dessen Arme an der Wurzel 0·10, an den Enden 0·16 breit, 0·24 lang, dessen Kopf 0·31 hoch, dessen Fuss 0·44 hoch ist. Der erhaben gearbeitete Hammer ist 0·06 breit. Der Stein ist oben abgekantet. Kreuz und Hammer sind von unten 0·22 entfernt.
19 Stein-kreuz.	Zwischen Neustadtl und ***Haid,*** an der Grenze beider Städte, rechts an der Strasse gegenüber dem alten ***Thiergarten.***	Höhe 0·99 Breite (Armweite) 0·68 Dicke 0·20 Fussbreite 0·30 Fusshöhe 0·58 Armlänge 0·22 Armhöhe an der Wurzel 0·21 Armhöhe an den Enden 0·25 Kopfhöhe 0·21 Kopfbreite 0·23	Grobkörniger Granit.	W.	Hier soll einer erfroren sein. — Der jedenfalls sehr alte Stein, in der Nähe der sogenannten Woschenteiche gelegen, zeigt an der Vorderseite (gleich dem Ullitzer Stein) ein sehr altes, leider stark verwittertes Bild des Gekreuzigten, auf der Rückseite eine Inschrift, von der nur einzelne Buchstaben lesbar sind.

Das Bauernhaus im Böhmerwalde.

Von Frau Marie Bayerl-Schwejda in Silberberg, Bezirk Neugedein.

Das hiesige Bauernhaus ist genau so nüchtern, schlicht, anspruchslos, nur ausnahmsweise stattlich wie seine Bewohner. Nur das Innere des Gebäudes, besonders die „Bauernstube" mit den blumengeschmückten Fenstern, spiegelt in seiner Nettigkeit, Reinlichkeit und Ausschmückung die stille, sinnige, in sich verschlossene religiöse Poesie der Bewohner wieder.

Vor dem Hause ist die „Greed" — mit grossen, flachen Steinen gepflastertes Trottoir — circa meterbreit angelegt. Haben wir diese überschritten und das massive, meist mit einfach geschnitztem Ornament versehene Hausthor geöffnet, so begrüsst uns im ziegelgepolsterten und meist mit Stroh gebetteten Vorhause an der Wand die Hauscapelle, und zwar besteht diese: aus einem Altarbilde hinter Glas und breitem Rahmen, das die ganze Wandhöhe einnimmt.

Es ist zumeist handgemalt, wächserne Votivfiguren, eine Unmenge von Kerzen, Crucifixe, Blumen, Madonnen etc. sind im Laufe der Jahrzehnte anlässlich wichtiger Familienereignisse herum gruppirt werden.

Unter dem Bilde ist ein Gebet oder Bibelspruch gedruckt und zum Schlusse der Name des Begründers, verbunden mit der Jahreszahl. Aus dieser ersieht man, wie weit die Bauerngeschlechter zurückgreifen, wie tief und fest der Sinn fürs Heim im Herzen des Wäldlers wurzelt, mit welchem Adelsstolze er an seiner Scholle festhält.

So ist zum Beispiel am „Hås" (Haus) — Einschicht zur Ortschaft Chuduva gehörig — in einem Bauernhause eine Hauscapelle, unter deren Inschrift es heisst:

„Dieß Bild hat malen lassen hanß Wesser Lakh anno 1703."

Heutzutage schreiben sich die Besitzer dem slawischen Namensursprunge annähernder: „Wesserlak", doch sind sie noch immer rein deutsch wie jener „Ur-Urneedl", der sich einst Wesser Lakh geschrieben.

Bemerkenswerth ist, dass nur in alten Bauernhäusen diese Hauscapellen üblich sind.

Nebstdem finden wir den buntbemalten Speiseschrank: „D'Kisten" fast in jedem Vorhause. Auch bleiben immer hier die Holzschuhe stehen, denn betreten wird die Stube nur in Strümpfen oder barfuss.

Die Stube: ein grosser, viereckiger Raum, mit vier bis fünf Fenstern — sie nimmt immer das Eck des Gebäudes ein — und mit blitzblank gescheuertem Fussboden.

Unter den Eckfenstern laufen die Bänke längs der Wand und treffen im Eck zusammen, dort steht vor ihnen der grosse, viereckige, grünlackirte Tisch und darüber in der Wandecke hängt das Crucifix, zu dessen beiden Seiten sich Heiligenbilder befinden. Wenn die Glocke zum Gebete ruft. so beten sämmtliche Inwohner mit den Blicken dorthin gewandt.

Im Beginne des 19. Jahrhunderts waren allgemein die schwarz eingerahmten auf Glas in greller, naiver Malweise ausgeführten Heiligenbilder verbreitet, die nun durch den bunten Papierfarbendruck gänzlich verdrängt sind. Ich selbst bin im Besitze einiger solcher, in unverwüstlichen Farben gemalter Bilder, die noch aus dem Haushalte meines Urgrossvaters stammen und von denen ein Bild: Adam und Eva darstellend, besonders interessant ist.

Die zweite Stubenecke nimmt das „zwiesponige" Bett mit seinem grobgewirkten, grellfarbigen Ueberzuge ein, ein oder mehrere Heiligenbilder hängen darüber. In der dritten Ecke prangt der blau angestrichene „Schüsselkor" mit seinen bunten Tellern, Gläsern und Krügen; die vierte Ecke wird von dem grossen Kachelofen (meist grün oder braun angestrichen) und dem „Höllal" (Raum hinter dem Ofen, wo die Hausfrau kocht), in dessen Wand sich Nischen zum Aufstellen von Geschirr befinden, ausgefüllt.

In neuerer Zeit wagt man sich auch schon an den Luxus von kleinen Fenstervorhängen an den Stubenfenstern heran. Die Alten wollten davon nichts hören: „D' Lait thaten moina, doss ma dahinta öppes unrechts thout!" sagten sie.

Wenn wir noch die in allen Fenstern blühenden Blumenstöcke, die als hohe Zierde des Hauses gelten, erwähnen, so betreten wir den Nebenraum: die Komma (Kammer),

die als Schlafraum für die Familienmitglieder — in der „Stuben" schlafen gewöhnlich nur das Bauernehepaar und die ganz kleinen Kinder —, als Ankleideraum, Rumpelkammer etc. gilt.

Den grösseren Nebenraum, „Stübel" genannt, bewohnt der Ausgedinger oder ein Miether, jenseits des Vorhauses liegen die Stube und Kammer der Inleute.

Der Backofen befindet sich in neueren Gebäuden ebenfalls im Vorhause und hat seine Verbindung mit dem Stubenofen, sonst wurde er abseits vom Hause als eigenes Gebäude aufgeführt.

In älteren Häusern gibt es daselbst auch noch eine kleine „Kuchel" mit offenem Herde, ein dunkler Raum in directer Verbindung mit dem Kamin, der während der heissen Jahreszeit als Küche dient.

Weiter führt im Vorhause eine Holzstiege zu den luftigen Bodenräumen, wo Samenvorräthe, Geräth, die Kleidung und Wäsche, Winterobst und Mehl, Gerümpel u. s. f. aufbewahrt sind. Truhen und Kästen, selbst wenn sie ganz neu sind, haben immer ihren Platz am Boden.

Interessant war an diesen Möbelstücken die Malerei, die durchwegs nur Blumen darstellte. Heutzutage musste aber letztere dem modernen braunen Anstrich weichen, der die Politur imitirt.

Endlich führt auch noch vom Vorhause eine Treppe in den Keller hinab, wo Kartoffeln, der Milchvorrath etc. gehalten wird.

Indem wir nun noch des Hofraumes, der angebauten Stallungen, der geräumigen Scheune (Stodel), des Holz- und Wagenschupfens, des Wasser„grandes" — des stattlichen Düngerhaufens, der sich vor der „Greed" ausbreitet, nicht zu vergessen — erwähnen, so steht vor unserem geistigen Auge das Bauernhaus des Böhmerwaldes fertig da.

Rumänische Legenden aus der Bukowina.

Mitgetheilt von Demeter Dan, Straża.

Die Legende der Kröte.*)

Einst soll die Muttergottes das Kindlein Christus gesucht haben, welches seit einigen Tagen fehlte. Während dieselbe ihren Sohn suchte, erblickte sie in einem Strassengraben eine Kröte, die dort wehklagte. Von der Muttergottes um die Ursache ihres Weinens befragt, gab sie zur Antwort, dass ein rollendes Rad ihre neun Kinder zertreten hätte, die sie jetzt beweine.

Die Muttergottes wollte die Kinder der Kröte sehen und sagte, sie möge ihr dieselben zeigen. Die Kröte erfüllte diesen Wunsch und zeigte ihre Kinder. Der Anblick derselben aber soll die Muttergottes so angeekelt haben, dass sie die Kröte anspuckte mit den Worten: „Nie mögest du verwesen!" Und der Fluch der Muttergottes blieb an der Kröte haften, denn die Kröte, von der Sense verwundet oder vor Altersschwäche zu Grunde gehend, geht gar nicht in Verwesung und Fäulniss über, sondern ihr Fleisch und ihre Haut trocknen ein und erst dann werden sie zu Erde.

Der weise Salomon und die Schlange.**)

Es heisst, dass zu Zeiten des weisen Salomon eine Schlange einen Baumwipfel erklettert hätte. Unter diesem Baum lagerten zur Mittagszeit die Hirten mit ihren Schafen. Neben dem Stamm nun zündeten dieselben ein Feuer an. Dieses thaten sie mehr gewohnheitsmässig als aus Nothwendigkeit.

Nach dem Abziehen der Hirten von ihrem Rastorte schien es, dass das Feuer ausgegangen sei, denn nur die Asche blieb zurück. Das Feuer aber war nicht ausgegangen, sondern loderte unter der Asche.

Nach einiger Zeit fing der Stamm der Tanne Feuer und nach kurzer Zeit war der König der Gebirge eine Flamme. Nur die Tannenspitze brannte noch nicht, aber die Flamme und die Hitze des Feuers reichte auch bis dahin. Hier stand nur die Schlange,

*) Mitgetheilt vom 80jährigen Grundwirthen in Straża Petru Padure.

**) Mitgetheilt von Ivan Kira, Grundwirthen in Straża.



um die an den Tannenwipfeln schmarotzende, „Nësc“ *) genannte Pflanze geringelt und pfiff zum Erbarmen, denn die Feuersgluth drohte dieselbe lebend zu braten.

Gerade in diesem Augenblicke schritt über diese Stelle ein Mann, und als die Schlange ihn erblickte, begann sie mit allen Kräften zu pfeifen und den Wanderer um Errettung vom Feuertode zu bitten, indem sie ihm dankbar zu sein versprach.

Der mitleidige Mann konnte es nicht übers Herz bringen, der Schlange nicht zu helfen. Diese Schwäche hat er doch vom Stammvater Adam, denn auch dieser hörte auf die Worte der Schlange. Der Mann erbarmte sich des schlauen Gethieres, war es doch in Todesgefahr.

Und damit er die Schlange vom Tode errette, schnitt er eine lange Stange ab, reichte mit der Spitze derselben an den Tannenwipfel und im Nu war die Schlange darauf und blitzschnell unten. Als aber die Schlange nahe am Kopfe des Mannes war, löste sie sich von der Stange los und war sofort am Rücken des Mannes und umzingelte den Hals desselben.

All das Flehen, alle Ermahnungen und das Trachten des armen Christen blieben erfolglos, denn die Schlange wollte von einem Herabsteigen vom Halse des Mannes nichts wissen, indem sie sagte, dass ihr ihre Haut näher und lieber wäre, als die ihres Wohlthäters.

Als der arme Mann einsah, dass es kein Spass sei und die Schlange ihn nie loslassen werde, begann er die Welt kreuz und quer zu durchwandern und alle Richter aufzusuchen und zu bitten, dass in seinem Streite mit der Schlange richten sollen. Niemand konnte rechtsprechen und ihn von seinem ungebetenen Gast, den er auf dem Rücken trug, befreien.

Als nun der Mann hörte, dass der weise Salomon höchst weise und scharfsinnig sei, kam er zu ihm mit der Bitte, er möge in seiner Sache mit der Schlange ein Urtheil fällen.

Der weise Salomon unternahm es wohl ein Urtheil zu fällen, aber nur unter der Bedingung, dass Beide allen seinen Anordnungen Folge leisteten bis zur Urtheilssprechung. Sowohl der Mann, als auch die Schlange verpflichteten sich, ihm zu gehorchen.

Nun sagte der weise Salomon, die Schlange möge vom Halse des Mannes herabsteigen, da er nicht im Stande sei, zwei zu richten, von denen einer zu Fuss, der andere aber beritten sei.

Die schlaue Schlange aber träumte nicht einmal, dass sie betrogen werden würde, löste sich vom Halse des Mannes los und glitt zur Erde.

Hierauf sprach der weise Salomon zum Manne: „So lange Du lebst, habe kein Mitleid mit der Schlange.“ Der Schlange aber sagte er: „Indem Du vom Halse des Menschen heruntergingst, hast Du allein Dein Urtheil gesprochen.“ Und wahrlich, die Schlange hatte sich allein gerichtet, denn als der Mann das weise Urtheil des weisen Salomon gehört hatte und sich von seinem Reiter erlöst fand, da nahm er einen Stein und zerschlug den Kopf der schlauen und undankbaren Schlange.

Hierauf dankte der Christ dem weisen Salomon aus ganzer Seele für sein gutes Urtheil und nahm mit nach Hause die Lehre, dass man der Schlange, dem Bilde der Schmeichelei und Ueberredung — in welcher Form immer dieselbe erscheinen sollte — niemals Glauben schenken, sondern den Kopf derselben zermalmen soll, wenn man nicht der Diener derselben sein will.

Die Legende von der Erde und der Arbeit.**)

Nachdem der allmächtige Gott den endlosen Himmel und die von Gewässern umgürtete Erde und Alles, was darin ist, erschaffen hat, erschuf er zuletzt den Menschen und bestimmte, dass er über alle Gebilde und Thiere der Erde, der Gewässer und Lüfte herrsche. Deshalb berief Gott alle seine Gebilde zu sich und sagte ihnen allen, welche Verpflichtungen er ihnen auferlege.

So ordnete Gott an, dass die Luft zum Athmen der Menschen und Thiere und zum Aufenthaltsort für die Geflügelten diene, und dass die Pflanzen durch die Blätter aus derselben die nothwendige Nahrung bekommen.

*) Vogelleimbeere.

**) Mitgetheilt vom Grundwirthen in Straża, Sandu Popescu.



Der Sonne befahl Gott, dass dieselbe mit ihren Feuerstrahlen die Luft, die Erde und die Gewässer erwärme, und dass dieselbe ihr Licht über all die unter dem Himmelsgewölbe befindlichen, von Gott erschaffenen Gebilde ausstreue.

Den wechselnden Mond und die unzähligen Sterne hat Gott beauftragt, dass sie in sich verschiedenartige Fische und Thiere beherbergen, dass sie den Durst der Menschen und Thiere stillen sollen und endlich, dass der Wasserüberfluss sich in Form von Dämpfen in die Lüfte erhebe und dann wieder, wenn es die Nothwendigkeit erheischt, auf die Erde in Form von Regen und Schnee niederfalle.

Endlich kam auch die Erde an die Reihe, damit auch sie ihre Verpflichtung zur Kenntniss nehme und Gott sagte zu ihr: „Du, schwarze Erde sollst mit den riechenden Gräsern und den Fruchtbäumen, die aus Dir aufgehen und aus Deiner Scholle Nahrung nehmen werden, alles Lebende, Thiere und alle Menschen der Welt ernähren!"

Die Erde erbebte aus Furcht, als sie dieses Gebot Gottes angehört hatte, nach welchem Beben sich ihr ebenes Bild in Gebirge und Thäler umwandelte und sagte: „Herr! ich nehme es auf mich, alle Gräser, Bäume, lebende Wesen und Thiere der Welt zu ernähren, grosszuziehen und zu beherbergen, aber ich übernehme es nicht, die Unzahl der Menschen, die mit der Zeit die Erde bewohnen wird, zu ernähren. Ich übernehme es nicht, den Menschen zu ernähren, weil er, von Dir zum Herrscher über Alles auf Erden bestimmt, mich nicht wird bearbeiten und pflegen wollen, damit er sich auf diese Weise das Nöthige für den Mund und Bauch erwerbe, sondern nur darauf warten wird, dass ich ihm Alles fertig vorlege, wie man sagt, dass ihm gebratene Tauben in den Mund fliegen. Aus diesem Grunde nehme ich es, allmächtiger Herr, nicht auf mich den Menschen zu ernähren, geruhe und verpflichte damit die leuchtende Sonne, den sanften Mond, die leuchtenden Sterne oder die weiten und unermesslichen Meere."

Als Gott die von der erschrockenen Erde ausgesprochenen sorgensvollen Worte hörte, da erkannte er, dass die Erde gut gesprochen habe, deshalb sagte er zu ihr: „Fürchte nicht, obwohl ich den Menschen zum Herrn des ganzen Weltalls gemacht habe, so soll er dennoch verpflichtet sein, Dich zu bearbeiten. Nur wenn er Dich bearbeiten wird, sollst Du die Pflicht haben, ihn zu ernähren. Wenn Du übernommen hast, alle Geschöpfe der Welt zu ernähren und grosszuziehen, so wisse, dass ich angeordnet habe, der Mensch möge seine Hauptnahrung von diesen erhalten und was ihm noch fehlen wird, wirst Du ihm beistellen."

Als die Erde diese überaus weise Verfügung hörte, beruhigte sie sich.

Und Gott rief den Menschen vor sein Angesicht und sprach zu ihm: „Siehe, ich habe Dich zum Herrn über alle Wesen der Welt gemacht, weshalb ich Dich mit vollem Verstand und Weisheit beschenkte; alle diese Wesen werden Dir untergeordnet sein und Dir zur Ernährung und Bekleidung dienen. Ebenso unterordne ich Dir die ausgedehnte Erde und daraus wirst Du Deine Nahrung herausziehen, aber nur *im Schweisse Deines Angesichtes* wirst Du Dein Brot essen!"

„Wie wird dies sein?", fragte nichtbegreifend der Mensch, „was bedeutet: im Schweisse Deines Angesichtes wirst Du Dein Brot essen?"

Gott aber sagte ihm, dies bedeutet: „Wirst Du Dich abmühen und arbeiten, so wirst Du essen — wenn Du nicht arbeiten wirst, so wirst Du hungern!"

Und seit damals soll sich die Mühe mit der Erde verbrüdert haben, und die Arme wandert Tag und Nacht und durchkreuzt rastlos Thäler, Ebenen, Berge, Wälder und Felder und trägt sich jedem Menschen, den sie in ihrer endlosen Wanderung begegnet, zur guten Freundin an, mit dem Versprechen, ihn reich und angesehen bei den Mitlebenden, ja sogar unvergessen bei den Zukünftigen und vor Gott wohlgefällig zu machen. Aber die ewig wandernde Mühe wehklagt und weint unaufhörlich, denn Wenige, sehr Wenige suchen und nehmen ihre Freundschaft an, die meisten aber verbrüdern sich fürs Leben mit ihrer Todfeindin, das ist mit der „Trägheit".

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Ein Deutscher Volksliedverein in Wien. Zu den zahlreichen Vereinen, welche sich in jüngster Zeit zur Pflege und Wiederbelebung des deutschen Volksliedes zusammengethan haben, wie dem verdienten „Deutschen Volksgesangverein" in Wien, der „Volksliedertafel" in Eger, den deutschen Volksgesangvereinen in Prag, Brünn und Graz sowie jüngst in Bozen tritt nun ein ebensolcher in Wien hinzu. Er hat dasselbe Programm, wie die ältere Schwestergesellschaft, von der er sich abzweigt, und die fachmännisch bewährten Kräfte, welche seine Gründung veranlasst haben, wie Franz Kohl, Josef Reiter und A. bürgen für eine sachlich richtige Durchführung dieser guten Absichten.

Gründung eines niederösterreichischen Landesmuseums in Wien. In der ausserordentlichen Generalversammlung des *Vereines für Landeskunde* von Niederösterreich am 12. November 1902 war nach einem Referate des Herrn Regierungsrathes *Dr. M. Much* einstimmig beschlossen worden, die vorbereitenden Schritte zur Gründung eines niederösterreichischen Landesmuseums in Wien zu unternehmen und an den niederösterreichischen Landtag mit diesbezüglichen Vorschlägen heranzutreten. In der Sitzung des niederösterreichischen Landtages am 2. October 1903 brachte nun im Verfolge dieser Angelegenheit der Herr Abgeordnete *Prof. Dr. Sturm* den nachfolgenden Antrag ein:

> 1. Der Landtag erklärt sich mit der Errichtung eines niederösterreichischen Landesmuseums in Wien, welches den Charakter der Oeffentlichkeit trägt, einverstanden. 2. Der Landtag nimmt die Anregung und die Bereitwilligkeit des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich in der Frage der Errichtung eines Landesmuseums zur genehmigenden Kenntniss. 3. Der Landtag betraut den Verein für Landeskunde von Niederösterreich in Verbindung mit einer Vertrauensperson des Landesausschusses, mit der Anthropologischen Gesellschaft, mit der Zoologisch-botanischen Gesellschaft, mit dem Alterthumsverein zu Wien, dem Verein für österreichische Volkskunde, dem Club der Münz- und Medaillenfreunde und der Wiener Mineralogischen Gesellschaft die zur Errichtung dieses Museums erforderlichen vorbereitenden Schritte zu unternehmen und über den Erfolg derselben dem Landtage in seiner nächsten Session einen Bericht vorzulegen. 4. Das Landesarchiv sei zu beauftragen, eine Zusammenstellung und Sichtung der bereits im Landesbesitze befindlichen Musealschätze durchzuführen.

Diese Anträge wurden angenommen. Es ist somit gegründete Aussicht vorhanden, dass diese Schöpfung in absehbarer Zeit sich verwirklichen werde. Unser Verein wird gern an seinem Theil bei der Begründung eines solchen Institutes hilfreiche Hand bieten.

Aus den Verwaltungsberichten von Landes- und Ortsmuseen. *Museum Francisco Carolinum in Linz* (61. Jahresbericht pro 1902/1903): Die *Erwerbungen* der volkskundlichen Abtheilungen beliefen sich auf circa 20 Objecte, zumeist Costümbestandtheile. Unter den temporären *Ausstellungen* war die Sammlung von Kunststickereien alter und neuer Zeit, unter welchen sich auch hausindustrielle Arbeiten aus Mähren und Galizien etc. befanden, von speciell volksthümlichem Interesse. — *Landesmuseum Johanneum 1902:* Gesammtzahl der erworbenen Gegenstände der culturhistorischen Abtheilung 360, wovon indessen nur ein geringer Theil als von steierischer Provenienz bezeichnet erscheint; es wäre zu wünschen, dass die Provenienzen, wofern sie überhaupt sicher stehen, bei den betreffenden Ausweisen stets vermerkt würden. — *Mährisches Gewerbemuseum in Brünn 1902:* Erwerbungen von volkskundlichem Interesse: Teller von Znaim und Frein, Truhe der Brünner Binder. — *Kaiser Franz Josef-Museum für Kunst und Gewerbe in Troppau 1902:* Zu Ende des Berichtsjahres wurde aus den in den letzten Jahren gesammelten Möbeln, keramischen Objecten, Gläsern, Textilien, Trachtenstücken u. s. w. eine schlesische Bauernstube eingerichtet. Ausserdem erfuhr das Museum in seiner volkskundlichen Abtheilung einen ansehnlichen Zuwachs an

mährisch-schlesischen Bauern-Fayencen. — *Städtisches Museum in Budweis 1902:* Die Neuerwerbungen der kunsthistorisch-ethnographischen Sammlung bestanden zumeist aus Costümstücken der Budweiser und Nemschitzer Tracht. — *Museum Carolino-Augusteum in Salzburg 1902.* Erwerbungen: Zunftkasse aus Mittersill, mehrere Schnupftabakdosen, Kinderspielzeug, Salzburgisches Lottospiel aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, Salzburger Karten, Glocke mit figuralem Schmuck aus Hallein, Waffeleisen, Spinnstuhl aus Saalfelden mit einseitiger Armlehne, Passionsdrehlaterne, im Lungau zu Ostern bei Darstellungen des heiligen Grabes gebraucht, Lebkuchenmodel, Model aus gebranntem Thon für Krippendecorationen, 7 silberne Bauernknöpfe, Bauchgurt, reich bestickt u. s. w. — *Bukowiner Landesmuseum 1902:* Stand am Ende des Berichtsjahres: 297 Stück.

Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg, 1902:

Die ethnographische Commission dieser rührigen und verdienstvollen wissenschaftlichen Gesellschaft veröffentlicht in ihrer „Chronik" (Heft 10—11) die nachfolgenden Berichte über volkskundliche, von ihr subventionirte Aufsammlungen ihrer Mitglieder unter den Rutenen Galiziens.

Herr *Prof. Wladimir Szuchiewicz* unternahm 1902 eine Reise in die Huzulengegenden, wo er Materialien zur Vervollständigung seines Werkes „Huzulščyna" (siehe diese Zeitschrift Bd. VIII, S. 199 ff.) gesammelt hat. Ueberdies machte *Prof. Szuchiewicz* zahlreiche photographische Aufnahmen, von denen er in liebenswürdigster Weise die Negative unseren Museen zur Verfügung gestellt hat, wofür ihm auch an dieser Stelle herzlichst gedankt sei.

Herr *J. Rozdolśky* fuhr fort, mit dem Phonographen Melodien zu Volksliedern zu fixiren. Aus zahlreichen Gegenden des Landes (insgesammt wurden 25 Dörfer besucht) hat er über 670 Melodien, darunter 220 lemkische, gessammelt, so dass, zusammengehalten mit den Ergebnissen der vorigjährigen Campagne, nunmehr circa 1500 Melodien mit dem Phonographen aufgezeichnet scheinen. Die Transponirung in die übliche Notenschrift besorgt Herr O. Ludkewicz. Ihre Veröffentlichung in der ethnographischen Sammlung der Ševčenko-Gesellschaft steht bevor.

Herr *Vladimir Hnatiuk* bereiste 1902 den Bezirk Bučač, wo er in zwei Dörfern, Pužryky und Koropeć, schriftlichen Aufzeichnungen von Volksüberlieferungen oblag. Er notirte: 27 Legenden, 3 Fabeln, 1 Schwank, 15 Novellen; ferner 6 Erzählungen über Teufel, 78 über Gespenster, 5 über Hausgeister, 7 über Irrgeister, 8 über Vampyre, 1 über Werwolfe, 3 über Krankheiten (personificirte), 4 über Galgengespenster, 3 über Ertrunkene, 1 über Todte, 2 über büssende Seelen, 14 über Hexen, 22 über Hexenmeister und Zauberer, 2 über Wolkenbrecher, 5 über das Zaubergeld, 4 über Zauberei, 1 über vergrabene Schätze, 17 Fabeln (Thierepos), im Ganzen 240 Traditionen. Ausserdem hat er 35 Lieder aufgezeichnet, darunter 15 Weihnachtslieder, die die ethnographische Commission der Gesellschaft in einem speciellen Bande herauszugeben gedenkt. Ueberdies hat er seine Aufmerksamkeit der Volksmedicin und dem Volksglauben zugewendet, wovon mehrere hundert Specimina zur Aufsammlung gelangten.

Herr *Lukas Harmatij* hat in drei Dörfern: Holovy, Krasnoila und Rostoky im Bezirke Kosoiv schriftliche Aufzeichnungen gemacht; zur Sammlung gelangten: 39 Legenden, 2 Fabeln, 2 Novellen, 21 Volksglauben, 7 locale Traditionen, 1 Schwank, 2 Erzählungen von Teufeln, 1 Spiel, 6 Weihnachtslieder, 14 Lieder, zusammen 97 Nummern.

Herr *Josef Derevianka* hat schriftliche Aufzeichnungen in Budzaniv, Bezirk Tereblova, gemacht. Er hat der ethnographischen Commission folgende Materalien vorgelegt: 3 Fabeln, 1 Novelle, 8 Legenden, 3 Märchen, 1 Anekdote, 1 Erzählung über Werwölfe, 2 über Vampyre, 1 über Hexen, 1 über Hausgeister, 1 über Spuk, 1 über Todte, 1 über Teufel, 2 locale Traditionen, 58 Volksglauben, 15 Sprichwörter und 9 Räthsel. Die Aufzeichnungen werden fortgesetzt.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

1. **Oscar Ebermann:** *Blut- und Wundsegen* in ihrer Entwicklung dargestellt. (XXIV. Heft der „Palaestra“, Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Berlin 1903.)

Der Verfasser hat hier eine kleine Auswahl der bekanntesten Zauberformeln herausgegriffen, die sich auf den Wund- und Blutzauber beziehen; mit Hilfe einer reichen Literatur verfolgt er dann die verschiedenen Varianten und Umbildungen, wie sie in Volks- und Kindereimen oder auch in schriftlicher Ueberlieferung uns entgegentreten. Ebermann betont in der Vorrede, dass er nur Vorarbeiten zu einer umfangreicheren Sammlung solcher Segenformeln habe geben wollen und dass er sich deshalb „selbstständiger Deutungsversuche“ enthalte. Doch liegt in der Anordnung des Stoffes, in der Aufstellung jüngerer und älterer Gruppen, in der Stellung zu gewissen literarischen Fragen schon ein Schritt über die trockene Berichterstattung hinaus, der uns bei einer solchen, nach neuen Gesichtspunkten vorgenommenen Zusammenstellung auch willkommen sein kann.

In vierzehn Abschnitten behandelt er folgende Segen: 1. den zweiten Merseburger Zauberspruch, 2. Jordan-Segen, 3. Drei gute Brüder, 4. Longinus-Segen, 5. Sie quellen nicht..., 6. Blut und Wasser, 7. Glückselige Wunde, 8. Sanguis mane in te, 9. Adams Blut, 10. Von den drei Frauen, 11. Drei Blumen, 12. Ein Baum, 13. Der ungerechte Mann, 14. Scherzhafte Wundsegen.

Der Vorgang ist in den meisten Fällen folgender: Am Beginne erfahren wir die hauptsächliche Literatur, die einfachste, ursprünglichste und älteste Form und hören gewöhnlich etwas über die Art des Segens und seine Stellung zu den übrigen. Beziehungen und Hinweise auf mythologische und culturelle Verhältnisse, wie sie zum Beispiel bei den Abschnitten 6, 10, 12 etc. naheliegen, geht der Autor aus dem Wege, offenbar um den Zusammenhang und die Uebersichtlichkeit nicht zu stören. Dass er jedoch auch mit diesen Fragen wohl vertraut ist, zeigen die Literaturnachweise und manche Andeutungen.

Es ist also diese Arbeit mit Freuden zu begrüssen, da sie ein in den Schriften stark verstreutes Material in brauchbarer Weise sammelt. Das Buch ist, wie es der Stoff mit sich bringt, nicht leicht und unterhaltend zu lesen, doch wird es jeder, der mit diesen Dingen zu thun hat, mit grossem Nutzen gebrauchen können.

Laibach, October 1903. *Dr. Otto Jauker.*

2. **Steirischer Wortschatz** als Ergänzung zu Schmeller's Bayerischem Wörterbuch gesammelt von *Theodor Unger,* für den Druck bearbeitet und herausgegeben von *Dr. Ferdinand Khull.* Gedruckt mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Graz, Leuschner & Lubensky's Universitäts-Buchhandlung. 1903, XXIV und 661 S. Grossoctav.

Das Werk ist als „Wortschatz“ betitelt, nicht als „Idiotikon“; damit soll, wie in der Vorrede betont wird, angedeutet werden, dass „die mundartlichen Formen durch die entsprechenden gemeindeutschen zu ersetzen waren;“ also nicht um Aufschluss über die Aussprache, sondern über die Bedeutung der specifisch steirischen Wörter hat man sich an das Buch zu wenden. Es ist auch nur ein Theil der aufgenommenen Worte aus der lebenden Mundart — besonders durch Vermittlung der Rosegger'schen Schriften — entnommen, der Grosstheil des Wortschatzes entstammt neueren und älteren gedruckten und handschriftlichen Quellen, die bis 1486 zurückreichen (siehe Quellenverzeichniss).

Der Ausführung dieser Arbeit, welche — so weit Rechtschreibung und Einordnung in Betracht kommt — dem bewährten Herausgeber Dr. F. Khull zu leisten übrig blieb, standen beträchtliche Schwierigkeiten entgegen. Man würde nach dem Titel nur specifisch steirische Wörter erwarten. Aber der „Evangelimann“, der „Trutzbock“, der „Flachel“ sind Ausdrücke, die auch in den Nachbarländern allbekannt sind, der „Evangelimann“ ist besonders auch den Altwienern in lebhafter Erinnerung. Und doch hat Khull recht, dass er auch diese Worte, die zwar nicht *ausschliesslich* steirisch, aber doch auch steirisch sind, aufgenommen hat.



Die in der zweiten (Frommann'schen) Ausgabe des bayerischen Wörterbuches „in derselben Form und Bedeutung“ enthaltenen Worte hat Khull ausgeschieden. Freilich ist da mancher Zweifel offen. Wenn im „Heimgarten“, XIV, 489, „benged“ aus dem Ennsthale beigebracht wird, so ist dies dasselbe Wort, welches Schmeller als **bünkend** (und „holzschläglisch“) unter „Pünken“ bereits gebracht hat. Der Stamm „Punk“ bedeutet „Knollen“, „harter, rundlicher Körper“, „Astwurzel am Baum“ und dergleichen. Ein krüppelhaft verknorrter Mensch ist „punket“ (= knollicht), im Gegensatz zum schlanken, hochgeschossenen. Altes ***punkoht** Adj. ist da vorauszusetzen; ein Stamm oder Ast mit vielen Astwurzeln, also ein **knotiges** Holz ist „**pünkig**“, dial. „***püeⁿkig**“, **beə͡kət** (vgl. Gumpil-aha, Güeⁿplah, Geə͡plə = Gömplach). Auf Menschen übertragen bedeutet „beangad“ (so schreibt Khull in Klammern) eigensinnig, derb, grob, — endlich „dumm“, „geistlos“. Wenn nun eine Schreibung „benged“ in den „steirischen Wortschatz“ eingereiht wird, so ist offenbar dieses Wort vorher nicht in die richtige „gemeindeutsche Form“ gebracht worden; „Beank“ (= Knoten, grober Mensch; im Bayer. Wörterbuch vor „Pünken“), ist wieder in mundartlicher Lautgebung **neben** der richtigen hochdeutschen Form verständnisslos hingestellt worden.

Das Ersetzen der mundartlichen durch die entsprechenden gemeindeutschen Formen ist aber schon bei den älteren Quellen mitunter unrichtig erfolgt. „Fraundel“ (1644) ist nichts anderes als J. G. Seidl's „V'ronl' = Veronika („Flinserln“ [³1844], S. 255 u. 342), eine abfällige Taufnamenform wie: „Mirl“ (Maria), „Urschl“ und andere. Ironisch mag etwa von „Frauchen“ hineingedeutet sein. — „Rigstroh“ (1637) ist nichts Anderes als Rugg-Stroh, rüggenes Stroh, das ist „Roggenstroh“ mit einem Rest von fränkischem Colonistenumlaut, wie es ja in der Quelle ausdrücklich heisst „Khorn- oder Rigstroh“. — Aehnlich ist übrigens auch in der Form „Pleiknecht“, die das Buch richtig in „Blähknecht“ umsetzt, nichtbayerisches **bläiə** (für blähen, bayer. blā͠) der wahrscheinlich zugewanderten Bergleute erhalten.

Schwer vermisst man bei der „Ersetzung“ der mundartlichen Form den Mangel einer Bezeichnung des leichteren a-Umlautes. „Galsterkatel“ hat zwei verschiedene *a* und wäre „Galsterkätel“ zu schreiben; in „Gamerig“ ist das hohe *a* auf *au* zu deuten: gaumerig, von mhd. Goumen; „Ganaus“ und „Gams-“ mit verschiedenen *a* stehen auf derselben Seite, letzteres Wort wäre „Gämpß“ zu schreiben gewesen (*gamp-iz von gampen). Die Frage, ob dumpfes, ob hohes mundartliches a (in der Schrift a oder ä) anzunehmen ist, hätte manchmal auf eine Klärung der Bedeutung führen können: „Peytasch“ (S. 66) hätte als „Beitäsch“ vielleicht (vgl. Lindemayr „'sKuräschi“) auf „Beutage“, das ist „Beutemacherei“, geführt; „Natzerl“ (S. 473) als „Nätzerl“ vielleicht auf „naß“, „netzen“, mhd. **nesze** geleitet und das Wort „Windel“, vielleicht auch das „Leinenbärtchen“ unter dem Kinne der Kinder erkennen lassen, Stoffstücke, welche die „Nässe“ auzunehmen berufen sind. — Genauer hätte auch die Bedeutung von „Strutz“ angegeben werden sollen: nicht die „Weckenform“, sondern das Bestehen aus mehreren (ineinandergeflochtenen) Teigstreifen ist das Wesentliche bei diesem mit „Strähne“, „Strahl“, „Streifen“, Strang“ u. s. w. zusammenzustellenden, mit **Strauss** (Blumenstrauss) verwandten Worte.

Aus dem Gesagten ist zwar ersichtlich, dass das vorliegende Werk in vieler Hinsicht noch einen Fortschritt offen lässt. Manches hätte freilich — wenn den Dialectforschern, die nicht zur Zunft gehören, ein bischen mehr Gehör geschenkt und ihre Schriften mehr ernst genommen würden, auch schon in der vorliegenden Arbeit besser gemacht werden können. Im Ganzen fällt dabei auf den jeweiligen Herausgeber localer Wörterbücher kein Vorwurf: das Verdienst, dem Sprachstudium neuen, aus den Einzeladern des Gesammtorganismus geholten Saft zugeführt zu haben, überwiegt alle Schattenseiten. Wir werden nun „Hartbeere“ (Dial. Hoəbiə) besser verstehen, als „Heidelbeere“: auf trockenen Höhen, „Hart“-Rücken im **Walde** und nicht auf der „Heide“ gedeihen diese Beeren; die Redensart „es ist drum á Werth“ (= es ist der Mühe werth) erhält durch „drumi“ („es is nit drumi“ auch „drum“) ein vielleicht klärendes Seitenstück; dass **fienln** für „spotten“ neben „fienzen“ (fes͠zn) auftritt, lässt die bisherige Ableitung von mhd. **vanz** hinfällig werden u. s. f.

Das bedeutsame Buch darf in keiner Bibliothek neben J. A. Schmeller's und M. Höfer's Wörterbüchern fehlen. *J. W. Nagl.*

3. Adolf Tollich: *Die Gemeinde Pohorsch* im Bezirk Neutitschein, Mähren. Geschichtlich-topographische Schilderung als Beitrag zur Heimatkunde des Kuhländchens. Pohorsch 1903. Im Selbstverlage des Verfassers.

Der rege Heimatssinn, der die Bewohner des Kuhländchens auszeichnet, kommt in diesem Schriftchen, das eine Anregung zur Verfassung ähnlicher Gemeindebilder auch für andere Landschaften geben will, erfreulich zum Vorschein. Den volkskundlichen Reminiscenzen ist allerdings nur ein bescheidener Theil des Werkchens gegönnt. Die Mundart scheint durch ein ziemlich knappes Wörterverzeichniss dargestellt; Sitten und Bräuche, insbesonders, insofern sie mit dem festlichen Jahr in Verbindung stehen, finden ihre ansprechende Schilderung. (S. 26—45.) Der Verfasser lebt als Revierförster in vielfachem Contact mit dem Volke seiner Heimat und war daher in der Lage, so ziemlich Alles, was sich an volksthümlichen Ueberlieferungen in seinem Bezirke erhalten hat, zu sammeln. Ihre schlichte unausgeschmückte Darstellung verdient ein besonderes Lob.

Dr. M. Haberlandt.

4. P. Lambert Karner: *Künstliche Höhlen aus alter Zeit.* Wien 1903. Aus der k. k. graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien. Im Commissionsverlag bei R. Lechner. Grossquart, XXII und 253 S.; 21 Ansichtstafeln, 12 Tafeln mit Plänen, 72 Textbildern.

In der Monatsversammlung des Vereines für österreichische Volkskunde am 25. November 1898 berichtete der Verfasser des obigen prächtigen Werkes in einem fesselnden Vortrag über seine Forschungen auf dem Gebiete der gewöhnlich als *„Erdställe"* bezeichneten künstlichen Höhlen, die sich in grosser Zahl in ganz Südösterreich und Süddeutschland finden und zu den interessantesten, aber zugleich auch räthselhaftesten Erscheinungen des alten Volkslebens zu zählen sind. Schon damals hatte der unermüdliche Forscher, welcher unbestreitbar der beste Kenner jener seltsamen und fragwürdigen Vorkommen ist, an der k. k. graphischen Lehr- und Versuchsanstalt mit ihrem ausgezeichneten Leiter Hofrath *Dr. J. M. Eder* eine wichtige Stütze und ausgiebige Hilfe der graphischen Festlegung seiner Ergebnisse gefunden, und so hat denn auch diese ausgezeichnete Anstalt nun das abschliessende Werk des Forschers gewissermassen aus der Taufe gehoben und dasselbe in der vorliegenden, ebenso prächtigen als instructiv bildlichen Ausstattung an die Oeffentlichkeit gebracht.

Die Existenz der Erdställe, jener räthselhaften künstlichen Höhlungen in verschiedenen Landschaften, namentlich in Lössgebieten, welche die Anlegung solcher unterirdischen Höhlen mit grösserer Leichtigkeit als anderwärts ermöglichen, war der Landeskunde verschiedenerorts bereits bekannt. Angesehene Gelehrte wie Thiersch, Joh. Ranke, Josef Sepp, August und Seraph. Hartmann hatten sich mit diesen Erscheinungen befasst; am fleissigsten und umfassendsten aber hat sich in mühevollster Forschungsarbeit seit einem Menschenalter Pfarrer *Lambert Karner* mit der Aufspürung, Durchsuchung, Vermessung und Deutung jener Stätten beschäftigt. Nicht weniger als 400 Orte nennt das Verzeichniss, die der Verfasser in unermüdlicher Hingebung an die einmal ins Auge gefasste Sache in Nieder- und Oberösterreich, in Ungarn, Mähren, Salzburg, Bayern, Baden und im Elsass aufgesucht hat, um die nur irgendwie aufspürbaren Höhlen aufzunehmen.

Der bekannte Urgeschichtsforscher *Dr. M. Much,* welcher dem Werke ein höchst instructives und kritisches Vorwort vorangestellt hat, äussert sich in sehr übersichtlicher Weise über diese merkwürdigen Höhlen in der folgenden Weise:

„Es wird vielleicht willkommen sein, einige Bemerkungen über sie beizufügen. Ihre Grundform besteht aus einer, in fester Erde, gemeiniglich in Löss oder leicht zu bearbeitenden Sandstein, ausgehöhlten Kammer, von einer Höhe, dass man oben noch stehen kann und einer 4 m^2 in der Regel nicht übersteigenden Grundfläche, dann aus einem vorbeiführenden Gang, richtiger gesagt, einem Stollen oder „Schluf", der niemals aufrecht

durchschritten, sondern nur tief gebeugt, sehr oft nur auf allen Vieren schliefend, benützt werden kann, weil seine Höhe zuweilen sogar weniger als 80 *cm* beträgt. In Wirklichkeit beschränken sich die künstlichen Höhlen nicht auf *eine* Kammer, es reiht sich vielmehr Kammer an Kammer, die unter sich durch den engen „Schluf" verbunden sind und dieser führt auch nur selten in geradem Zug zur Kammer, sondern wendet sich ohne Regel und ohne örtliche Veranlassung bald in sanftem Bogen, bald in scharfem Winkel abbiegend, rechts und links oder sendet bald rechts, bald links einen Zweig in eine abseitige Kammer oder bricht in seinem Verlaufe plötzlich ab, um senkrecht nach aufwärts oder abwärts zu steigen und sofort wieder in seinen früheren mehr oder weniger wagrechten Verlauf zurückzufallen oder auch schlotartig bis zu 10 *m* hoch an das Tageslicht emporzuführen. So kommt es dann zuweilen, dass der Gang, einen vollen Umkreis beschreibend, in sich selbst zurückkehrt oder gar eine schon zurückgelegte Strecke vollständig unterfährt. Als Nebenbestandtheile kommen ausgesparte Sitzbänke und Sockel, Sitz- und Geräthnischen, Lichtnischen, Luftröhren und Verschlussvorrichtungen dazu, und so entstehen aus der wechselnden Verbindung aller dieser Theile wahre, nicht selten ganze Häusergruppen unserer Dörfer unerminirende Labyrinthe von einer Mannigfaltigkeit und Absonderlichkeit, wie sie nur die freie Einbildungskraft vieler und verschiedener Erbauer zu ersinnen vermochte."

Man hat natürlich längst über den Zweck und die Bedeutung dieser unterirdischen Höhlenanlagen, deren Zeitstellung durch keinerlei Indicien irgendwie festzustellen möglich ist, die verschiedensten Vermuthungen und Hypothesen geäussert, ohne dass darüber irgendwie befriedigende Aufklärung bisher gewonnen wäre. Bis auf des Tacitus Zeugnisse von den Wohnungseinrichtungen der alten Germanen ist man, namentlich der Verfasser selbst, zurückgegangen, um ihre Verwendung und Zeitstellung festzustellen. Die vorsichtige Kritik muss alle bisherigen Erklärungsversuche theils direct abweisen, theils sehr in suspenso lassen. Non liquet — das ist das Einzige, was sich darüber sagen lässt.

Dem unermüdlichen Verfasser wie der künstlerisch-wissenschaftlich auf der Höhe ihrer Aufgabe stehenden Herausgeberin des Werkes, der k. k. graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, gebührt der wärmste Dank für ihre hervorragenden Leistungen.

Dr. M. Haberlandt.

5. **Moriz Heyne**: *Körperpflege und Kleidung* bei den Deutschen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. Mit 96 Abbildungen im Text. (Fünf Bücher deutscher Hausalterthümer. III. Band.) Leipzig, Verlag von J. Hirzel, 1903. 373 Seiten.

Den in dieser Zeitschrift angezeigten zwei ersten Bänden von *Heyne's* monumentalen „Deutschen Hausalterthümern", welche das deutsche Wohnungs- und Nahrungswesen behandelten, folgt nunmehr der vorliegende Band, welcher die Darstellung von Körperpflege und Kleidung des deutschen Mittelalters zum Gegenstande hat.

Der erste Abschnitt, welcher sich mit *Körperpflege* (die äussere Erscheinung, die Sorge für die Gesundheit, Reinlichkeit und Zierlichkeit, die Krankheiten und deren Heilung) befasst, bringt besonders interessante und zum grossen Theil neue Aufschlüsse, denn man hat diesem Gegenstand bislang noch nicht viel systematische Aufmerksamkeit geschenkt. Der zweite Abschnitt, welcher sich mit der altdeutschen Kleidung befasst, ist dagegen wohl besser studirt. Es werden der Reihe nach behandelt: die Stoffe und ihre Bereitung, die einzelnen Kleidungsstücke und ihr Schnitt, die männliche Kleidung, die weibliche und die Kleidung der Kinder, endlich der Schmuck. Wie in den vorigen Bänden baut sich die Darstellung zunächst auf der linguistischen Analyse auf, aber ebenso gewissenhaft sind die archäologischen Quellen herangezogen, von deren Zeugnissen wohl kein einziges wesentliches übersehen worden ist. Die Lectüre des Werkes bedeutet den grössten Genuss und Gewinn für Jeden, der sich mit der Geschichte des deutschen Volkslebens beschäftigt; aber auch die Forscher auf anderen Volksgebieten, besonders dem slawischen, werden aus den Mittheilungen von Heyne's deutscher Alterskunde die wichtigsten Anregungen ziehen.

Dr. M. Haberlandt.

6. A. **Dachler.** *Entwicklung des Bauernhauses.* Vortrag, gehalten in der Versammlung der Fachgruppe für Architektur und Hochbau am 30. December 1902. (Separatabdruck aus der Zeitschrift des Oesterr. Ingenieur- und Architektenvereines 1903. Nr. 20.) Mit einer Tafel. Wien 1902. Im Selbstverlage des Ausschusses, 24 Seiten.

In diesem kleinen Schriftchen gibt der um die österreichische Hausforschung verdiente Verfasser, ein geschätzter Mitarbeiter unserer Zeitschrift, eine sehr übersichtliche und auf gründlicher Kenntniss aller einschlägigen Verhältnisse gestützte Darstellung von der Entwicklung des Bauernhauses. Dieselbe gliedert sich in drei Abtheilungen, die dem einräumigen und mehrräumigen Hause als den ältesten und älteren Hausformen und sodann den neueren Bautypen des Bauerhauses gewidmet sind. Ueber das im Titel Versprochene hinaus erhalten wir auch noch in dem zweiten Theil der Abhandlung eine Behandlung der mitteleuropäischen Gehöftanlagen und zum Schluss eine Technologie des Bauernhauses, welche an keiner wesentlichen oder typischen Erscheinung desselben vorübergeht. Wir empfehlen die instructive Schrift jedem Volksforscher, aber auch den Architekten und überhaupt Jedermann, der für die Hausbauforschung Interesse hat, aufs Wärmste zur ersten Orientirung in diesem Gegenstande. *Dr, M. Haberlandt.*

7. **Dr. Heinrich Schurtz:** Völkerkunde. Mit 34 Abbildungen im Texte. (XVI. Theil von: *Die Erdkunde.* Eine Darstellung ihrer Wissensgebiete, ihrer Hilfswissenschaften und der Methode ihres Unterrichtes. Herausgegeben von *Maximilian Klar.*)

Dieses letzte Werk des früh verstorbenen ausgezeichneten Ethnologen, welches seinem Inhalte nach wohl weit über den Umfang unseres Thätigkeitsgebietes hinausgreift, soll dennoch hier kurze Erwähnung finden, weil es in seinem zweiten Haupttheil, welcher der *vergleichenden Völkerkunde* gewidmet ist, für jeden Volksforscher zur Vertiefung seines Blickes und zur methodischen Schulung sehr dienlich sein dürfte. Bei der ausgezeichneten Sachkenntniss, die dem verstorbenen Verfasser eigen war, sind die Ausführungen durchaus verlässlich und kritisch abgewogen. Sehr angenehm berührt es, dass die Völker Europas, die in den systematischen Lehrbüchern der Ethnographie bisher nur höchst stiefmütterlich behandelt wurden, im vorliegenden Werke mit derselben Ausführlichkeit geschildert werden, als die exotischen Völkerschaften der anderen Continente. Literaturnachweise — wenigstens nach den Hauptpunkten und wichtigsten Erscheinungen — wären sehr erwünscht gewesen, ebenso fehlt bedauerlicherweise ein Namen- und Sachregister; doch bietet das ausführliche Inhaltsverzeichniss hiefür einigen Ersatz.

Dr. M. Haberlandt.

8. **Dr. Alwin Schultz:** *Das häusliche Leben der europäischen Culturvölker,* vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. München und Berlin. Druck und Verlag von R. Oldenbourg 1903. VIII, 432 Seiten. Octav.

Der Verfasser, einer der ersten Kenner der Kunstgeschichte und der Geschichte der Privateigenthümer, der diesen Stoff schon mehrere sehr ausführliche Werke gewidmet hat (darunter besonders das bekannte Buch: „Deutsches Leben des 14. und 15. Jahrhunderts, Leipzig, Prag 1892), macht in vorliegendem Buch den Versuch, das Privatleben der europäischen Culturvölker in jenem langen Zeitraum darzustellen, in welchem hauptsächlich das Volksthum und die nationale Cultur der bedeutendsten europäischen Nationen durch ihre Culturarbeit herausgebildet worden ist. Es ist klar, dass bei dem ungeheueren Umfang des Themas überall nur erste orientirende Skizzen geboten werden konnten. Für uns Volksforscher ist das vorliegende Werk darum von besonderem Werthe, weil überall auch des Bauernthums in entsprechender Weise gedacht worden ist. Wohnung und Dorfanlage, Kleidung und Mahlzeiten, die häuslichen Feierlichkeiten anlässlich Geburt, Hochzeit und Tod, in den bäuerlichen Kreisen sind überall, besonders neben den bürgerlichen Formen behandelt, wenn auch mitunter kürzer, als uns lieb sein kann.

Der gegenwärtige materielle Culturbesitz unseres Bauernthums geht seiner Herkunft und seinen Formen nach kaum über das Zeitalter des dreissigjährigen Krieges zurück. Wir finden also in Schultz' Werk die Grundlagen des gegenwärtigen bäuerlichen Culturbesitzes überall bereits erörtert. Eine grosse Anzahl von Abbildungen unterstützt die Darstellung in sehr erfreulicher Weise. *Dr. M. Haberlandt.*

9. Dr. Milan Marković: Die serbische Hauscommunion (Zadruga) und ihre Bedeutung in der Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig. Verlag von Duncker und Humblot. 1903. XI. und 87 Seiten. Octav.

An dieser Abhandlung können wir hier nicht vorübergehen, wiewohl sie sich allein auf die Hauscommunion im serbischen Königreich bezieht, weil diese alterthümliche Familien- und Wirthschaftsform auch noch in mehr oder minder deutlichen Resten in den serbocroatischen Gebieten, die in unser Forschungsbereich fallen, in Dalmatien und dem Occupationsgebiete etc. anzutreffen ist. Mit vollständiger Sach- und Sprachkenntniss ausgerüstet, unternimmt es hier ein *serbischer* Forscher, die Probleme, welche mit der serbischen Hauscommunion in Verbindung stehen, zu erörtern, indem er sich namentlich auf eine genaue Kenntniss der einschlägigen wirthschaftlichen Verhältnisse stützt. Zunächst schildert der Verfasser die gegenwärtige Lage der Landwirthschaft in Serbien und erörtert dann in den zwei ersten Abschnitten der Abhandlung das Wesen, die Organisation und den Ursprung der Zadruga und ihre Stellung ihre Stellung in der Entwicklung des Grundeigenthums, wobei die Theorien Laveleyes. Hildebrandt's und Peisker, eine eingehende Kritik erfahren. Im dritten Abschnitte finden die rechtlichen Verhältniss der Hauscommunion (im Unterschied von den Verhältnissen der Einzelfamilie) mit besonderer Berücksichtigung des Erbrechtes ihre Darstellung, worauf endlich der vierte Abschnitt die Vorzüge dieser alterthümlichen Familienverfassung und die Ursachen ihres Niederganges in der Gegenwart zur Besprechung bringt. Die einschlägige Literatur ist mit Umsicht und Fleiss herangezogen und benützt; das Literaturverzeichniss führt so ziemlich vollständig das Wichtigste, was über diesen Gegenstand bis jetzt vorliegt, an. *Dr. M. Haberlandt.*

10. J. Lowags's Gesammelte Schriften: II. Band: Schlesische Volks- und Bergmannssagen. Freudenthal. W. Krommer, Verlagsbuchhandlung 1903. Gebunden, Kleinoctav. 234 Seiten.

Von demselben Verfasser hat die Verlagsbuchhandlung bereits ein ähnliches Bändchen publicirt, die *Altvatersagen* (Band I von J. Lowag's Gesammelten Schriften). Im vorliegenden Buch sind 22 Volkssagen, zumeist aus Bergmannskreisen, gesammelt. Leider sind sie in jener poetisirenden Manier niedergeschrieben, welche ihres Eindruckes auf die Familienkreise und die empfängliche Jugend nicht verfehlen mag, die sie aber für wissenschaftliche Zwecke nur in sehr geringem Masse brauchbar macht. Wie schade, dass der eifrige Sammler diese Sagen nicht genau so, wie er sie von seinen Gewährmännern hörte, niedergeschrieben und dass er dieselben nicht genannt hat. So wie sie vorliegen, kann die Sagenforschung nur wenig mit ihnen anfangen. *Dr. M. Haberlandt.*

V. Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

a) Verein.

Franz X. Grössl †. Am 20. August d. J. erlag der Verwalter des Museums für österreichische Volkskunde und Cassier des Vereines, Franz X. Grössl, einem längeren qualvollen Leiden im 51. Lebensjahre. Schon bei der Gründung unseres Vereines und bei der ersten Einrichtung unseres Museums hat der Verblichene, eine überaus thätige und für unsere Sache aus ganzer Seele begeisterte Natur, durch seine energische und emsige Mitarbeit sich die dankenswerthesten Verdienste erworben; er hat den Unterzeichneten auf den grossen Sammelreisen im Jahre 1896, auf welchen der umfangreiche Grundstock unserer Museumssammlungen an Ort und Stelle beschafft wurde, begleitet und im Verkehr mit der ländlichen Bevölkerung durch Energie und Ausdauer dem Museum eine grosse Zahl von Objecten zugeführt. Seither hat er an dem weiteren Ausbau des Museums tüchtig mitgearbeitet, und nur in den letzten Jahren hat ihn seine beginnende Kränklichkeit, die dem starken Mann bis vor Jahresfrist äusserlich kaum anzumerken war, verhindert, bei den Geschäften und Arbeiten im Museum hilfreiche Hand anzulegen. Wir werden dem Verstorbenen stets ein dankbares Andenken bewahren! *Dr. M. Haberlandt.*

1. Subventionen und Spenden.

Vom Bankhaus S. M. v. Rothschild 50 Kronen.

b) Museum.

1. Besuch des Museums.

Corporative Besichtigungen erfolgten weiters durch:

10. K. u. k. Artillerie-Cadettenschule. Zwei Abtheilungen.

11. Corps der k. k. Sicherheitswache, in wiederholten Partien.

12. Alpine Gesellschaft „D'Kreuzelschreiber“.

2. Vermehrung der Sammlungen 1903.

(Fortsetzung.)

Ethnographische Hauptsammlung.

11. ***Neun Lebzeltenmodel*** aus Holz. Geschenk von Fräulein ***Hermine Thirring*** in Oedenburg.

12. ***Carton mit dreiundvierzig Knöpfen und Besatzstücken*** aus Metall. — ***Carton mit sechs gefärbten Stoffproben.*** — ***Carton mit sieben Wollstoffproben.****) — ***Drei gefärbte Ostereier.*** Geschenke des Herrn ***Prof. E. Domluvil*** in Wallachisch-Meseritsch.

13. ***Drei grosse Lebzeltenmodel*** aus Holz. Von Gmünd in Kärnten. Angekauft durch Herrn ***Dr. M. Haberlandt.***

14. ***Sammlung von Schnitzfiguren*** aus Tirol. Gesammelt von Herrn ***Alfred Wolfram,*** Wien. ***Bauernpferd*** aus Holz mit Geschirr. — ***Kuh*** mit Glocke. — ***Kalb.*** — ***Rehbock.*** — ***Rehgais.*** — ***Gemse.*** — ***Schäfer*** mit Hirtenstock. — ***Leiterwagen.*** — ***Heuschlitten.*** — ***Kuh*** bemalt. Geschnitzt von ***Fritz Modl*** aus Hörbrunn im Brixenthale. — ***Eiserner Leuchter.*** Brixen.

15. ***Oelbild*** auf Leinwand, darstellend die Muttergottes von Czenstochau. Ankauf durch Herrn ***Alexander Hausotter*** in Petrowitz.

---

*) Die Stoffe aus Wolle der selbst gezogenen Schafe bereitete sich das Landvolk noch selbst, wie es hie und da noch heute geschieht. Tafel I zeigt die gekrämpelte Wolle (gereinigte) mit dem begonnenen Faden; den durch Handspinnen — nicht maschinenmässig — gewonnenen Faden; das ungewalkte Tuch (vom Webstuhle weg); das Tuch nach dem Walken. Diese Gattungen nennt das Volk „huně“; die braune huně ist aus der Wolle schwarzer Schafe, die graue aus gemengter Wolle — das Volk nennt diese Farbe „burá“; nur der letzte Lappen ist gefärbt, die anderen sind Naturfarbe. Diese Stoffe — braun und grau — benöthigten sie für die „halena“, eine Art Oberrock, dann für die selbstgenähten Schuhe „papuče“, welche weiss oder grau und braun Sommer und Winter getragen werden; auch die Sohlen sind aus huně; in manchen Dörfern sind auch die Schnürhosen aus der weissen huně. — Tafel II zeigt färbige Tücher, wie sie in den Städten, namentlich Wsetin, bereitet wurden. Das grüne Tuch — auch lichterer Farbe — wurde für die župica (Oberrock) im Rožnauerthale verwendet, das hell- und dunkelrothe für das Brustleibchen der Frauen und die Weste „brunclek“ der Männer; das dunkelblaue oder violette für den kurzen Leibrock mit ganz kurzen Schössen und die Hosen der Männer, für Schuhe mit ledernem Absatze und Sohle der Frauen. Das hellblaue Tuch wurde im Bezirke Vizovice und Klobúky zu Hosen und Westen gebraucht, auch von den Slowaken bei Zlín. Das weisse Tuch diente als Futter für die župica und Weste (brunclek); ein weisses huně-Tuch wurde auch zu Hosen und Halena zu Halenkov und Hrozenkov verwendet. — Tafel III zeigt verschiedene „bombiky“ (a), welche der kurze Leibrock der Männer trug; die uralten gewundenen (b und b[1]) aus Messing und die neueren aus Zinn gegossenen (c und d) waren sehr dicht an der župica angenäht. Der mittlere bombik ist silbern (b[1]) und wurde nur von Herren getragen; selbst dem Vogte — Erbrichter im Dorfe — nahmen es die Gutsbesitzer übel, wenn er und seine Gattin silberne Knöpfe trugen. Sie sind wohl dieselben wie sie noch heute in Dalmatien geprägt und auch heute noch von dem Bosniaken getragen werden; auch in die mährische Wallachei wurden sie von den Jahrmärkten in Pest durch Kaufleute gebracht. Die bombiky aus Zinn gossen sich die Dorfschneider selbst in Formen, die sie sich aus weichem feinkörnigen Sandsteine, der sich überall vorfindet, bereiteten; die kugelförmigen (d) hiessen bombik, die platten (c) makoška (bei Rožnau) oder pakoška (bei Wsetin). Die grossen bombiky (a) und die übrigen Knöpfe (e, f) wurden von herumziehenden Händlern oder auch in Neutitschein und anderen Städten gekauft. Die mit e bezeichneten Knöpfe dienten zu Pelzchen und Brustleibchen der Frauen, die f-Knöpfe findet man auf diesen und den Westen der Männer; die g-Knöpfe nur an Westen der Männer. Es gab natürlich noch andere, einfachere Knöpfe. Die vorliegenden sind ältere Arten.



16. *Modell eines bosnischen Wohnhauses* vollständig eingerichtet. Geschenk des Herrn *Dr. Richard Heller* in Salzburg.

Photographien.

3. *Photographie mit walachischem Brautpaar. — Zwei Photographien mit Processionsbildern.* Geschenk des Herrn *Prof. E. Domluvil*, Wallachisch-Meseritsch.

4. *Photographie des Konik Trembowelski* (Volksspiel). Geschenk von Herrn *Prof. Ludwig Mlynek,* Tarnów.

5. *Die Wallfahrtskirche Zaplas. — Kirchhof in Tschatesch. — Wallfahrtskirche von Tschatesch.* Geschenk von Herrn *Dr. K. Toldt jr.*

Bibliothek.

22. *Volkskunst und Volkskunde.* „Monatsschrift des Vereines für Volkskunst und Volkskunde in München". Jahrgang I. Verlag der Süddeutschen Verlagsanstalt, München.

23. *Moriz Heyne*: Körperpflege und Kleidung bei den Deutschen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. III. Band der Sammlung: „Fünf Bücher Deutscher Hausalterthümer von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert." Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1903.

24. *Oscar Ebermann*: Blut und Wundsegen in ihrer Entwicklung dargestellt. In der Sammlung: *„Palaestra"*. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von Moriz Brandl und Erich Schmidt. Berlin, Mayer & Müller. 1903.

25. *J. R Bünker.* Die Hafneröfen in Stoob. Sonderabdruck aus Bd. XXXIII (der dritten Folge Bd. III.) der „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien". Wien 1903. Im Selbstverlage der Gesellschaft.

26. *Eduard Hammarstedt:* Fågeln med segerstenen, sprängörten och lifsämnet. Separatabdruck aus „Meddelanden från Nordiska Museet 1901". Stockholm 1903. Kungl. Boktryckeriet.

27. Zbirnik filologischnoj sektii naukovogo towaristwa imeni Ševčenka T. VI. Posmertni piçanja Mitrofana Dikareva. Z polja folklory i mitology, Lemberg 1903.

28. *Dr. Heinrich Schurtz*: Völkerkunde. XVI. Theil der Sammlung: Die Erdkunde. Eine Darstellung ihrer Wissensgebiete, ihrer Hilfswissenschaften und der Methode ihres Unterrichtes. Herausgegeben von Maximilian Klar. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1903.

29. *Dr. Alwin Schultz*: Das häusliche Leben der europäischen Culturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sammlung: Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte. Herausgegeben von G. v. Below und F. Meinecke. München und Berlin. Druck von R. Oldenburg. 1903.

30. *Dr. jur. Emil Goldmann*: Die Einführung der deutschen Herzogsgeschlechter Kärntens in den slowenischen Stammesverband. Ein Beitrag zur Rechts- und Culturgeschichte. 68. Heft der Sammlung: „Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte." Herausgegeben von Otto Gierke. Breslau, Verlag von M. & H. Marcus. 1903.

31. *Rudolf Meringer*: Zur indogermanischen Alterthumskunde. Separatabdruck aus der „Zeitschr. f. österr. Gymn." 1903. V. Heft. Geschenk des Verfassers.

32. Mappe der Republik Perú. Im Auftrage des Ministers für auswärtige Angelegenheiten. Don Eugenio Larrabure y Unánne. Herausgegeben von *Eduardo Hinginson.* Southampton. 1903.

33. *Franz Wilhelm*: Weitere Beiträge zur Geschichte und Verbreitung der Mord- und Sühnkreuze. Separatabdruck aus der „Erzgebirgs-Zeitung", XXIV. 1903.

34. *Dr. Milan Marković*: Die serbische Hauscommunion (Zadrûga) und ihre Bedeutung in der Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1903.

35. *A. Dachler*: Entwicklung des Bauernhauses. Sonderabdruck aus der „Zeitschrift des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines", 1903, Nr. 20. Wien 1903. Im Selbstverlage des Verfassers. Geschenk des Verfassers.

36. *Otto Laufer*: Neue Forschungen über Wohnbau, Tracht und Bauernkunst in Deutschland. Separatabdruck aus der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde" in Berlin. Heft 3. 1903.

(Fortsetzung folgt.)

Schluss der Redaction: 15. October 1903.



I. Abhandlungen und grössere Mittheilungen.

Neujahrsgebäcke.*)

(Mit 36 Abbildungen auf Tafel VI—VIII.)

Von Dr. M. Höfler, Bad Tölz.

Das moderne Neujahr beginnt mit dem ersten Jänner seit der allgemeinen Einführung des Gregorianischen Kalenders (1582). Nach dem sogenannten Circumcisionsstyl der Kalendermacher ist dies der Tag der Beschneidung Christi, im Gegensatze zum Nativitätsstyl derselben, welcher den Geburtstag Christi (Weihnachten) zum ersten Tag des Jahres machte. Ueberhaupt gibt es keine Jahreszeit und fast keinen Monat, in welchen nicht bei den verschiedenen Völkern und Volksstämmen das Jahr einmal begonnen hätte. Der römische Kalender von Julius Cäsar liess das Jahr mit dem 1. März beginnen (daher panis martialis = Marzipan, Neujahrsbrot); der byzantinische mit dem 1. September; der jüdische mit Ostern. In verschiedenen Gegenden Deutschlands begann das Neujahr mit dem neuen Wirthschaftsjahre, zum Beispiel mit Petri Stuhlfeier (18. Jänner in Rom; 22. Februar ausserhalb Rom); in der Erzdiöcese Trier begann es nach dem sogenannten Annunciationsstyl mit dem ersten Tage der Schwangerschaft Mariä, das heisst mit Mariä Verkündigung (25. März). In England wurde dieser Rechnung (25. März = Neujahr) die römisch-christliche Rechnung (25. December = Neujahr) geradezu gegenübergestellt. In der päpstlichen Kanzlei herrschte anfangs die weihnachtliche Neujahrsdatirung vor; erst von der Mitte des 10. Jahrhunderts ab machte sich neben dieser bis 1088 der 25. März als Neujahrstag in der Form der sogenannten florentinischen Rechnung geltend. Das Schuljahr hatte zum Theile den Ostertag als Jahresanfang beibehalten. Die Kalendarien westdeutscher Klöster beginnen im Mittelalter häufig mit dem August als Neujahr wegen der Neuverpachtung des Klosterbesitzes. (A. Tille in der wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung, 1895, Nr. 35.) Bei den Germanen war der Abschluss der Weidezeit der Beginn des Winters und damit des wirthschaftlichen Neujahrs (Ende September, St. Michael oder Anfang October), das sich auch local etwa bis Martini

*) Die Originalgebäcke zu den Abbildungen derselben verdankt Verfasser der Güte der Damen: *Excellenz v. Stülpnagel,* Fräulein *v. Maier,* Fräulein *Schnitzler-Erckens,* Frau Pastor *Smith,* Frau *v. Linden-Tol,* Fräulein *Lemke,* Frau Justizrath *Gravenhorst* sowie der Güte der Herren: *Pater Cyprianus,* Pfarrer *Gimmi,* Pfarrcurat *Frank* und *Dr. Frischauf.*

hinausschieben konnte. Durch diese Verschiedenheit der früheren Neujahrstage erklärt sich auch, dass da und dort unterm Jahr sich Neujahrsgebräuche mit Neujahrsgebäcken erhalten haben, die ihren Ursprung in der germanischen, römisch-heidnischen, römisch-christlichen, jüdisch-christlichen Neujahrsdatirung hatten.

Mit dem germanischen Neujahre war sicher eine Todtenfeier, ein Seelencult verbunden, wie auch bei anderen Völkern mit der Jahreswende. Es ist die Zeit vor dem neuen Jahresanfange die Epoche, in der die Verstorbenen die Ueberlebenden wieder heimsuchen. Von der Gunst dieser Seelengeister hing das Glück des kommenden Jahres ab; man empfing sie, indem man ihnen Speisen (Opfergaben) auf dem Glückstische vorsetzte, womit man sie versöhnen und die lebenden Sippengenossen vor ihren Alpqualen und elbischen Plagen schützen wollte. Je reichlicher diese Todtenrecreation ausfiel, um so günstiger gestaltete sich für den Opferspender das Los im neuen Jahre. Diese deutschen Seelengeister haben je nach der Oertlichkeit verschiedene Namen erhalten: Aschenmutter (Hinterpommern), Wode und Perchta (Süddeutschland), Teufel und seine Frau (Oesterreich), Gürli (Gehürli, Geheuer, Ungeheuer) (Elsass), arme Seelen, Klungeli (Schweiz), wilde Jagd, Nachtg'jaid, Klausenbutzen, Burmänner, Schimmelreiter etc. etc.

In Norwegen nimmt der Wind (Seelengeist in den Lüften) in der Neujahrsnacht das Mehl weg und fährt damit durch die Luft, das heisst, er holt sich seine Opfergabe (Scheible, Das Kloster, IX. 563), die er an anderen Orten freiwillig erhält. Noch 1493 setzten die Engländer in der Neujahrsnacht den »Alholde« (Alpholden) und »Gobelyns« (Kobolden) Speise und Trank auf die Bank (Meyer, Myth. d. G., 222). Nach Berthold von Regensburg wurde den felices dominae (den seligen Fräulein) zur Nacht ein Tisch mit Speisen ausgerüstet; um dieselbe Zeit hören wir auch von dem Pariser Bischof Wilhelm d'Auvergne, dass die Dominae nocturnae (Nachtfräulein) Nachts in den Häusern aus offenen Speise- und Trankschüsseln sich gütlich thuen und dafür Fülle und Ueberfluss spenden (l. eod. 221). Burchard v. Worms (11. Jahrhundert) erwähnt die volle Zurüstung eines Tisches mit Speise und Trank und drei Messern für die drei (Schicksals-) Schwestern zu Neujahr, also zu einer Zeit, in der man auch im Orient und darnach im Abendlande den Tisch des Glückes mit Speisen und Getränken versah (l. eod. 257).

Gebräuche des germanischen Neujahres, der Wintersonnenwende, der Mittwinterfeier, der Rauchnächte (s. Z. f. Oe. V. K. 1903, S. 15) und der christlichen Weihnachtsoctave (daher Neujahr = Acktentag; 1470 an dem achtenden obend; Mones Z. I. 148) haben sich, mit römischen Gebräuchen gemengt, auf den modernen Neujahrstag vereinigt. Auch hier kehrt der an der Spitze der Seelenschaar (Butzen) einherziehende Schimmelreiter, den wir schon bei den Gebäcken der Martins-, Michaeli-, Nicolaus-Tage der Rauchnächte oder Zwölften kennen

gelernt hatten (s. Z. d. V. f. V. K. 1901, S. 193, 1902, S. 80; Archiv für Schweiz. V. K. 1902, S. 22; Volkskunst und Volkskunde, S. 7) wieder. In der Schweiz erscheint St. Nicolaus mit den Schellen (Chlausler Schelleten, St. Gallen, Denkschr. 1903, S. 611), ebenso in Mitteldeutschland Frau Holle. (E. Mogk, Germ. Mythol.[2], S. 50; Wuttke Volksaberglaube; Simrock, D. M., 547.) Die für diesen Seelengeistercult vorgeschriebene Speiseordnung, die sich ebenfalls auf die übrigen Neujahrstage zum Theil übertrug, verlangte eine feste Einhaltung der altherkömmlichen Speisen und Getränke, womit man sich das Wohlwollen und den Segen der durch solche Bewirthung günstig gestimmten Seelengeister für das kommende Jahr erwerben wollte. Der Volksbrauch schreibt noch heute an vielen Orten solche »feste« Speiseordnung vor. An der oberen Nahe isst man am Neujahrsmittag Kappus (Weisskraut); in Franken und in der Röhn isst man Kraut und Erbsen (ein uraltes Seelengericht), damit das Jahr über das Geld nicht ausgeht (Höhl, der Röhnspiegel, 84); in Schwaben gibt es gelbe Rüben, »dann hat man das ganze Jahr hindurch Geld« (Weinhold, Deutsch. Weihn.-Spiele, 25); in Braunschweig ass man 1760 Heringsrogen, »so hat man das ganze Jahr Geld« (Andree, Braunschw. V. K., 294). In Stendal isst man neunerlei Gerichte als besonders kraftbringendes Mittel für das ganze Jahr (Wolf, Beiträge I., 123); in Ostfriesland sogenannte Speckendicken (s. Fig. 2), ein Wurstgebäck, das in flachen Schnitten aufgetragen wird; im Saterland Schweinskopf, den germanischen Juleber (Z. d. V. f. V. K. 1893, 270), der als schweinerne Bratwurst an vielen Orten sich fortfristete. Als Neujahrsbrauch muss auch aufgefasst werden, was in der Predigt des heiligen Eligius (588, 659) verboten wurde: »Nullus in calendis Jan. nefanda aut riduculosa, vetulas (nicht vitulas) aut cervulos aut jotticos (zu jota = warmmûs; jutta = broth, muos, i. e. potio spissior ex lacte confecta Diefenb. Gloss. I. 308, II. 221, 224) alias ulerioticos (nach Prof. Vollmöller's ansprechender Deutung = vel eroticos) faciat*), neque mensas super noctem componat neque strenas (Neujahrsgeschenk, Handgift) aut bibitiones (Minnetrunk) superfluas exerceat « Nach dem ganzen Wortlaute kann es sich hier nur um Speisen, beziehungsweise Gebäcke (Gebildbrote) handeln. Auch Burchard von Worms (um 1000) frug als Corrector, ob man zur Neujahrsnacht nach heidnischem Brauche den (Glücks-)Tisch in seinem Hause zugerichtet (das heisst den Seelengeistern geopfert) habe; ob man Kuchen gebacken und aus ihrem Aufgehen auf Glück für das kommende Jahr geschlossen habe. (Herrmann D. M., 459.)

*) In den alten abendländischen Bussordnungen (Wascherschleben 597, 255, 517) wird dieser Passus aus localen Gründen des Volksbrauches anders gegeben, zum Beispiel: „si quis in Kalendas Januarii in cervulo aut vetula vadit, id est in ferarum habitus se communicant (commutant) et vestiuntur pellibus pecudum et assumunt capita bestiarum, qui vero taliter in ferinas species se transformant III annos poeniteant, quia hoc daemoniacum est.“



Schmeller (I., 271) führt aus einem elsässischen Kalender des Konrad von Dankrotsheim (15. Jahrh.) Folgendes an: »Darnach (am 30. December) komet die milde Behte (Perchta), die nach hat gar ein gross geslehte; die stuk zwene Broten an den spiss und briete und machte einen guten friss (Frass) und geriet in uff die ahssel fassen und ginge mitte behten (perchteln) uffter den gassen und drug da uff an alles duren und lud ir guten nachgeburen und ir brüder und ihr swester; da kam der heilige Sylvester und bracht eine Brotwurst in der Hende.«

Hier ist Perchta mit ihrem Gefolge, die Elbenanführerin mit Speiseopfern bedacht, die man beim »Perchteln auf den Gassen« darbrachte unter Absingen von Liedern; daher diese Nacht Singabend hiess. »Singobit, schlag d'Kuchithür zue, d'Pastete sind boche und d'Bratwürst sind gnue« singen die Kinder in der Schweiz. In Tirol war es am Göbnachtabend Brauch, von allen Gerichten des Nachtmahles einen Löffel voll dem Feuer (das heisst den Windgeistern) zu geben und das Uebriggebliebene auf dem Tische für die Perchtl und ihre Kinder (Geschlecht) stehen zu lassen; wenn man es nicht that, dann erschien die Daemonin (Zingerle, Sagen², 19). Solche Neujahrsopferspeisen, die zum Theil auch auf Weihnachten verlegt sind, sind aus dem Seelenculte hervorgegangen. Trotz aller Kirchenverbote dauerte die Seelenspeisung unter verschiedenen Formen bis auf unsere Zeit an, weil dieselbe in dem gesammten wirthschaftlichen und politischen Leben zu feste Wurzeln geschlagen hatte.

Wir müssen bei der Besprechung des Neujahrstages selbstverständlich den Altjahrsabend, den Sylvestertag, mit hereinziehen. In der Normandie wird am 31. December oder am 1. Jänner den Feen (Fata, Schicksalsgeistern) der Tisch gedeckt (Mannhardt, Mythen, 725). In Scandinavien fahren am Neujahrsabende die Elben aus; in jedem Winkel des Hauses brennt ein Licht; Alles ist aufgekehrt und gereinigt; alle Thüren stehen offen für dieselben an diesem Alfenausfahrttage; die Speise wird nicht vom Tische genommen, sondern bleibt die ganze Nacht stehen (l. eod. 725); Gebräuche, die auch im germanischen Süden sich vorfinden und deutlich genug für einen Todten- oder Seelencult beim Beginne des neuen Jahres sprechen. Wenn auch dabei das Materielle der Speisen von den Seelengeistern unberührt bleibt, so geniessen letztere doch gleichsam den Hauch, den Duft, die Essenz, das Wesen der Opferspeisen; je ehrfurchtsvoller und entsagungsreicher das Opfer dargebracht ward, um so heilsamer war es in seinen Folgen. Opferschmuck und Lichter erhöhten sicher den Werth desselben, ebenso das »Fasten«, das heisst die Entsagung zu Gunsten der Todten, die Bindung an eine »feste« Speiseordnung. Gerade beim Todtencult hat sich diese als uralter Brauch erhalten; so die Darbringung des althergebrachten

1. *Festbreies*, des Vorläufers des Festbrotes, mit und ohne Beigabe. Nach norddeutschem Volksglauben bringt der Genuss von Hirsebrei

(mit Heringen) am Sylvesterabend Geld und Glück (Wuttke[2], 63); im Erzgebirge und in Thüringen isst man Linsenbrei (l. c. 383); in Ostpreussen werden Erbsen gekocht, »dann gerathen diese gut«; in der Altmark gibt es Hirse- oder Erbsenbrei (mit Hering). In Ostpreussen füttert man die Hühner mit Hirsebrei oder mit Erbsen, »sie legen dann das ganze Jahr hindurch gut« (Wuttke, 673, Köhler Volksgl., 363). Auch im Voigtland kommt am Neujahrstage Hirsebrei auf den Tisch, damit man reich werde. »Der Drache (der Geld bringende Geist) wird mit Hirsebrei gefüttert« (Köhler, l. c. 360, 422; Wuttke[3], 100). Bei den Nordgermanen fordert der Niss (Kobold) für seine Dienste am Neujahrsabend süsse oder rothe Buchweizen-*Grütze*. Selbst an Orten, wo sonst die Hirse nicht gepflanzt wird, gibt es in alter Erinnerung an den hergebrachten Festbrei ein Hirsegericht, zum Beispiel in Leiter bei Aschaffenburg; Schweiz, Thüringen, Brandenburg etc. haben ebenfalls den viel Geld fürs ganze Jahr bringenden Hirsebrei (Wuttke[3], 65, 100; Lütolf, Sagen aus den fünf Orten, 381); im Gerichte Kühnau (Anhalt) wird Hirsebrei mit Braunkohl und Schöllrippe gegessen; wer es unterliess, der hatte im ganzen Jahr kein Geld (Z. d. V. f. V. K. 1896, 432). Hirse war die erste Halmfrucht, die auf indogermanischem Boden mit der Hacke angebaut wurde; sie gehört zu den ältesten Schichten europäischer Ackerbaufrüchte (Schrader, Reallex. d. indog. A.); es kann uns nicht wundern, wenn wir darum den Hirsebrei als Seelenopferspeise durch alle Phasen der religiösen Entwicklung bis ins heutige Christenthum hinein als integrirenden Bestandtheil der volksüblichen Bewirthung bei Bestattungen und Todtenschmäusen bei vielen germanischen Völkern finden; der Hirsebrei ist ein deutlicher Beweis dafür, dass mit der germanischen Neujahrsfeier ein Todtencult mitverbunden war. Selbstverständlich konnte an Stelle dieses Hirsebreies da und dort später auch Erbsenbrei, Linsenbrei, Milchbrei, Niedel (Schweiz), Polse (puls), Polzmus, Polz, Pelz (Uckermark) treten (Simrock, D. M., 549). Im Spreewalde gibt es »gebackenen Quark«, der mit Hirse versetzt ist, »Woreschki« genannt, welcher am 2. Jänner, der woreschkowy wjazor heisst, den Kindern oder den Mädchen der Spinnstuben zum Naschen gegeben wird (Frankf. Stadt-Anz., 15. XII., 1901, Frankf. a. d. O.).

2. Aus dem Brei entwickelte sich das *Brot;* in den ältesten Zeiten und noch weit hinein ins Mittelalter wurden die Mahlerzeugnisse hauptsächlich zu Brei verwendet; Brot in unserem Sinne war ehemals ein Herrenessen oder eine mässig gegebene Zukost (M. Heyne, Deutsche Hausalterth., II., 266), das gemeingerman. jutta (jus) = Brot bezeichnete schlechthin etwas weich oder geniessbar Gekochtes, breiartig »Gebrautes«; dass solche Speise auch die Rolle des älteren Breies übernehmen musste, liegt ganz nahe. Der Festtag beim Beginne eines neuen Jahreslebens schuf ein im Cultgebrauche durch seine ihm anhaftende Zauberkraft sehr wichtiges Festbrot, das an diesem für die Zukunft so wichtigen Tage in keinem Haushalte fehlen durfte; nach

weitverbreitetem Glauben sollte darum auf Neujahr immer frisches (eigens für diesen Tag gebackenes) Brot da sein. In Ostpreussen werden (nach Lemke, Volksth. a. Ostpr. III., 65) in der Neujahrsnacht winzige Brötchen, etwa 3 *cm* lang, aus Roggenmehl, für jede Person im Hause und auch für das Hausvieh gebacken. Wenn am Sylvesterabend das letzte Brot angeschnitten werden würde und kein frisches mehr da wäre, dann käme nach dem Volksglauben im Erzgebirge im folgenden Jahre Theuerung (Wuttke², 211). Das Neujahrsfestbrot, das in dem eigenen Sippenhaushalte neu gebacken wird, musste von da ab in Zürich bis zum sogenannten alten Neujahr (Dreikönigs-Octav) ausreichen. Bäckenbrot durfte in diesem Zeitraume keines gebacken oder gekauft werden; nur mit dem selbst erzeugten, selbst geopferten eigenen Brote konnte die Sippe die Gunst der Seelengeister erwerben (Schweiz. Idiot., III., 63). Dass das Sippenopfer dabei zugrunde lag, ergibt sich unter Anderem auch daraus, dass im Schwäbischen in der Sylvesternacht Mann und Frau *zusammen* ein Stück Lebkuchen verzehren. Allgemein gibt man das am Schlusse des alten Jahres gebackene Neujahrsbrot auch dem Hausvieh in der Neujahrsnacht zu fressen, »dann gedeiht es im folgenden Jahre besser« (Wuttke², 412, 122). Diese Heilkraft des Neujahrsbrotes machte letzteres zum Heilbrote, das unter verschiedenen Namen in dieser Zeit volksüblich war und zum Theil noch ist (s. Heilbrote im Janus, Archiv f. Med. Gesch. 1902). Im ostpreussischen Kreise Allenstein backt man wie alles Uebrige aus Roggenteig auch lange Roggenähren, die am Neujahrstage verzehrt werden. Je grösser dieses Gebäck hergestellt wird, desto besser wird das Brotgetreide im kommenden Sommer gedeihen. Nach demselben Volksglauben im ostpreussischen Oberlande haben neun schmelchenartige Stängelchen (»Schmelch« genannt) (s. Fig. 1), welche kleine Teigklümpchen tragen, als Neujahrsbaum die Zauberkraft, das ganze Jahr hindurch das Fieber fernzuhalten (Lemke in den Verhdlg. d. Berliner Anthropol. Ges. 1899, 18. November); diese Teigklümpchen stellen das tägliche Brot in den Aehren dar, das mit der Neujahrsnacht auf den Halmen wieder emporzuwachsen beginnt und ein »gesundes« Neujahr voraussagen soll. Die Vorsorge vor Krankheitseinflüssen, das heisst vor den Krankheiten bringenden elbischen Geistern liess diesen Heilglauben beim Neujahrsbrote bis auf unsere Tage andauern. Die Gemeinsamkeit des Verzehrens kam auch dem Wohlergehen der ganzen Sippe zugute. In Steisslingen im Hegau isst der Hausvater am Neujahrsvorabend mit den Seinigen Neujahrsbrot, Nüsse und Käse (Birlinger, Aus Schwaben, II., 27), das zur Sippschaft gehörige Gesinde, selbst der Rebmann erhielt seinen Antheil an dem Cultgebäcke »zu einem Gutjahr« (Schw. Id., II., 60). In den welschen Niederlanden und in den Ardennen verschenkt der Bäcker an seine Kundschaftssippe auf Neujahr das sogenannte Bohnenbrot, das heisst den Bohnenkuchen des heiligen Dreikönigstages, der noch zum

Neujahr zu rechnen ist. Im Benedictinerkloster Muri (Schweiz) wurde »zum guten Jahr« eine Spende Brot an das Klostergesinde verschenkt (Argovia 1861, 100). Bäckerkundschaft und Sippengesinde hatten ebenso ihr Anrecht wie die Armen, welche an Stelle der »armen Seelen« traten; das heisst, das Seelenopfer verwandelte sich nach und nach in ein Gesinderecht oder in ein Kundschaftsgeschenk oder eine Armenspende; darum erhalten auch da und dort noch die das Neujahr ansingenden, Gaben erbettelnden armen Kinder, auch die bettelnden Siechen oder Spitaler ein Neujahrsbrot, zum Beispiel in Mittenwald (Oberbayern) als sogenannte »Zelten« (Fladenbrot, Brot überhaupt). In Birx-Frankenheim (Röhn) gehen die Kinder in grossen Bettelzügen (wie sonst am Allerseelentage), das Brotsäcklein um die Schulter und einen Stecken in der Hand, unter Ableierung ihrer angelernten Sprüchlein zum sogenannten »Heischen« (mit Recht verlangen) des Neujahrsbrotes; selbst der Aermste unter der ganzen Sippe sollte in dieser Zeit nicht ohne den Zaubersegen desselben sein. In dem schwäbischen Papistenbuche (16. bis 17. Jahrhundert) heisst es: »Darnach am 8. Tag nach der Geburt Christi ist der Papisten newjar; das winschen sy eynander, schickhen einander geschenk zum newen Jar, auch geben dihs die Väter den Kindern, die Man den Frawen zu einem guten eingang des jars. In diesen 8 Tagen fordert man khein schuldt und becht ein besonder *Brot*« (Birlinger l. c. II., 158). In Pommern werden auf dem Sippenherde besondere, sogenannte Neujahren gebacken, kleine Rundstücke in der Art der Berliner Schrüppen (Z. d. V. f. V. K. 1903, S. 29). Im Westen von Deutschland wurde das Hausbrot nach galloromanischem Vorbilde in eigenen Sippschaftsbacköfen von einer besonderen Classe von Bäckern für die Bürger gebacken; dieser Ofen war das focarium, focus; das Brot (s. Fig. 3) hiess davon Fochanza, Fogenze, Focheze etc. Nach dem Wormser Rathsprotokoll vom 1. Jänner 1700 hatte Herr Johannes Stephan, weiland alter Bürgermeister, als er 50 Jahre lang den Rath rühmlichst besessen hatte, sein Jubiläum gehalten und darüber eine Stiftung gemacht, dass der Stadtrath an jedem Neujahrstage nach gehaltener Predigt in ehrbarer schwarzer Kleidung auf dem Bürgerhofe erscheine in der Rathsstube, um daselbst ein Ehrengedächtniss in einem Neujahrswunsche zu begehen, wobei den Herren Amtsträgern eine zweipfündige »Vehitze« (also eine Art Ammannsbrot, das in der Schweiz üblich ist) sammt Bretzeln (s. u.), seiner Verwandtschaft aber diese doppelt ausgetheilt werden sollte. (Ob damit etwa die formell identischen Mainzer »Vietzen« einen etymologischen Zusammenhang haben?) Im badischen Baulande (Kettingen) holen sich die das Neujahr anwünschenden Kinder ein sogenanntes Mümpfel oder Möüvle (Mundvoll), ein eigens für diesen Zweck gebackenes Brotlaibchen, entsprechend dem Bissen oder Brocken des Sippenopfers, der jedem Antheilnehmer am Seelenmahle gehörte; dies wurden

später die sogenannten Bisserl (Busserl aus mlat. ahd. bucella = panis quantum ori datur id est munt foll; Steinmayer, althochd. Glossen IV., 25), die als Koburger »Schmätzchen« ein modernes Gebildbrot wurden. Ursprünglich ein Seelenmahlantheil, übernahm es die Rolle einer Neujahrsgabe, welche dann später nur die Kinder erhielten. Auch die Klosterlehensleute gaben ihr Neujahrsbrot; »in den handschriftlich vorliegenden Zinsbüchern der Propstei des Aargauer Städtchens Klingenau berechnet der Propst auch den Gesammtbetrag des sogenannten Krambrotes (beim Krämer gekauftes besseres Festbrot), das er zu Neujahr unter anderen Pflichtigkeiten seiner Lehensleute zu empfangen hatte« (Rochholz in Illustr. Ztg., 23. Mai 1868, Nr. 1299, S. 370); es war eine Art Recognitionsgebühr, ein Abhängigkeitssymbol.

Das Neujahrsbrot, das ursprünglich als Rundstück oder Laib zu denken ist, nahm im Laufe der Zeit symbolisirende Formen an, die wir noch besprechen werden. Der mit Honig, süssen Früchten, Birnklötzchen oder Hutseln gefüllte Brotlaib, der vom Nicolaustage ab (s. Nicolausgebäck in Z. d. V. f. V. K. 1902, 80, 198) in Süddeutschland eine grosse Rolle spielt, dauert daselbst auch noch auf Neujahr an, da er an die germanische Neujahrszeit gebunden war; es ist dies ein Birn- oder Früchtenbrot in Laib-, Scheiben-, Fladen- oder Zeltenform, ein Hutselbrot, Pigment- (Piment-) Zelten (Alemannia 1881, 220). 1616 schickte man in Zürich den Göttlen (Pathenkindern) einen Käs oder Bymetzelten (pigmentum, ahd. pîmenta, mhd. pîmente = Gewürze, Specerei) »zum guten Jahr« (Schw. Id. III., 60) In Glarus gibt es auf Neujahr Anken- (Butter-) Brot, in Aargau das käufliche bessere Krambrot, in Appenzell das zopfförmig geflochtene Filebrot (mit Veilchen gefärbt, nach Rochholz) (s. Fig. 21), das sich aus dem Fialmus ableitet; sonst gab es auch das allbekannte Schneckenbrot (s. Fig. 4), über das in der Z. d. V. f. V. K. 1903, 391, abgehandelt wurde. Gerade in der zwischen Gallien, Römerreich und Germanien gelegenen Schweiz hat sich das Neujahrsbrot nach Mode und Geschmack der Nachbarländer stark verändert, auch das sogenannte Motsch (Schw. Id. IV., 598) ist ein Gutjahrbrot des 18. Jahrhunderts in der Schweiz; in Graubünden ist die Mutschelle (Mutschel) ein Pathengeschenk dieser Zeit (Schweizer Archiv f. V. K. 1898, S. 142; Schw. Id. IV., 602); die Figur desselben kann leider nicht mitgetheilt werden.

Im Volksglauben spielt das Neujahrsbrot dieselbe Rolle wie das Weihnachts-, Nicolaus- (Klausen-) und Michaelsbrot; das zauberkräftige Neujahrsbrot wurde zum Heilbrote, zum Fieberbrötchen (Ostpreussen); letzteres ist ein fingerlanges Stangengebäck (s. Fig. 6), das Jeden, der es verschluckt, vor Fieber bewahrt, wenn es in ungerader Zahl angefertigt ward. (Lemke, l. c. 18, XI, 1899). Man steigt auch daselbst mit einer Multer, in welcher der Teig zum Neujahrsbrot geknetet war, auf dem Kopfe (also mit dem Dämonenopfer voraus) rücklings

auf einer Leiter aufs Hausdach; dann sieht man (durch den Zauber der durch das Neujahrsgebäck versöhnten Hausgeister) durch den Schornstein hinab alle Jene, die im kommenden Jahre sterben werden, allenfalls auch sich selbst (Wuttke[2], 232). Im Dänischen zieht am Neujahrsabende (auch auf Grossneujahr, d. i. 6. Jänner) der Hofbauer das in der Tischlade befindliche ganze Brot heraus, macht mit dem Messer ein Kreuzeszeichen darüber und schneidet das Scherzel (Rindenendstück) ab, welches bis zur Saatzeit im Frühjahr verwahrt bleibt, wie auch die altbayerische Hofbäuerin ihr Kastelbrot in Reserve hält; dann wird das im Kasten aufbewahrte harte Neujahrsbrot mit Wasser wieder aufgeweicht und mit Roggen, Hafer und Gerste dem letzten Pferdefutter beigemengt, welches das an den Pflug zu spannende Ackerpferd erhält; damit erfüllt dann das Neujahrsbrot noch seinen Zweck als Fruchtbarkeitsmittel für die Erde. (Feilberg, Dansk Bondeliv I., 234.)

3. Das Bestreben, den Zweck des Opfers zu symbolisiren, führte zur Erzeugung von jenen Gebildbroten, welche entweder Todtenbeigaben oder Fruchtbarkeitszeichen darstellen sollten; dazu gehören die hauptsächlich im alemannischen Gebiete auf Neujahr üblichen Neujahrs- oder Gutjahrs-*Wecken*, die je nach ihren Zusätzen als Butter-, Eier- oder Birnenwecken, nach ihrer combinirten Form aber Zopf- oder Züpfenwecken (Schweiz) (s. Fig. 13), Stutzweck (abgestutzt, s. Fig. 10 u. 11), (Limburg, Koblenz, Unterfranken, Frankfurt a. M.) oder als Puppenweck (Unterfranken, Bubenbrot in Weckenform) benannt werden. In der Schweiz und zum Theile in Baden werden am Neujahrstag die Helswecken, welche auch bloss »Helseten« (Geschenk beim Helsen, Heil- oder Glückwünschen) benannt werden, als Kunden- oder Pathengeschenk vertheilt (ahd. heilisôn = augurari; dänisch jule-hilse = Julgeschenk); (1675) strenas*) quoque ultro citroque mittimus et dulciariis (süsses Confect) nos mutuo honoramus, quae nos vocamus Helserlen et Helsweggen (Alemannia, III., 184; Meyer, Bad. Volksl., 71). Der Name der Hels- oder Neujahrswecken ging also auch auf andere Gebildbrote über, die keine typische Weckenform (s. Fig. 5) aufweisen oder welche die Weckenform mit anderen Formen (Zöpfe, Bubenschenkel zum Beispiel) verbinden So haben die als Pathengeschenke an die Kinder vertheilten Marburger Neujahrswecken (s. Fig. 7) die Gestalt der sogenannten Bubenschenkel (s. Fig. 8, s. Knaufgebäcke in der Z. d. V. f. V. K. 1902, 430); dieselben tragen aber auf ihrer inneren Oberfläche auch noch den Neujahrszopf. Der Name »Neujahrswecken« blieb, aber die Form veränderte sich mit dem Opferzwecke. Im Canton Bern lautet ein Bettellied der das Helset einsammelnden Kinder: »I ha—n—ech welle singe, Di Stimm wo(l)t mir

*) Strena = Handgift, Neujahrsgeschenk; strenula = mhd. handgift. Diefenb., I., 555; ursprünglich die glückbringenden Zweige, die man dem heiligen Haine der römischen Göttin Strenia entnommen hatte; weiterhin auch die diesen Zweigen beigefügte Neujahrsgabe: franz. étrennes.



nid gah(n); Ge(b)t mir e Neujahrwegge Mit sibenesibezg Egge (Zopfenden), So cha—n—i wider gah(n).« (Schw. A. f. V. K. 1903, S. 107). Solche Neujahrswecken, die als keilförmige Gebildbrote (s. Fig. 5) phallische Fruchtbarkeitssymbole ursprünglich darstellten, die man den Heil und Fruchtbarkeit spendenden Seelengeistern als Opfer darbrachte, werden am Sylvesterabend im Badischen beim Paschen oder Losspiele im Wirthshause verspielt. (Meyer, B. V. L., 201, 402); solches Ausspielen von Gebildbroten ist eigentlich ein symbolisirtes Verlosen des Todtennachlasses; die Wecken sind hiebei nur ein zufälliges Festobject; denn das Verlosen findet sich weit häufiger beim Ring- oder Bretzelgebäcke (s. u.).

4. Viel ausgesprochener ist das Neujahrsbrot als Todtenfestgebäck in der Gestalt des *Zopfes*,*) dessen häufiges Auftreten als Neujahrs- und Allerseelengebäck deutlich für den Todtencult spricht, der mit der Neujahrsfeier verbunden war. Hieher gehören die schon erwähnten Schweizer Neujahrszüpfen oder Züpfenwecken (Fig. 12 u. 13), »wegge mit sibezich, zoepfe«, Rochholz, Deutscher Glaube, I., 330) welche auch »Eierzüpfen« genannt und von den Bäckern ihren Kunden geschenkt werden. Im St. Gallener Altstättenland begibt sich der Bursche am Sylvesterabend mit einem solchen Festgebäcke und Wein ausgerüstet zu seiner Geliebten, um mit ihr vom Neujahr zu plaudern und ein Brot zu brechen; ein Zeichen der Zusammengehörigkeit (St. Gallen, der Canton, Denkschrift, S. 618); ferner gehört hieher das zopfförmig geflochtene Filebrot (s. Fig. 21, ein Kranzgebäck, das wir oben schon erwähnten); weiter die altbayerischen Neujahrsstrietzel, die schwäbischen Mohnstrietzel, welche strotzend sich verbreiternde Zopfgebäcke darstellen (s. Fig. 12), sowie der böhmisch-sächsische Zopfstollen. *Alle diese Flechtgebäcke symbolisiren das uralte Haaropfer.* In Runding bei Kötzting (Niederbayern) wird von den Gaben bettelnden und Neujahrslieder singenden Kindern das Neujahrsgebäck, der *Kamm* (s. Fig. 14), heischend gebettelt mit den Worten: »Wo hast D' denn mein' Kampl?« es ist dies ein ganz nach Art der Kämme, wie sie in prähistorischen Gräbern gefunden werden, gezackter flacher, 10 *cm* langer, 6 *cm* hoher Lebkuchen mit 4 bis 5 *cm* hohen Zinken (Fig. 14). Burchard von Worms (um 1000) verbot den Frauen, ihre Weiberkämme über der Leiche zusammenzuschlagen, was nur als (hörbares) Kamm- oder Haaropfer, das dem Todten dargebracht werden soll, zu deuten ist. Wie die heilige Elisabeth Armenbrot in Rosen (Todtenbeigabe) verwandelte, so verwandelte auch die heilige Verena Brotkipfel in Kämme. Auch in der Schweiz gibt es solche kammartig

*) In China bringt man (nach Sartori, Die Speisung der Todten, S. 50) in der Neujahrsnacht vor den Bildern der Ahnengeister Gebäcke dar, darunter auch zopfartig geflochtene Teigstreifen; soferne diese Form kein fremder oder nachgeahmter Import ist, würde dieser Brauch für ein hohes Alter der Zopfgebäcke sprechen; über letztere siehe auch Z. f. Oe. V. K., 1902, (sub Linzer Flössl).

gezackte und etwas gebogene Gebäcke, welche Chaemmen genannt werden (Schw. Id., III., 299); an sie dürften auch die verschiedenen Kragengebäcke und die holländischen Dortse-Saegkjes (s. Fig. 15) erinnern, die sägeförmig gezackt sind und das ganze Jahr hindurch käuflich sind, während die Rundinger Kämme nur nuf Neujahr auftreten und damit wieder den Seelen-(Todten-)Cult dieser Zeit beweisen.

5. Als Todtengebäck darf auch die *Bretzel* auf Neujahr nicht fehlen. Am Rhein entlang sind diese Neujahrsbretzeln geflochten (s. Fig. 16 u. 17). In der Rhöngegend und im Schwarzwalde sind sehr grosse, meist eine Zopfflechte (»Kunst-Mürbes« = mürbes Feingebäck) oder einige S-chen (s. Schneckengebäcke in der Z. d. V. f. V. K. 1903, S. 390) als Heil- und Opferzeichen tragende, bis zu 2 Fuss grosse, 3 Pfund schwere, 6 Mark werthe Bretzeln, oft von zwei Burschen an einem Stecken getragen, ein Neujahrspathengeschenk (v. Schulenburg, Verhandlg. d. Berl. Anthrop. Gesellsch.; Höhl, l. c., 83). Im Münchener Heiligen Geist-Spital befindet sich ein Deckengemälde, welches den Bretzelreiter darstellt, der bis zum Jahre 1801 alljährlich in der Neujahrsnacht auf einem Schimmel mit klappernden Hufeisen vom Spital ausritt, beladen mit einem Sacke voll Bretzeln, um Jedem, der eine solche wollte, eine zu geben; da er 1801 nicht genügend Bretzeln bei sich hatte, wurde der Bretzelreiter vom Publicum durchgeprügelt, worauf die Polizei diesen Bretzelritt verbot (Huhn, Die Gesch. d. Spitals z. h. G., 526). Hiermit verband sich die Spende von sogenannten Wadlerbretzeln, die 1318 für den Johannestag auf Weihnachten bestimmt war nach einer Stiftung eines Bürgers namens Wadler; diese Wadlerbretzen-Spende wurde später auf den 1. Mai verlegt, das heisst auf den Frühlingsanfang; 1318 aber wurde Neujahr noch auf Weihnachten gefeiert; es blieb der Schimmelreiter auch beim späteren Neujahrstage, das heisst bei dem 1. Jänner.

Ueber die Bretzeln und deren Deutung als Todtengebäck wird später einmal berichtet werden können. Ursprünglich in Deutschland ein mönchisches Fastengebäck, das aus Italien stammen dürfte, hat es seine Stellung als Todtenbrot nicht verloren, wofür Namen, Form (s. Fig. 18), Zeit und Brauch sprechen. Die Deutung der Bretzel als Rad (Jahresring) auf Grund der falschen Etymologie Jul = Rad ist abzuweisen. Die »geflochtene« Bretzel (s. Fig. 16 u. 17) deutet den Zopf (s. o.), das heisst den Todtenspendezweck an.

6. Deutlicher treten als Todtengebäck die sogenannten *Kringeln* oder *Ringe* auf, die auch am häufigsten noch bei Neujahrstrinkgelagen ausgespielt werden (Wuttke[2], 20; Reinsberg-Düringsfeld, Das festl. Jahr, 7; Meyer, B. V. L., 33, 71, 201, 492). Im Alemannischen und in Hessen heissen dieselben Neujahrsringel, in Marburg Neujahrskringel (s. Fig. 20 u. 23), in der Schweiz (1648) Ringbrot, Semmelringe, Brotringe, Eierringe (s. Fig. 21 u. 22), Brotschlangen, Willisauer Ringli (s. Fig. 24); auch sie sind oft geflochten (Zopfkranz, s. Fig. 21 u. 23). Auch die

niedersächsischen Hornaffen sind dort ein Ring- oder Kranzgebäck, das bei Tringgelagen ausgewürfelt und von der Tafelrunde (Sippe) verzehrt wird; es ist dort, wie gesagt, ein Neujahrsgebäck (Zeitsch. f. Niedersachsen 1902, VIII., Nr. 6, S. 94). Ihr Zusammenhang mit dem Verlosen ergibt sich auch aus dem Oberpfälzer Brauche, am St. Thomas-(Los-) Tage gebackene »Thomasringe« am Neujahrstage zu verzehren. In Schwyzer Orten fand am Neujahrstage beim ersten Pathengeschenke ein Kuchenmahl (chuechen-möly) statt, zu dem die Pathen grosse gebackene Ringe (Kuchen) mitbrachten (Schw. Id., IV., 159); von diesen dürften die nur auf Neujahr üblichen erwähnten Willisauer Ringli (Basel) abstammen. Im Berner Emmenthal gibt man am Neujahrstag als sogenanntes Gutjahr mit Zweifrancstücken besteckte Eierringe; überhaupt backen die Schweizer Bäcker auf Neujahr für ihre Kunden besondere »Neujahrsringe« (Schw. Id., III., 58 ff). Mit dem Sonnenrade haben auch diese Ringgebäcke sicher keinen Zusammenhang, so wenig wie die Bretzel.

Zu den Ringgebäcken gehören auch die *Kranz*-Formen, die häufig als Teiggeflecht erzeugt werden und wieder zumeist im Alemannischen sich finden als Eier-, Hepfen-, Neujahrskranz; im Badischen (Graben auf der Hart) erhält der Pfarrer von den Konfirmanden auf Neujahr einen Kranz aus Teig gebacken (Meyer, B. V. L, 71). In der Schweiz schenken die das Neujahr anschiessenden, das heisst die bösen Geister aus den Lüften verscheuchenden Burschen ihren Mädchen zum Neujahr sogenannte Neujahrskränze, wofür letztere sie mit Kaffee und Kuchen bewirthen (Reinsberg-Düringsfeld, l. c., 7).

Zu den Ringgebäcken sind auch die Mandelringe und die böhmischen *Beugeln* (s. Fig. 25) und die Barnewicker gebackenen sogenannten *Räder* (Fig. 26) zu rechnen, die wie Schmuckringe aus Edelmetall oder Goldringe an einer Schnur oder einem Reis aufgereiht, von den Verkäufern ausgeboten werden; man sieht daraus deutlich, dass die Goldringe der Todtenbeigaben durch Teigformen abgelöst wurden; sie stellten den Todtennachlass (Schmuck) dar, der dann symbolisch sogar verlost wurde. Nachahmend werden manche andere Neujahrskuchen mittelst Weidenstöcke durchbohrt und aufgereiht (Württemberg) (Mannhardt, l. c., 247); dass solche Ringgebäcke also mit dem Jahresrade keine Beziehung haben, ergibt sich daraus von selbst.

Die Häufung der Ring- und Kranzgebäcke an der Westgrenze des deutschen Sprachgebietes weist mit hoher Wahrscheinlichkeit darauf hin, dass dieses Festbrot der Neujahrszeit aus Frankreich, dem römischen Gallien oder aus Italien über Frankreich nach Deutschland, beziehungsweise Germanien gelangt sein wird. Im katholischen Süden häufen sich diese mit dem Todtencult (Symbol der Todtenbeigaben) zusammenhängenden Gebildbrote (Flecht- und Ringgebäcke) besonders um die Allerseelenzeit; da wo die Reformation diesen

Todtenculttag abschaffte, übernahm hauptsächlich noch die Neujahrs-, beziehungsweise Julzeit diese Symbolgebäcke, zu denen auch die schon erwähnten Knaufgebäcke gehören (s. Fig. 27, ausserdem 7, 8, 9), welche das thierische Schienbein unter allerlei Namen symbolisiren.

7. Die als Hakenkreuzgebäcke zu deutenden *Schneckenspiralen* (Schneckenbrot, Schneckennudeln, S-chen, Neujahrrosen, Nikelschnecken etc.), über die schon in der Z. d. V. f. V. K. 1903, S. 391, abgehandelt wurde (s. Fig. 4), treten ebenfalls am häufigsten längs des Rheins bis zu den Nordseeküsten auf und gelangten selbst bis Schweden. Das Hakenkreuz, welches sie vorstellen, hatte schon im germanischen Heidenthum als Heil- und Wohlergehenszeichen im Leben und Frieden auch Beziehung zum Todtencult der arischen Völker (Meyer, Mythol. d. Germ, 336). Dieses Gebäck ist ebenfalls auf die Nicolaus-, beziehungsweise Neujahrszeit hauptsächlich beschränkt gewesen; nur in der modernen Zeit wurde es ein alltägliches feineres Küchenproduct. Am Oberharz (s. Zeitschr. f. Niedersachsen, VIII., Nr. 5) wird es nur am St. Nicolaustage (Vorfeier der Wintersonnenwende) gebacken.

8. Ursprünglich war der *Kuchen* die älteste Form des Feingebäckes, das in der Herdasche (als schlichter Aschkuchen) flach und rothbraun gebacken wurde; nach und nach entwickelte sich durch Verbesserung der Kochgeschirre und durch die besseren Zuthaten ein feineres Gebäck, das aber nur zu bestimmten Zeiten üblich war. Zur Zeit des Gemeingermanenthums gab es schon Kuchengebilde. Volksgebräuche und Volkssagen bestätigen dieses hohe Alter des Kuchens, der das eigentliche feinere Opfergebäck zu gewissen Zeiten vorstellte; Kuchen statt Brot zu opfern, verbot als heidnischen Brauch die Synode von Calchat. (Kraus, Realencyclopädie, II., 511.)

Eine Erinnerung an die früheren »Opferkuchen« (welche Bezeichnung sogar auf süddeutschen Bauernhöfen noch ruht) sind jene Gebilde, welche als Abgabe oder Hofzins figuriren oder als Gesinderecht fortleben, noch mehr aber die schon in ihrem Namen den Opferzweck bezeichnenden, mit dem altgermanischen lüppe = Pflanzensaft, Arzneimittel, Honig (dazu: liba-panis immolaticus) zusammenhängenden *Lebkuchen*, von denen sich die Pfeffer- (Gewürz-) Kuchen ableiten. Der alte Opfergebrauch verlangte es, dass diese Opferkuchen noch mit einer anderen Beigabe (Blumen, Früchte, Beeren, Fruchtkerne etc.) »besteckt« waren; daher weisen die alten Lebkuchenmodel meist Kleeblätter, Früchte, Bohnen, Eicheln etc. (s. Fig. 28 bis 30) als Ornament auf. An die Stelle der letzteren mögen später Mandelkerne und kandirte Fruchtschalen getreten sein. Namentlich waren es die Frauenklöster, welche auf Neujahr sehr grosse Lebkuchen oder Lebzelten als Recognitionssymbol zinsten; so machten zum Beispiel die Nonnen von Güntersthal bei Freiburg i. Br. um 1510 in zwei Tagen hundert grosse, mittlere und kleine Lebkuchen auf Neujahr; auch

die Stadtherren von Freiburg erhielten solche Küchengrüsse zu einem Gutjahr (Birlinger, l. c. II., 27); auch das Kloster Frauenthal (Schweiz) musste 1562 die Oberherrlichkeit des Rathes von Zug durch die jährliche Gabe eines Lebkuchens anerkennen, wozu die Obrigkeit sogar das Recept vorschrieb (Schw. Id., III., 137). Einen sehr grossen gewürzten Lebkuchen mussten die Nonnen von Frauen-Chiemsee (Oberbayern) im Mittelalter auf das Schloss Hohenaschau senden (H. Peetz, Chiemseeklöster, 244); in der Schweiz gab es 1653 und 1694 sogar sogenannte Lebkuchenäcker im Aargau, deren Besitzer an das Kloster Wettingen eine Lebkuchensteuer entrichten mussten (Schw. Id., III, 138).

In Badeborn (Anhalt) pflegten die Bauern ihrem Gesinde auf Neujahr einen (Minne-)Trunk aus Branntwein und Honigkuchen zu brauen (Z. d. V. f. V. K. 1896, 431). Der Solothurner Stadtschreiber erhielt im 15. Jahrhundert von Klöstern und Privatpersonen Lebkuchen zum Geschenk auf Neujahr; desgleichen wurde dem Herrn Landvogt nach Baden (Schweiz) als Neujahrsgabe »zum guten Omen, dass das neue Jahr nur Süsses und Angenehmes bringen möge«, ein Neujahrslebkuchen geschickt (Schw. A. f. V. K. 1903, 130; Schw. Id., III., 137). In Niederbayern erhielten die Ê-halten (das Gesinde) Kücheln so viel sie wollen (Schlicht, Bayer-Land und Volk, 520); denn nicht bloss Honig-, Pfeffer- oder Lebkuchen gab es auf Neujahr, sondern auch andere Jahres- oder Neujahrskuchen und -Küchlein.

1334 heisst es in einem ndd. Schriftstücke (Schiller-Lübben mnd. Wörterbuch, II., 399, VI., 168): »Darna scal me gheven ghuden densken kese und up ene jeweliken tafeln twe jarkoken.« Dieser Jahrkuchen war 1509 ein sogenannter Roll- oder Kroll- (Krüll-) Kuchen, der sich auf dem Eisen hohlhippenartig aufrollt (s. Fig. 31) und der in Bremen noch üblich ist. In der Zerbster Gegend wurden ehemals zu Neujahr aus jedem Gehöfte dem Cantor (dem Stellvertreter des Priesters, der sonst den Opferkuchen erhielt) sieben sogenannte Eiserkuchen geschenkt; auch die Hirten als Gesinde erhielten Eiserkuchen, wenn sie auf Neujahr den Bauern ihre Wünsche für das Gedeihen des Viehes darbrachten; ebenso erhielten die Pathenkinder solche (Abbildung s. Z. d. V. f. V. K. 1901, 77); auch in der Pfalz muss jede Hausfrau jedem ihrer Pathenkinder einen grossen Neujahrskuchen verehren (Grünenwald, Pfälz. Bauernkalender, 19).

Wenn es im Walde raucht, backen die Hasen Küchlein, wenn die Sonne roth untergeht, backt die Mutter Gottes Kuchen, auch die Meerfräulein backen Kuchen; lauter Erinnerungen an den früheren von den Frauen bereiteten Opferkuchen, der in der Neujahrszeit eine Art von Zauberkraft erhielt, wie das Neujahrsbrot. Wenn man nach dem neuen Jahre zuerst backt, soll man so viele kleine Kuchen machen als Personen im Hause sind und jedem Kuchen einen Namen geben und mit dem Finger ein Loch in jeden Kuchen pipen. Wenn

die Kuchen dann backen, so backt sich auch das Loch desjenigen aus, der im künftigen Jahre sterben soll, das heisst seine Grube füllt sich aus; wer aber nicht stirbt, dessen gepiptes Grüblein bleibt hohl; hier ist also die Cultzeit von zauberhafter Losbedeutung auch für das (Opfer-)Gebäck (Scheible, XII., 484), das verschiedene Formen annahm. Immer aber ist in Erinnerung zu behalten, dass es sich dabei um ein Seelenopfer handelt; daher erscheint auch die Todtenmünze (viaticum?) im Neujahrskuchen; der Zinsgulden wurde 1620 im sogenannten Zinskuchen mitgebacken (Rochholz, Drei Gaugöttinnen, 48); dem Düsseldorfer Convent war der Kuchenpfennig lieber als der damit verunreinigte Kuchen; (1607) »Item in Circumcisione Domini dat Conventus 6 denarios dictos köcken pennighe cuilibet officiatorum praedictorum« (Z. d. Berg. Gesch.-Ver., XI., 101). Mit der Todtenmünze in dem Seelenbrote sollte dem Todten das Anrecht auf seine ganze zurückgelassene Habe abgekauft werden (Rohde, Psyche, 282); der Brauch, dessen Sinn später nicht mehr verstanden wurde, blieb als solcher erhalten, namentlich in den an Frankreich anstossenden Ländern. In Altbayern ist derselbe nicht üblich.

Der Hang zum Ablösen der ursprünglichen Opfergaben führte immer mehr zum Symbol, das auch in der Kuchenform zum Ausdrucke gebracht wurde. So wurde den Leprosen im Spital am Sylvestertag ein das Opferhuhn vertretender Eierkuchen gespendet (Mones Z., I., 148). Die Ostfriesen drückten auf ihre Eiserkuchen mit einer Holzform oder dem Kucheneisen das Bild eines Rosses ein (Rochholz in Illustr. Ztg. 1888, 667; Simrock D. M., 550; Schwarz, Reste des Wodancultes, 30; Reinsberg-Düringsfeld, l. c. 8). Meist tragen diese ostfriesischen nûjarskaukjes (ndl. nieuwjaarskoeken, westphäl. nigge jårskauken, Fig. 31) heutzutage auf der einen Seite den Namen der Eheleute, auf der anderen aber eine beliebige Figur (also nicht bloss das springende Rösslein); die oblatendünnen Fladen rollen sich bei längerer Aufbewahrung in sich auf; als solche werden sie im ganzen Monate Jänner den etwaigen Besuchsgästen vorgesetzt (gefällige Mittheilung von Frau Pastor Smith in Jorssum). Ueber die Entwicklung der Abdrücke des geriffelten Walkholzes auf dem Fladbrote zum Waffel-, Printen- und Eiserkuchengebäcke ist schon in der Z. d. V. f. V. K. 1902, S. 85, gesprochen worden; auch die Züricher *Türggeli* (zu torquere = imprimere, frz. empreindre, engl. to print) sind solche Eiserkuchen. (Printen [Frankfurt: Prenten] s. Fig. 32).

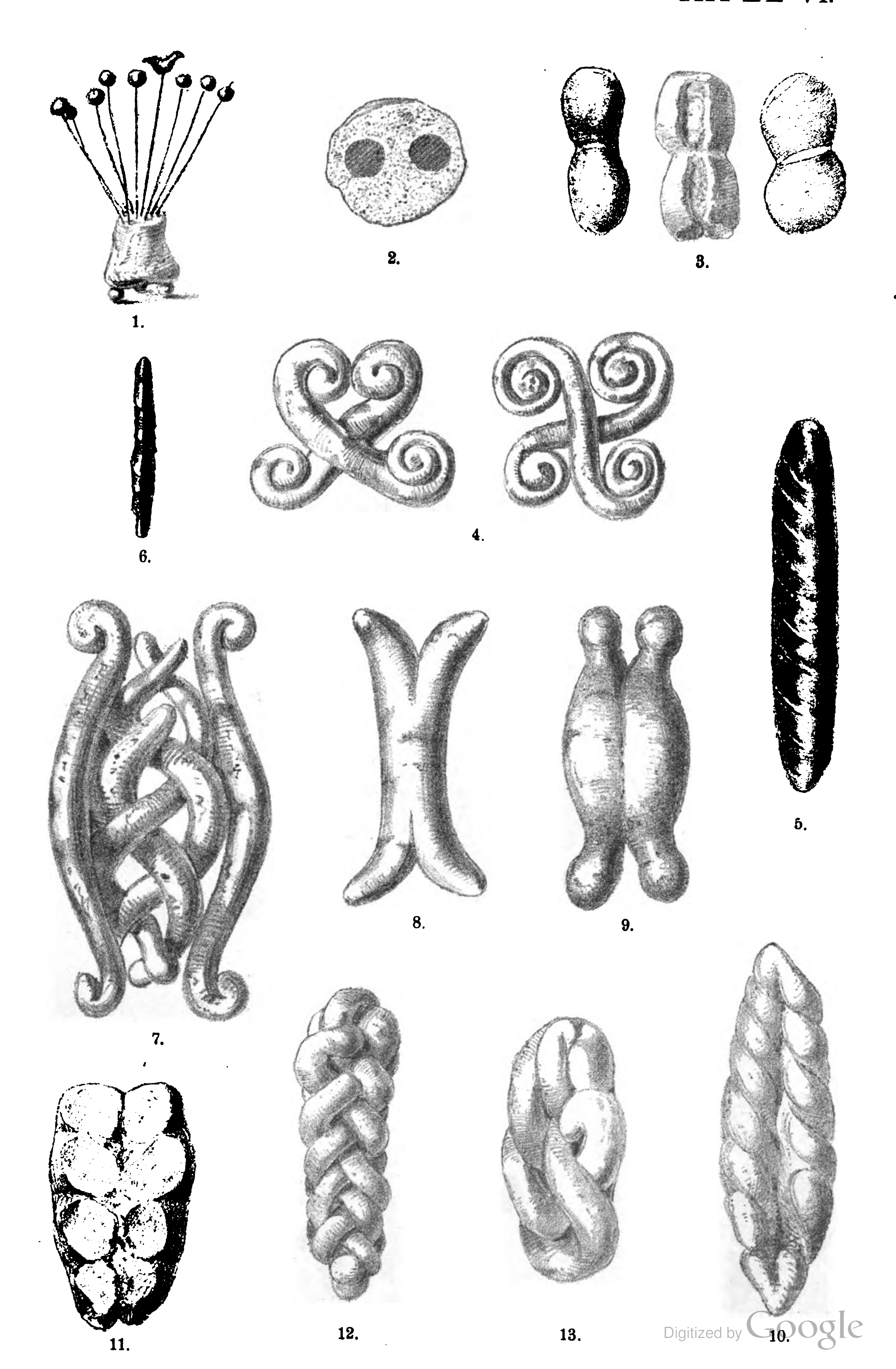
Nicht selten tragen die Lebkuchen der Neujahrszeit, in welcher die Sternansinger herumziehen, das Bild eines kraushaarigen Engelköpfleins inmitten eines *Sternes*, der Elbenheimat; andere Neujahrslebkuchen tragen biblische Scenen; auch Handschuhe (ein Neujahrsgeschenk an Frauen, wie die Klaushände am Nicolaustage [Birlinger Wörterbuch 25]) werden so abgebildet.

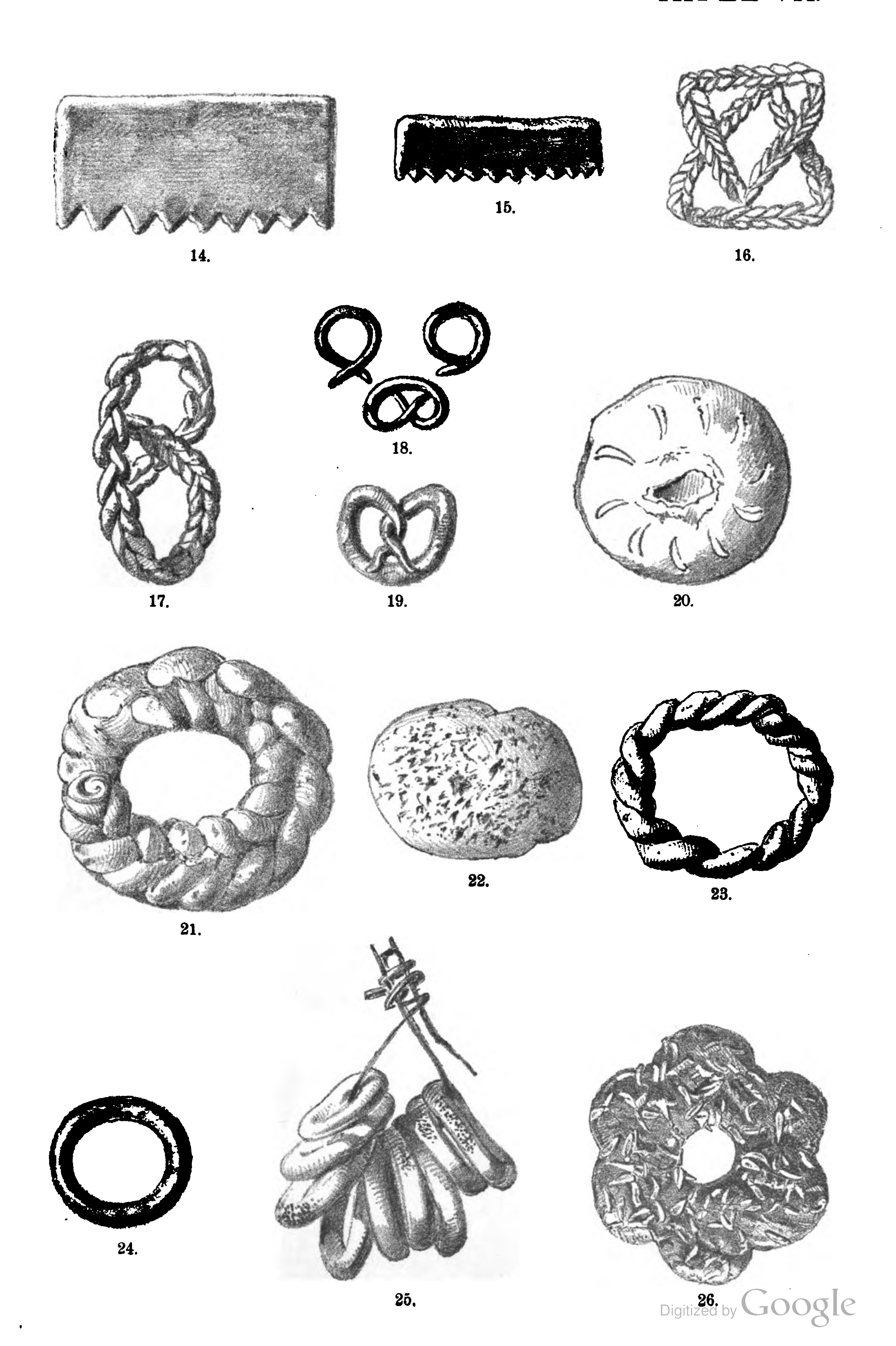
Auch das *Haus* tritt als solches Lebkuchen-Neujahrgebildebrot auf; Rochholz (Z. f. d. Culturgesch. 1872, I., 161) wollte dasselbe als »Himmelsburg« deuten; es ist aber sehr wahrscheinlich ein altes Nürnberger Wallfahrtsgebäck; die Form eines peta-bur (Böthaus) oder die des Sebaldus-Grabes in Nürnberg lag hiebei dem Modelschneider ganz nahe, umsomehr als der Grabcultus der Germanen voraufgegangen war; die an christlichen Grabstätten üblichen Spendebrote konnten an solchen Wallfahrtsorten besonders leicht zu Gebildbroten sich umgestalten, die dann als Model auch in andere Orte verschleisst wurden, zum Beispiel nach Maria von Loretto in Rosenheim etc.

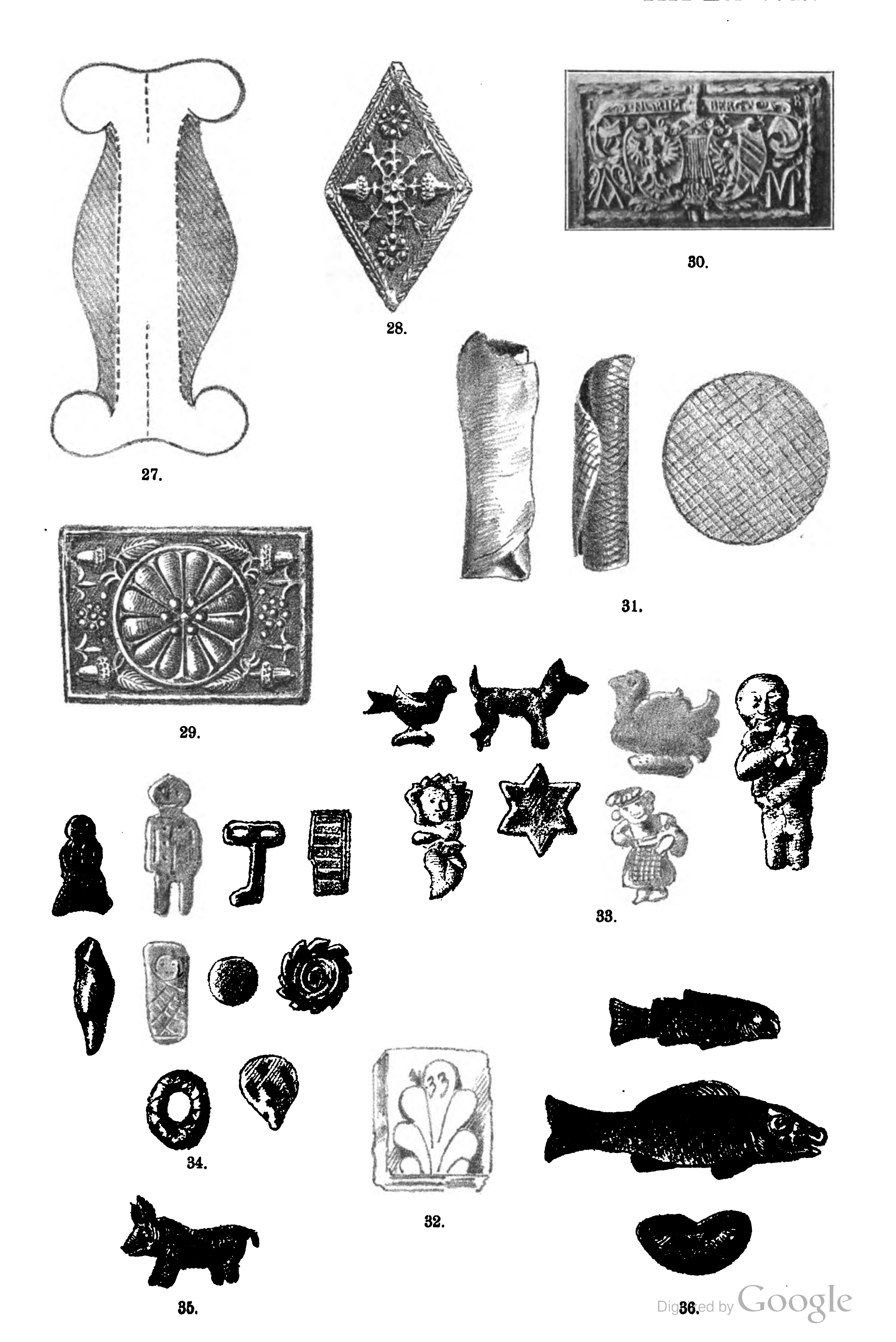
Halbpfündige Lebkuchen in *Herz*-Form liegen in der Pfalz auf dem Bundkuchen (Napfkuchen, Gugelhupf), den die Pathin ihren Pathenkindern auf Neujahr schenkt. Am. Abend des Neujahrstages stellt jede Hauswirthin daselbst Teller, hochgefüllt mit Schnitten süsser Zimmtkuchen, auf den Tisch (Grünenwald, l. c. 18).

In der Schweiz (St. Gallen) gibt es am Neujahrstage *Pasteten* (Schw. Id., III., 63); in Baden möglichst grosse, halbmondförmige sogenannte *Deier* (Etymologie? Meyer, B. V. L, 33); in der Schweiz ferner sogenannte *gewallete Küchli*, die mit einem rollenden Walkholz dünn ausgewalzt und dann in Schmalz gebacken werden (Schw. Id., III., 131, 136). Man sieht, wie weit verbreitet und wie vielfach abgeändert der ursprünglich ausgewalkte Opferfladen sich erweist, immer aber blieb die Herstellung dieses mit Sorgfalt behandelten Opferkuchens bis auf unsere Tage fast ausschliesslich auf bestimmte Cultzeiten beschränkt; so zum Beispiel der vlämische lange Kuchen (volaard, vollaerd genannt), der in Westflandern zu Weihnachten, Michaeli und auf Neujahr gebacken wird; er heisst auch Engelkuchen, weil er den Engeln (Seelengeistern) gehört. Zu Charleroi backt man für den Neujahrstag eine Sorte Waffeln (ndl. nieuwjaar-wafeltje), wovon man Freunden und Bekannten anbietet, wie man auch das Spendebrot an die Antheilnehmer beim Todtenmahle vertheilt. Im Dänischen erhalten die das Neujahr ansingenden Kinder sogenannte smaakager (schmächtige, dünne Kuchen; Feilberg, Dansk Bondeliv, I., 246, 260).

9. Das Bestreben, den auf dem dünnen Opferfladen ausgebreiteten Fruchtsaft oder das breiartige Fleischgehäcksel länger auf demselben zu conservieren, musste zum Bedecken des Fladens mittelst überreichender Teigstreifen führen; diese klammerartig die Oberfläche des Kuchens umgreifenden »gekripften« Kuchengebilde heissen *Krapfen*. Jeder echte Krapfen hat ein Füllsel im Innern, das von mehr weniger deutlichen Teigklammern umgeben ist; er ist am Grossneujahrstag (6. Jänner) häufiger gebräuchlich als am modernen Neujahrstag. In Graubünden und im schwäbischen Ries (Schweiz) pflegt man auf Neujahr zu »kräpfeln«; manche haben zu dem Zwecke einen


1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.


14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.



27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36.

TAFEL VI.

Figur 1. Neujahrsbaum aus dem ostpreussischen Oberlande, in Polen Jablunka = Apfelbaum genannt.
„ 2. Speckendicken (durchschnitten) aus Ostfriesland.
„ 3. Focheze aus der Schweiz, Vietze aus Mainz.
„ 4. Neujahrsrose oder Schneckenbrot in der Gestalt des Hakenkreuzes (crux gammata) aus Elberfeld.
„ 5. Typische Form des Wecken.
„ 6. Fieberbrötchen aus Ostpreussen.
„ 7. Neujahrswecken aus Marburg (Knaufgebäck mit aufgelegtem Neujahrszopf).
„ 8. Bubenschenkel aus Mannheim (Knaufgebäck).
„ 9. Neujahrsweck nach dem Dürkheimer Stadtwappen (Knaufgebäck).
„ 10. Zopfen aus Berchtesgaden.
„ 11. Stutzweck aus Aschaffenburg.
„ 12. Züpfli aus Zürich.
„ 13. Züpf aus St. Gallen (Schweizer Züpfwecken).

TAFEL VII.

Figur 14. Kamm (Kampel) aus Runding, Oberpfalz.
„ 15. Dortse-Saegkjes aus Holland.
„ 16. Kräkeling vom Niederrhein (Flechtkringel oder geflochtene Bretzel).
„ 17. Neujahrsbretzel aus Düsseldorf.
„ 18. Typus der Bretzel mit übergeschlagenen Enden.
„ 19. Neujahrsbretzel aus Bonn.
„ 20. Neujahrskringel aus Marburg.
„ 21. Brotring, auch Eierring, Filebrot aus Appenzell.
„ 22. Eierkringel aus Lübeck.
„ 23. Neujahrskringel aus Marburg.
„ 24. Willisauer Ringli aus der Schweiz.
„ 25. Beugel aus Neutitschein in Mähren.
„ 26. Rad aus Bardowick bei Lüneburg.

TAFEL VIII.

Figur 27. Typus des Knaufgebäckes (thierisches Schienbein).
„ 28 und 29. Lebzelten mit Eichelornament aus Oberbayern.
„ 30. Lebkuchen aus Nürnberg.
„ 31. Nieuwjaarskoeken aus Holland (Krüllkuchen oder Hohlhippe).
„ 32. Brenten aus Frankfurt am Main.
„ 33. Neujahrshündlein aus Oberfranken.
„ 34. Neujahrsgebäck zum Glückgreifen aus dem ostpreussischen Kreise Neidenburg.
„ 35. Glück für die Thiere aus dem ostpreussischen Kreise Neidenburg.
„ 36. Lebkuchenfische aus München.

---

eigenen »Kräpfler« (Krapfenbäcker) im Hause (Schw. Id., III., 844). Auch in Berlin gibt es auf Neujahr sogenannte Pfannkuchen, die eigentlich Krapfen sind; die umklammernden Teigstreifen werden auch in Oesterreich mit dem Krapfenradl, in der Schweiz auch Krapfenreisser genannt, ausgeschnitten. In Tirol heissen die bayerischen haubenartig ausgezogenen Nudeln auch Krapfennudeln oder Krapfen (letzteres mit Unrecht).

10. Solche *Nudeln* wurden in Kärnten in der Neujahrsnacht für die Perchta aufgestellt (Simrock, D. M., 549), an anderen Orten aber nur in der Grossneujahrsnacht, Heiligen 3 Könige, der eigentlichen Perchtennacht.

11. Zahlreich sind die übrigen im Laufe der Zeit entstandenen Küchenproducte, auf die wir nur kurz eingehen wollen; zum Theil sind sie alter Herkunft wie die aus den Abschnitten des Cult- und Spendebrotes hergestellten und besonders am Grossneujahrs- oder Perchtentag üblichen

a) Klösse oder *Knödel* (Niederbayern); ferner die Schweizer

b) Wajen (Festgebäck, Kunstmürbes);

c) die Jülicher *Platz* (placenta);

d) die Brandenburger *Mohn-Pielen* (zu ndd. paalen = auskernen); zum Theil sind sie modern wie die

e) Baseler Leckerli. In Zürich wurden solche vormals in genau geregelter Abstufung an die Kinder und an das Hausgesinde vertheilt. 1799 trug jedes Christbäumchen auf Neujahr in der Schweiz Früchte, Türggeli, Leckerli und sonstige köstliche Gerichte (Schw. Id., III., 1248).

In Fulda und Giessen gibt es sogenannte Neujahrs-*Schoren,* ein Spalt gebäck in Stollenform, das vielleicht ein Fruchtbarkeitssymbol ist; in Westphalen sogenannte *Lose* (loses, lockeres Feinbrot). Die Heanzen in Ungarn backen auf Neujahr einen sehr fetten *Strudel,* da heisst es dann: »Und wenn's gleich voll Aschen ist, die Strudl — a Strudl muss 's sein« (Ethnol. Mitth. a. Ungarn., 1895, IV., 223).

12. Wichtiger als diese ganz localen Kuchengebilde sind die als *Neujahrbacken* oder *-Bacheten* bezeichneten, während der Neujahrsnacht erzeugten und Morgens zum Frühstück aufgesetzten Gebäcke, die an das Opfer der Nachtzeit erinnern; in Ostpreussen geniesst man es heiss vom Herd weg nüchtern als erstes Gebäck fürs ganze Jahr. Theile desselben bindet man im ostpreussischen Kreise Allenstein einige Tage darauf unter das Stroh, mit dem der Obstbaum umwickelt und so fruchttragend gemacht wird. Von den Bauern in Vorpommern heisst es 1550: »Dadt nyejar, dadt se bakeden, dadt wart thom dele verwaret, beth de meyer meyen wolden, so ethen se daruan; meneden se kenden sick denne nen vordrot dhon« (Jahn, Opfergebr., 162). Dasselbe bezeugte auch Dähnert (Plattd. Wörterbuch, 329) von Stralsund 1781, wo man als »nyjaar bakken« die Bereitung gewisser, bei den Alten

um diese Zeit gewöhnlicher Kuchen oder Brote bezeichnete; 1550 sei von diesem Neujahrbacken von den Bauern etwas bis zur Ernte aufgehoben und den Mähern und Schnittern mit ins Feld gegeben worden (als Opfergabe an den Vegetationsdämon); insgleichen habe der Bauer sein Vieh mit der Neujahrsasche (Opferfeuerrest) bestreut, damit ihm das Jahr hindurch kein Uebel zustosse.

Das als Geschenk für ein glückliches Neujahr hergestellte Gebäck heisst (1688) Würkete (Schweiz), Helsete (Schweiz), Gutjahr, Christkindlgebäck, Neujahrchen (Fulda), Neujahrstück (Zürich), Neujahrsgabe (Dänemark); 1565 musste der Vicar zu Baden (Schweiz) auf Neujahr das sogenannte »Gutjahr« auf alle Gesellschaften geben (Schw. A. f. V. K., I., 183); 1681 wurde im Elsass verboten, die Kinder auf Neujahr in die Häuser zu schicken, um das »Gutjahr« zu holen (Els. Wörterb., I., 410); 1790 wurde in der Schweiz verordnet: »Was die Gutjahrgeschenke betrifft, so soll von den Pathen dem Gelde keine andere Zugabe beigefügt werden, ausgenommen das Gewöhnliche an Türggeli und Leckerli« (Schw. Id., III., 1248).

Durch grosse Freigebigkeit gegenüber den Kindern, dem Gesinde, den Kunden und Freunden suchte man sich, wie ehemals, durch ein üppiges Schmausen beim Todtenmahle — plenius inde recreantur mortui — eine recht glückliche Zukunft zu erwerben; nicht ohne Grund heisst im Niederdeutschen der Sylvesterabend auch der Vollebauchabend (vul-bûke-avend).

13. Beim Beginne des neuen Jahres zieht Wode an der Spitze der Seelenschaar, von seinen *Seelenhunden (Wölfen)* begleitet, durch die Lüfte; diese Seelengeister verlangen ihre Opfergaben. Nach der Volkssage dringen die Hunde Wode's in die Backkammer ein, fallen über den Brotteig her und schlürfen denselben ein, wie wenn sie bei der Tränktonne wären. Lässt man die Thüre auf, so zieht der Wode hindurch und seine Hunde (Wölfe) verzehren Alles, was im Hause ist, sonderlich den Brotteig, wenn gerade gebacken wird (Herrmann, D. M., 317). Im Steigerwald (Bayern) macht man am Neujahrsabend in Gestalt von menschlichen und thierischen Figuren ein »Hauswolf« genanntes Gebäck, welches das Brotopfer an Wode mit seinen Wölfen (Seelenhunden) vorstellt und das man aufbewahrt, um es bei ausbrechendem Hausbrande ins Feuer (als Opfergabe) zu werfen; auch die um Bühl (Baden) in der Neujahrsnacht gebackenen »Wo- oder Ho-Wöfli« sichern gegen Blitzbrand (Bavaria, III., 1, 322, 340); nicht als Hunde oder Wölfe werden die Seelen abgebildet, sondern ihr Name deutet an, dass das Gebäck für die Seelengeister gehöre. In Oberfranken werden ebenfalls solche menschliche und thierische Figuren gebacken und als Vorbeugungsmittel gegen den Hausbrand aufbewahrt (Panzer, Beitr., II., 303). Im Bambergischen herrscht am Sylvesterabend und Neujahr die Sitte, Nudel in der Form von allerlei Hausthieren zu backen, besonders sogenannte ***Neujahrshündlein*** (s. Fig. 33),

die mit süsser Klötzenbrühe verzehrt werden. Will man im kommenden Jahre vor Brand gesichert sein, so backt man zwei Hunde rechts und links gewendet aneinander und bewahrt diese durch die Cultzeit zauberkräftigen Gebäcke auf, um sie im Nothfalle ins Feuer zu werfen (Panzer, l. eod). Das Gleiche geschieht mit dem zum Neujahrscyklus gehörenden St. Agatha-Brot, Teigpuppen, Kinderfiguren aus Teig; aber nur in der Neujahrsnacht gebackene sogenannte Hündlein (Figuren) helfen gegen Blitzschlag und Brand. In der Gegend von Zapfendorf (Oberfranken) werden sie um 1 bis 2 Uhr Nachts aus Schmalz herausgebacken, wobei die backenden Mädchen ganz neue Kopftücher tragen und Alles sich vorher die Hände wäscht. Die Figuren heissen zwar auch hier »Hündchen«, doch werden alle möglichen anderen Figuren gebildet unter diesem Namen; sie werden verschenkt und gegessen, und was die Hauptsache dabei ist, bis zum kommenden Neujahr aufbewahrt, ja selbst bis zum Greisenalter der Brautleute. Auch im hohen Norden, in Schweden, wird das »Julbrot« durch Generationen aufbewahrt als Talisman gegen Hausunglück. (Deutsche Gaue, 65. bis 66. Band, S. 49.) *Die glückbringende Opfergabe für die Seelenhunde Wode's* (Wolf, Beitr., I., 119) erhielt den Namen Hund oder Wolf; da der Brauch nur in Oberfranken und Ostpreussen zu Hause ist, so möchte an slawischen Import zu denken sein, jedenfalls ist hiebei die Substitution eines Hundeopfers auszuschliessen. Der ostpreussische Brauch des »Glückgreifens« geht auf das Gleiche hinaus:

Neunerlei verschiedene Teigfiguren (s. Fig. 34), ursprünglich wohl neunerlei verschiedene Thiergestalten, meist Eber (als Glücksschwein), Mann, Weib, Kind, Puppe, Todtenkopf, Wiege, Ring, Stein, Kreuz, Schlüssel, Geld etc., werden unter verdeckten Tellern dreimal herausgegriffen, wobei das Glück wie ein Kobold neckt und böse Possen macht. Das dreimal stets gleich gezogene Stück sagt dann unfehlbar das Augurium der Neujahrszeit an (Grabinski, Sagen und Aberglauben in Schesien, 51; Lemke in Verhdlg. d. Berl. Anthropol. Ges., 18. Nov. 1899). Zum »Glück für die Thiere« wählt man neun gehörnte Thierfiguren (s. Fig. 35) aus Teig gebildet, die ja nach ihren zufällig sich ergebenden Merkmalen auf die Zukunft der eigenen Hausthiere bezogen werden; im ostpreussischen Kreise Neidenburg werden diese (Teigaffen-) Gebilde dem Futter für das Stallvieh zum besseren Gedeihen beigemengt (l. eod).

14. Der Drang zum bildlichen Darstellen der Opfergaben heischenden und die Zukunft beeinflussenden Dämonengestalten bethätigt sich wie am Nicolaustage*) so auch besonders am Neujahrstage namentlich in der Bereitung von *menschlichen Figuren*, die fast die gleichen Namen führen wie die am St. Nicolaustage üblichen, da eben dieser Tag, wie auch das kirchliche Weihnachten, ehemals als

*) Ueber Nicolausgebäcke s. Z. d. V. f. V. K. 1902, 80, 198, wo auch die meisten der volksüblichen Namen gedeutet und viele Abbildungen dieser Gebäcke beigegeben sind.



Neujahrstag galt. Neujahrskuchen mit eingegrabenen Figuren erwähnte schon 1520 Joh. Böhm in Würzburg (Mitth. u. Umfragen z. bayer. V. K. 1900, S. 2); auch in Bonneval wurden nach Eckermann (Handb. d. Relig. Gesch., III., 61) Neujahrskuchen in menschlicher Gestalt gebacken. In Süddeutschland heissen sie Manneli, Elggermann, Grittlibenz, Kresmi (Schweiz), Neujahrspuppen, Elggerfrau etc. etc. Hinter solchen Teigpuppen oder Kindleinfiguren die Personificationen des jungen Jahres zu suchen, ist nicht angängig, da sie auch an anderen Festtagen im Volksbrauche auftreten; es sind sicher nur die mehr weniger milde dargestellten Figuren der Dämonengestalten, die auch zu Engeln und Christkindlein sich umwandeln liessen, das heisst die »Simulacra vel idola«, vor welchen der Glückstisch gedeckt wurde. Vergl. die Bussordnungen des 9. Jahrh. (Wascherschleben, 596): »Mensa daemoniorum pro cultu daemonum et honore simulacri« etc., ferner: »siquis manducaverit hoc quod idolis est immolatum«; bei den Angelsachsen: »Quicunque cibum daemonibus immolatum comederit.« (L. c. 313): bei den Franken: si... postea mensae daemoniorum communicaverit.. si vero pro cultu daemonum aut honore simulachrorum hoc facerit (l. c. 359). Da das Hauptfest der Germanen das Neujahr war und die heidnische Art der Feier desselben kirchlich bestraft wurde, so beziehen sich sicher obige Bussordnungsstellen auf das mit Todten- und Dämonencult verbundene Neujahr (bei Winterbeginn). Die Dämonengestalten des Volksglaubens wanderten auch zu den wirthschaftlich und kirchlich verschieden festgesetzen Neujahrstagen anderer Monate und retteten sich bis in die Neuzeit hinüber, zum kleinsten Theil als gemilderte Engelfiguren oder Christkindl, zum grössten Theil als abgeblasste Dämonenfiguren, wie sie namentlich in der Perchtennacht und Nicolauszeit in Süddeutschland üblich sind. *Der Neujahrstag* als familiärer *Hauptbescheerungstag* aber dürfte wohl ein Ueberlebsel aus römischer Culturperiode sein, das sich auch den nicht romanisirten übrigen deutschen Stämmen mittheilte, dies umsomehr als die Herstellung der feineren zum Geschenke dargebrachten Kuchen und Confecte aus der römischen Küche sich ableitet, welche die feinere Bäckertechnik durch die Klöster an die Deutschen und Gallofranken vermittelte. Das Dämonenhafte im Volksbrauche der Germanen blieb mehr am bäuerlichen Perchten-, Nicolaus- und Martinstage haften, jedoch das familiäre, feinere, nach römischer Sitte Ueblichere zog sich auf die kirchlichen Neujahrstage der Städte hinüber. Aber auch der römische Neujahrsbrauch hatte noch manche Züge des ursprünglichen Todtencultus bewahrt; zum Beispiel das sich gegenseitig Beschenken mit den sogenannten Neujahrslampen, die doch nur Grablämpchen sein sollten (Pallini, Monatl. Unterredungen, 706) etc.

15. Es erübrigt nur noch, die in Teigform abgelösten Opferthiere, die *thierischen Figuren* zu besprechen. In der Mark werden Bilder

von Pferdchen (pêreken), im Schwäbischen »Springerle« (springende Pferde) auf Teig abgedrückt, weiterhin allerlei andere springende Thierfiguren in Printenform (s. Fig. 32) auf die Kuchengebilde und Confecte aufgedrückt; eine Ablösungsform für das volle Thieropfer, das vielleicht auch bei den erwähnten thierischen Figuren (33 u. 35) beim wendischen Neujahrsgebäcke gegeben sein könnte. (Wolf. Beitr., I., 119.) In Buchkirchen (Hausruckviertel) schenken die Göden den Godlkindern einige lebkuchene Zeilenfische (Baumgarten, Das Jahr, Programm-Schr. 1860, S. 12). Solch lebkuchene Fische (s. Fig. 36) wurden auch in der Schweiz zum Gutjahr ins Benedictinerkloster Muri gezinst (Argovia, 1861, S. 35; Schw. Id., I., 1102); die Fische sind hier nur klösterlicher Zins an Stelle einer früheren Thiergabe, eines Opferthieres.

Das Bild der Speisenordnung am Neujahrstage wäre noch ein vollständigeres, wenn der Grossneujahrs- oder heiligen Dreikönigstag mit hereinbezogen worden wäre; doch über diesen ein anderes Mal.

Charakteristisch für den (modernen) Neujahrstag sind:

a) der indogermanische Hirsebrei (Seelenspeise);

b) die germanischen Honigkuchen und -Brote (Seelenopfer);

c) die römische Tabula fortunae (Seelenbewirthung);

d) die vermuthlich in ihrer Form aus Italien stammenden Seelencult-, beziehungsweise Todtensymbole (Bretzeln, Ringe, Zöpfe, Kämme etc);

e) die Hakenkreuz- (Schnecken-) und Knaufgebäcke, welche ebenfalls zum Seelencult gehören;

f) die wirthschaftlich begründeten fettreichen Speisen;

g) das Zurücktreten des Horn- und Vogel- (Eier-) Gebäckes, das in der vorausgegangenen Michaeli-, Nicolaus- und Martinizeit (nach dem Weideschlusse) noch so stark sich bemerkbar macht;

h) die Fruchtbarkeitssymbole sind ebenfalls verhältnissmässig selten; sie sind auf Weihnachten unter der Form von Wecken, beziehungsweise Mutzen (Mutschen, Mutscheln, Mundscheln, Maulschellen, Ohrfeigen etc.), Stuten, Klöwen, Schietchen, Schoren etc. gebräuchlicher, haben sich aber in der Frühlingszeit (Fasching) viel mehr im Volksbrauche erhalten;

i) die in vielen Städten auf Neujahr üblichen *Marzipangebäcke*, die aus dem römischen Märzbrote (panis martialis = Neujahrsbrot) sich ableiten, wiederholen als feinere städtische Modelgebäcke hauptsächlich die Nicolausgebäcke, zum Beispiel Schimmelreiter, Spinnerin, Männer, Frauen etc, oder sie bilden Scherzfiguren, wie sie der hausbackene Sinn der Stadtfrau des 17. Jahrhunderts erzeugen konnte, während auf dem Lande grösstentheils der schauerige Ernst des Dämonenhaften am Nicolaus-, beziehungsweise Grossneujahrstag sich erhielt.



Wiener Stadt- und Volksleben aus dem Jahre 1492.

Mitgetheilt von Dr. Eduard Langer, Braunau.

Von grossem Werthe für die Volkskunde ist das Sammeln volkskundlichen Materials aus früheren Zeiten, weil dergleichen ältere Ueberlieferungen volksthümlicher Art zur Ergänzung und Erklärung der gegenwärtigen dienen und den historisch-genetischen Zusammenhang volksthümlicher Erscheinungen herstellen können. Allerdings sind wir bei der Forschung darnach dermalen immer noch mehr auf den Zufall angewiesen. Denn eine systematische, geschweige denn vollständige Zusammenstellung der Quellen und Fundgruben hiefür gibt es leider noch nicht. Was in dieser Hinsicht bisher geboten wird, kann man nur als Versuch bezeichnen, zumal die Anführung einiger einschlägiger Werke und Abhandlungen früherer Zeit sich zumeist nur auf die Zusammenstellung der betreffenden Titel erstreckt und daher immer noch keine Sammlung von volkskundlichen Stoffen bedeutet.*) Eine solche ist aber schon deswegen wünschenswerth, weil die Volkskunde früherer Zeit nicht als solche systematisch behandelt wurde, sondern Bemerkungen und Schilderungen dieser Art zerstreut da und dort sich vorfinden, sei es bei historischen, sei es bei culturgeschichtlichen oder sonstigen Darstellungen. Besonders auf letzterem Gebiete steht der Volkskunde noch eine reiche Ausbeute bevor, denn mit keiner Wissenschaft hat sie so viele und umfangreiche Begrenzungsflächen gemein, wie mit der Culturgeschichte. Muss doch die Volkskunde alles Material auch für sich in Anspruch nehmen, in und an welchem sich besondere Volkseigenthümlichkeiten bemerkbar machen, und worin sich der Volksgeist, der Volkscharakter und die Volksseele offenbaren. Auf allen Gebieten des privaten und öffentlichen Lebens haben sich doch seit jeher verschiedene Zustände und Gewohnheiten entwickelt, welche als volksherkömmliche Ueberlieferungen angesehen werden müssen, die auch noch theilweise bis in unsere Tage ihre Spuren erkennen lassen. Nimmt man dazu die verschiedenen Erscheinungen des häuslichen und gesellschaftlichen Volkslebens, so gewinnt man damit gewissermassen das Milieu einer bestimmten Zeitperiode, wie es sich eben aus all diesen volksthümlichen Einzelheiten zusammensetzt und wie es auch nur wieder aus diesen gewonnen werden kann.

Eine eingehende Schilderung dieser Art über *Wien* am Ausgange des Mittelalters hat uns nun *Albert v. Bonstetten*, Dechant des Stiftes zu *Einsiedeln*, in seiner »Oesterreichischen Chronik« hinterlassen. Diese Chronik war anfänglich in lateinischer Sprache geschrieben

---

*) Vgl. für allg. deutsche Volkskunde *Kaindl,* Die Volkskunde, 1903, S. 24 ff.; für deutsch-böhmische *Hantschel,* Repertorium der landeskundlichen Literatur, 1893, und *Hauffen,* Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie, 1896. Hiezu meine Ausführungen in meiner Deutschen Volkskunde aus dem östlichen Böhmen, II. Bd., S. 167 ff.

und vom Verfasser im Jahre 1491 dem König Carl von Frankreich als verlobtem Bräutigame der Erzherzogin Margarethe zugeeignet worden. Eine deutsche Uebersetzung hievon wurde vom Verfasser im Jahre 1492 dem Erzherzog Siegmund übermittelt. Sie besteht aus 53 Capiteln, wovon die unten folgende Beschreibung der Stadt Wien das neunte ausmacht und von dem Innsbrucker o. ö. Registratur-director *Gassler* als »Skizze von Wien. — Aus einer dreihundert-jährigen Handschrift Alberts von Bonstetten« im Jahre 1789 veröffentlicht wurde.*) Nach Gassler's Bemerkung soll sich eine gleichzeitige lateinische Handschrift der »Oesterreichischen Chronik« auch in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien befinden, die deutsche Uebersetzung davon aber bisher unbekannt geblieben sein. Unerwähnt bleibt hiebei, wo diese deutsche Uebersetzung sich befand und eingesehen wurde. Ueber das Werk selbst bemerkt Gassler anmerkungsweise S. 2, dass Bonstetten nach eigenem Zugeständnisse dasselbe aus vielen Schriftstellern zusammengetragen habe, »vnder denen mich,« wie dessen Worte lauten, »der vil süsse Eneas Silvius vast weit (bekenn ich) vnnd für annder alle mit seiner verzuckerirten süssigkait indistilliert, gespeiset vnnd ettwas seiner Kunst Honigwaben gebotten hat«. Von diesem Autor bemerkt Gassler, dass der berühmte Verfasser der Schweizer Geschichte *Miller* in der Zueignung derselben an einen edlen Sprossen des Geschlechtes von Bonstetten unseren Dechant als den ersten Geschichtsschreiber seines Vaterlandes anführe.

Gassler's »Skizze von Wien« ist vollständig in der Sprache und Schreibweise des Originals gehalten, und da dieses mangelhaft abgeschrieben, beziehungsweise gelesen wurde, stellenweise unverständlich oder doch unklar. Auch weist die mittelhochdeutsche Sprache viele mundartliche Verschiedenheiten und locale Eigenthümlichkeiten auf. Der Stil zeigt von geringer Sorgfalt oder mangelhafter Sprachbeherrschung des Schreibers. Dennoch wurde an der vollständigen Wiedergabe festgehalten, dagegen die sinnstörende Anwendung von grossen I-Buchstaben, die wohl nur auf eine schnörkelhafte Schreibart im Original zurückzuführen ist, beseitigt, übrigens auch zur grösseren Verständlichkeit des Textes die Eintheilung der Unterscheidungszeichen geregelt. Sonstige Ungenauigkeiten und Erläuterungen werden anmerkungsweise unter dem Strich behandelt. Die Darstellung selbst bietet im Grossen und Ganzen ein ebenso interessantes als scharfumgrenztes, mitunter auch mit recht saftigen Farben aufgetragenes Bild von dem vorgeschrittenen Wohlstande, aber auch von der eingerissenen Volksentartung Wiens am Ausgange des Mittelalters. Nimmt man hiezu die in dem gleichzeitigen**) berühmten »Register des buchs der Chroniken und geschichten mit figuren Vnd bildnussen von anbeginn der welt bis auf dise vnsere

*) Schilderungen aus Urschriften unserer Voreltern. Innsbruck 1789. S. 1—10.

**) Gedruckt bei Anton Koberger in Nürnberg 1493.



Zeit« von Hartmann Schedel enthaltene Abbildung unserer Hauptstadt, so gewinnt man aus jener bedeutungsvollen Zeitperiode eine recht charakteristische Gesammtdarstellung von

Alt-Wien in Wort und Bild.

Wyen verfasset mit der rinckmur by fünf thusennt schritt, aber si hat zemal[1]) vil grosser Vorstett, ansichtig,[2]) ouch mit graben vmgeben. Die Statt hat eyn vil grossen graben vnnd hoch dicke Zinnen, daran vil thürnen,[3]) und bollwerck zu dem Krieg geschickt;[4]) der burger hüser[5]) sind hoch und wol gezieret, von gutem vnd starckem gebüwe,[6]) wyt säle,[7]) in denen sy gehaizte gemach haben, vnd von inen stuben genennt werden, dann[8]) die scherpfe[9]) des Winters bezwingt si des durch die erlüchten allenhalb glesine Venster,[10]) vnd die thüren sind schier alle isni[11]) vnd singend die Vögely in den Stuben.[12]) Inn den hüsern ist vil köstliches hußgerätes, den Pferden vnnd dem Vich allerhand geschlechtes sinb[13]) geschickte stell.[14]) Hoch sind der hüser angesicht[15]) vnnd zierlich an ze schowen; allein ist diser ding enzierung,[16]) das die hüser vast mit schindlen verdeckt sind klainer siten,[17]) dye andern gebüw sind vss stainerer mure vnd die hüser alle innen vnd vssen gemalet. Wo du in ain huß gäst, vermainest dich ingan[18]) aines Fürsten huse. Der edlen vnd der Prelaten hüser sind alle frye, vnnd der gewalt[19]) der Statt hat in denen nichtz ze handeln. Die Win keller sind als wit vnd tüff, das man spricht, das Wyen nit minder vnder als vff der erden gebuwen sige.[20]) Die strassen vnd gassen sind besezt mit harten Gestaine, das die nit durch die reder der wägen zerbrochen mögen werden.[21]) Den himelschen heilgen vnnd dem ewigen gott sind gestifftet groß wit vnd köstliche Tempel mit dugstain[22]) gebuwen, wundersam von der ordnung der sülen vnd ansichtig.[23]) Die hailgen hand[24]) ouch alda vil köstliches hailtums[25]) mit silber, golde und edlem gestain verklaidet. Die Kirchen haben ze mal groß gezierde, und richliche Klainet,[26]) die Priester sind von gut vberflüssig.[27]) Den gewalt aber die Priesterschaft hat ain Probst zu Sant Steffan, ist allain vnder ainem Römischen Kayser. Dy Statt ist im bistum Bassow,[28]) vnd die tochter ist grösser dann die muter. Vil hüser in der Statt habent in Inen gewicht[29]) Kirchen vnd Kappeln vnnd aigen Priester. Da sind die vier bettel orden, aber bettlerye ist wit von inen, die schotten, gaistlich Korhern Sant Augustins ordens, die werden all für Rych gehalten, ouch hailig Kloster frowen vnnd gaistlich gewillet[30]) Junckfrowen. Alda ist ain Kloster zu Sant Jheronimen gehaissen, darinn entpfacht[31]) man allain bekertte offen Dirnen,[32]) die tag und nacht in tütscher Zungen ir lobgesang verbringen; vnd wo der aine[33]) widervmb in sünd fiele, vnd das vßkündig,[34]) wurd die in der tunow[35]) ertrencket. Aber si fürend ain hailig schamig[36]) leben, vnd wirt selten böses vßgehört gan von irem mund.[37]) Alhie ist ouch ein hoche schule inn den fryen künsten, inn der göttlichen geschrifft vnnd inn den geistlichen rechten. Es ist ain nüw studium, vnd von Babst vrbano dem Sechstenn erst zu gelassen; ain groß schar der Studenten flüsset da zu vß Ungär vnd ober tütschen lannden. Ich hab alda gewesen syn, zwen für pündig theoligen erfaren,[38]) Hainrichen von Hessen, der zu Paris gestudiert vnd

[1]) zugleich. — [2]) ansehnlich. — [3]) Thürme. — [4]) geeignet, tauglich. — [5]) Häuser. — [6]) Bauwerk. — [7]) Säle von grosser Ausdehnung, geräumig. — [8]) denn. — [9]) Schärfe, Strenge. — [10]) zwingt sie dazu wegen der hellen (sehend machenden), allenthalben gläsernen Fenster. [11]) eisern. — [12]) so warm ist es nämlich in den Stuben. — [13]) soll „sind" heissen. — [14]) passende Ställe. — [15]) An-, Aussehen, Anblick. — [16]) Verunzierung, Verunstaltung. — [17]) kleiner Art. — [18]) einzugehen in. — [19]) die Gewalt, Herrschaft. — [20]) gebaut sei. — [21]) auseinandergerissen würden, so dass Furchen entstünden. — [22]) Tupf-, Topf-, Tufstein. — [23]) Anordnung der Säulen und ansehnlich. — [24]) haben. — [25]) kostbares Heiligthum, Reliquien. — [26]) reiche Kleinodien. — [27]) haben Ueberfluss an Gut. — [28]) Passau. — [29]) im Innern geweihte. — [30]) geneigt, zugeneigt gesinnt. — [31]) empfängt, nimmt man auf. — [32]) feile Personen. — [33]) deren eine. — [34]) offenkundig. — [35]) Donau — [36]) züchtig. — [37]) von ihrem Mund = von ihnen. Der Sinn ist: man hört selten Böses von ihnen ausgehen. — [38]) zwei als verbündete Theologen aus- geforscht, in Erfahrung gebracht, da eben seither schon über hundert Jahre vergangen waren. Heinrich von Hessen oder Langenstein wurde mit Heinrich von Oyta, gleichfalls aus Paris, im Jahre 1385 Stifter der theologischen Facultät. Vergl. *Bauch,* Die Reception des Humanismus in Wien, 1903, S. 5.

doctor worden, ist im anfang des studiums dahin kumen vnd der erst, der den stul[39]) besessen vnd geregiert hat, vnd vil bücher, die wol ze merken sindt, geschrieben; der ander ist gewesen Nicolaus von Dinchelspühel, ain Schwab, aines guten Lebens vnd in seiner lere clar, des prediginen[40]) noch hütt begirlich von den gelerten wird gelesen, vnnd ist noch da Thomas Haselbach, nit ain untöuglicher theologus, den sy sagen nit vnnüz schriben Hystorien, des kunst ich wol lobte, wo er nit xxjj. (22.) Jare *Jsaye an dem ersten Cappitell* hette gelesen, vnnd ist noch nit an das ende kommen. Das aller gröst laster des studiums ist, das si vil ze hohen fliss inn der Dyaletik haben, vnnd die Zit in sachen nit grosser früchten[41]) verzerend. Die da inn den Fryen künsten maister werden, ouch allain in den selben examiniret vnd behöret, haben weder inn der musik, noch in der rhetorik, noch in der aritmetrik dhainnen flysse,[42]) Wie wol sy ettlich verß vnd epistel, die ander gemacht hand,[43]) vnzierlich zu maisteren zwingent.[44]) Die oratorye vnd poetry ist by inen ganz vnerkant, der all ir fliss ist in elencis[45]) vnd vnnüzem swaze,[46]) wie wol der vil sind, die die bücher arestotilis vnd annder Philosophen hand, doch gebruchent si[47]) sich dar über ander Conmenten; über das so gebennt die studenten dem Wollust gross acht vnnd fliss, Sind des Wins vnd der spys begirig, Wenig koment da für gelert, Werdent ouch nit in straff[48]) gehalten, louffend hyn vnd herwider, vnnd thund den Burgeren vil Widerwertigkait an, dar zu thut sy das gesprech der frowen bringen. Das volk der Statt wirt geacht[49]) sin fünffzig thusennt Communicanten, der Rat wirt von xvjjj. (18.) mannen erwellet, vnnd dann der richter der dem rechten ob ist, vnnd der Burgermaister dem die Sorg der Statt befohlen, die nimpt der Fürst, welche er vermaint, die im aller trüwest sigind, vnnd die müssen dann im in sunderheit schweren. Dchain Maisterschaft ald[50]) ampt Herren sind da sust, dann[51]) die Zöll vnnd den bruch des Wines[52]) innemend, wirt denen alles zu gehörig, deren der gewalt Järlich ist. Es ist vnglouplich ze sechen, wie vil der sind die teglich spiß in die Statt füren, der selben vnnd von krepsen tund vil wegen vol dar komen,[53]) Gebachen brot, flaisch, visch, vogel an[54]) zal, vnd vesper zit kumpt, so ist nichtz mer verkoufiges uff dem marckt. Der Wyment[55]) wert by xl. (40.) tagen, vnder denen ist dchain tag,[56]) Wegen mit most gand da zway oder drümal hin in,[57]) vnd über zwölf hundert ross brucht man ouch täglich im Wimet vss den Dörfern; über Sant Martins tag ist yederman fry, den Win vss in alle land ze füren. Es ist nit glouplich ze sagen, mit was grosser vili[58]) Win ingefürt wirdet, der allda ze Wien getruncken wirt, oder aber wider den natürlichen fluß die tunow vß inn ander lannde mit grosser arbait gefüret. Von dem Win, der zu Wien verkoufft wirt, ist der x. (10.) pfennig des Fürsten, dar von im Järlich zwölf thusennt gulden inn die kamer fallennt. In übrigen habennd die Burger wenig beschwernuß, Aber witer[59]) als in ainer so grossen vnd edlen statt werden zemal vil vnbillicher sachen gehandlet, Tag vnd nacht so sind spenne, stöß,[60]) vnd zwytrecht, jez die hanntwerker wider die studenten, jez die Hoflüt wider die Hanntwerker, aber dann die Handtierer[61]) vnd arbaiter wider ander tund sich wapnen. Selten kain hailger tag verruckt ane todschlag; täglichen ficht man, vnd wo ain vfrur, ist niemanz,[62]) der da schaide,[63]) weder Burgermeister noch Fürst hat fürsorg (als billich wery) zu solchen bösen dingen, vnnd wer seinen Win im Huß verkoufft, dem schatt es nicht an seinem gerüche vnnd guten lümden.[64]) Schier alle Burger achten des Win Huses vnd der taffernnen, machent warm Stuben, Rüstent zu voll küchinen[65]) vnd laden zu inen gut trincker vnd lichte fröwli,[66]) vnnd gebent inen ettwas

[39]) Lehrstuhl an der 1365 gegründeten Wiener Universität. — [40]) dessen Predigt. — [41]) Sachen von keinem grossen Gewinn. — [42]) keinen Fleiss. — [43]) haben. — [44]) auf unschöne Art, gewissermassen mit Gewalt zu Meistern machen. — [45]) Beweisführungen. — [46]) Geschwätze. — [47]) gebrauchen, benützen. Über das Treiben der sogenannten Scholasten siehe *Bauch* a. a. O. — [48]) Strenge. — [49]) geschätzt. — [50]) Vorstandschaft oder. [51]) denn. — [52]) Weinbrauch, das ist die übliche Abgabe vom Weine. Der Sinn ist: denn die Einnahmen für Zölle und Weinabgaben betreffend. — [53]) derselben (Speisen) und von Krebsen thun viel Wagen voll dahinkommen. — [54]) ohne. — [55]) Weinlese (weimât). — [56]) kein Tag, (dass nicht) Wagen u. s. w. — [57]) hinein. — [58]) Menge. — [59]) in grösserem Umfange. — [60]) Zerwürfnisse, Zusammenstösse. — [61]) Händler, Gewerbsleute. — [62]) niemands, ähnliche wie keins. — [63]) den Schiedsrichter machen, schlichten. — [64]) Ruf und Leumund. — [65]) volle Küchen. — [66]) leichte, leichtfertige Mädchen.

vmsust ze essen, das si dester bas[67]) mögint trincken, geben aber inen dester ain minderi mass.[68]) Das volk ist ganz dem lib genaigt vnd ergeben,[69]) vnnd was die wuchen[70]) mit der hand vnnd swerer arbeit gewunen hat, das tut es am fürtag[71]) alls verzeren, vnd jst ein zerzerte vnzierliche Gemaind.[72]) Guter dirnen ist ain grosse schar, dchain frow hat selten an ainen man benügen[73]) vnd so die Edlen zu den burgern kument, So züchend[74]) si ire Wiber zu inen jn haimlich rede, vnd so sy Win vffgetragen, so gand si vss dem Huse wichende[75]) den Edlen. Vnd vil töchtren nement inen an Wissen ir Vetter[76]) menner vnd die Wittwen vnder dem Jar der klage[77]) vnd des laides, vermechlent sich anders nach irem willen. Wenig sind in der Statt, der vräni[78]) die nachburschaft erkennt hat; da ist selten dchain alt geschlecht, Es sind alles frömde vnd nüw herkomen Lüte. Die Richen koufflütt, So die alt worden sind, nement megde zu der Ee, die bald dar nach Wittwen werden verlassen.[79]) Die selbigen nemment danne ire hußknecht, mit denen si den bruch des E-bruchs offt gehept hand,[80]) jung zu mannen, als[81]) wer gester arm gewesen, hüt rich gefunden vnd dawider die selbigen, So die ir Wiber über lept hand, nemment si aber[82]) ander vnd macht sich also je eynes dem andren nach. Es ist selten dchain Sun, der seynen Vatter erbe. Es Ist ain gesazt[83]) vnder inen, das ein jeckliche frow den halb tail irs abgestorbnen manns dem nachkomenden halber[84]) gibt. Alle testament sind da fry, also das die manne iren wiber vnnd harwider die Wiber iren mannen ir gut testierent vnd vermachent. Der Erbschaften enpfacher[85]) sind gar vil, die alten lüten dar an lieb kosent,[86]) das si erben[87]) verschriben werdint. Si sagten ouch da vil frowen wesen, die ire manne, So si jnen überflüssig worden sind, mit Vergifftung ab weg richtend. Es ist offen, das vil burger erschlagen sind von den Edlen, die iro Wiber mit Woreen[88]) geschreckt, der liebhaber am hof gewesen sind. Vber das leben sy an[89]) allen geschriben gesazt, Sprechent, sich halten vnd gebruchen der alt sitten vnd gewonhaiten, die sich ouch offt nach irem Syn darthund oder vß legent. Da ist die gerechtigkait köüffig, wer mag, sündet an pin,[90]) die armen vnd die blossen[91]) strafft allain das gericht, offen schwüre vnd ayd tund sy bequemlich[92]) halten; das da gesworen jez ist, wo das mag gelougnet werden, hat dchain krafft. Lichent[93]) barschaft vnd gelt vß, vff etwas Zits, also was sy des schaden[94]) enpfahent, So das zil vss ist, thund si mit dem ayd, was summ des schadens si behalten, vnnd bringent die schuldner dar durch zu grossem kosten; die pfand, so man tut versezen, was die bringent, wirt nütz geacht.[95]) Den wucher vnd den bann[96]) fürchtend si nit, wy[97]) der dann das dut verlümdigen.[98]) Allain schaden die diebstoll,[99]) So by dem dieb gefunden werden, ouch dem richter; vber das thund sy die hailgen zit mit klainer gaistlikait[100]) eren. All hoch zit verkauft man flaisch, vnnd die wägner fyrent[101]) dchainen tag. In Oesterrich sind sust vil stette, doch dchaine grosses namens, Vil lantzherren mächtig vnd Edel, ander denen zum ersten den höchsten namen hat die grauen von Schawenburg vnd Maurburg; mit Richtum sind aber über si geacht die von Walse, Liechtenstain, Buchow vnd nit ainen klainen namen habent Puttendorfer, Starenberger, Eberstorfer, Ekerzainer, Hochennberger

[67]) besser, mehr. — [68]) Mal, das ist feste Nahrung. — [69]) leiblichen Genusse, oder mit anderen Worten: das Volk ist ganz Magen. — [70]) die Woche. — [71]) Feiertag. — [72]) und ist (dies) eine uneinige, unschöne Bürgerschaft, beziehungsweise Gesellschaft. — [73]) genug. — [74]) ziehen. — [75]) weichen, den Edlen (Adeligen) nachgebend. — [76]) ohne Wissen ihrer Väter. — [77]) worunter speciell die Todtenklage zu verstehen ist. — [78]) umgelautet von vrone, Herrschaft, sonach deren Herrschaft der Nachbarschaft bekannt ist, weil jene so bald stirbt, wie der Nachsatz zu bestätigen scheint. Ueberhaupt ist diese Stelle recht undeutlich. — [79]) als Witwen hinterlassen werden. — [80]) gehabt haben. — [81]) also dass. — [82]) wiederum. — [83]) Gesetz, Festsetzung, Rechtsgepflogenheit. — [84]) der nachkommenden Hälfte, das ist Ehehälfte. — [85]) Empfänger, hier wohl erst Anwärter. — [86]) die alten Leuten deswegen, wenn auch ohne Liebe, schönthun. — [87]) als Erben. — [88]) Diese Stelle ist unverständlich, vielleicht soll es heissen „mit Worten", das heisst mit Wortwechsel in Schrecken gesetzt, deren Liebhaber am Hofe waren. — [89]) ohne. — [90]) sündigt ohne Strafe. — [91]) Unbewaffneten, oder die nichts haben. — [92]) passend. — [93]) leihen aus. — [94]) wird als Zins vom geliehenen Gelde gebraucht. — [95]) als Ertrag angesehen. — [96]) Verbot, Bestrafung — [97]) wiewohl. — [98]) sie in schlechten Ruf bringen. — [99]) nur die gestohlenen Sachen (ziemlich undeutlich). — [100]) mit wenig geistlichem Leben. — [101]) feiern.

vnd ander mer. Ayzinger, wie wol die by den lezsten sindt, werdent sy doch hütt an macht vnd gewalt die andren übertreffen, vnd by den ersten gehalten. Alda sind vil goz hüser,[102]) grosser und richer, über das die Bisthum Salzburg, Bassow, Regenspurg, Frysingen, die da ouch vil gross landes vnnd Schlossen in Oesterrich innhalten vnd besizent, vnd zierliche hüser; Sindt alle der Fürsten von Oesterrich Räte vnd thund die als ire obren vereren. Man welle kryegen oder frölich hofen,[103]) So thund si doch die Fürsten von Oesterrich als künige in irem Fürstenthum halten.

Krankheitsbeschwörungen und Sympathiemittel in Niederösterreich.

Von Heinrich Moses, Lehrer in Neunkirchen.

Die im Nachfolgenden beschriebenen Krankheitsbeschwörungen und Sympathiemittel sind vornehmlich bei der bäuerlichen Bevölkerung von Pottschach und Umgebung, wie ich mich persönlich*) überzeugt habe, noch gegenwärtig im Gebrauche. Doch ist die Zeit nicht allzu ferne, wo auch dieser Volksglaube wird hier erloschen sein, da diese Volkstherapie der heranwachsenden Generation nicht mehr überliefert wird, aus gerechtfertigter Besorgniss, die jungen Leute könnten damit »frafln« (Frevel, Spott treiben).

In meiner Darstellung, die nicht den Anspruch macht, eine erschöpfende zu sein, werde ich jedesmal zuerst die Krankheit nach der Anschauung der Volksmedicin, soweit ich darin unterrichtet bin, beschreiben und anschliessend das zur Anwendung kommende Volksheilmittel besprechen.

Die Kenntniss dieser Volksheilmittel habe ich aus erster Quelle, nämlich von den verhältnissmässig zahlreichen männlichen und weiblichen »Volksärzten«, welche alle Specialisten in ihrem Fache sind und von denen einige eines ausgebreiteten Rufes sich erfreuen.

Die Namen meiner Gewährsmänner muss ich aus naheliegenden Gründen verschweigen.

Ich beginne zunächst mit den vornehmlich bei Kindern auftretenden Krankheiten.

's Gölta**) (Atrophie).

Diese Krankheit kommt nicht selten bei Säuglingen vor, oft bringen die neugeborenen Kinder diese Krankheit mit auf die Welt. Die Krankheitserscheinungen sind: Greisenhaftes Aussehen und runzelige, pergamentartige Haut im Gesicht und auf der Stirne.

Als Heilmittel wird das sogenannte *„Göltawenden“* ***) angewendet.

Diese Heilprocedur wird zur Zeit des Brotbackens vorgenommen. Sobald das gebackene Brot aus dem Backofen genommen worden ist,

---

[102]) Gotteshäuser. — [103]) Krieg führen oder fröhlich hofhalten.

*) Der Verfasser wirkte von 1880 bis 1900 als Lehrer in Pottschach.

**) Das Alter, mittelhochdeutsch: das Elterlein.

***) In manchen Gegenden Steiermarks wird diese Heilprocedur „Umbacken“ genannt.



wird das kranke Kindlein auf die Ofenschüssel*) gebunden und dreimal in den noch warmen Backofen »eingeschossen« (eingeschoben) mit dem Spruche:

A olts schiaß i nei,
A jungs thua i außa.

Die Bäuerin Maria Wagner in Pottschach Nr. 20 erzählte mir, dass sie auf solche Weise ihren jüngsten, nunmehr 20 Jahre alten Sohn, welcher als Säugling an *Gölta* litt, mit Erfolg heilte.

Wie viele solcher Patienten mögen aber dem *Göltawenden* zum Opfer gefallen sein!

Im Jahre 1894 wurde in einem Nachbarorte von Pottschach ein atrophisches Kind durch das *Göltawenden* zu Tode curirt.

Diese Heilprocedur war schon im 11. Jahrhundert bekannt und nach einer Stelle der Decrete Buchard von Worms († 1024) bei Strafe verboten.**)

Gegenwärtig will man das Gölta heilen, indem man in die Wiege rings um das kranke Kind neugebackene, noch warme Brotlaibe legt oder das Kind in Tücher einwickelt, die an frisch aus dem Backofen gekommenen Broten erwärmt wurden.

Zu den gefürchtetsten Kinderkrankheiten gehören mit Recht die

Fraisen.

Im Volke kennt man, je nach den Erscheinungen, die bei dieser Krankheit zutage treten, verschiedene Arten von Fraisen, als die kirrende (schreiende), lachende, schlafende u. s. w. Als sympathetisches Amulet gegen Fraisen sind sehr geschätzt die *Froasboanl* (Fraisenbeinchen). Das sind die Felsenbeine des Schweinsschädels. Von der rechten und linken Seite des Schweinsschädels wird je ein Felsenbeinchen genommen. Diese werden in ein Leinwandsäckchen gegeben und dem Kinde als Amulet um den Hals gehängt.

Fast in jedem Hause werden Fraisenbeinchen aufbewahrt.***)

Ein anderes ebenfalls geschätztes Heilmittel gegen diese kindermordende Krankheit ist das *Abbeten,* wie jene Krankheitsbeschwörung im Volksmunde genannt wird, welche die Form eines Gebetes erhalten hat. Eine solche in Gebetform umgewandelte Krankheitsbeschwörung enthält der sogenannte *Froasbriaf* (Fraisenbrief), ein gedruckter Zettel†), welcher folgendes Gebet enthält:

„In den Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes, Amen.“
Das wolle Gott der Herr Jesus Christus heut auf diesen Tag, auf dass ich alle Sieben und Siebenzig Frais tödten möge. Ich tödte es durch Gottes grosse Macht den heil. Namen Christi alle 77 Frais, reissende Frais, rothe Frais, abdorrende Frais, zitternde Frais, kalte Frais, fallende Frais, geschwollene Frais, spritzende Frais, stille Frais, schreiende

---

*) Eine flache Schaufel, auf welcher die Brotlaibe in den Backofen zum Backen geschoben werden.

**) Dr. Fossel, Volksmedicin und med. Aberglaube in Steiermark, Graz 1885, S. 85.

***) Vergl. „Das Todtenköpflein“ in der Zeitschrift für österr. Volkskunde, 1893, S. 114.

†) Ein geschriebener Fraisbrief befindet sich im Museum f. österr. Volkskunde in Wien.

Frais, wüthende Frais, schwitzende Frais, gestossene Frais; ich wende dir's N. (hier wird der Taufname des kranken Kindes gesagt) durch Gott den Herrn Jesu Christi, und durch seine heil. 5 Wunden, ich wende dir's N. durch sein heil. Sakrament, ich wende dir's N. durch sein heiliges Evangelium, ich wende Dir's N. durch Gott unsern Herrn Jesu Christi seine heil. Hände und Füsse, ich wende dir's N. durch seine heil. Pforten des Himmels aus der Gnade Gottes Geschöpfe, durch den lieben Namen Jesu Christi, dass ich euch verbiethe alle Sieben und Siebenzig Frais, ich wende dir's N. durch alle Berg und Thal, und durch alle fliessende Wasser ab, auf dass der Leib ruhen und rasten mag, bis auf den jüngsten Tag, darin unser lieber Herr Jesu Christi kommen wird, und auferwecken die Lebendigen und die Todten, durch die Verdienste da er sein heil. Haupt geneigt, und seinem himmlischen Vater aufgegeben, das helfe dir N. Gott der Vater, der dich erschaffen hat, und Gott der Sohn, der dich erlöset hat, und Gott der heil. Geist, der dich in der heiligen Taufe geheiliget hat. Amen."

„Jesus, Maria, Joseph mein, bitt, lasst mich euer Pflegkind sein, ewig ganz euer sein will ich, ganz eigen euch befehl ich mich, Jesus, Maria, Joseph.

Ihr wisst, dass ich ganz euer bin, nicht kommt ihr aus mein Herz noch Sinn, bewahrt wohl was euer ist, dass nicht erführ' des Teufels List, Jesus, Maria, Joseph.

Ihr seid mein Trost und Zuversicht, in allem was mir immer g'schieht, darum ich euch demüthig bitt, im Leben und Tode verlasst mich nicht, Jesus, Maria, Joseph.

Ohn' euch ich nie nichts fange an, ohn' euch ich nichts verbergen kann, steht mir bei in jedem Werk, mit eurer Güte, Weisheit und Stärk', Jesus, Maria, Joseph.

O mir liebste und letzte Wort', schliesst mir auf die Himmelspfort'! weil ich nur ganz euer bin, zu euch im Himmel nehmet mich hin, Jesus, Maria, Joseph.

Verzeihung meiner Sünden erwerbt, dass ich in Gottes Gnaden sterb, in eure Hand befehl ich mich; auch lob' ich, Gott ewiglich, Jesus, Maria, Joseph.

Gelobt allzeit und Gebenedeit, ihr meine drei herzliebste seid, der heiligsten Dreifaltigkeit sei Ehr, Preis in Ewigkeit, Jesus, Maria, Joseph."

Zum Schlusse enthält der Fraisbrief folgende Gebrauchsanweisung:

„Also soll man Brief über den kranken Menschen, der die Frais hat, dreimal lesen, und nennt den Menschen bei dem Namen, wo das N. stehe, und darnach soll man diesen Brief dem kranken Menschen auf die Brust legen, bis sich's thut enden zum Leben oder zum Sterben. Und die Leute, die bei den Menschen sein, sollen niederknien und 7 Vaterunser und 7 Ave Maria und einen Glauben mit Andacht bethen, zu Ehren des bitteren Leidens und Sterbens unseres lieben Herrn Jesu Christi, auf dass ihn Gott von seiner Pein und Marter erledige, es sei zum Leben oder Sterben, o Jesu! Amen."

Im Rufe wunderthätiger Heilkraft stehen die *Froashaubn* (Fraisenhaube) und das *Froasbond* (Fraisenband).

Die mir vorliegende Fraisenhaube*) ist eigentlich ein aus vier dreieckigen Leinwandstückchen zusammengenähtes Käppchen. Auf einem der dreieckigen Felder befindet sich ein Schwarzdruckbild der Muttergottes mit dem Jesukinde und darunter die Inschrift: »Das Gnadenbild Marien in dem Jungfrauen Kloster bei der Himmelportten in Wien«.

Auf dem entgegengesetzten Felde ist das Grabmal des heiligen Valentin abgebildet mit einer Inschrift, von welcher nur die Wörter »Das ist der Sarg des heil. Valentin« entziffert werden können.

*) Eigenthum der Bäuerin Maria Engelhard in Bürg bei Pottschach, in deren Familie diese Haube als ein uraltes Erbstück hoch in Ehren gehalten wird.



Das mir vorliegende Fraisenband*), aus einem grünen seidenähnlichen Stoffe, 2·2 *m* lang und 3·5 *cm* breit, enthält eine theilweise verblasste italienische Majuskelinschrift, von welcher nur die Wörter:

ALLTEZZA DELA MADONNA DI LORETO CINTURA IL CAPO .... AET DE ....

lesbar sind.

Das *Fraisenhäubchen* setzt man dem kranken Kinde auf, und das *Fraisenband* wird ihm — obwohl es der Inschrift nach eine Kopfbinde sein soll — auf die Brust gelegt, worauf das Kind genesen soll.**)

Ein zuverlässiges Mittel gegen Fraisen ist auch das Pulver vom *Nabelschnurreste*, welches dem kranken Kinde eingegeben wird. Der Nabelschnurrest wird deshalb gerne aufgehoben. Hier ist es Sitte, zu dem sogenannten »Krösengelde«, welches die Pathin ihrem Täufling in die Wiege legt, auch den Nabelschnurrest des Kindes zu legen. Das »Krösengeld« besteht aus je einem Stück der gangbaren Münzen, gewöhnlich von einem Gulden abwärts, also *ein* Guldenstück, 1 Krone, 1 Zwanzighellerstück, 1 Zehnhellerstück, 1 Zweihellerstück und 1 Einhellerstück.

Als eine minder gefährliche Abart der Fraisen ist das sogenannte

»Raunzen«

bekannt, mit welchem Namen das krampfartige Strecken der kindlichen Extremitäten während des Schlafes bezeichnet wird.

Das mit »Raunzen« behaftete Kind wird in eine *Ledertasche* (grosse Jagdtasche) gesteckt, eine Weile darin gelassen, worauf die Krankheit verschwindet.

Ungeheueren Respect hat man hier von dem

»Verschreien«

der Kinder.

Wie der Name schon sagt, gilt als Zeichen des *Verschreiens* das viele Schreien der Kinder. Um diese davon zu schützen, lässt man sie ungleiche oder umgedrehte Strümpfe tragen, den Mädchen zieht man oft einen umgekehrten Unterrock an. Allgemein ist die Meinung, dass Kinder verschrieen werden, wenn man sie wegen ihres blühenden Aussehens bewundert. Damit aber ein Kind seines guten Gedeihens wegen nicht verschrieen werde, wird dasselbe von der bewundernden Person ein wenig *an der Nase gezogen* mit den Worten: »Dos i Di nit verschrei.«

Ob das Kind verschrieen ist, kann man auch an den Augenbrauen desselben erkennen. Man schlecke diese ab, und schmecken sie salzig, so ist das Kind verschrieen. Die Augenbrauen wäscht man dann mit »*Weihbrunn*« (Weihwasser) ab.

*) Ebenfalls im Besitze der Bäuerin Maria Engelhard in Bürg.

**) In Voitsberg, Steiermark, setzt man den Kranken zur vermeintlichen Abkürzung der Sterbestunde grünseidene Käppchen, sogenannte Lorettohäubchen auf, welche auch in Radkersburg und Pettau früher üblich waren. Dr. Fossel, Volksmedicin etc., S. 170.

Bei Kindern kommt es zuweilen vor, dass die Hornhaut des Auges durch eine Entzündung oder ein Geschwür getrübt wird.

Im Volke wird diese Augenkrankheit *'s Fell* genannt, und denkt man sich da das Auge mit einem Häutchen (Fell) überzogen.

Ein geschätztes Heilmittel gegen dieses Leiden ist das sogenannte *Fellpinkerl*.

Das Fellpinkerl wird auf folgende Weise hergestellt: Eine Nuss wird in ihre Hälften gespalten. Aus der einen Nusshälfte wird der Kern herausgenommen und hinein — je nach dem Geschlechte des Augenkranken — ein lebendes Männchen oder Weibchen der »Stollspinnerin« (Hausspinne) gegeben. Aus der anderen Nusshälfte wird ein »Zecherl«, das deutlich erkennbare Nusskernviertel, herausgenommen, und in den leeren Raum werden drei Stückchen ungebrauchtes Sohlenleder, die Nahrung der Spinnerin, gelegt. Die Nuss wird wieder zugemacht und in ein Leinwandstückchen eingebunden.

Das also verfertigte Pinkerl wird dem Patienten so um den Nacken gehängt, dass es zwischen die zwei Schulterblätter*) hinabreicht.

Verspürt der Kranke bald nach dem Umhängen des Fellpinkerls einen Schmerz im Auge, so beginnt es zu wirken. Das Fellpinkerl wird oft erneuert und insolange bis die Trübung im Auge gewichen ist. Das abgelegte Pinkerl muss in ein rinnendes Wasser (Bach) geworfen werden. Verspürt man nach dem Umhängen des ersten Pinkerl keinen Schmerz im Auge, so hat das betreffende Auge nicht das »Fell«. Das Fellpinkerl darf nicht aufgebunden werden, um nachzusehen, was darin sei. Einmal, so erzählte mir mein Gewährsmann, öffnete ein Mann das Fellpinkerl, welches ihm vom »Fell« geheilt hatte, um nach dem Inhalt zu sehen, da ist das vom Auge gewichene »Fell« wieder zurückgegangen.

Nach einer zweiten Heilmethode lässt man nebst dem Fellpinkerl auch den Zahlenzauber wirken. Man hängt nämlich dem Patienten, sobald beim *ersten* Pinkerl keine Wirkung zu verspüren ist, drei, fünf, endlich sieben Pinkerl um und vermindert sie in verkehrter Ordnung auf die ursprüngliche Zahl.

Das Fellpinkerlmachen wird in einer Bauernfamilie in Pottschach nachweisbar schon über hundert Jahre betrieben.

Um einen in das Auge gedrungenen Gegenstand zu entfernen, steckt man in dasselbe ein sogenanntes »Krebsenauge« ein. Dieses schiebt den fremden Gegenstand heraus.

Das Zahnen

geht bei Kindern nicht ohne geringere oder stärkere Störung der Gesundheit von statten.

Um das Zahnen zu befördern, hängt man dem Kinde allgemein *Schneckenzähne* um.

*) Es ist das jene merkwürdige Stelle, wo Siegfried, der Held der Nibelungensage, verwundbar blieb und dort von Hagen die Todeswunde empfing.



Je nach dem Geschlechte des zahnenden Kindes werden dem Männchen oder Weibchen der Weinbergschnecke die Reibflächen, die »Zähne«, herausgerissen, in ein Leinwandsäckchen eingenäht und dies dem Kinde um den Hals auf den blossen Leib gehängt. Nach »Schneckenzähnen« herrscht eine lebhafte Nachfrage und sind solche sogar in unseren *Apotheken (!) käuflich zu haben.*

Wenn ein Kind an

S c h l a f l o s i g k e i t

leidet, legt man demselben unter das Kopfkissen den *»Schlof«*, das ist jener moosartige Auswuchs, welcher an den Zweigen der Hundsrose durch den Stich der Rosengallwespe hervorgerufen wird.

Der »Schlof« selbst darf mit der Hand nicht berührt werden, auch darf derselbe über kein Wasser getragen werden, soll er seine Kraft behalten.

Weil der »Schlof« nicht angegriffen werden darf, so schneidet man den Zweig, auf welchen dieser Auswuchs sich befindet, tief unten ab und bringt den Zweig, am unteren Ende haltend, nach Hause. Dort schneidet man, indem man den Zweig über die Wiege (Bett) hält, den »Schlof« mit einer Scheere ab, dass er auf die Stelle fällt, wo der Kopfpolster gewöhnlich liegt. Der Kopfpolster wird hierauf auf den »Schlof« gelegt.

Zu Besuche gekommene Personen werden zum Niedersetzen genöthigt, dass sie, wie man sagt, *»den Schlaf nicht austragen.«*

Unter den *Geschwüren* ist in der Volkstherapie der

W u r n (Wurm, Panaritium)

am meisten bekannt.

Im Volksglauben heisst es, dass man in denjenigen Finger, mit dem man auf den Regenbogen zeigt, den »Wurn« bekomme. Den Namen hat dieses häufig vorkommende Fingergeschwür von dem im Volke festgewurzelten Glauben, dass dieses Leiden durch einen im Fingergliede nagenden Wurm entstanden ist.

Gegen den »Wurm im Finger« wird folgendes Mittel angegeben: Man lege auf die innere Handfläche jener Hand, an welcher ein wurmkranker Finger ist, drei Regenwürmer, zerdrücke und verreibe sie mit einem Finger der anderen Hand so lange, bis nichts mehr vorhanden ist. Mit diesem Finger macht man an dem wunden Finger mehrere Kreuze und spricht dabei:

„Jesus und Petrus fahren ackern aus,
sie ackern drei Würmer aus,
der erste ist weiss,
der zweite ist schwarz,
der dritte ist roth,
der Wurm, den ich jetzt abbet, der ist todt.
Im Namen Gott des Vaters † des Sohnes † und des heiligen Geistes † Amen.*)

*) Wie *Wichner* in seinem Aufsatze: „Zur Geschichte des Heilwesens" (Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark, 33. Heft, 1885, Seite 29) mittheilt, war

Als ein weiteres Heilmittel gegen den »Wurm« steht in hohem Ansehen der »*Wurnzettel*.« Auf ein Stück Papier werden geschrieben

Egä Mäge ×
Egä Mäge ×
Egä Mäge ×
boloäte
helfe Gott der
Vater Sohn und
heiliger Geist
Amen.

Dieser Zettel wird so, wie die Zeilen laufen, zusammengelegt und um den kranken Finger gewickelt. An dem Tage, wo der »Wurnzettel« umgewickelt wird, muss der Leidende sieben Vaterunser beten und an jedem folgenden Tage einen Vaterunser weniger, bis man fertig ist. Am letzten (siebenten) Tage wird der Zettel von dem Finger abgenommen und in den Bach geworfen. Den Zettel darf der Patient nicht anschauen.

Ein anderer »Wurnzettel«, der gerne angewendet wird, enthält folgende Formel:

+ E + Ho + Mo + Loth + tot +
Mo + E + Ho + Mo +
E + Ho + Mo + Tod +
Loth toth Hilft nicht
als der libe Gott +

Das schon den Römern bekannte Zauberwort Abrakatabra gilt auch hier als ein Mittel gegen Fieber.

Diese Formel wird auf einen Zettel in folgender Weise geschrieben:

Abrakatabra
brakatabra
rakatabra
akatabra
katabra
atabra
tabra
abra
bra
ra
a

Dieser *„Fieberzettel“* wird wie die Zeilen laufen zusammengelegt, dann *zu einem Ringe* zusammengebogen und mittelst *eines Fadens* um den Hals gehängt. Am ersten Tage hat der Patient elf Vaterunser und einen Glauben zu beten, an jedem folgenden Tage um einen Vaterunser weniger. Am elften Tage wird der Zettel verbrannt.

Unter dem Namen

Schwund

begreift das Volk das Schwinden, die Atrophie der körperlichen Organe des Menschen.

---

dieses Mittel schon im 17. Jahrhundert bekannt. Dort lautet der Spruch: „Gott der Vater fart gen Akher, er akhert gar wakher, er akhert drey würm auss, einer war weiss, der andere schwartz, der dritte roth, hir ligen alle würm todt.“

Im Volke unterscheidet man mehrere Schwundarten, als:

1. *Blutschwund.* Seine Symptome sind *kalte Glieder* und *Schlaflosigkeit* (regelmässig nur eine halbe Nacht schlafen können).

2. *Boanschwund* (Beinschwund). Dieser verursacht grosse Schmerzen; in den Beinen hat man das Gefühl, als wären sie in eine Presse eingeschraubt.

3. *Flachsenschwund* (Flechsenschwund). Die »Flachsen« (Sehnen) schmerzen so heftig, dass man nicht gehen kann.

4. *Fleischschwund.* Der Körper magert zusehends ab.

Zu den Schwundarten gehört noch das *Kolt-Vergift,* wobei einem die Hände stets kalt sind, und man hat in diesen das Gefühl, als ob Ameisen darüber rennen würden (omasln).

Als gepriesenes Arcanum gegen den Schwund gilt das

Schwundwenden.*)

Beim Schwundwenden werden die kranken Körpertheile mit den Händen bestrichen oder es werden mit dem Daumen der rechten Hand an dem kranken Gliede Kreuze gemacht und dabei folgende Beschwörungsformel gemurmelt:

Fürn 77erlei Schwund und Koltvergift, Rheumatisch und Schwund und olles was darin begriffen ist, das nimm ich in meine Hand und stelle es auch wie Jesus den Fluss Jordan gestellet hat.

Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit †, im Namen Gott des Vaters †, des Sohnes †, und des heil. Geistes †.

Von 77 nimm i 71,
„ 71 „ „ 61,
„ 61 „ „ 51,
„ 51 „ „ 41,
„ 41 „ „ 31,
„ 31 „ „ 27,
„ 27 „ „ 25,
„ 25 „ „ 21,
„ 21 „ „ 19,
„ 19 „ „ 17,
„ 17 „ „ 13,
„ 13 „ „ 9,
„ 9 „ „ 7,
„ 7 „ „ 5,
„ 5 „ „ 3,
„ 3 „ „ 1,
„ 1 „ „ gor koans.

Hierauf macht man das Kreuzzeichen. Gebetet werden sieben Vaterunser, alle Tage um einen Vaterunser weniger. Bei Knaben wird überdies der »süsse Namen Jesu«, bei Mädchen die »schmerzhafte Muttergottes« gebetet.

*) Dem Verfasser ist es nicht ohne geringe Mühe gelungen, das geheim gehaltene Schwundwenden zu erlernen, und lernte er sogar mehrere Methoden und mehrere Formeln kennen.

Eine andere Beschwörungsformel lautet:

Schwund und Koltvergift vertreib ich, Fleisch- und Beinschwund nicht allein. Was ich nicht sehe, das greif ich. Mark und Bein schwind nicht allein.

Die Ehre sei Gott des Vaters †
Gott des Sohnes †
und des heil. Geist †.

Eine dritte Beschwörungsformel lautet:

Nimm i zusammen die 72 Schwund opfers auf unsern Gott für sein bittres Leiden und Sterben. Schwund und Koltvergift i greif und greif di an und treib di und vertreib di

\+ + +

Schwund und Koltvergift i greif und greif di an und treib und vertreib di durch flaxen und gater, durch Moârch und Boân, durch Fleisch und Blut.

Eine andere Schwundwendformel lautet:

Bein-, Fleisch- und Blutschwund ich nehme dich in meine rechte Hand und stelle dich in der allerheiligsten Dreifaltigkeit so wie sich Jesus Christus im Fluss Jordan gestellet hat. Es helfe der Gott der Vater † Gott der Sohn † und Gott der heilige Geist.

Eine andere Formel:

Sie hot 'n Schwund
Sie hot 'n nit
und wia er kema is
so sulls vergeh
in 3 Tog
in 3 Stund
in 3 Minuten.

Dieses wird gesprochen bei abnehmendem Mond und vor Sonnenaufgang. Um den Schwund zu »wenden«, wird ein Steinchen vom Wege aufgehoben, mit diesem wird der kranke Körpertheil dreimal gestrichen, wobei gesprochen wird:

So weng schwind der Stôa
Fleisch und Bluât und Moârch und Boâ.

Das Steinchen muss wieder auf denselben Platz, von wo man es genommen, zurückgelegt werden.

Ein kräftiges Beschwörungsgebet gegen Schwund ist folgendes:

Kräftiges Gebet gegen Krampf, Schwund, Gicht und Galle.*)

Ich beschwöre dich Krampf, Schwund, Galle und Gicht bei Sonne und Mond und der heiligen Wandlung und heiligen fünf Wunden unsers lieben Herrn Jesu Christi, und bei dem Blute, welches aus den heiligen Seiten Christi floss, so wie der Erschaffung der Erde und des ersten Menschen.

Ich beschwöre dich Krampf, Galle, Schwund und Gicht bei dem Heiligthume, welche auf Händen und Füssen stunden, darum bitten wir dich, lieber Herr Jesu Christi! dass du mir N. N. lasst geniessen denselben Leib, den du und Johannes unter einander haltest, dass du mich N. N. entbindest von der Krankheit der Galle, Krampf, Schwund und Gicht. Nun bitte ich, lieber Herr Jesu Christi, gefangen, gebunden, gegeisselt, ans heilige Kreuz genagelt und gestorben bist für mich und meine Sünden.

Ich beschwöre dich Krampf, Galle, Schwund und Gicht bei der göttlichen Kraft, die am Himmel ist, dass du mir N. N. nicht schadest an meinem ganzen Leib, am Haupt, am Hals, an Händen, am Rücken, an den Schultern, am Magen und an den Füssen, an

*) Ein bei M. F. Lenk in Znaim gedruckter und verlegter Zettel ohne Jahreszahl.

der Lunge und Leber, an Mark und Bein, an Fleisch und Blut, an Athem und Seitenstechen; es helfe mir N. N. das heilige Grab, worin unser Herr Jesus Christus selber lag, es sei Mann oder Frau, von diesem Krampf, Galle, Schwund und Gicht, das helfe mir Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geist von Ewigkeit bis zu Ewigkeit. Amen.

Bete 7 Vater unser, und Ave Maria, und 1 Glauben zum bittern Leiden und Sterben bei abnehmendem Mond.

Steierische Weihnachtslieder aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Von E. K. Blümel, Wien.

In der Wiener Hofbibliothek findet sich unter der Signatur 18.724 (A. N. 38. B. 48) eine Handschrift in Quart, aus 22 Blättern bestehend, die aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammt und acht Weihnachtslieder im steierischen Dialect enthält. Der Titel derselben ist: »Pastoral-Arien. Sind vermög hierinnen gesezten Numern bey den zum Klavier gehörigen Pastoralien zu finden.« Der Inhalt ist folgender:

1. 1a—4b „Grüß di Gott, o göttlanas Kind".
2. 5a—8b „Urberl thue von Schlaff aufsteh'n".
3. 9a—11b „Geh! Jackerl, geh geschwind!"
4. 12a—13b „Wachet, nit schlaffet ihr Hierden in Feld".
5. 14a—18b „Bruda steh auf, steh und leg di rund an".
6. 19a—19b „Möcht i gerne wissen, was das Ding bedeut'!"
7. 20a—20b „Hurschtig Buahma kömmts zusamm!"
8. 21a—21b „O herzliebstes Kindlein, mein Herr und mein Gott".

22a—b vacat.

Die beigegebenen Noten sind für Sopran (Nr. 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8), eine Melodie im Violinschlüssel (Nr. 1).*) Eine Umschrift in den Violinschlüssel hielt ich nicht für nöthig, sondern ich gebe die handschriftliche Notation in Folgendem wieder. Betreffs der Vergleichung beschränkte ich mich auf:

A. Hartmann. Volkslieder, in Bayern, Tirol und Salzburg gesammelt. 1. (einz.) Bd. Volksthümliche Weihnachtslieder. Leipzig 1884.

W. Pailler. Weihnachtslieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol. 2. Bde. Innsbruck 1881—84.

A. Hofer. Weihnachtslieder aus Niederösterreich. Programm. Wiener-Neustadt 1890.
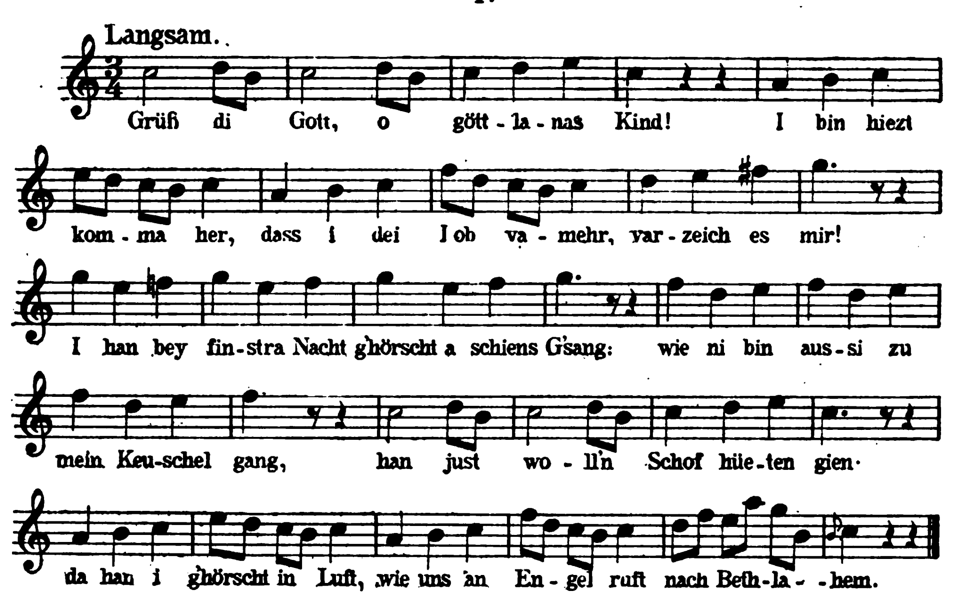
A. Schlossar. Deutsche Volkslieder aus Steiermark. Innsbruck 1881.

Betreffs der Heimat der Lieder will ich bemerken, dass dieselben wahrscheinlich aus dem Enns- und Mürzthale stammen, da Nr. 2 dort besonders beliebt ist (s. Schlossar, S. 410, Nr. 94, 95).

---

*) In der Handschrift steht, ausgenommen bei Nr. 3, Tenorschlüssel, was aber unmöglich ist, ebenso steht bei Nr. 1 Sopranschlüssel, der ebenfalls nicht möglich ist.

1.



2. Er brach uns a himmlische Post:
   Dass heut' bei Mittanacht,
   Da i mein' Schäfla g'wacht,
   Gebohren sey:
   A Kindla hisch und fein
   In ainen Staal,
   Aes that schien funckeln as wie a Kristal
   Und wär z'gleich a Mensch und a Gott;
   Er wurscbt da Dockta seyn
   Der d'Welt kurirt vor Peyn
   Des ewig'n Tod.

3. Aft vor G'freud i rund luff nach Hauß;
   Ha mi zur Raaß berat
   Legt an mein Godelpfaid
   Und nahm mein Gaul;
   Wieni wollt üba mein Gmoosgrab'n spreng';
   Walzt si mei Gaul hisch mit mir nach da Leng';
   Legt mi g'machla in d' waicbe Ruhe;
   Hat mi braf ummag'wezt,
   Dass i aft gar zulezt
   Stinck'n no thue.

4. Drum han i mei Noth dir woll'n klag'n:
   Und han die bitt'n woll'n,
   Dass d'nur auf mi kain Groll'n
   Haben do mögst;
   Daß i bin komma zu dir grossa Gott,
   Schandla zärriss'n und schiech volla Koth!
   Hoff' du wirst so grimmig nöt seyn,
   Sondern wirst durch dein G'nad'
   Mi von den Sündenpfad
   Machen heut' rein.

5. Herschzigs Kind, holdselana Schatz!
   Du thust ma namla g'fall'n,
   Bist nöt mit Geld zu zahl'n,
   Sag dar's ins G'sicht!
   Han ja mei lebstag viel Kinda selbst g'habt,
   Do kains dös also mein Herschzbingel g'labt;
   Glaub' kain Kaayser hier auf der Welt
   Wird an söln Prinzen zehl'n,
   Der ihm so wohl that g'fäll'n,
   Als du mein Fratz.

6. Was wird aft dei Vata wohl sag'n?
   Wann a die scha werd
   So arm und blos auf Erd',
   In ainen Staal?
   Er wird vor Herschzenlaid omachti wer'n,
   Wann die thaut Vieha statt Mensch'n vaehrn!
   Er wird g'wis di bitta bewain',
   Wann du so Kält' und Wind
   Weg'n alla Menschensind'
   Leydest allain.

7. Er wird frag'n, was die hat bewog'n,
   Dass du von seinen Thron,
   Hier auf der Welt zu wohn'
   Oacha bist g'flog'n?

Er wird, mein Oachl, vor Grimm und vor Zorn,
Schier alli Himmel und Wolk'n durchbohr'n,
Und wird komma in deinen Staal,
Wird die beyn Füeßerl nehm'
Und mit in'n Himmel nehm'
Zu seinen Saal.

8. Drum o Mutta mit deinen Kind!
Mach' di nur eylends auf,
Mit mir mein Hauß zuelauff'
Vasteck' di g'schwind!
I wir mei Weib hamli stift'n braf an,
Dass sie a Körbaskoch in oana Pfann
Vor euch baide zuericht'n soll;
Das habt ihr alle Tag
Was nur mein Herschz vamag,
Gelt's das ist doll.

9. Wann's aft würckla g'scheha so soll,
Dass da Herr Vata dein
Di o lieb's Jesulein
Mitnehme woll'!
Streck' aus dei Handel und nihm uns beym Schopf,
Do gib acht, dass d' uns nöt wegreißt den Kopf!
Du bist klain, doch machtigster Gott!
Du bist der jene Riß,
Der uns zum Toifel schmiß,
Führ' uns mit dir.

2. Pastorella.

Langsam.

Ur-berl thu e von Schlaff auf steh'n, loß nur
glei-ch wie's zue thut geh'n! eyl nur g'schwind mei lie--ba
Bua! es ist ja d'heu-tig' Nacht kain Ruh'! Es ist ___ ja
d'heu--tig' Nacht kain Ruh': was hast dann mehr heut' für a
G'scherr, dass mi nit lasst schlaf-fa und kommst jetzt da---her

2. Frag' nit lang, leg' di g'schwind an,
Du wirst es erfahren schon;
Schau nur wie der Himmel brindt!
I möcht' nur g'rad wissen, wer ihn hat anzünd't?
I möcht' nur g'rad wissen, wer ihn hat anzünd't?
Wann i' nur rund a Laita fund,
Dass i hinauf steigen und löschen a kunt.

3. Schau dort kommt ein Engel schon,
Der wird uns g'wiss deuten an,
Dass wir sollten löschen geh'n,
I will halt a Schaffel voll Milich mitnehm',
I will halt a Schaffel voll Milich mitnehm'.
Geh' lieba Bua, thue g'schwind dazue,
Melch' du deine Lämmer und i melch' die Khua.

4. Schau, er sagt nach Bethlahem,
Sollen wir uns g'schwind bequem',
Dort werden wir treffen an
In einem Staal ain eisgrauen Mann,
In einem Staal ain eisgrauen Mann.
Darbey soll seyn a Jungfrau rein,
Vor ihr auf den Heu liegt a klains Kindelein.
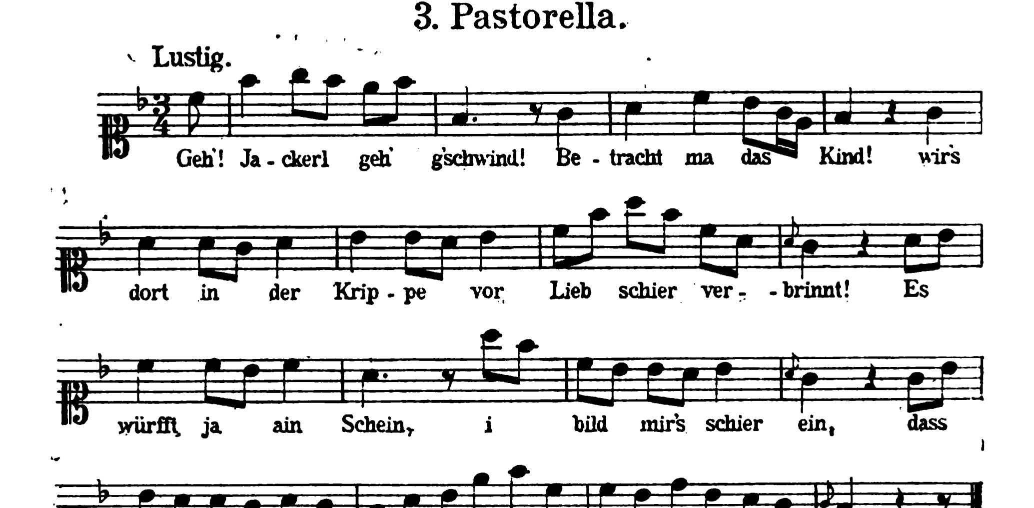
5. Das Kind soll seyn der grosse Gott,
Es ist ja a rechta Spott!
Dass unser Herr vom Himmels Saal
Allhier auf der Erden soll liegen in Staal,
Allhier auf der Erden soll liegen in Staal.
Geh', lieba G'spann, lauf g'schwind voran,
Wir wollen zum ersten das Kind betten an.

6. Urberl thue vergessen nit,
Nihm für's Kind ain Opfa mit!
Gib's dein Nachbarn zu versteh'n,
Auf dass er auch eylends mit uns sollte geh'n,
Auf dass er auch eylends mit uns sollte geh'n.
Schmalz, Eyr und Mehl, Salz, Lampl und Fell,
Das woll'n ma den Kindel mitbringa gar schnell.

7. Sei gegrüßt o großer Gott,
Du ligst hier zwar in der Noth,
Auf den Heu als wie a Kind,
Verzeich' uns, wir bitten dich, unsere Sind'!
Verzeich' uns, wir bitten dich, unsere Sind'!
Auch uns bewahr' vor aller G'fahr
Und nach dieseu*) schenk' uns den Himmel a gar.

(Vgl. Schlossar, S. 125—128, Nr. 94, 95.)

3. Pastorella.



2. Es liegt auf den Heu!
Ist kain Narradey!
Was macht dann der Ochs und der Esel darbey?
Soviel als i sieh,
So will ihn das Vieh
Erwärmen, damit's ihn nit frieset so schiech.

3. Mein Hieserl der Fratz
Wär' nix geg'n den Schatz
Und wann's ihn a wienck frört, schreit er wie a Katz.
Und dies herzig Kind
In Kälten und Wind,
Dies will sich erwärmen bey Esel und Rind.

*) Stand wohl ursprünglich „diesen Leb'n".

4. A stainalta Mann
Knyet a dort voran,
Die Jungfrau villeicht auch die Mutta seyn kann.
Drum sagt mir's ihr Leuth,
Was das Ding bedeut',
Dass ös encka Kinderl ins Krippel habt's keyth.

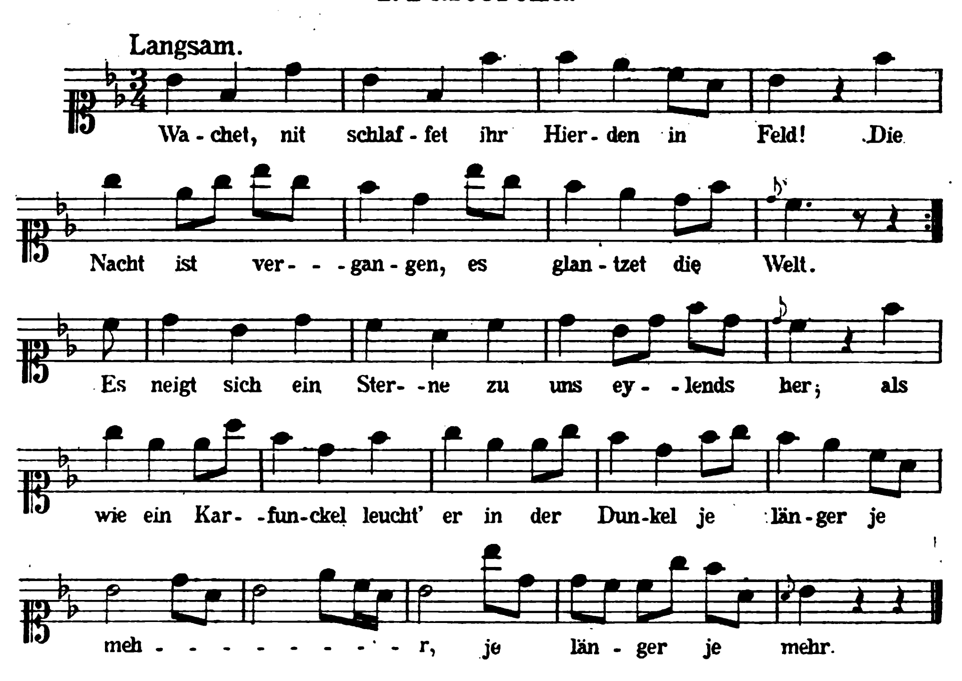
5. Habts ös dann kain Wieg'n
Vor's Kind könna krieg'n.
Und wö thuts enck denn nöt in d' Stadt einifüeg'n?
Beym goldenen Stern,
Dort hab'n's d' Leuth gar gern,
Wo sonsten die Fürsten und Grafen einkehr'n.

6. Nun sagt mir's fein g'schwind,
Wer ist dann das Kind,
Das sich alhier in z'rissnen Schaafstaal befind't?
Es kamm ma zu Ohr'n,
Heut' sey's erst gebohr'n,
Das alles wird suchen, was immer verlohr'n.

7. Wenn das unser Herr?
Was woll'n wir dann mehr?
Geh' Hieserl wir wollen ihm geben die Ehr'.
Fallt's nieder auf d' Erd,
Er ist es wohl werth,
Dass Ihn sowohl Fürsten, als Grafen verehr'n.

(Fanni Gröger, Hirten- und Weihnachtslieder aus dem österreichischen Gebirge, Leipzig 1898, S. 6 ff.; M. V. Süß, Salzburgische Volkslieder mit ihren Singweisen, Salzburg 1865, S. 40 ff. und 291.)

4. Pastorella.



2. Stehet, aufstehet, es kommet a Both!
Ist herrlich, ganz munder, sieht gleich keiner Noth.
Er sagt, dass gebohren der Heyland der Welt.
Beim glantzenden Steren,
Dort soll'n ma einkehren
In Bethlahems Feld,
In Bethlahems Feld.
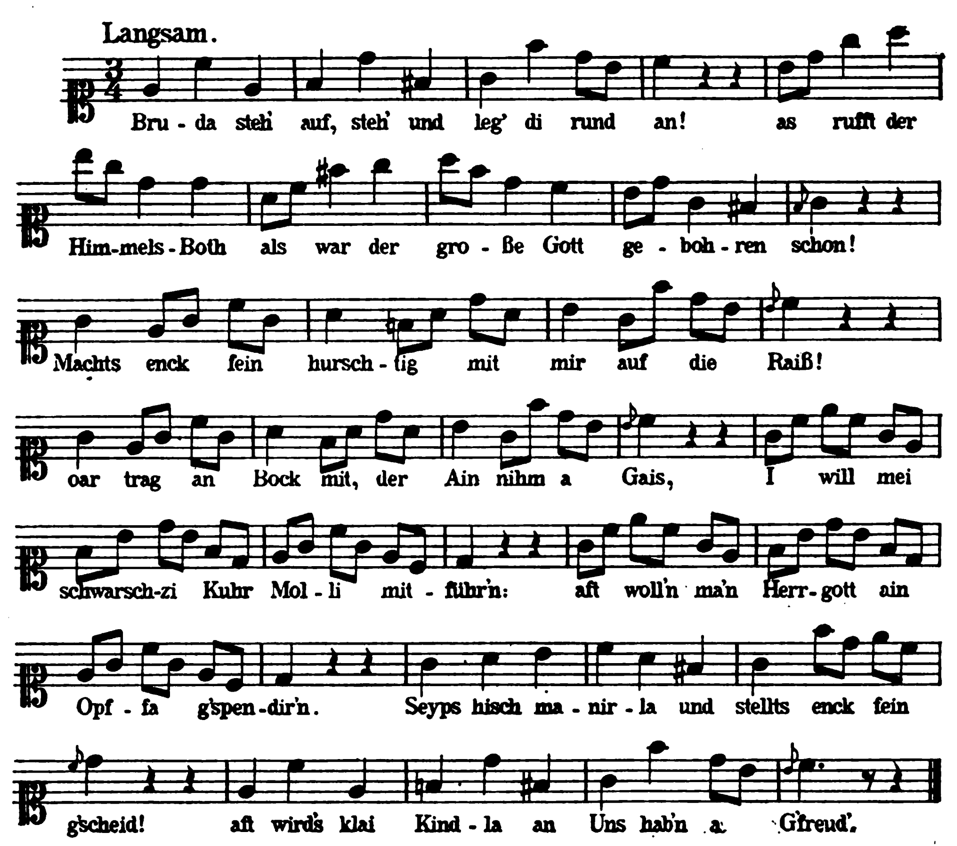
3. Uma, treibt's uma, die Lammla zu mir!
I glaub' in dem Himmel steht offen die Thür'.
O, wann's ma thät g'rad'n, kunt kömma hinein!
Wie wollt i nöt springa,
Mithelfen ains singa
Und lustig brav seyn,
Und lustig brav seyn.

4. Nackend, erfrohren das Kindlein in Staal!
Das sonst bey sein Vata herscht in Himmels Saal.
Ist völlig verlassen, sein Mutta ist mar!
Bey Ochs und bey Esel,
Zum Sitz ist ka Sessel,
Die Wohnung nöt warm,
Die Wohnung nöt warm.

5. Theilet, ach! theilet, dem Kindleinwas mit!
A Schmalz oda Butta, was speer's taugt ihm nöt.
I gib ihm mit Freuden a Lammla gar gern;
Da kann es schon leben,
Wird uns dafür geben,
Den Himmel bescher'n,
Den Himmel bescher'n.

(s. W. Pailler, I., 276 f. Nr. 259 [Salzkammergut, Traunkreis]; A. Hartmann, Weihnachtlied und Weihnachtspiel in Oberbayern, München 1875, S. 68, Nr. 16 [Großachenthal].)

5. Pastorella.



2. Loß lieba Nachba und thue mi vanehm!
Wie ni in besta Ruhe,
Und no nit g'sch(l)affa gnue
Schiech bin dakemm';
Schau, mi that's traman als war i in Staal,
Thät meine Lämma und Schoof füttern all';
Aft kamm a Gaul her mit lang g'spitzten Ohr'n,
That schiech um mi und mei Vieh umma morrn;
Aften ganz g'schrackla an Zucker i that!
Han 's Beth durchbroch'n, und z'riß ma mei Pfaid.

3. Aft i vor G'schrak'n nit schlaffa kunt mehr,
Han mi von Nöst aufg'macht
Und 'zwar bey Mittanacht,
Ganz g'rad zur Herd';
Wie ni zu meina Hayd aussi bin kumm',
Flug a klair Engel mit Flügla herum,
Um und um umma um ihm war a Schein,
Er in der Mitten drinn schrye ganz allan:
Glorjam Hexelis, wie's Pfarrer Kaplon,
Wanner steht beym Altar und fangt's Hochamt an.

4. Drum liebe Nachbarn vadenckt ma's do nöt!
Dass i enck vor der Zait,
Eh' no' der Hann hat krayt,
Aufg'jagt von Beth.
I han g'maint enck nur zum seelanan Trost,
Zu übabringen a freudige Post,
Dann das klai Büebel hat alliweil plert:
Wix wax in Terrax dem Menschen auf Erd'!
Er will uns zaig'n zum Dockta der Welt,
Der da thät wohnen in Bethlahems Feld.

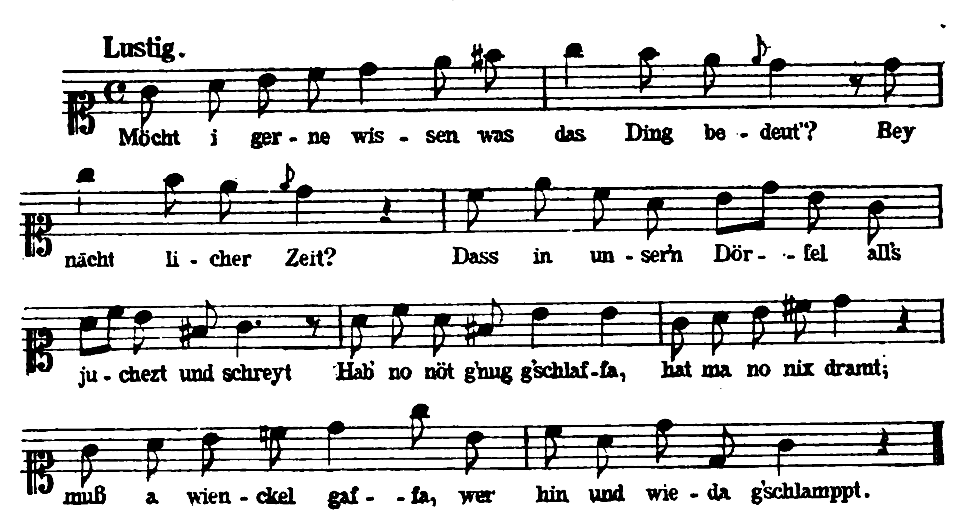
5. Laufft's, liebe Buema, mit mir g'rad hinein;
Seyps nur fein meiselstill
Und thut's nöt red'n z'vill,
Tappt's nöt z'gach drein!
Schaut, schaut's dort kommt schon der klain g'steifte Both,
Den uns hat abg'schickt der himmlische Gott;
Der wird uns zaig'n zum Dockta sein Saal,
Der da von Tod uns befreyen wird all'.
Dann der Masias ist herkomma schon,
Wie's g'sagt hab'nt Propheten vor Zeiten uns an.

6. Schaut, schaut's he(r)! Buema, wie's oben herbrindt!
Möcht' i nur wissen g'rad,
Wer do den Himmel hat
Heut' Nacht anzünd't?
Wann i' nur glei' bald a Laita rund fund,
Dass i möcht' aufi und lösch'n a kunt!
Sönst möcht' wohl 's Himmelreich völli zammbrinn',
Aft war für uns a kai Liegastadt drinn.
Laufft's Buema, dass ma nöt kemma zu spat,
Dann wann das Ding verbrànd, wàr namla schad.

7. Nun seyn ma denast a mahl kemma drans
Wo der klain Herr und Gott
Weg'n alla Menschentodt,
Fangt z'leyden an.
Bluetarmes Hascherl! o göttlanas Kind!
Bist lacht auf d'Welt komm' weg'n unserer Sünd'?
Der Toifelstoifel hat uns brav zueg'haizt,
Und Di weg'n unsa von Himmel oacha g'raitzt,
Dass du weg'n unseren sündig'n Hommor,
Hier auf der Erden sollst leyd'n davor.

8. Drum liebstes Kinderl herschzliebst Jesulain,
Vazeich uns allen hier,
Die wir vor deina Thüer
Recht sindli than.
Vazeich uns allen, das bitten wir dich,
Unsere Sünden, ganz herschzinniglich.
Streck' aus dei Handl und zeig uns dein Huld,
Nihm von uns Sündern all' Straffen und Schuld,
Nihm uns mit dir a in Himmel hinein,
Aft wollma allsammt recht brav lusti seyn.

6. Pastorella.
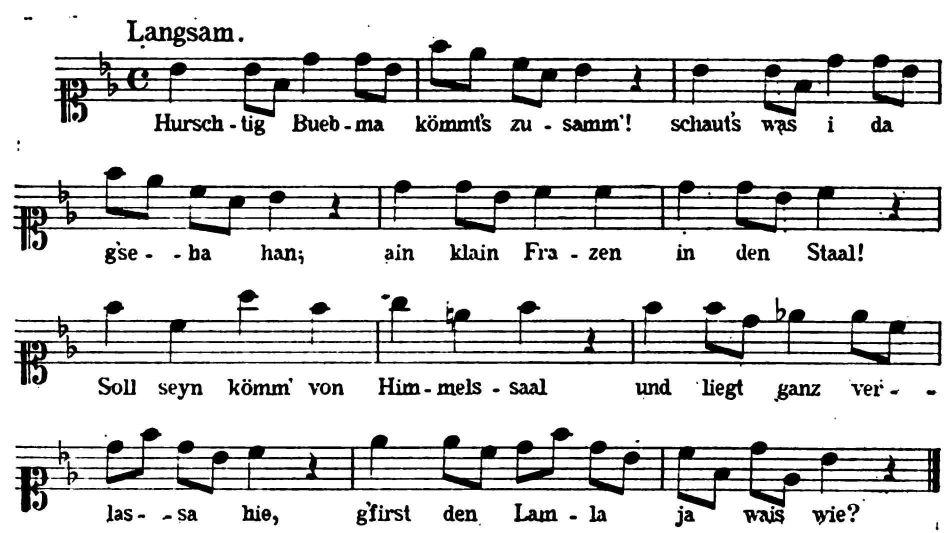


2. Jodl, Riepel, Stefel du grändiger Bue!
Gibst a no kai Ruhe?
Los nur glei wies dorten so lustig geht zue:
Wie si so schön geiga,
's Büebel gibt an Tack,
Gehet ja weit schöna,
Als wie mei Dudlsack.

3. Lafft a Bue mit Flügla, thät hupfa und springa,
Recht wundaschön singa,
Dass es recht annehmlich in d'Ohrn thät klinga.
Sprachend: Ihr Hierden,
Machet euch all' auf,
Suchet das Kindlein
Im völligen Lauf.

4. Wir suchten das Kindlein ja alle zumahl,
Wohl überall,
Letzli fand's der Stöfel in einen Staal.
Ein Jungfrau schön zart,
Die seufzet sehr hart!
Weil's Kindlein vor Kälten
Fast völlig erstarrt.

5. Schlafe wohl, fein süß' lieb's Jesulein!
Zart's Kindelein klein,
Mein Herz verlanget dein Wiegen zu seyn.
Schlafe wohl fein süß
In Stübel Krippels Thron,
Bhüet di Gott mei Büebel
Jetzt lauf ma davon.

7. Pastorella.
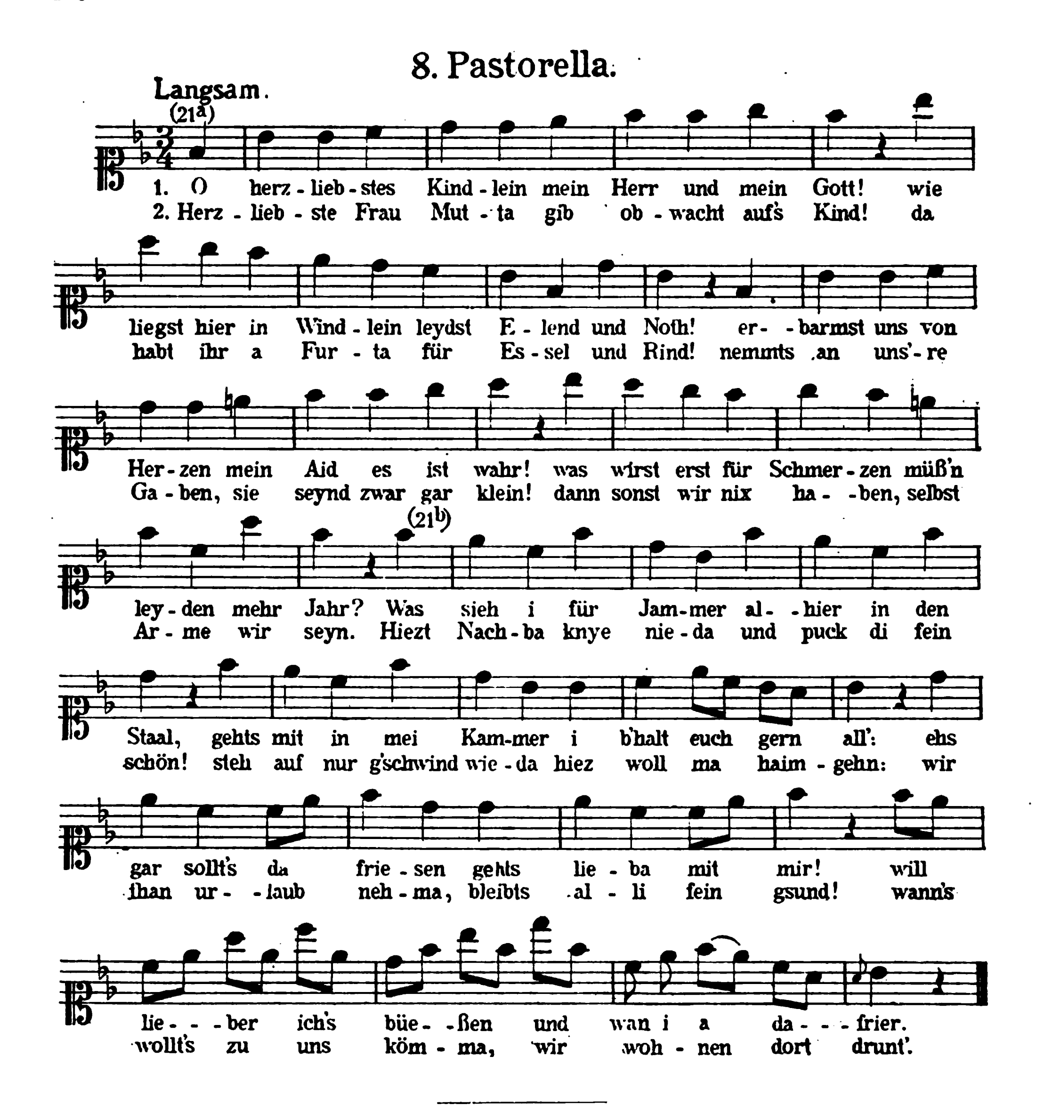


2. Gehts nur inchia Wienkerl noch,
Gugts nur inchi bey ain Loch,
Sechts a Muetta wundaschien.
Und ain Vata neben stiehn,
A braue Ochs ist a dabey,
's ain Thier das kenn i nöt, i sag encks frey.

3. Gehts nur her was mit habts bracht!
's Kind enck schon von fern anlacht,
Seyps nöt z'grob und seyps nöt z'köck
Tappts nöt inchi, sönst klöpf i enck wöck
Thuts das Hüedel rucka fein,
Wann's wöllt's geh'n in Staal hinein.

4. O, du liebe Muetter mein,
Kannst, mein Aaid, ja fröli seyn,
Dass du heut' so auserkohr'n
Und a sölches Kind gebohr'n.
Gebt's nur acht, dass enck nöt stirbt,
Wer waiß was der Bue no wird.

8. Pastorella.



Beiträge zur Volkskunde des Kuhländchens.

III. Hochzeits-, Tauf- und Trachtgebräuche im Kuhländchen vor 100 Jahren.

Von Alexander Hausotter, Petrowitz.

(Quellen: 1. Jurende, Mährischer Wanderer, I. Jg. 1809. 2. Dorfchroniken, 3. Traditionen.)

(Schluss.)

2. Tauf- und Kirchgangsgebräuche.

Monden sind vergangen, da regt und rührt es sich beim jungen Besitzer neuerdings. Ein freudiges Familienereigniss steht bevor.

Die »Ausgedenggroůsle« macht sich in letzter Zeit schon mehr als je zu schaffen. Da wird fleissig genäht und zugerichtet, bis eines Tages sich die freudige Nachricht im ganzen Hause wie in der Nachbarschaft verbreitet, dass ein neuer Weltbürger eingekehrt sei.

In der geräumigen, zugleich als Schlafgemach dienenden Wohnstube hat sich jetzt eine Aenderung vollzogen. Das Bett der Wöchnerin nebst der unentbehrlichen Wiege wurde durch ein mächtiges von der Decke herabhängendes Tuch, das sogenannte »Sexwoûchetuch«, von dem übrigen Raume getrennt. Die Volksmeinung hält in dieser Zeit die Versuchungen des Kindes wie der Wöchnerin durch böse Geister etc. am gefährlichsten.

Nun gehen die Vorbereitungen zur Taufe an, welche schon an einem der nächsten Tage stattfindet. Wie bei den Hochzeiten der Hochzeitsbitter, so besorgt bei den Taufen die Hebamme die Geschäfte der Einladungen. Zuerst werden die »Pathen«, dann die übrigen Anverwandten und mitunter auch noch die Freunde eingeladen. Selbst der Lehrer und der Pfarrer dürfen nicht fehlen.

Im grössten Staate, angethan mit der »Schauw«, schreitet nun die Gevatterin neben ihrem Gevatter an der Seite der Hebamme zur Kirche.*) Bei schlechtem Wetter wird auch dahin gefahren. Vor dem Weggange übergeben beide, die »Pathemuhm« und der »Pathevetter«, das sogenannte »Bîerdle«, welches aus einem recht ansehnlichen Geldgeschenk besteht und dem »Pathenbrief« beigelegt erscheint, der jungen Mutter. Der Täufling erhält den Namen eines Heiligen. Nach der Rückkunft überreicht nun die Gevatterin das Kindlein der freudestrahlenden Mutter mit den Worten: »Ein Heidlein haben wir weggetragen, ein Christlein bringen wir wieder.« Hernach vereinigen sich Alle bei fröhlichem Mahle (Taufasse).

Von diesem Taufessen wird der Feier dieses Tages wegen den nächsten Anverwandten ein gewisser Antheil zugeschickt.

Bis zum »Kirchgange« darf die Wöchnerin das Haus nicht verlassen.

Während dieser Zeit wird von allen jenen Verwandten, welche vom Taufessen bedacht wurden, die sogenannte »Supp« der Wöchnerin geschickt, welche aus Hühnersuppe, Braten, Wein und dergleichen besteht.

Nach circa vier bis fünf Wochen spielt sich sodann der feierliche Act des »Kirchganges« ab. Bei dieser Gelegenheit, wobei die Wöchnerin das Ehrenkleid, die sogenannte »Schauw«, trägt, wird auch — so wie bei den Hochzeiten — von den Verwandten des Hauses die vorhergehende Nacht mit Kuchenbacken und anderen Vorkehrungen zugebracht.

Vor dem Kirchgange versammeln sich die gesammten Gäste, bisweilen dreissig bis vierzig an der Zahl, und werden nun mit Warmbier, Kuchen und Branntwein (Wein) bedient Sie unterhalten sich dabei mit vieler Lustigkeit und geleiten hernach die Wöchnerin in die Kirche.

*) Bei der Taufe nahm die Gevatterin zwei Tücher um. Das untere war ein dunkelrothes, das obere ein weisses mit Stickarbeiten, durch welche das Roth hindurchschien und einen sehr beliebten Effect hervorbrachte.



3. Tracht der Kuhländer.

Während die Gebräuche bei den Hochzeits- und Tauffestlichkeiten sich bis auf den heutigen Tag, allerdings nur in den Hauptzügen, zu erhalten vermochten, erfuhr die Tracht der Kleidung im Laufe des verflossenen Jahrhunderts die mannigfaltigsten Umwandlungen, so dass nunmehr nur auf Grund von Traditionen und schriftlichen Aufzeichnungen nebst spärlichen Trachtenstücken ein ungefähres Bild der einstigen Tracht im Kuhländchen reconstruirt zu werden vermag.

Wie noch heute, kann man auch für die frühere Zeit eine Unterscheidung zwischen der sogenannten Hochzeits-, Sonntags- und Alltagstracht treffen.

A. Hochzeitstracht; Kleidung des Bräutigams und der Braut. Der Bräutigam trug einen bei 30 *cm* hohen, oben breiter werdenden Cylinderhut. Der aufgestellte ungestärkte Hemdkragen (Vatermörder) war mit einem schwarzseidenen Halstuch geziert, das in Form eines kleinen Knotens vorne geknüpft war. Die in schwarzer bis brauner Farbe gehaltene schafwollene Weste trug zwei Reihen blanker Metallknöpfe und war nach oben zu nur wenig ausgeschnitten. Der licht- oder dunkelblaue schafwollene Rock war ein Schösschenrock. Derselbe ähnelte einem heutigen modernen schwarzen Rock, nur war er um die Taille in viele Falten (Schösschen) gelegt, so dass er wie gekraust aussah. Die dunklen einfachen Hosen wurden in die Stiefel gezogen. Ein mit einer Quaste verzierter gelber Rohrstock sowie eine silberne Spindeluhr machten den restlichen Hochzeitsstaat aus. Die Bauernsöhne trugen bei dieser Gelegenheit ein mit Rosen, Bändern und Messingflimmer geziertes Gehänge über die Schultern, ferner eine Art Degen und einen Stock.

Die Braut wie auch die Kranzeljungfer machten sich durch einen eigenartigen Kopfputz bemerkbar. Die nach rückwärts gekämmten und in einen Zopf endigenden Haare wurden nach vorne mit einem rothen Bande eingegürtet, über welchem Theile eine halbzirkelförmige, messingene, übersilberte Krone, »Bärtel« genannt, zu sitzen kam. Das Hinterhaupt wurde ganz mit rothen Bändern durchzogen, so dass man keine Haare sehen konnte. Diese Kopfadjustirung hiess »geschnürt«. Der Zopf wurde mit einem grünen breiten Bande durchflochten, das nach unten in eine breite Masche endigte. Beim Gange in die Kirche trug die Braut einen Rosmarinkranz, ihre Gespielin dagegen einen Flitterkranz mit buntem Glase verziert. Die übrige Tracht bestand aus einem kurzen, wenig über die Knie reichenden, faltenreichen Rock — gewöhnlich von licht- oder dunkelblauem, zuweilen auch dunkelrothem, mehr oder weniger feinem Zeuge — der von einem breiten grünen oder hellblauen Taffetstreifen eingefasst war.*) Eine

*) Früher wurde der Rock durch einen breiten, massiven Gürtel festgehalten. Späterhin trat an dessen Stelle ein schmaler geringelter Gurt. Zuweilen war der Rock an einer Art von offenem, mit Bändern reich verschnürtem Mieder, welches man „Leibchen" (daher das Ganze „Leibrock") nannte, befestigt.



weite, faltenreiche blau- oder grünschillernde Taffetschürze schloss den Rock nach vorne zu ab. Den Obertheil des Körpers bedeckte ein Leibchen, »Brustflaek« genannt, welches, vorne weit ausgeschnitten, um den Hals mit breiten bunten Bändern eingefasst, mit allerlei buntfärbigen Zieraten durchwirkt und reichlich mit Gold- und Silbertressen benäht war. Die Fussbekleidung bestand in grünen, zuweilen rothen Strümpfen und aus einer Art Niederschuhe mit breiten Absätzen und grossen gelben Schnallen oder Maschen. Das Hemd hatte lange bis an die Knöcheln reichende ungestärkte Aermel.

Das Ehrenkleidungsstück bildete die sogenannte »Schauw«. Das war ein mit Pelzwerk untersetzter Mantel von schwarzem Zeuge, welcher um die Schultern gelegt und vorne mit einer Blechschnalle geschlossen werden konnte und welchen ausser der Braut nur noch die Kranzeljungfer und das Brautweib zu tragen berechtigt war.

Die Kleidung der übrigen Hochzeitsgäste war die übliche Sonntagstracht mit dem einzigen Unterschiede, dass das Brautweib lange seidene handbreite, buntblumige Haubenbänder trug.

B. Sonntagstracht; a) Kleidung der Burschen und Männer. Die Verheirateten und Ledigen konnte man in der Sonntags- wie auch in der Wochentracht an den Kappen unterscheiden. Die Burschen trugen hohe, dunkle, mit einem Ledersturmband versehene Kappen, indess die Männer niedrige, mit einem breiten Schild versehene, verschiedenfarbige Kappen trugen. Bei Unterhaltungen etc. steckte man sich in die Kappen Blumensträusse, und je mehr Einer damit geschmückt war, für desto schöner galt er. Im Winter wurden Mützen getragen. Sie waren mit Seehundfell eingefasst, mit braunem Pelz gefüttert und mit Ohrläppchen versehen. In dieser Jahreszeit trug man auch lange Pelzröcke von braunem oder weisslichem Leder. Das feinleinene Hemd war mit einem schwarzseidenen Halstuch nach vorne gebunden. Eine Weste, ein Schösselrock mit gelben Metallknöpfen und engen Aermeln und eine einfache dunkle Hose machten die weitere Bekleidung aus. Mit Vorliebe trug man hohe Stiefeln, welche man über die Beinkleider zog; späterhin liess man die Hosen über die Beinkleider herabfallen.

Nachstehend verdient aus dem Inventar an Verlassenschaftseffecten eines Kuhländer Bauern vom Jahre 1791 die Inventarpost »Manns Kleider« hier angeführt zu werden. Vorgefunden wurden: »Ein blautucherner Rock mit gelben Knöpfen samt Leibel, ein alter blautuchener Kaputrock samt Leibel mit weissen Knöpfen, ein alter grüntuchener Rock mit gelben Knöpfen, ein weisstuchernes Leibel mit Ermeln und gelben Knöpfen, ein weisser schon etwas abgetragener Schaf Peltz, 3 paar weisslederne abgetragene Beinkleider, ein abgetragener schwarzer Huth, 1 St. sogenannte Schoppen Mütz, ein paar abgetragene blauwollene Strümpf, 2 paar sehr abgetragene Kalblederne Handt Schuh, ein paar Rindlederne kurze Stiefeln, ein paar Rindlederne Schuh samt gelben Schnallen, ein weisstucherner Mantel.«

Die älteste Tracht bestand in einer Art Perücke, auf der ein breitkrempiger, nach oben gestülpter Hut sass. Die sogenannten Puffhosen reichten nur etwas über die Knie. Hervorgehoben zu werden verdient, dass die Ledigen wie die Verheirateten glatt rasirt gingen. Die Handwerker als angesehenster Stand trugen Schösselfracks. Dieselben reichten bis in die Kniegegend und waren in Bauchhöhe sowie seitlich hinab glatt abgeschnitten, so dass nach hinten der übrige faltige Theil wie bei dem heutigen modernen Frack hinunterhing. Die Wohlhabenderen liessen sich die Hosen unten handbreit mit Leder besetzen, welches eventuell noch glänzend geputzt werden konnte. Die Müller trugen eine ganz charakteristische Kleidertracht.

b) Die Kleidung der Frauen und Jungfrauen. Die Letzteren unterschieden sich von den Ersteren auf den ersten Blick durch das Fehlen der Haube, während die übrige Kleidung nicht viel Unterschiede zeigte. Die Haube war der heutigen ähnlich, jedoch war sie rund und trug nach vorne blaue Spitzen. Eine Zierde jeder Bauernsfrau wie jedes Mädchens bildeten die schön gestickten, weissleinenen Kopftücher, welche derart getragen wurden, dass die prächtigen, kunstvollen Stickmuster über die Schultern hin herabwallten. Ausser diesen hatte man auch noch schafwollene, mit grellblumigen Zeichnungen versehene viereckige Kopftücher von enormer Grösse, welche an den Rändern mächtige Fransen trugen und um Schulter und Kopf genommen wurden. Sogenannte »Emgan«-Umhängtücher. Die Leibchen waren aus einem dunklen, rauhen Stoff (Satincloth) hergestellt und mit Verschnürungen, zuweilen auch mit durchwirkter Stickerei versehen. Um den Brustausschnitt war ein schmales Zickzackbändchen (Krepinchen) angenäht. Es gab auch Taffetleibchen, die einen Seidenglanz und ein schöneres Aussehen hatten. An den Leibchen waren rückwärts an der Innenseite Wulste angebracht, um den Röcken mehr Halt zu geben. Hervorzuheben wäre noch, dass der breite, die Taffetröcke unten verzierende Beleg aus Sparsamkeitsrücksichten nach dem vorderen Rocktheile zu, den die Schürze bedeckte, unterbrochen war. Im Winter wie auch im Sommer trugen die Frauen und Mädchen Jacken mit Puffärmeln, die gleich den Männerröcken um die Gelenke so eng waren, dass die Hände nur mit Anstrengung durchgeführt werden konnten. Die Farbe variirte von blau bis grau, der Stoff war lodenartig. Charakteristisch waren die weiblichen Hemden. Sie bestanden aus zwei Stücken; aus einem bis an die Hüften reichenden, etwas feineren und vorne offenen Oberhemd und aus einem gröberen, eng anschliessenden, gleichweiten Unterhemd, das den übrigen Körper bedeckte und durch die Rockbefestigung festgehalten wurde. Das Oberhemd war mit einem ausgenähten oder gestickten Halskragen, der »Koller« hiess, besetzt. Die Aermel waren lang und weit und so blau als möglich gestärkt und gebauscht. Gegen den Unterarm zu waren sie mit einem Zug versehen, an welchen sich eine Art breiter auseinanderfallender Spitzenmanchetten, »Kragelen«, anschloss.

Was die Haartracht bei den ledigen Mädchen, vom kleinen Kinde angefangen bis zur erwachsenen Jungfrau, anbelangt, so trugen diese in der Mitte getheilte und zu beiden Seiten, dicht am Kopfe, zurückgekämmte Haare, welche mit einem breiten seidenen, hochrothen Bande, »Schnur«, niedergebunden wurden. Nach rückwärts wurden die Haare entweder in einen Zopf geflochten, an dessen Ende ein buntes Band miteingeflochten erschien, oder aber man band die Haare nur im Nacken zusammen und liess sie frei herunterwallen. Die Frauen trugen über die gleichen, in der Mitte gescheitelten und nach rückwärts gestrichenen Haare ein einfaches, niedliches rundes Häubchen, das dicht am Kopfe anlag und gegen den Scheitel zu in eine etwas emporstehende Bordure von blauen Spitzen endigte. Nach hinten zu konnte dieses Häubchen in Falten zusammengezogen werden und war gleichfalls blau gestärkt.

Die Inventarpost »An Tieschzeug und gebleichter Leinwand« vorhin erwähnter Verlassenschaftsabhandlung aus dem Jahre 1791 führt unter Anderem auch an: »16 Stück gross Ermliche und 24 St. Schlümp Ermliche Hemetter vor die minderjährige Tochter Juditha, 2 St. gezogene Umnehm Tüchel pr. 5 Ehlen, 3 St. zwillige Umnehm Tüchel pr. 7½ Ehlen, 9 St. Kopf Tüchel von weisser Leinwand 11 St. Kopf Tüchel von weisser Leinwand (minderer Qualität), 10 St Schleier Hauben mit Spitzen, 14 St. sogenannte Spitzen Hauben.«

C. Wochentracht; a) Die männliche Kleidung. Die Wochentracht der Männer bestand der Hauptsache nach aus einer Art Weste aus Schafwolle und einem sogenannten »Jänker«. Dies war eine braune lodige Jacke, die, ohne Schnitt, hinten so wie vorne, bis zur Taille herunterhing. Im Winter war der Jänker mit Pelz gefüttert und als Wams in Verwendung. Mitunter hatte man sackähnliche, kürzere Lodenwinterröcke, ganz grob in Schnitt und Material, sogenannte »Burnusse«, zu welchen in der Regel Lederhosen getragen wurden. Sehr verbreitet waren die Latzhosen. Der Latz bestand aus einem viereckigen Hosenstück, welches am Bauche durch zwei Knöpfe festgehalten wurde, beziehungsweise hinuntergeschlagen werden konnte. Im Sommer trug man, namentlich zur Erntezeit, Leinwandhosen. Stiefeln, Kappen, eventuell auch weisse Zipfelmützen machten die übrige Bekleidung aus.

b) Die weibliche Kleidung. Die Frauen und Mägde trugen leinene oder schafwollene Kopftücher mit kleinen gedruckten Mustern, ferner ein sogenanntes Henkelleibchen, das nur an schmalen, zwei Finger breiten Henkelbändern auf den Schultern getragen wurde. Die Jacken waren schnittlose Ueberwürfe, sogenannte Blousen, von der grössten Einfachheit. Die Röcke waren aus blaufärbigem, zuweilen mit gedruckten Mustern, Pünktchen und Blümchen versehenen Zeuge hergestellt; desgleichen die Schürze, welche um den ganzen Rock reichte. Die Alltagshemden hatten enganschliessende, kurze Aermel, sogenannte

»Schlümpaermel«. Die Fussbekleidung bestand in einer Art Schnürschuhe (Bundschuhe), welche bis zu den Knöcheln reichten, oder in ganz niederen, sogenannten Niederschuhen mit breiten Absätzen. Bei der Arbeit ging man zumeist barfuss oder trug eine Art Pantoffeln (Schlappen). Dabei schürzten sich die Mägde die Röcke hoch hinauf, damit sie freiere Beweglichkeit gewännen.

Im Allgemeinen lässt sich sagen, dass sich die Wochentracht von der Sonntagstracht nur durch die Güte und bessere Qualität letzterer unterschied. Von den einzelnen Kleidungsstücken hatte man je ein Paar, wovon das bessere am Sonntag angezogen wurde.

Alle diese Kleidungsstücke waren aus einem dauerhaften Zeuge hergestellt, so dass noch die Enkel und Enkelinnen die einzelnen Kleidungsstücke in Benützung nehmen konnten. Dies gilt namentlich von den Leinwandsachen. Noch heute birgt die Bäuerin einen oder mehrere Ballen »Hausleimet« in einer Ecke ihrer Kleiderlade als ihren grössten Schatz, von dem sie sich nur ungern trennt. Gewöhnlich macht ein solcher Ballen den erinnerungsreichsten Theil der mütterlichen Mitgiftgabe aus, welcher daher auch in besonderen Ehren gehalten wird und zumeist ungetheilt an die nächste Generation übergeht. Dass diese Pietät gerechtfertigt erscheint, wenn man die mühevollen Arbeiten der Leinwandbereitung sich vor Augen hält, wird in einer späteren Abhandlung dargelegt werden.

II. Kleine Mittheilungen.

Vom Aderlasse.

Mitgetheilt von J. Blau, Silberberg.

I.

Ein altes geschriebenes „Artzney Buch“ im Besitze des Herrn O. L. Stark in Hammern, das nach dem Inhalte aus Iglau stammt, enthält auf Blatt 256 und 257 folgende

Nottwendige Vorbetrachtung der Aderlass,
darinnen Zu finden,
Welche täge im Jahre Vmb grosser gefahr leibes undt lebens willen Zu meiden sindt.

Den 17. January Antony Tag:

Dein blutt solstu nicht lassen
sonst mustu geh Todes strassen,
Oder dir vergehet geschwindt
Dein gesicht, undt wirst gar stock blindt.

Am 31. January Vigilia Tag:

Wer An dem Tag wirdt gebohren man spricht,
Der Verfaulett nach seinem Tode nicht
Liegt also in dem Grab geschlicht
undt ruhet biß Zum Jüngsten gericht.

Am 23. Vndt 29. February:

Lastu dein blutt alda merck frey
du stirbst od wirst Krämpff dabey
Derhalb magstu bedenken wohl
Wie man Ordentlich lassen soll.

Am 3. Marty Concordiae Tag:
Wan du lest in diesen Tag
Ein Schreckl: Fieber Thu Ich sag
Wirdt dir Zu kommen baldt undt Geschwindt
Drum merk daßselb, dich laß befindt.

Am 2. Vndt 24. Maji:
Wilstu dir da lassen dein blutt
so be Komeßtu groß weh des Haupt.
Od du wirst deiner Vernunfft beraub.
Sin undt Muth wirdt an dir betaubt.

Am 3. Juny:
Welch lest an diesen Tag
der Her waß Ich Ihm Thu sag.
Die fallende Such Kompt ein Bereith
Oder Krigt die AussetzigKeit.

Am 3. undt 25. July:
Auff diese Tag Hab eben Acht
Wilstu dir lassen so betracht
Du stirbst in diesem Jahr bereith
Od Krigst die Aussetzig Keit.

Am 15. Augusti:
Laßstu dir an diesem Tag
So merk: du hörest grosse Klag
Am 5 Tag so wirstu sterben
Vndt also gantz geschwindt verderben.

Am 29. September:
Vndt wer alda wirdt lassen Than
Die blindtheit fengt sich bey ihm an
Wo fern nicht, so merck mich irey
Die Trüebsucht dir da wohnett bey
Oder Kanst das Jahr nicht erleben
Must dem Zeittlich urlaub geben.

Am 3. undt 21. November:
Derhalb so merck du mich Zu gleich
Diese 2 Tag eben embsig scheüch
Vndt wiltu bleiben eingesunder Mon
So dich sehr nach der warnnung schon.
Du wirst mir dies gar dencken wohl
Weil du weist wie man ihm Thun soll.
(An diesen Theil schliesst sich sofort die)
Sonderbahre Warnung wer
an diesen Tagen Zur Ader Lest
der überlebt das Jahr nicht.
Merck erstlich *an unser Lieben Frawen Tag* (25. März)
In der fasten so laß Kein blutt ich dir sag:
Der andere Tag in welchem man nicht list
Derselbe *Simon undt Juda* Ist: (28. October)
Der dritte Tag merck diese sag
Wirdt Genandt *S: Andreas Tag,* (30. November.)
Also Hastu in einer Sum
Wie viel der Täge sindt umb undt umb;
Diese halt dir wohl inobacht
Vndt fleissig Gesundt Zu leben Tracht.

II.

In meinem Besitze befindet sich ein „Neu vermehrt und verbessertes Planeten-Büchlein“ (u. s. w.), Gedruckt in diesem Jahr, wohl an die 200 Jahre alt. Dieses enthält in mehreren Capiteln Anweisungen über den Aderlass.

S. 105. Das 3. Capitel des 3. Theiles: „Was jede Complexion in Arzneyen und Aderlassen in Obacht zu haben.“ 4. Capitel: „Die auserwählten Tag und anderer Bericht von Aderlassen, wie es von den Alten gewählet worden.“ Aus diesem Capitel führe ich nun jene Angaben an, die sich auf die Tage beziehen, „da man nicht lassen sol“. Sie stimmen mit denen des Znaimer Arzneibuches nicht genau überein.

S. 107. „In diesen 2. Tagen soll man niemand lassen, weder Mensch, noch Thier, als da ist der 25. im Merzen, und der letzte Tag des Novembers.“

S. 108. „Diß sind die verworfene Tage, die in dem Jahr kommen, an dem Tag soll man nicht Aderlassen oder Köpfe setzen, noch kaufen oder verkaufen, auch kein Weib nehmen, noch werben lassen, noch keinerley Dinge thun. Darum ist vonnöthen, die Tage zu wissen. (Ich setze gleich immer das Datum bei.)

Der 1. Tag des Neuen Jahres,	1. Jänner.
„ 2. „ nach Lichtmeß,	4. Feber.
„ 3. „ „ St. Mathäus,	27. Feber.
„ 1. „ im Merzen,	1. März.
„ 3. „ nach Marien-Verkündigung,	28. März.
„ 10. „ im April,	10. April.
„ 4. „ nach St. Georgen,	28. April.
„ 3. „ im May,	3. Mai.
„ 7. „ so der May ausgehen will,	24. Mai.
„ 9. „ vor Johannes des Täufers,	15. Juni.
„ 12. „ „ St. Margaretha,	8. Juli.
„ 9. „ nach St. Margarethen,	22. Juli.
„ Tag Maria Magdalena,	29. Juli.
„ 1. Tag im Augustmonat,	1. August.
„ 3. „ nach St. Augustin,	31. August.
„ 6. „ nach unser lieben Frauen Geburt,	14. September.
Am St. Mathäus-Tag,	21. September.
Der 5. Tag nach Michaelis,	4. October.
„ 6. „ vor Martini,	5. November.
„ 3. „ nach St. Catharinen,	28. November.
„ 2. „ vor St. Nicolai,	4. December.
„ Tag vor St. Tomas Apostel,	20. December.

III.

Wieder andere Tage fand ich in Höfler's „Das Jahr im oberbayerischen Volksleben mit besonderer Berücksichtigung der Velksmedicin“, (München 1899, Bassermann) für den Aderlass verboten. Ich zähle auch die Schwendtage und Unglückstage dazu, obwohl das Verbot des Aderlasses bei denselben nicht immer ausdrücklich vermerkt ist. Auffallend ist ein Widerspruch: Die Znaimer Scharteke wie das „Planetenbüchlein“ widerrathen strengstens und ganz besonders den Aderlass „an unser Lieben Frauen Tag In der fasten“, am „25. März“. Bei Höfler lesen wir auf S. 15:

21.—24. Aderlasstage.

25. Aderlasstag für die Schwangeren; die Aderlassschüsseln tragen das Verkündigungsbild.

Man stirbt, oder wird „Krämpff dabey“ wenn man sich am 23. Feber lässt; bei Höfler ist der 23. Feber ein Aderlasstag. Dieser Widerspruch löst sich aber auf, wenn man in Betracht zieht, dass der 23. Feber 1887, welches Kalenderjahr der Arbeit Höfler's zugrunde liegt, ein Aschermittwoch war (der jedoch im Planetenbuche nicht als Lasstag angeführt ist). Die Oberbayern halten oder hielten ferner eine grosse Pause im Aderlasse, nämlich während der 45 Hundstage. Diesen Aderlassstillstand kennen die beiden ersteren Bücher nicht.

IV.

Nun die „Lasstäge". Das „Planetenbüchlein" sagt auf S. 106:

In diesen nachfolgenden Tagen ist besonder gut lassen.

(Es können auf diesen Tag wohl schädliche Zeichen und böse Aspecten einfallen.) (Datum setze ich wieder bei.)

Zum 1. auf St. Blasius Tag	(3. Feber).
Der 2. Tag Philippi Jacobi	(1. Mai).
„ 3. „ Bartholomäi	(24. August).
„ 4. „ Martini	(11. November).
Auch thun etliche Meister hinzu St. Valentinus Tag	(14. Feber)
und St. Stephanus Tag	(26. December).

Und also seynd der Laßtäge sechse.

Ein Mensch, der über 10. Jahr ist, der soll lassen in diesen nachfolgenden Tägen: In dem 16. Tag des Merzmonats an dem rechten Arm, um des Gehörs willen.

Des 26. Tages im April, am linken Arm, um des Gesichts willen.

Des 5. oder 6. Tages in dem Mayen, an jeglichem Arm, um des Schnuppen willen.

Bei Höfler sind die ersten fünf Tage gleichfalls Lasstage. Vom Stephanustage lesen wir S. 45: Pferde-Aderlass (im 17. Jahrhundert verboten, aber immer noch geübt = Rossopfer).

Andere Lasstage bei Höfler: 5., 12., 21. Jänner.
11., 23., 24., 26. Feber.
6., 7., 21., 22, 23., 24., 25. März.
(7. am rechten Arm, 25. für Schwangere)
Erster Freitag im Mai, 23. Mai.

Wie man sieht, ist auch in dieser Richtung nicht gar viel Uebereinstimmung zwischen den einzelnen autoribus zu finden.

Nachtrag zu dem Aufsatze „Ueber die Leichenbretter im Mittelpinzgau"*)

Von Dr. Fr. Stolz, Innsbruck.

Bei dem Interesse, welches die in obigem Aufsatze behandelte Volkssitte zu beanspruchen vermag, wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn ich hier noch einige literarische Notizen nachtrage. Eine kurze Erwähnung unseres Brauches findet sich bei G. Meyer, Essays und Studien 2, 158 („vorzugsweise in Oberbayern und den westlichen Alpen verbreitet"). In einem umfangreichen Aufsatz über Pinzgau von Dr. W. Schjerning in den „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde" X., 253, findet sich über unsere Sitte die etwas dürftige und übrigens auch nicht vollkommen richtige Notiz: „Dieser Brauch war nur in der Umgegend von Salfelden und in den Seitenthälern Leogang und Urschelau die Regel; er findet sich um Lofer selten und im Salzachgebiet nur ausnahmsweise." Ich mache weiter darauf aufmerksam, dass in dem bayerischen Nationalmuseum in München, das eine geradezu classische Sammelstelle der Culturgeschichte des für den ganzen Süden deutschen Volksthums ganz besonders wichtigen Bayernstammes ist, auch einige „Todtenbretter" im Vorraum 31 des Erdgeschosses Platz gefunden haben. Es sind nach einer freundlichen Mittheilung des Herrn Conservators J. A. Mayer vier solcher Todtenbretter aus Niederbayern und der Oberpfalz von den Jahren 1813, 1832, 1843 und 1845. Auf einem derselben findet sich das Bild des Verstorbenen (Benedict Negele, Soldat des Regiments Herzog Wilhelm vom Jahre 1813), auf einem zweiten vom Jahre 1843 ebenfalls das Bild des Abgeschiedenen, Wolfgang Heigl, der zum heiligen Wolfgang betend dargestellt ist, und ausserdem noch eine Abbildung der heiligen Familie (die drey Heillige Leüth".**) Es ist dankbar zu begrüssen, dass durch die Aufnahme dieser Todtenbretter

*) Diese Zeitschrift Bd. IX (1903), S. 1 ff.

**) Laut Mittheilung des Herrn Conservators Mayer findet sich eine Abbildung und Beschreibung dieses Todtenbrettes in der „Altbayerischen Monatsschr. d. histor. Ver. f. Oberbayern". Diese Arbeit von Th. M. Halm „Todtenbretter im bayerischen Walde", deren Titel Herr Mayer anführt, dürfte im Jahrgang 1903 enthalten sein, der mir augenblicklich nicht zugänglich ist. In den früheren Jahrgängen ist nichts zu finden.



ins bayerische Nationalmuseum die Erinnerung an diese Sitte für alle Zukunft gesichert ist, auch wenn die Sitte selbst, wie dies vielfach anderwärts geschehen ist, in den oben genannten Theilen des Königreiches Bayern aussterben sollte.

Bei dem engen Zusammenhang, der zwischen den Tirolern und Bayern besteht, wie dieser nicht nur durch die Geschichte,*) sondern ganz besonders auch durch die Mundart**) nachgewiesen ist, werden wir voraussetzen müssen, dass auch in Tirol die Sitte der Leichen- oder Todtenbretter einstmals in weitem Umfange bestand. Gleichwohl ist mir nur eine einzige tirolische Gemeinde bekannt geworden, bezüglich welcher von diesem Gebrauche Erwähnung gethan wird, nämlich *Lermoos*, in einem Aufsatze von *R. Gruber in Freiberg i. S.* in der „Zeitschrift des deutschen und österr. Alpenvereines", Bd. XIX (1888), S. 133. Ich führe die Stelle, da sie nicht sehr lang ist, wörtlich an: „Seltsame Erinnerung an die Todten fand ich in Lermoos. Dort spannt sich die grüne trügerische Filzdecke zwischen der Dörfern aus und über die zahllosen Gräben und Rinnen, in welche das schwarzschillernden Moorwasser liegt, hat man Bohlen gelegt. In diese Bretter, die unser Fuss betritt, sind die Namen der Abgeschiedenen, Todtenkreuzlein und Jahrzahlen eingeschnitten. So schirmen die Todten noch den Wanderer vor dem Versinken in den weichen Morast. Der Herr gebe ihnen dafür die ewige Ruh'!" Es ist nicht meine Absicht, auf diese auch aus anderen Gegenden wohlbezeugte Art der Anbringung der Todtenbretter und ihre Begründung hier einzugehen. Ich habe die obige Stelle deshalb angeführt, weil sie meines Wissens der *älteste literarische Beleg* für diesen Brauch in der Lermooser Gegend ist und W. Hein in seinem Quellennachweis (Festschrift der Wiener Anthrop. Ges., S. 71) sie nicht aufgeführt hat, während er zwei Notizen aus dem „Burggräfler" Nr. 58 vom 20. Juli 1892 ***) und aus einem Aufsatze von R. v. Heigel („Zur guten Stunde", I., S. 117) verzeichnet, in welchen dieses Brauches Erwähnung gethan wird. Wenn der Einsender der ersterwähnten Notiz bemerkt, dass dieser eigenthümliche Brauch „schon registrirt" sei, so weiss ich nicht, ob er etwa auf die obencitirte Stelle der „Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereines" anspielt oder andere literarische Belege im Auge hat, die ich allerdings nicht aufzufinden vermag.

Weder Beda Weber noch Staffler, noch überhaupt ein anderer älterer Gewährsmann berichten etwas über diesen Brauch. Dass übrigens gewiss auch in Tirol die Sitte bestand, die Leiche auf einen Laden zu legen, beweist die Redensart „auf dem Rêchbrett liegen", die in der Zeit meiner Jugend in hiesiger Gegend noch allgemein üblich gewesen ist. Offenbar war sie aber damals schon im Aussterben, heute hört man sie, so viel ich weiss, wenigstens hier überhaupt nicht mehr. W. Hein a. a. O. verweist auch auf einen im Jahre 1876 K. Weinhold übergebenen Aufsatz von Dr. Th. Hell in der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde", IV. (1894), S. 77, in welchem sich folgende Wendung findet: „Die *Nândl* (Grossmutter) ist erst vor *etlen* Jahren auf dem *Rêchbrett* (Leichenbrett) gelegen." †) Auch die Sitte, ein aus einem Holzladen geschnittenes Kreuz mit dem Namen und den Geburts- und Sterbedaten des Abgeschiedenen dem Sarge voranzutragen, darf wohl als ein Ueberrest aus einer Zeit betrachtet werden, in welcher der wirkliche Leichenladen mit dem Kreuzeszeichen, dem Namen des Verstorbenen und der Jahreszahl des

*) Vergl. *J. Zösmair* im Programm des k. k. Staatsgymnasiums in Innsbruck vom Jahre 1903.

**) *J. Schatz*: „Die tirolische Mundart" in der Zeitschrift des Ferdinandeums, 3. Folge, Heft 47, S. 1—94. In dieser umfangreichen Abhandlung ist der strenge Nachweis geführt, dass die tirolische Mundart „eine selbstständige Entwicklung aus einer einheitlichen bayerischen Grundlage" ist. „Nirgends ein Anhaltspunkt dafür, dass etwa alemannische oder schwäbische Eigenart zugrunde läge oder eine Mischmundart sich gebildet hätte." Interessant ist der weitere Nachweis, dass die heutigen mundartlichen Verschiedenheiten in Tirol fast ausnahmslos mit den alten Gau-, beziehungsweise Grafschaftsgrenzen zusammenfallen.

***) Bei Hein heisst es infolge Verwechslung des Datums der Correspondenz mit dem der Zeitung „vom 17. Juli 1892".

†) In dem „Quellennachweis" von W. Hein steht infolge eines Druckfehlers „Griessthal" anstatt des richtigen „Gsiessthal".



Todes an der Spitze des Leichenzuges einhergetragen wurde. Zeigen ja doch auch die von W. Hein a. a. O. beigebrachten Abbildungen von Leichenbrettern eine kunstmässige Bearbeitung, die ihnen ein ähnliches Aussehen verleiht, wie es die oben genannten heutzutage in Tirol und anderwärts üblichen Erinnerungskreuze haben.

Volksglauben aus Oberösterreich.

Mitgetheilt von J. v. Grillmayer, Offenhausen.

In der Nähe des Steiner (nächst See), Gemeinde Offenhausen in Oberösterreich, befindet sich ein Wald, das heisst ein Grundstück, in dessen Mitte das Haus gelegen, das von fast allen Seiten von Wald umgeben ist, der ziemlich steil nach zwei gegen einander rechtwinkelig gestellten Seiten abfällt. Ueber diese „Leithen" führen mehrere Strassen zum Steiner, eine derselben, die etwa an der Stelle, wo die „Leithen" den Winkel bilden durch den Wald weiter gegen Osten führt, soll früher, als noch Zäune zur Abwehr des die Brache abweidenden Viehes allgemein angebracht waren, durch ein Gatter abschliessbar gewesen sein.

Dieses Gatter hatte den Namen „'s hamische Gaderl". Die Strasse dient meist nur dem Holzfuhrwerk, ist aber der wichtigste Gehweg und die kürzeste Verbindung zwischen Offenhausen, dem Markte und den Ortschaften Unteregger, See etc. Daher wurde selbe seit jeher viel begangen.

Da soll nun öfter ein kleines Männchen bei jenem Gatter gestanden sein, oder auch darauf gesessen sein, und im Allgemeinen allen Jenen, die durchgehen wollten, in aufmerksamer Weise das Gatter geöffnet haben. Meist habe es jedoch Obst, insbesondere *Kirschen* zum Kaufe angeboten und dem Käufer auch bei der Rückkunft bereitwilligst die Thüre geöffnet; wenn aber Jemand nichts kaufen wollte oder überhaupt dem Männchen unziemlich begegnete, da konnte es bös werden, es schlug das Gatter, während der Betreffende durchschreiten wollte, zu und trieb mit demselben allerlei Schabernack, bewarf ihn mit Tannenzapfen, liess ihn über plötzlich entstandene Wurzel stolpern u. s. w.

Besonders Nachts wurde dieser Ort gemieden, da man unheimliche Stimmen hörte und Lichter sah, zumeist in stürmischen Nächten.

Nähere Details konnte ich nicht mehr erfahren, insbesondere war es mir nicht möglich, Jemand zu sprechen, dem selbst das Männchen begegnet wäre.

In meinem Rindviehstalle hatte sich die Schwindelkrankheit bei Kühen, man nennt sie „Wiafl", wiederholt eingestellt und musste ich innerhalb eines Jahres die zweite Kuh schlachten. Sitz der Krankheit ist das Gehirn, Ursache die im selben befindlichen Blasenwürmer; ich liess die Schädel mehrere Stunden lang sieden, dann damit die Hunde füttern. Als ich dies bei der zweiten Kuh eben anordnete, sagte der Schlächter zu mir, ich solle damit noch warten, er wolle mir etwas mittheilen. Wir gingen abseits und er sagte mir, ich solle, wenn ich die Krankheit im Stalle los sein wolle, den Schädel des Rindes auf einem hohen, auf einer Anhöhe gelegenen Tannenbaum — es müsse aber eine Tanne und ja keine Fichte sein — ganz am Gipfel oben aufhängen lassen und bis der Schädel vermodert wäre, würde die Krankheit vom Stalle verschwinden. Da fiel mir denn ein, dass ich 1879 am Weihnachtstage zwei bleichende Rinderschädel auf hohen Tannen bemerkt hatte und mir damals nicht erklären konnte, wie solche hingekommen. Ich fragte daher den Schlächter oder den Bauer, dessen Eigenthum jene Tannen waren, der vielleicht auch einmal diesen Rath gegeben, was er bestätigte mit dem Beifügen, eben dort habe sich seine Methode glänzend bewährt. Ich liess trotzdem den Schädel durch Feuer vernichten.

„Blutbesprechung":

Meine Frau schnitt sich in den Finger und die Blutung wollte besonders lange Zeit nicht aufhören; da betete eine bekannte Frau ein Gebet und sprach in Gedanken gewisse Worte, die sie mir jedoch um keinen Preis mittheilte, das sollte die dann auch thatsächlich eingetretene Blutstillung verursacht haben!

„Wenden" gegen Warzen.

Ich lernte zwei Arten kennen, die locale: Mit dem Gliede eines Roggenstrohhalmes, der zur Zeit abnehmenden Mondes geschnitten sein muss und für das ganze Jahr

aufbewahrt werden kann, wird die Warze umrissen, was dabei gesagt wird, wurde mir auch diesmal nicht mitgetheilt, dann der Knoten unter den Dachrinnentropfen vergraben; bis der Strohknoten vermodert ist, sind die Warzen verschwunden. Natürlich darf die Cur nur bei abnehmendem Monde geschehen.

Dasselbe aus Steinbach am Attersee.

Ganz ähnlich, nur wird an Stelle des Umreissens jede Warze mit einem Leinenfaden abgebunden, den eine reine Jungfrau bei abnehmendem Monde gesponnen haben muss, die Fäden nach Anrufung Gott Vaters, Sohnes und Heiligen Geistes abgenommen und wie oben unter den Dachrinnentropfen vergraben; sobald die Fäden verfaulen, sind die Warzen verschwunden.

Nur soll in diesem Falle der Beschwörer während der Zeit der Heilung die Warzen nicht ansehen und nicht berühren, überhaupt möglichst wenig mit dem Patienten, ob Mensch oder Thier ist gleichgiltig, in Berührung kommen.

Wenden bei krummem Pferde.

Nach Bestreichen des Fusses mit blosser Hand und Hersagen geheimnissvoller Worte wurde an einem vierfüssigen Stuhle ein Bein durch Herausnahme des Zwickels, der von dem Wendenden verborgen wurde, losgemacht und der Stuhl so in das Vorhaus gestellt. Vierzehn Tage hat das Pferd zu stehen und Niemand darf sich auf den Stuhl setzen, dann kommt der Wender, schlägt den Zwickel ein und das Pferd ist (durch die lange Ruhe wahrscheinlich) mittlerweile gesund.

Volksheilkunde im Böhmerwalde.

Von Marie Bayerl-Schwejda, Silberberg.

Im Allgemeinen basirt die Volkshygiene auf dem Grundsatze: Kopf warm und Füsse kalt! Denn man hält dafür, dass sich der Körper von den Füssen aus abhärten muss. Und auf Abhärtung hält der Bauer mit Recht grosse Stücke, denn sein Beruf gestattet ihm keine Vorsichtsmassregeln in Betreff des körperlichen Befindens, auch fehlen Zeit, Wissen und oft Geld zu langem ärztlichen Laboriren ... mit wahrer Selbstverachtung muss er hinein in den Daseinskampf, den er mit der Unbill des Wetters aufzunehmen hat.

Die Abhärtung, das tägliche Einsetzen der physischen Kraft, die gesunde Luft und einfach kräftige Kost sind Erzeuger einer kerngesunden Constitution, die in seltenen Fällen von inneren Leiden heimgesucht wird, und dann ist es gewöhnlich die Gicht oder ein versauerter Magen, der gegen die Unmasse saurer Milchsuppe, das schwere Landbrot und das viele Sauerkraut rebellisch wird. Auch das Alter zeitigt so manche Uebel, über die die medicinische Weisheit des Landvolkes verlegen das Haupt schüttelt. „'s is holt a olt's Lätt" lautet der Endspruch, und „wen 's hot, den hot 's", und solange der Kranke nicht umfällt, so arbeitet er noch immer, denn Geist und Körper sind mit der Thätigkeit verschwistert im Laufe der Zeit und würden ohne dieselbe vor Sehnsucht nach ihr vergehen.

Die meisten Krankheitsfälle bestehen in äusserlichen Leiden, die man sich bei der schweren Arbeit zugezogen, und dagegen wirken die altbewährten, durch die Tradition geheiligten Hausmittel, „und wenn diese versagen sollten, dann hilft das „O(n)sprecha" (Berufen, Beschwören). Erst wenn sich dieses „unbegreiflicherweise" als machtlos erweist, denkt man daran, einen Arzt zu befragen. Vorsichtshalber schickt man aber noch früher lieber um den Geistlichen und lässt den Kranken versehen.

Im Nachstehenden Einiges über die Heilmethoden und Heilmittel selbst:

„'s O(n)sprecha." Das Beschwören können nur Sonntagskinder lernen und ausüben. In dem düsteren Krankenzimmer wird eine Kerze angezündet. Der Kranke und der Beschwörende beten zusammen das Glaubensbekenntniss und fünf Vaterunser. Hierauf spricht der Letztere leise einen geheimen Spruch, der nur ihm bekannt ist, und macht zuletzt mit der ganzen Hand das Kreuzeszeichen über die kranke Stelle.

Eine andere, echt bäuerliche Heilweise ist auch: Schwache, im Wachsthum zurückgebliebene Kinder in den nach dem Brotbacken ausgewärmten Backofen zu schieben und sie so lange darin zu lassen, als sie es aushalten. (Vergl. oben S. 211.)

Das sogenannte „Gerstenkorn“ sucht man sich zu vertreiben, indem man mit dem erkrankten Auge durch ein Pinkenloch in einem Brette sieht und spricht: „Pinkenlo! Vertreib' m'r man Wiĕnlo (Gerstenkorn)!“

Am Freitag soll man die Nägel abschneiden, um vor Zahnschmerzen gesichert zu sein, bekommt man sie aber trotzdem, so muss der Erdäpfeldunst dagegen wirken. Auch warmen Balsam benützt man dazu.

Auf eine Zahnfleischgeschwulst wird ein Säckchen mit Roggenmehl aufgelegt.

Roggenmehl mit Schmalz streicht man auch auf Hautabschürfungen.

Hat sich Jemand den „Nåbel auspalzt“, so belegt man den Nabel mit einem Kreuzer und stellt ein kurzes brennendes Kerzchen darauf, dann setzt man darüber ein Trinkglas an und der Nabel dringt ein, so dass das Glas vollkommen fest sitzen bleibt und erst nach längerer Zeit (1 bis 2 Stunden) abfällt.

Blutungen trachtet man mit Spinnzeug zu stillen, ein Unsinn, den man nicht genügend rügen kann.

Stellen, an denen man ein Stechen verspürt, werden mit Salz und Schmalz eingerieben.

Fühlt Jemand Uebelkeiten info'ge eines „bösen Blickes“ oder „Beschreiens“, so hilft dagegen, wenn man ihm dreimal die Stirne ableckt und dazwischen immer ausspuckt. (Vergl. oben S. 214.)

Ein verdorbener Magen wird mit der Verzehrung von rohem Sauerkraut in Ordnung gebracht.

Brandwunden belegt man mit roh geriebenen Kartoffeln.

Wehe Füsse bekommen Umschläge von Pech und Essig.

Lehm und Essig ist vorzüglich auf eine Geschwulst.

Zur Vertreibung der Warzen dient die Auflegung einer schwarzen Schnecke.

Bei Lungen- oder sonstigen grossen Entzündungen setzt man Blutegel, oder es wird „geschröpft“.

Die Gicht und die rheumatischen Schmerzen sucht man mittelst Ameisengeistes zu heilen. Es werden zu diesem Behufe entweder die Ameisen in Flaschen gefangen, lebendig gepresst und mit dem gewonnenen Safte die schmerzende Stelle eingerieben, oder man benützt den ganzen Ameisenhaufen, indem man ihn mit heissem Wasser abbrüht, als Dunstbad.

Die Botanik ist in der Volksheilkunde beiläufig folgendermassen vertreten:

Arnika gegen Wunden.

Bitterklee (Abart des Wiesenklees) als blutreinigend betrachtet.

Brombeerenblätter werden über Wunden gelegt.

Brennesseln kocht man zur Reinigung des Magens.

Ehrenpreis (veronica) geniesst man als Thee bei Brustleiden.

Hollunderblätter im frischen Zustande bei Hitzen verwendet, im getrockneten räuchert man mit ihnen entzundene Stellen.

Heidelbeerkraut ergibt einen Thee gegen Magenleiden.

Hauswurz soll Schwerhörigkeit heilen.

Hundszunge (Cynoglossum officinale) gebraucht man gegen Wunden.

Hagebutten geniesst man bei Magenleiden.

Heublumen werden zu Dunstbädern benützt.

Irlblecka = Erlblätter, auch die Rinde der Erlen gebraucht man bei Wunden und Geschwulst.

Kamillenthee dient gegen Leibschmerzen.

Kümmel, roh verzehrt, gegen Bauchgrimmen,

Linset (Flachssamen), in Milch gekocht, soll gegen Ausschlag, Eiterbeulen etc. dienlich sein.

Lindenblüthenthee ist gut als Transpirationsmittel.

Nadelbaumtriebe sind geschätzt als Thee für Husten uud Brustleiden.

Petersilie gegen Harnbeschwerden.

Rosen (Gartenrose) in getrocknetem Zustande als Räucherungsmittel bei Rothlauf benützt.

Senesblätter gegen Verstopfung.

Schafgarbensaft auf offene Wunden.

Tausendguldenkraut, bekanntes Mittel gegen Magenleiden.

Waldmeister wird als Wein angesetzt oder als Thee getrunken, auch in das Tabakkraut mischen ihn die Raucher.

Wachholder ist ein Desinfectionsmittel.

Wiesenknopf (Raufånkibrla) wird gegen Durchfall benützt.

Wermuth, bekannter Thee gegen Magenleiden.

Wein (rother) zu Einreibungen benützt.

Als heilsamer Liqueur werden die Beeren des Schlehenstrauches angesetzt und bei Verdauungsstörungen getrunken.

Auch die Meerzwiebel wird in rothem Wein angesetzt und bei offenen Wunden benützt.

Die Krankenpflege ist eine der schwächsten Seiten des Landvolkes. Nirgends, selbst bei der gröbsten und mühsamsten Arbeit verlieren sie so bald die Geduld wie am Krankenlager, für einen Kranken findet sich nie recht Zeit.

„Wenn's net zum Leben is, so soll 'r stêrm (sterben)!" Oder:

„Wås is mit iem, wenn 'r net zur Oarbeit is?"

„Wenn unser Herrgottl net hilft, konn m'r a net halfa (helfen)!"

Solche und ähnliche Aussprüche charakterisiren die Meinung des Volkes. Dazu kommt noch der verdrehte Glauben, jede Krankheit sei eine Strafe Gottes — kurz, aus allem Gesagten ersieht man, dass hierorts ein Kranker wahrlich zugleich ein Unglücklicher ist.

Beschwörungsgebet wider die Gicht oder das Gesicht.

(Erhalten von einer „Wunderdoctorin" in St. Katharina bei Neuern.)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen!

Ich N. N. beschwöre dich, Gicht oder Gesicht, bei den heiligen fünf Wunden und dem unschuldigen Blute meines Herrn Jesu Christi, welches aus seinen heiligen fünf Wunden uns Menschen auf Erden zu Gott geflossen ist. † † † Ich beschwöre dich, Gicht oder Gesicht, bei dem jüngsten Gericht und dem bitteren Urtheil, das Gott über alle Menschen, alle Sünder und Sünderinnen ertheilen wird, dass du mir an allen Gliedern meines Leibes nicht schadest: an Gehirn und an den Augen, an der Schulter, am Rücken, am Herzen, an den Händen, an den Armen, an den Waden, an den Füssen, an den Zehen und an allen Gliedern meines ganzen Leibes. † † † Ich beschwöre dich, Gicht oder Gesicht, durch die drei Nägel, welche Jesu Christo durch seine heiligen Hände und Füsse geschlagen worden, bei den Heiligen, die auf beiden Seiten des Kreuzes unseres Erlösers Jesu Christi bei der Kreuzigung standen, nämlich die allerseligste Jungfrau Mutter Gottes Maria, der heilige Johannes und alle Heiligen, die bei der Kreuzigung unseres Herrn Jesu Christi zugegen waren. In diesem Vertrauen hoffe ich, Gott werde von mir durch die Fürbitte dich oder der heiligen Barbara, wenn es zu meinem Seelenheil erspriesslich ist, die Gicht abwenden und alles Gute ertheilen. Ach, ich bitte dich, o gütigster Herr, dass du mich von der Krankheit meines Gesichtes oder der Gicht erlösest. Ich bitte dich durch die Stricke und Nägel, mit welchen unser Erlöser gefangen, gebunden und an das heilige Kreuz genagelt worden. † † † Ich beschwöre dich, Gicht oder Gesicht, dass du abweichest von der göttlichen Liebe im Himmel und auf Erden. † † † Es weiche von mir jede Art von Krankheit, es sei die kalte Gicht, die laufende Gicht, die brennende Gicht, die fliegende Gicht, die reissende Gicht, die tobende Gicht, die Lendengicht, die Seitengicht, die siebenundsiebzig Gichtarten, dass sie mir an meinem ganzen Leibe nicht schaden. Dazu helfe mir die heilige göttliche Kraft, mit welcher Jesus Christus seinen Martertod am Kreuze gelitten, in seinem heiligen Grabe, in welchem er selbst gelegen und von da glorreich auferstanden ist und das menschliche Geschlecht erlöst hat. Liebster Herr und Heiland! mache mich gesund an Leib und Seele und da werde wahr im Namen Gottes

des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Wer ein Gesicht oder Gicht hat, der komme und wende sich zur Rückkehrung des Lebens Jesu und den Namen Jesu von Nazareth, König der Juden. Wer es liest oder gelesen hat, er sei unser Feind oder Freund, Bruder oder Schwester, dieses Gebet mit sich trägt und nach dem Inhalte desselben seinen Lebenswandel einrichtet, wird von der Gicht oder dem Gesicht befreit, keineswegs davon befallen werden, denn der den schmählichen Tod des heiligen Kreuzes gelitten hat, war unser liebster Herr, Jesus Christus, und dieser Herr des Himmels und der Erde würdigt sich uns zu helfen und das Gesicht oder die Gicht von uns abzunehmen, dass wir es nicht wieder bekommen oder uns gänzlich davor bewahren. Man bete so lange man lebt alle Tage zu Ehren der Glieder Jesu Christi fünf Vaterunser, fünf Ave Maria, nebst dem Glauben an Gott Vater.

Der König und seine vier Söhne.

Ein jüdisches Volksmärchen.

Mitgetheilt von Benjamin Segel (Lemberg).

In einem fernen, fernen Lande war einmal ein König, der hatte vier Söhne. Als er alt wurde und fühlte, dass ihm kein langes Leben mehr beschieden war, liess er seine Söhne um sich versammeln und sprach zu ihnen Folgendes:

„Meine lieben Kinder, Ihr seht, dass ich nicht mehr jung bin, meine Zeit ist bald abgelaufen, nicht lange dauert's noch und ich werde gerufen. Wann ich nicht mehr hier bin, fürchte ich, könnten Streit und Hader unter Euch entstehen, wer meine Krone und mein Reich erben solle. Seht, um dem vorzubeugen, habe ich beschlossen, Euch auf die Probe zu stellen, wer der Tüchtigste ist. Ihr sollt alle vier in die Welt hinaus, ein jeder nach einer anderen Richtung, ein Jahr lang sollt Ihr umherwandern, allerlei Menschen und Dinge sehen und Euch durchschlagen, so gut Ihr's könnt. Daheim ist ein Jeder schön, sagt ein Sprichwort, das ist keine Kunst, wenn Einer beim Vater hinterm Ofen sitzt und es warm hat. Geschickt und tüchtig zu sein versuchet's mal aber draussen, wie es Euch ergehen wird. Besser ein Narr, der gewandert ist, als ein Kluger, der immer zu Hause sitzt. Wer von Euch also nach einem Jahre zurückkommt und mittlerweile die grösste Siegesthat vollbracht hat, der soll mein Königreich erben. Gold und Edelsteine gebe ich einem jeden von Euch, so viel er tragen kann, doch dürfet ihr von diesen Schätzen nur in der äussersten Noth Gebrauch machen."

Gesagt, gethan. Man sattelte den vier Prinzen die besten Pferde, dann nahmen sie sich alles Nöthige mit und zogen hinaus in die weite Welt, ein jeder nach einer anderen Richtung, wie es der alte König anbefohlen hatte.

Ein Jahr lang liessen die vier Prinzen nichts von sich hören, und den alten Vater fing es schon an zu gereuen, dass er seine Kinder so in die Fremde hinausgejagt hatte, denn er dachte bei sich, Gott weiss was ihnen widerfahren sein kann. Aber gerade als der Tag ihres Abschiedes sich jährte, trafen sie alle vier, jeder aus einer anderen Weltgegend kommend, im Vaterhause ein. Nun könnt ihr Euch ja selber die Freude des alten Königs ausmalen, als er wieder die Kinder um sich beisammen hatte; er fing an, sie auszufragen, wie es ihnen ergangen war all die lange Zeit.

Der Aelteste trat vor und erzählte, was ihm passirt war:

„Ich wanderte und wanderte lange Zeit, kam durch viele Städte und Länder und es passirte mir nichts Besonderes. Endlich traf ich eine Stadt, die soeben abgebrannt war, die Menschen jammerten und klagten, dass sie alles verloren hatten und wussten nicht, was sie anfangen sollten. Da gab ich ihnen alle meine Schätze hin, und da ich ein Baumeister bin" — Ihr müsst nämlich wissen, dass ein jeder Sohn des Königs immer irgend ein Handwerk erlernen muss, um sich in der äussersten Noth, wenn er sein Reich verliert, redlich ernähren zu können; und dann versteht er dadurch, wie es unter den gewissen Leuten zugeht, versteht ihre Sorgen und was sie Alles anstellen müssen, um leben zu können; daher wird er nicht hochmüthig und weiss, wie er die Leute zu richten hat, wenn sie zu ihm kommen. Der Aelteste war also Baumeister, er gab den Abgebrannten all sein Gold und seine Edelsteine und baute ihnen die Stadt wieder auf. Dann wollten

sie ihn noch zum König aufnehmen und baten und flehten ihn an, er solle bei ihnen bleiben. Aber er wollte just sein väterliches Reich erben, daher widerstand er ihren Bitten und eilte nach Hause, um zum richtigen Termine einzutreffen.

So erzählte der älteste Sohn, der Vater aber sprach:

„Das hast Du gut gemacht, mein Sohn. Nun wollen wir hören, wie es Deinen Brüdern ergangen ist."

Der zweitälteste Sohn trat vor und erzählte:

„Ich wanderte und wanderte lange Zeit, kam durch verschiedene Städte und Länder und mir war nichts Besonderes passirt. Endlich gelang es mir, meinen ärgsten Feind zu besiegen. Einmal kam ich nämlich in eine ferne Stadt, da herrschte grosser Jubel. Ich fragte, was da los wäre, und man erklärte mir, heute solle der neue König gekrönt werden. Ich fragte: Wie heisst denn Euer König? Da nannte man mir den Namen meines ärgsten Feindes, der mir das Schlimmste in der Welt zugefügt hatte. Ich fing an, den Leuten zuzureden: Solch einen König habt Ihr bekommen? Der ist ja gar nicht würdig, König zu sein, und noch dergleichen mehr, sagte ich, was endlich dem neugewählten König zu Ohren kam. Er liess mich rufen und stellte mich zur Rede, ich aber forderte ihn zum Zweikampfe heraus, besiegte ihn und so musste er beschämt das Feld räumen, gerade an dem Tage, der sein Freudentag werden sollte. Die Bewohner der Stadt wollten mich als König aufnehmen, aber ich wollte das Reich meines Vaters erben, daher beeilte ich mich, um richtig zum Termin anzulangen."

„Und was habt Ihr vollbracht?" sagte der König zu seinen beiden jüngsten Söhnen.

Der Dritte trat vor und sagte: „Mein Herr Vater und König, mir ist leider während der ganzen Wanderschaft nichts passirt, wo ich Gelegenheit gehabt hätte, meine Kraft zu bethätigen und eine Siegesthat zu vollbringen. Ich bringe nichts, ich komme, wie ich gegangen bin."

Doch die Anderen fingen an, ihm zuzureden, er möge nur Alles erzählen, was ihm passirt war, auch das kleinste Ereigniss solle er nicht verschweigen, dann werde man schon sehen. Der Dritte besann sich eine Zeit lang und schliesslich erzählte er Folgendes:

„Einmal führte mich mein Weg an einem tiefen Wasser vorbei. Ich sah hin und bemerkte, dass dicht am Ufer ein Mensch schlief. Das Ufer war steil und der Schlafende brauchte sich nur umzuwenden, um hineinzufallen, dann war er unrettbar verloren, denn dort war das Wasser gerade am tiefsten. Ich eilte hinzu, und Ihr könnt Euch leicht meine Ueberraschung ausmalen, als ich sah, dass der Schlafende mein ärgster Feind war, der mir das Schlimmste in der Welt zugefügt hatte. Der Jêzer bara*) flüsterte mir zu, ich solle nur ruhig meines Weges gehen und den Schlafenden schlafen lassen. Das dauerte eine Weile, dann besann ich mich, packte den Schlafenden beim Kragen und schleppte ihn rasch fort, dann eilte ich von dannen, um nicht erkannt zu werden. Das ist Alles."

Der alte König aber sprach:

„Du hast Grösseres vollbracht als Deine beiden älteren Brüder, mein Sohn. Es steht ja geschrieben,**) man solle auch des Feindes Esel oder Ochsen beistehen, wenn er unter der schweren Last keucht, um wie viel mehr dem Feinde selber, und erst, wenn es um sein Leben geht. Und du, mein jüngster Sohn, was hast Du in der Welt vollbracht?"

Der Jüngste trat vor und hub an:

„Als ich durch ein grosses Stück Welt gekommen war, ohne etwas Besonderes erlebt zu haben, traf ich einmal in einer fernen Stadt ein, wo grosse Bestürzung unter den Einwohnern herrschte. Ich fragte, was da vorgefallen sei und man erzählte mir, es sei ein neuer König gewählt worden und heute sollte er gekrönt werden. Bei der Krönung mussten, wie es Brauch ist, Märsche und andere Musikstücke gespielt werden. Nun sei der Capellmeister plötzlich erkrankt und die Krönung könne an dem bestimmten Tage nicht stattfinden, was für den König ein böses Vorzeichen sei. Ich fragte, wie der König heisse und man nannte mir den Namen meines ärgsten Feindes, der mir das Schlimmste in der Welt zugefügt hatte. Als ich das hörte, meldete ich mich beim Adjutanten des

---

*) Böser Trieb.

**) Gemeint ist Numeri XXIII, 1415.

Königs, da ich mich erinnerte, dass ich ja Musikant bin und gut zu spielen verstehe. Man übertrug mir die Capellmeisterstelle, die Krönungsfeierlichkeiten wurden abgehalten und nachher zog ich rasch von dannen, um nicht erkannt zu werden."

Als der König dies gehört, stieg er vom Throne, küsste seinen jüngsten Sohn auf die Stirn und sagte: „Du, mein jüngster Sohn, hast die grösste Siegesthat unter all Deinen Brüdern vollbracht." Und er setzte ihm die Krone aufs Haupt. Der jüngste bestieg auch wirklich den Thron, erreichte ein hohes Alter und es erging ihm sehr gut.

* * *

Anmerkung: In der vorliegenden Fassung hörte ich als Kind dieses Märchen öfters von meinem Grossvater erzählen. Später wurde mir unter anderen unwesentlich von der vorliegenden abweichenden Fassungen besonders eine bekannt, in der der älteste Sohn fehlte. Diese Version scheint mir die ursprünglichere zu sein. Märchenkönige pflegen gewöhnlich höchstens drei Söhne zu haben. Der Aelteste scheint mir nur den vier Weltgegenden zuliebe erfunden zu sein. B. S.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Bialaer Museum. Die schlesischen Schwesterstädte Bielitz-Biala mit ihren hervorragenden Industrieanlagen und dem Sitze mehrerer höherer Lehranstalten haben jüngst die Errichtung eines Museums beschlossen und mit der Durchführung ein Comité, bestehend aus den Herren Prof. Hanslick, Wenzelides, mit dem Bürgermeister R. Lukas an der Spitze, betraut. Den Gründungfonds bildeten die Einnahmen eines Museumsfestes. Die erste eingeleitete Sammlung brachte über 700 Gegenstände auf und umfasste ein gutes Stück Alt-Bielitzer Geschichte aus der Tuchmacher-, Tuchscherer- und Gürtlerzunft, wie zum Beispiel Zunftbecher, Wappenschilder etc., nebst werthvollen historischen Documenten. *H. —r.*

Städtisches Museum in Mährisch-Ostrau. Anlässlich der Tagung der Wandermuseumsausstellung des Mährischen Gewerbemuseums in Brünn, deren Hauptattraction die kunsthistorischen Vorträge des Directors Leisching aus Brünn bildeten, wurde auf des Letzteren Anregung von den Herren Bürgermeister Dr. Fiedler, Licealdirector Prof. Alois Schwarz und Bürgerschuldirector Alois Neusser der Beschluss gefasst, ein Industriemuseum zu gründen, welches gleich den Wandermuseumsausstellungen durch periodische Kunstausstellungen die künstlerische Ausbildung der Bevölkerung zum Zwecke hätte. Die weiteren Berathungen ergaben insoferne eine erfreuliche Einigung, als der Beschluss, ein Stadtmuseum zu errichten, welches sowohl die historische als auch die volksthümliche und künstlerische Eigenart der Stadt und Umgebung zur Aufsammlung zu bringen hätte, einstimmig angenommen wurde. *H. —r.*

Landesmuseum in Troppau. Das Curatorium des Kaiser Franz Josef-Museums für Kunst und Gewerbe in Troppau beschloss eine Erweiterung des Museums und mit dieser zugleich eine Umänderung der bisherigen Namensbezeichnung in Landesmuseum. Bei dieser Gelegenheit soll den volkskundlichen Aufsammlungen besonders Rechnung getragen werden, wie denn auch die stattlichen alljährlichen Einläufe diesen Plan um so dringlicher erkennen lassen. Dank den rührigen Bemühungen des Präsidenten J. R. Lemach dürften sich die wackeren Schlesier auch durch die jüngsten Elementarkatastrophen in ihrem Vorhaben nicht entmuthigen lassen, so dass der Bau, für welchen von Seite des Staates und des Landes bedeutende Summen in Aussicht gestellt wurden, voraussichtlich in nächster Zeit der Verwirklichung entgegengehen wird. *H. —r.*

Aus dem Kuhländchen. — *Museumsbereisung.* — *Saatreiten.* — *Maifeier.* — *Johannisfeuer.* — Im Frühjahre besichtigte der Präsident der Fachabtheilung „Volkskunde" des Landesmuseums in Brünn, Herr Hofrath Statthalterei-Vicepräsident Josef Ritter von

Januschka, mit dem Secretär H. Kořistka die hiesigen beiden Museen, und zwar das Stadtmuseum zu Neutitschein und das dem Gedanken nach als neu zu bezeichnende Ortsmuseum in Kunewald. Die Herren waren ob der Reichhaltigkeit des hier zur Schaustellung gebotenen ethnographischen Materials sichtlich überrascht und sprachen den beiden Conservatoren Herrn Bürgerschuldirector A. Bauer und Oberlehrer Emil Hausotter ihre vollste Anerkennung aus. — Die alten Sitten des Saatreitens, der Maifeier und der Johannisfeuer fanden auch im Kuhländchen wiederum erfreuliche Verbreitung, seitdem es dem unermüdlichen, schaffensfreudigen Bund der Deutschen Nordböhmens gelang, seine Thätigkeit auch auf dieses Ländchen hin zu erstrecken. In vielen Ortschaften wurden in diesem Jahre diese alten halbvergessenen Sitten durch sinnige Veranstaltungen zu neuem Leben erweckt. So betheiligten sich an dem „Saatreiten" in Gerlsdorf 26 Reiter und 6 Musiker mit dem Kreuzelträger an der Spitze, welch malerischer Aufzug unter festlichem Geläute der Glocken seine Runde durch das Dorf und um die Felder machte. Den Schluss bildete ein Saatreiterkränzchen. — In gleich feierlicher Weise gestaltete sich die „Maifeier". In der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai wurde ein 22 *m* hoher geschmückter und bekränzter Maibaum vor dem Gemeindegasthause aufgestellt. In einigen Tagen darauf wurde nun das Fällen des Maibaumes festlich begangen. Maskirte Holzarbeiter mit hölzernem Werkzeug und maskirte Weiber kamen auf einem maskirten Eselsgespann angefahren und fingen mit den anwesenden, gleichfalls maskirten Waldhegern, polnischen Juden und dem Förster, dieser hoch zu Ross, Händel an. Nun wurde der Maibaum mittelst Hebebaum aus der Erde gehoben und bei klingendem Spiele gesenkt, wobei es gilt, die Fahne an der Spitze des Baumes zu erobern, welche sodann im Triumphzuge in den Tanzsaal getragen wird. — Noch erhebender gestalteten sich die einzelnen Veranstaltungen der „Johannisfeuer". Die Höhenzüge der das Kuhländchen einsäumenden Karpathen und Sudeten mit ihren Ausläufern erglühten im hundertfachen Feuerscheine und gaben Zeugniss davon, dass die alten, fast vergessenen Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren mit erneutem Glanze ihre feierliche Auferstehung begehen. *H. —r.*

Dr. Wilhelm Hein †. Im frühen Mannesalter erlag am 19. November 1903 der verdiente Ethnograph und Volksforscher *Dr. W. Hein* einem qualvollen Leiden, das im Frühjahr 1903 aufgetreten, den stoisch Leidenden allzu früh seinem Beruf und der Wissenschaft entriss. Im Verein mit dem nunmehr Verewigten habe ich 1894 den Verein für österreichische Volkskunde gegründet; drei Jahre, angestrengte Jahre seines Lebens hat er unserem Verein und seinem Museum geweiht, und der erschütternde frühe Tod des Verewigten ruft mir seine hohe und unermüdete Hingebung an unser gemeinsames Werk mit tiefer Trauer ins Gedächtnis. Dr. Wilhelm *Hein* hat sich aber auch ausserhalb unseres Vereines lebhaft und mit anerkannten Erfolgen an der Förderung der heimischen Volkskunde betheiligt. Seine Arbeiten über „Die Todtenbretter und ihre geographische Verbreitung", im Einzelnen jetzt theilweise widerlegt und überholt, haben doch dem Studium des Gegenstandes seine festen Grundlagen gegeben. Auch über Volksschauspiele von Salzburg und Tirol, das Huttler- oder Zottlerlaufen, die Perchtentänze von Krimml, über Volksmasken und Votivgaben aus den Alpenländern hat er mehrfach interessante Studien veröffentlicht, wie er auch einige sehr werthvolle Texte von Volksschauspielen, das Prettauer Faustspiel, das Hexenspiel von Krimml, zur Veröffentlichung brachte. Ebenso hat sich der vielseitige Gelehrte mit der Ornamentik der slawischen Stickereien eingehend befasst und mehrere Aufsätze über diesen Gegenstand veröffentlicht. Der Hausbauforschung widmete er, seit 1897 Secretär der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, lebhaftes Interesse und mannigfache Unterstützung. Von seinen Arbeiten auf dem Gebiete der aussereuropäischen Ethnographie ist hier nicht der Ort zu reden, ebenso wenig als seine arabistischen Studien und linguistischen Aufnahmen in Südarabien (im Winter 1902/03) hier geschildert werden können. Die allgemeine Trauer über den frühen Hintritt des rastlos thätigen Mannes gab sich bei seinem Leichenbegängniss zu Hütteldorf am 21. November 1903 einmüthig kund. Ein Kranz, namens unseres Vereines an seiner Bahre niedergelegt, sollte das Zeichen steter Dankbarkeit sein, welche wir dem Verewigten für seine kräftige Unterstützung bewahren — während die Differenzen, die uns von ihm schieden, längst der Vergessenheit überantwortet sind. *Dr. M. Haberlandt.*



Commission für deutsche Volkslieder. Nachdem die vorbereitenden Schritte zur Durchführung der Sammlung deutscher Volkslieder geschehen sind, die von Kaiser Wilhelm gelegentlich der Frankfurter Gesangswettstreite angeregt worden ist, wurden nunmehr eine Arbeitercommission und eine grössere berathende Commission eingesetzt. Neben deutschen und niederländischen Volksliedern sollen steierische, Tiroler und sonstige österreichische Volkslieder in der Sammlung Aufnahme finden. Als Mitglieder der berathenden Commission werden von Oesterreichern genannt: *Ad. Kirchl, Th. Koschat, Ed. Kremser.* Sollte man auf Forscher und Kenner, wie Prof. Dr. J. Pommer, Fr. Kohl, Frauengruber, Adolf Hauffen, Kronfuss, vergessen haben?

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

11. Emil Goldmann: *Die Einführung der deutschen Herzogsgeschlechter Kärntens in den slowenischen Stammesverband.* (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, herausgegeben von Dr. O. Gierke. 68. Heft. Breslau 1903.)

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, dass in jüngerer Zeit so oft aus einem anderen Wissenschaftsgebiete gewisse Erscheinungen betrachtet und gedeutet werden. Wenn zum Beispiel gewisse Abschnitte der Geographie nur vom Naturhistoriker, nun vom Mathematiker oder Physiker, andere Gebiete nun vom Historiker oder Anthropologen betrachtet und überprüft werden, so können diese Fragen nun eine mächtige Förderung und Vertiefung erhalten. Besonders gewisse Grenzfragen (historische Besiedlung, Wirthschaftsgeschichte etc.), die früher arg vernachlässigt wurden, erfahren jetzt eine eifrigere Pflege und ergeben wichtige und überraschende Resultate.

So kann auch die Geschichte von verwandten Wissenschaften (von der Geographie, Anthropologie, Prähistorie und Linguistik und vom juridischen Gebiete her), namentlich in der Rechts- und Wirthschaftsgeschichte eine Menge von Anregungen empfangen und hat sie auch erhalten. Bei allen diesen Fragen ist es natürlich selbstverständlich, dass Jeder, der sich an solche Probleme wagt, nicht nur mit dem Stoffe, sondern auch mit den damit zusammenhängenden Forschungsmethoden durchaus vertraut ist. Ist er das nicht, so ist eine oft recht fleissige Arbeit werthlos oder der Verfasser richtet dadurch weitaus mehr Schaden an, als er mit einer guten Arbeit hätte Nutzen bringen können.

Zu solchen Gedanken muss man bei genauer Durchsicht des oben angegebenen Buches von E. Goldmann kommen, denn es ist ein sehr gutes Beispiel, wie bei grösster Belesenheit, anerkennenswerthem Fleiss und vielleicht bestem Willen durch Unkenntniss der Methode ein ganz unhaltbares Hypothesengebäude entstehen kann. Wer als Nichtfachmann so wenig Achtung vor der Ueberlieferung hat, sollte mit seinem Urtheil und seinen „Verbesserungen" etwas vorsichtiger sein.

Das Buch ist in dieser Hinsicht werth, etwas genauer betrachtet zu werden. Es handelt sich um ein Thema, das in der Literatur nicht als vernachlässigt gelten darf. In die Frage der Herzogseinsetzung ist, abgesehen von Bemerkungen und kurzen Besprechungn der älteren Zeit, erst jüngst neues Licht gebracht worden durch Paul Puntschart's Untersuchung: „Herzogseinsetzung und Huldigung in Kärnten" (1899). Daran schloss sich eine recht lebhafte Debatte in den Recensionen von A. v. Jaksch, M. Pappenheim und A. von Wretschko, mit denen sich auch Goldmann auseinanderzusetzen hat; dabei kommt er zu einem merkwürdigen, von Puntschart gänzlich abweichenden Ergebniss.

Der Meinung Puntschart's, dass die Ceremonie der Herzogseinsetzung der letzte Rest, die letzte Erinnerung an einen wirthschaftlichen Kampf des slawischen Bauernthums und eines Hirtenadels sei, tritt Goldmann schroff entgegen. Er geht aus von der Aehnlichkeit dieser Ceremonien mit den Vorgängen bei der Königswahl der Inder, was um so

bemerkenswerther erscheint, als damit wieder eine Annäherung geschaffen wird an die Literaturströmung einer längst überwundenen Zeit, in der man, namentlich in der Religion und den Sagen, lauter Indisches bei den Südslawen hat finden wollen (Terstenjak und Andere).[1]

Einer genauen Darstellung der Vorgänge (nach Ottokar's Reimchronik und Joh. von Viktring) folgt ein Vergleich mit der rajasūya (der indischen Königswahlceremonie). Auch hier sehen wir eine Verkleidung in niedriges Gewand, die „Ersteigung" der Weltgegenden, die Weihung durch den Priester, Verwandte des Königs, und einen Mann aus dem niederen Volke; ein Raubzug auf königliches Vieh wird unternommen, der König wird auf einen Stuhl gesetzt, erhält fünf Würfel, wird mit Stöcken geschlagen; dann erfolgt die Huldigung.

In der nun folgenden, Punkt für Punkt durchgeführten Uebereinstimmung sucht der Verfasser über den Wortlaut der Berichte hinaus solche Aehnlichkeiten zu construiren und durch „Vermuthungen" zu stützen, andere Annahmen abzulehnen, weil sie die Uebereinstimmungen stören. Diese Art des Vorgehens ist durchaus zu missbilligen, da hier die Annahmen und Abweisungen von dem zugrunde liegenden Gedanken einer völligen Uebereinstimmung der Ceremonien abhängig gemacht werden, ein Thatbestand, der doch erst zu beweisen ist. „Um den kärntnerischen Brauch dem indischen völlig *anzugleichen*, muss man supponiren . . ." heisst es da. Warum muss man das? Für diese Art des Beweisens ist es sehr bezeichnend, dass fast auf jeder zweiten Seite, auf mancher auch öfter, der Ausdruck „meines Erachtens" vorkommt, der endlich so häufig wird, dass er mit m. E. abgekürzt wird. M. E. bricht er mit dieser Gewohnheit selbst den Stab über die Beweiskraft seiner Gründe.

Wie in der Kärntner Ceremonie, so kommt auch in Indien ein Schwur des Königs vor; Goldmann übersieht dabei nicht, dass der Inhalt des Schwures ganz verschieden ist, fügt aber sofort hinzu, dass der indische Schwur offenbar früher anders gelautet haben dürfte (!). Woher weiss er das?

Auch für die Plünderungszüge will der Verfasser im Kärntner Gebrauch des Raubens und Brennens eine Parallele sehen. Er stützt sich dabei nicht auf geschichtliche Quellen, sondern auf die Familientradition der „von Rauber". Nun ist es aber „meines Erachtens" eine bekannte Thatsache, wie leicht zur Erklärung eigenthümlicher Namen Sagen und Mythen sich bilden, denen nichts oder nur eine geringe, oft recht entstellte, geschichtliche Begebenheit entspricht. So sagt Goldmann auf S. 14/15; auf S. 86 ff lesen wir folgenden „Nachweis": Das bei der Herzogseinsetzung erwähnte „Brennrecht", das Recht, zur Zeit der Herzogseinsetzung im ganzen Lande zu brennen, macht Goldmann zum Gegenstande einer Polemik gegen Puntschart. Dieser meint, dass ein solches Vorrecht im Mittelalter nicht hätte bestehen können, dass aber unter gewissen Umständen diese Sitte als Symbol des alten Rechtes wäre geübt worden. Goldmann sucht (nach den Berichten des Joh. von Viktring) nachzuweisen, dass man sich unter diesem „Amte" das Abbrennen von Holzstössen zu denken habe, das von einem bestimmten Manne geleitet wurde. Während er nun die Einwendungen Puntschart's mit einer vornehmen Handbewegung beiseite schiebt, meint er, dass das in *Urkunden, Correspondenzen* und anderen *amtlichen Schriftstücken* (!) erwähnte Brennamt an der Wende der Neuzeit „ersonnen" worden sei, da man die alte Bedeutung nicht mehr verstanden habe. Er sagt dann (S. 90): „Es handelt sich, so vermeine ich (!), bei dem Berichte Megiser's und Unrest's um ein rechtsgeschichtliches Märchen ätiologischen Charakters, das sich um den Namen des „Brenners" gesponnen hat, gedichtet einzig und allein zu dem Zwecke, um diese unverständlich gewordene Bezeichnung erklären zu können. *Eine solche Erscheinung, dass Märchen und Erzählungen nur der Deutung eines Namens wegen ersonnen werden, kann man häufig beobachten.*" *(!)* Das ist „meines Erachtens" so ziemlich das volle Gegentheil dessen, was er oben in ähnlicher Weise „bewiesen" hat.

Mit ganz richtigen Worten weist der Verfasser auf die grosse Schwierigkeit und Gewagtheit hin, die in solch gesuchten Zusammenhängen liegt, und bemerkt, dass oft trotz auffallender Uebereinstimmungen die grössten Irrthümer möglich sind und dass gerade bei solchen Einsetzungsceremonien häufig nebeneinander ähnliche Gebräuche ganz



unabhängig voneinander entstehen können. Er kommt daher zu dem Schlusse, dass an eine Abhängigkeit oder Verwandtschaft der beiden Ceremonien nicht gedacht werden könne. Wozu wurde dann der ganze Nachweis geführt? Trotzdem aber verweist Goldmann hier und auch später an vielen Stellen auf diese Uebereinstimmungen und bedient sich ihrer als mitbeweisender Momente.

Das 2. Capitel behandelt die *Kritik (!) der bisher vorgebrachten Lösungsversuche.* Dieser Abschnitt ist auch nur eine Polemik gegen die Ansichten Puntschart's. Die These Puntschart's lässt sich etwa so darstellen, dass in dem Vorgange am Fürstenstein der Rechtsact der Herrschaftsübertragung, der Einsetzung des Herzogs zu erblicken sei. Doch genüge diese Ceremonie noch nicht und sie müsse durch die Ausübung des Herrscherrechtes (Gerichtswesens) im „Sitzen am (sic!) Herzogsstuhl" zum Ausdrucke kommen. Gegen diese Anschauung setzt Goldmann die seine. Gegen den Gedanken, dass der Herzog aus der Hand des Bauern das Land zu Lehen erhalte, bringt der Verfasser die Gründe lieber aus der Speculation, als aus den ausdrücklichen Berichten des Reimchronisten und Joh. v. Viktring, da die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei, dass in diesen Quellen die Ceremonie bereits umgedeutet sei. (!) Auch in diesem Zusammenhange muss die geringe Achtung des Autors vor den geschichtlichen Quellen hervorgehoben werden. Als Grund gegen die Anschauung Puntschart's führt er auch an, dass durch die Besitznahme zweier Steinobjecte der Act vollzogen worden sein soll. Analogien aus ähnlichen Gebräuchen bei den Schweden, Engländern, Czechen, Russen bringen ihn zu dem, „meines Erachtens" nicht gerade zwingenden Schluss, dass wir es hier nicht mit zwei einander ergänzenden Rechtsgebräuchen zu thun haben, sondern dass hier zwei, dem Inhalte nach ganz verschiedene Vorgänge vorliegen. Es habe demnach die Uebertragung des Landes nicht in dem Act am Fürstenstein, sondern am Herzogsstuhl stattgefunden, in dem Vorgange am Fürstenstein sei aber der neue Herzog überhaupt nicht als Fürst, sondern nur als einfacher Bauer zu betrachten. Dem scheint (nach Puntschart) zu widersprechen, dass die Fragen, die an ihn gerichtet werden (das Prüfungsverfahren), sich durchaus auf seine Stellung als Fürst beziehen. Nun stimmen aber diese Fragen in formelhaften Wendungen auffallend mit den Fragen bei der Kaiserkrönung überein. Dieses Ceremoniell hat dann auf die „Herzogseinsetzung" verändernd eingewirkt und wir können daher aus diesen Fragen nach der Beeinflussung nicht auf die Form der Ceremonie schliessen, die sich offenbar („meines Erachtens") früher ganz anders abgespielt hat. Es ist dies ein classisches Beispiel, wie der Autor das, was wir wissen, mit Rücksicht auf eine mögliche spätere Umgestaltung verwirft und seine Hypothesen da einsetzt, wo unsere Kunde aufhört.

Nach der kurzen Betrachtung dieser „Grundlagen" können wir uns mit den übrigen Einzelfragen um so kürzer beschäftigen.

3. Capitel: *Die Tischform des Fürstensteins.* Diese erweist er nicht aus Quellenangaben, sondern aus Bildern des 17. und 18. Jahrhunderts. So nebensächlich uns dieser Umstand erscheinen möchte, so wichtig ist er für Goldmann, da er im 4. Capitel, *der sacrale Charakter der Fürstensteinceremonie,* aus diesem Tisch den alten Altar, ja wenn wir spätere Andeutungen darauf beziehen wollen, zum Opferstein macht.

Ich will hier sogleich bemerken, dass wir vielfach in dem Buche auf gute allgemeine Gesetze treffen, so das von der zähen Fortdauer altheidnischer Gewohnheiten und Anschauungen. Hier ist zum Beispiel der Gedanke, dass der politische Mittelpunkt der Slawen zugleich auch ihr sacraler Mittelpunkt gewesen sei, ohne Zweifel sehr glücklich verwerthet. Aber das ist eben erst zu beweisen. Die Nachweise, dass der Stein ursprünglich ein Altar war, dass buntscheckige verschiedene Thiere bei höchst verschiedenen Völkern sacrale Bedeutung haben, beweisen für den sacralen Charakter dieses Actes noch zu wenig.

Daher geht Goldmann weiter, und nachdem er in der oben angegebenen Weise „bewiesen" hat, dass von einem „Brennrecht" nicht die Rede sein kann, macht er diesen Brenner zum Aufseher über die Auswahl und Aufschlichtung der Hölzer und des Abbrennens, kurz — zum Feuerpriester. Er erklärt diese ganze Ceremonie als „Ueberlebsel" eines vorchristlichen Culturgebrauches.*) Zwar betont er nochmals, dass diese Gebräuche

*) Ueber solche „Ueberlebsel" vergl. Edw. B. Tylor: Die Anfänge der Cultur. I. 16.

mit den indischen nichts zu thun hätten, aber trotzdem beruft er sich auch hier auf Analogien.

In dem nun folgenden *Excurs über das Mahdrecht* sucht er nun aus einem ähnlichen, nicht allzu sicher überlieferten Rechte, während der Ceremonie frei Gras mähen zu dürfen, einen — Graspriester zu construiren. Das Wort „Graspriester" vermeidet er allerdings.

Alle Minen sind nun gelegt, und es erfolgt der Hauptschlag im 5. Capitel: *Die Fürstensteinceremonie als eine Umbildung der slowenischen Stammesweihe.* Goldmann meint, dass für diesen aussergewöhnlichen Vorgang der sogenannten Herzogseinsetzung auch eine ausserordentliche Sachlage als Grund zu suchen sei; diesen sieht er in der Aufnahme eines stammfremden Herzogs in den Volksverband der Slowenen, und dies geschieht durch einen sacralen Act, der sich in dieser, allerdings stark veränderten Form noch aus dem Heidenthum herübergerettet hat. Von einer „auffallend sacralen Färbung" (S. 123) kann wohl hier nicht die Rede sein, da die einzelnen Elemente, die darauf hinweisen sollen, vom Verfasser so mühsam und gezwungen herausgesucht werden müssen.

Im folgenden Abschnitte soll nun erwiesen werden, dass diese Gebräuche mit denen der Einführung von Neulingen bei der Jünglingsweihe und Freilassung, der Aufnahme der Braut in die Familie grosse Aehnlichkeit haben. Es fragt sich „meines Erachtens" nur, ob die Aufnahme eines Mitgliedes in eine Familien- oder Sippengemeinschaft mit der Annahme eines Landesfürsten so ohneweiters gleichzusetzen ist.

6. Capitel: *Der Einkleidungsritus.* Mit der Ablegung der Ritterkleidung tritt, nach Goldmann, der Fürst aus seiner bisherigen Standesverbindung aus (!) und legt die „slowenische Tracht" an; damit gibt er zu erkennen, dass er den Willen habe, ein Slowene zu werden. *„Er zieht den Deutschen aus und den Slowenen an" (!).* Hat denn der Kärntner Herzog nur über Slowenen zu herrschen? — Aber diese Meinung kommt Goldmann ganz selbstverständlich vor; trotzdem „stützt" er sie durch weitere Belege.

7. Capitel: *Der Sitzritus.* Durch diese Berührung sucht der Fürst mit der Stammesgottheit in Verbindung zu treten; als Kind der Gottheit wird er dann Bruder der Volksgenossen. Obwohl Goldmann nur im Betreten des Steines eine solche Wirkung nachweisen zu können glaubt, meint er: ursprünglich wird es wohl anders gewesen sein und der Fürst sich auf den Stein gestellt haben. Der gewonnene „Nachweis" beschäftigt sich natürlich wieder mit Vermuthungen über „das Frühere", Irrungen in der Aufzeichnung, Correcturen der Thatsachen etc.

8. Capitel: *Der Backenstreichritus.* Nach einer Kritik der bisherigen Ansichten, unter denen der Hinweis auf den Ritterschlag und Gesellenschlag im Vordergrunde steht, verkündet er seine Ansicht, dass hier der Bauer, der Nachkomme des altslowenischen Priesters (!), dem Fürsten die Ohrfeige als Zeichen der Unterwerfung unter die Stammesgottheit verabreicht.

9. Capitel: *Die Einführung des Herzogs in die aquae et ignis communio der Kärntner Slawen.* Den „Nachweis", dass bei der Herzogsfeier Holzstösse in Brand gesetzt werden, als eines sacralen Actes, glaubt der Verfasser dahin erweitern zu müssen, dass auch dies zur Stammesweihe gehörte. Es fragt sich nun: warum hat sich gerade dieser Act der heidnischen Zeit noch so lange in der christlichen erhalten? Wenn dies *nur* ein religiöser Gebrauch gewesen wäre, so hätte er im Christenthum verschwinden müssen. Es ist nur geblieben, weil es eben zum Ritual des Einbürgerungsverfahrens gehörte. Aber die dreimalige Umkreisung des Feuers und die unmittelbare Beziehung der Person zum Feuer fehlte hier. Dr. E. Goldmann aber sagt: „Man darf sogar behaupten, dass der im Schwabenspiegel erwähnte Ritus der dreimaligen Umkreisung des Fürstensteins eigentlich eine dreimalige Umkreisung des ganzen Schauplatzes (also auch des Holzstosses !) dargestellt habe" (!). Warum darf man das behaupten?

Aehnlich ist der Trinkritus; dieser gehört zur Aquae communio. Das Trinken gerade aus einem Bauernhut führt den Verfasser auf römische Cultgebräuche, bei denen nur „aus Gefässen geschöpft werden durfte, die nicht stehen, sondern nur getragen werden durften" (S. 190). Sollte man einen Bauernhut nicht „stellen" können, ohne dass man dabei an einen modernen Cylinder denkt?



10. Capitel: *Das Prüfungsverfahren.* Dabei verweist Goldmann, wie schon erwähnt, auf eine „spätere Beeinflussung".

Im *Schlusscapitel* wird noch eine Frage aufgeworfen, die allerdings von grundlegender Bedeutung ist. Wenn nämlich diese Ceremonie wirklich die Einführung eines Neulings in den slowenischen Stammesverband vorstellt, so konnte sie nur bei einem neuen Geschlechte, nicht aber bei jedem einzelnen Herrscher geübt werden. Die Worte des Reimchronisten (19.983—19.991) scheinen auch nach Schönbach's Deutung darauf hinzudeuten. Dagegen spricht: 1. dass Herzog Hermann von Sponheim (1161) nicht als Erster seines Geschlechtes auf dem Fürstenstein eingesetzt wurde. Nun will aber der Verfasser die Stelle: „... fratrem defuncti ducis in sedem karinthani ducatus intronizavi presente patriarcha Salzburgense aliisque plurimis prinzipibus ..." so gedeutet wissen: dass Burchard namens des Kaisers in Villach (?) Hermann mit Kärnten belehnte, wobei er von den damals anwesenden Fürsten erfahren haben wird, dass das Symbol der Herzogswürde in Kärnten ein Stuhl sei" (!). Wo steht das? Woher weiss er das? Aber genug: Wretschko's angebliche Einsetzung ist somit „gänzlich hinfällig". Und ein solcher „Forscher" will Leuten wie Wretschko, Puntschart und Pappenheim mit den Worten: „... es ist klar, dass dieser Autor (Wretschko) von seinem Standpunkte aus, der hier auch der Pappenheim's und Puntschart's ist, geradezu gezwungen ist, die Richtigkeit der Interpretation Schönbach's anzuzweifeln" (S. 237), Voreingenommenheit zum Vorwurfe machen! Von Puntschart sagt er an einer Stelle (S. 243): „Wir sehen, dass Puntschart, mag er auch die ursprüngliche Bedeutung des Brauches verkannt und sich zur Deutung der Ceremonie ein Gerüst bedenklich schwankender Hypothesen zurechtgezimmert haben ..." und schon früher (S. 60) spricht er von Puntschart's „gekünstelten Behauptungen, die jeder quellenmässigen Begründung entbehren". Dies nur zur Charakteristik seines Vorgehens; man sollte erwarten, dass ein Mann, der so zuschlägt, etwas besser für die eigene Deckung sorgt!

2. Zugeben muss auch Goldmann, dass zur Zeit der Habsburger bei jedem Herzog die Einsetzung geübt wurde. Was sagt er nun zu diesem, für seine ganzen Aufstellungen so wichtigen Argument? — Dass der Grundgedanke der ganzen Feierlichkeit eben zu jener Zeit schon vergessen gewesen sei (!). Also auch hier das Zurückweisen der Ueberlieferung zu Gunsten einer durch nichts Zwingendes bewiesenen Hypothese.

Sehr bezeichnend ist eine Kleinigkeit noch auf der letzten Seite. Während er früher (S. 75 ff.) das grösste Gewicht auf die Auswahl und (scheckige) Farbe der begleitenden Thiere gelegt hatte, da sie ihm für den Nachweis des sacralen Charakters nothwendig erschienen, weist er nun einen ähnlichen Gedanken Schreuer's zurück: Er nennt die Uebereinstimmungen der Ceremonien (mit Cosmas) hier „ein Spiel des Zufalles" und sieht in der Erwähnung der zwei scheckigen Rinder einen „wohl mit Absicht eingeschobenen realistischen Detailzug" (!).

So ergibt sich „meines Erachtens" aus vorstehender Betrachtung, dass mit einer solchen „historischen Forschung" uns nicht gedient ist Ich will die ehrliche Absicht des Verfassers durchaus nicht in Frage stellen, sondern meine vielmehr, dass er das Opfer einer Selbsttäuschung geworden ist. Indem er von gewissen bekannten Gesetzen im Völkerleben ausgeht, kann sich bei ihm ganz leicht der Gedanke des sacralen Actes herausgebildet haben, der dann natürlich alle weiteren Gedanken bestimmte. Wenn man sich aber derartig in einen solchen Gedanken hineingearbeitet hat, dann wird der häufige Fall erklärlich, dass ihm jede noch so fernliegende Erklärung als natürlich und selbstverständlich erscheint. So gilt der Satz Goldmann's, dass jene (anderen Forscher) von ihrem Standpunkte aus gezwungen waren, jene Anschauungen anzuzweifeln, von ihm selbst. Nochmals hervorzuheben ist die reiche Belesenheit und der Fleiss der Materialsammlung, Eigenschaften, die jeder Arbeit zur grössten Förderung werden müssten — „sô du'z ze guoten dingen woltest kêren".

Laibach, October 1903. *Dr. Otto Jauker.*

12. Rosa Fischer: *Oststeierisches Bauernleben.* Mit einer Vorrede von *Peter Rosegger.* Illustriert von Alexander Dr. Goltz. Oesterreichische Verlagsanstalt, Wien. 280 S. Octav.

Eine bewährte Mitarbeiterin von Rosegger's „Heimgarten“ meldet sich in diesem Werkchen in beachtenswerther Weise zum Wort. Reiche Liebe zum Landvolk und genaue Kenntniss seines Lebens haben diese anspruchslosen Skizzen dictirt, in welchen die wichtigsten Ereignisse des Privatlebens, Geburt, Hochzeit, Tod, sowie das bäuerliche Wirthschafts- und Festjahr, Volksdichtung und Volksbrauch der östlichen Steiermark — dem Heanzengebiet benachbart — zur Darstellung gelangen. Wesentlich Neues wird der Volkskundige in dem Buche nicht finden; für ihn ist es auch nicht geschrieben, aber Liebe zur Heimat und zur anheimelnden Art des Volkes predigt es in jeder Zeile.

Dr. M. Haberlandt.

13. G. V. Daneš: *Die Bevölkerungsdichtigkeit der Herzegowina.* Travaux géographiques Tschèques. Editeur Dr. V. Švambera. 3. Heft. Prag 1903. Deutscher Text, Karte czechisch.

Die Siedlungskunde ist in jüngster Zeit durch die vielfachen Bemühungen zahlreicher Mitarbeiter eine eigene blühende Wissenschaft geworden und Jeder, der sich ihr zuwendet, muss über eine reiche Literaturkenntniss und viele Beobachtungen verfügen können. In den genauer untersuchten Culturländern haben wir auch jenes reiche und vor allen Dingen gesicherte Material vor uns, langjährige Beobachtungsreihen setzen uns in den Stand, Ueberblicke und Vergleiche zu ziehen, die das anderwärts gewonnene Material nach jeder Richtung abrunden und befestigen. Ganz anders liegt es in dem österreichischen Occupationsgebiete, wo wenige und zum Theil unzuverlässige Behelfe vorhanden sind, und die reiche Gliederung der Bevölkerung nach Beschäftigung und eine uns ganz fremde gesellschaftliche Ordnung die Untersuchung sehr erschwert.

Vor mir liegt die fleissige und verdienstvolle Arbeit von *Dr. G. V. Daneš.* Die Beurtheilung wird gerade besonders schwierig, da ich mich selbst auf diesem Gebiete versucht habe und ich bin daher genöthigt, im Folgenden auch mit einigen Worten auf diese Arbeit*) zu verweisen. Daneš selbst erwähnt in seiner Einleitung, dass ihm, als erst nach Vollendung der Untersuchung meine Schrift ihm zu Gesicht kam, einzelne Uebereinstimmungen sachlicher Art aufgefallen seien. Ich kann das nicht ganz bestätigen; wir gehen eben Beide von zu verschiedenen Standpunkten aus und bedienen uns verschiedener Mittel. In der Auffassung und Betrachtung der Verhältnisse aber zeigen sich manche Uebereinstimmungen, wie sie durch die Eigenthümlichkeiten dieses Gebietes bedingt sind.

Da über das Siedlungswesen in Bosnien und der Herzegowina bisher so gut wie gar nichts vorlag, glaubte ich mich veranlasst, wenigstens einige Gesichtspunkte aus dem Rohen herauszuarbeiten. Ich habe daher für die Herzegowina und Bosnien (hier allerdings nur in einer Reihe von Stichproben) Höhenlage, Art und Form der Siedlungen zu bestimmen gesucht. Die Dichte der Besiedlung wurde auf einzelne geologische Landflecke bezogen. Die Schwierigkeit und Unzuverlässigkeit, die sich aus der unzureichenden geologischen Karte, aus den in ihr angegebenen, zwar geologischen, aber nicht geognostischen Bodenverschiedenheiten, aus der ungenauen Terraindarstellung und der Unsicherheit der Zutheilung der Wohnsitze zu den einzelnen Partien ergibt, hat auch Daneš mit Nachdruck hervorgehoben. Daneš hat aber auch dadurch einen grossen Schritt weiter gethan und wesentlich an Sicherheit gewonnen, 1. dass er sich auf ein kleines Gebiet, die Herzegowina allein, beschränkte, 2. dass er die geologische Beschaffenheit des Bodens beiseite liess und allein von der politischen Eintheilung ausging, und 3. dass er die verschiedene Beschäftigung der Bewohner heranzog.

Er theilt seine Arbeit in acht Abschnitte; in einer längeren Einleitung bespricht er zunächst Lage, Grenzen, geologische, orohydrographische, klimatische Verhältnisse. Als Zweck der Arbeit wird (S. 26) angegeben: einige Methoden an ein bisher unversuchtes Land zu legen. Nach den bisherigen Ausführungen über die Art des Vorgehens würden wir eine zahlenmässige und kartographische Festlegung erwarten. Und in der That bietet

*) Ueber das Verhältniss der Ansiedlungen in Bosnien und der Herzegowina zur geologischen Beschaffenheit des Untergrundes. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina. VIII. Band. S. 587 ff.



uns der Verfasser eine ganze Reihe von Tabellen eigener Berechnungen, neben denen er aber auch zur Ergänzung die Berechnungen Ballif's und die Angaben des Volkszählungswerkes verwendet. Das ist jedoch eine Arbeit für sich; denn im Text wird nur hie und da darauf verwiesen.

Im Uebrigen beschäftigt sich der Text mit allen den Factoren, die dieses durch die Zahlen gegebene Bild wieder auflösen. Gewiss ist hier ein Moment in den Vordergrund gestellt, das bei diesem Lande, gerade im Gegensatze zu anderen Gebieten, besonders betont werden muss. Hier spielen im Besiedlungswesen mehr als anderswo die Verhältnisse der jüngsten Zeit mit; hier wirken die Verhältnisse zwischen Grundherrn, Kmet, Vakuf ein; hier gibt es ein Ineinandergreifen von Bodenbau, Viehzucht und geringer Industrie. So stark sich Daneš aber dadurch der Wahrheit nähert, so sehr entfernt er sich von der Uebersichtlichkeit. Er hebt gewiss mit Recht hervor, dass in der Siedlungskunde jede theoretisierende Verallgemeinerung von unheilvollsten Folgen sein müsse, dass nicht die beste Kenntniss der Karte und der Literatur, nicht die schönsten ausgerechneten Zahlenreihen, sondern nur unmittelbare Anschauung und die Kenntniss der einzelnen Lebensbedingungen ein Urtheil über Lage, Bedeutung und Art der Ansiedlung geben können. So gerne ich dem Verfasser, der länger im Lande gewesen ist und mehr gesehen hat als ich, nachgebe, so kann ich neben dem grossen Vortheile auch einen kleinen Fehler nicht übersehen. Die Aufgabe der Siedlungskunde, wenigstens in diesem, erst so mangelhaft durchforschten Lande, muss es zunächst sein, einen Gesammteindruck, das Gesetz, sozusagen die Formel zu finden, nach denen das Gebiet siedlungskundlich eingetheilt ist. Das kann aber nur durch Zahlen, und wären es auch nur Schätzungswerthe, geschehen. Jene örtlichen oder durch besondere Umstände veranlassten Abweichungen müssen einmal erwähnt und ordentlich durchgesprochen werden; nur glaube ich, dass es für eine solche Behandlung noch zu früh ist und dass wir erst bessere und zahlreichere Behelfe dazu haben müssen.

Was die Methode anbelangt, so geht Daneš von der Bezirkseintheilung aus, was die Regel bei solchen Untersuchungen über Bevölkerungsdichte ist. Dadurch gewinnt er den Vortheil, dass er eine Menge giltiger statistischer Daten zur Verfügung hat, die ein Anderer, der selbst ausgewählte Gebiete untersucht, nur mühsam und vielleicht unsicher erwerben muss. Doch darf nicht übersehen werden, dass doch eigentlich diese Administrativeintheilung mit der Besiedlung recht wenig zu thun hat. Wenn der Verfasser auch hervorhebt, dass dies zugleich die Grenzen mehr oder weniger selbstständiger wirthschaftlicher Gebiete seien, dass sich nach der Geländeform, nach den Productionsverhältnissen schon gewisse zueinander gehörige Gebiete zusammengeschlossen hätten, so ist dies für viele Fälle ja richtig, doch haben darauf politische Verhältnisse eingewirkt und die Grenzen fallen oft nicht zusammen.

Wenn es sich nicht so sehr um die Dichte, sondern um die Besiedlung, also um Lage und Beschaffenheit der Wohnplätze handelt, so müssen natürliche Gebiete, „geographische Individualitäten“ gewählt werden. Allein wie unsicher da zum Beispiel die Höhenlage ist, hat Daneš überzeugend nachgewiesen und Jedem, der mit diesen Dingen zu thun gehabt hat, fällt es unangenehm auf, dass oft mehrere Siedlungen, die auf verschiedenen Höhenlagen vertheilt sind oder auf verschiedenem Boden liegen,*) mit einem gemeinsamen Namen und einer gemeinsamen Einwohnerzahl im Volkszählungswerke bedacht sind und daher oft schwer dem einen oder anderen Gebiete zugezählt werden können.

Der Verfasser unterscheidet (S. 32 f.) zwei Arten von Bewohnern: 1. Bodenständige, die aus dem Boden als Landleute ihren Erwerb ziehen; 2. Ortsständige, die von der Lage im engsten Sinne abhängen, das heisst als Industrielle und Handelsleute, als Beamte, Arbeiter etc. an einem Orte sich aufhalten, dessen Verkehrs- und Handelslage, nicht aber dessen fruchtbare oder unfruchtbare Umgebung für sie von Wichtigkeit ist. Daneš tadelt scharf, dass auch diese Art von Bewohnern in eine Besiedlungsarbeit hineingezogen

*) Vergleiche meine Arbeit S. 589.



werden. Das gilt ohne Zweifel bei einer Untersuchung über Bevölkerungsdichte, nicht aber bei Betrachtung der Siedlungen. Ueber die Verhältnisse der Handels- und Verkehrslagen haben wir ausser der bekannten Abhandlung von *Jireček**) in neuerer Zeit zwei gute Zusammenstellungen von *Dr. G. A. Lukas***) bekommen. Doch würde man irren, wenn man *nur* diese Lage in Betracht ziehen wollte. Erst der Umstand, dass zufolge der natürlichen Bedingungen gerade an dieser Stelle überhaupt eine Stadt entstehen konnte und entstand, hat im weiteren Verlaufe erst die Concentrirung von Handel und Gewerbe veranlasst. Daneš selbst hat am Schlusse darauf hingewiesen, wie gering die Aenderung der Besiedlungsverhältnisse seit der Occupation ist und dass auch für die Zukunft auffallende Aenderungen nicht zu erwarten sind. Das gilt jedoch hauptsächlich für die grossen Städte. „Während für die Entstehung und Erhaltung einer kleineren Siedlung eine vortheilhafte Ortslage genügt, ist zur Ausbildung eines städtischen Gemeinwesens *auch* eine günstige Verkehrslage erforderlich."***) Da hätte denn die historische Siedlungskunde mitzusprechen, für die allerdings noch so gut wie gar nichts geschehen ist. Das Material liegt uns zum Theil, und da oft schwer zugänglich und unsicher, erst vor. Aus einigen wenigen Vorarbeiten scheint, so weit ich das Material zu überblicken vermag, hervorzugehen, dass von dem Wandel in der Bedeutung die grösseren Orte stark betroffen wurden, ja dass sie manchmal sogar ihre Stelle wechselten, dass aber die kleineren Siedlungen auffallend stationär blieben, was wohl dem innigen Verhältniss zum Boden entspringt. Die Dichte der Bevölkerung und Besiedlung hat grosse Veränderungen erfahren, der Siedlungscharakter blieb erhalten.

Von grösserer Bedeutung sind die in den folgenden Abschnitten geschilderten mannigfachen Uebergänge in der Beschäftigung und Lebensweise. Neben den schon von Kiepert, Asboth und Anderen besprochenen Eigenthumsverhältnissen, die oft trotz der gegebenen natürlichen Verhältnisse eine ganz andere Besiedlung und Bodenausnützung sehen lassen, als zu erwarten wäre, wird noch darauf verwiesen, dass bei denselben Besitzern neben dem Ackerbau auch die Viehzucht in ausgedehnterem Masse in Betracht kommt, was oft weit auseinander liegende Besitzungen und eine verschiedene Ausdehnung des Bodens zur Folge hat. Denn die Weide verlangt ein grösseres Ausmass als der Ackerbau. Infolge dessen muss auch der Wald dem fruchtbaren Boden beigezählt werden.

Etwas zu wenig Gewicht scheint mir auf die Wanderbevölkerung gelegt zu sein, die in den Koliben wohnt, eine Erscheinung, die wegen ihrer Ausdehnung fast über die ganze Balkanhalbinsel und einzelne Theile Italiens einmal gesondert betrachtet zu werden verdient. Wie schwer es oft ist, für eine Siedlung das dazugehörige Gebiet zu finden, aus dem die Bewohner ihre Nahrung ziehen, wurde von uns Beiden empfunden; ebenso bespricht Daneš (S. 40) die rasche Abnahme der Bevölkerung mit der Höhe und die obere Grenze der Besiedlung bei 1500 *m*.†) Auch die Gebiete darüber dürfen nicht als unbewohnt gelten; doch haben wir es hier nur mit einer zeitweiligen (Alm-) Ansiedlung zu thun.

Aber auch die Bodenständigen sind nicht allein von der Bebauung des Landes abhängig, sondern haben auch ihren (wohl ziemlich unbedeutenden) Nebenerwerb in der Hausindustrie und in einer zeitweiligen Arbeit in Fabriken und bei den Meliorationsarbeiten. Zu all denen kommen noch die fremden Zuwanderer, die als Beamte, Kaufleute, Soldaten etc. im Lande vertheilt leben.

---

*) Die Handelsstrassen und Bergwerke in Serbien und Bosnien während des Mittelalters. Abh. der königl. böhm. Akademie der Wissenschaften. 1881.

**) Studien zur Verkehrsgeographie des österreichischen Occupationsgebietes. Deutsche Rundschau 1902. — Studien über die geographische Lage des österreichischen Occupationsgebietes und seine wichtigsten Siedlungen. Linz 1903.

***) Dr. R. Marek: Die geographische Lage von Graz. Separatabdruck des Jahresberichtes der Grazer Handelsakademie 1903.

†) Vergleiche meine Arbeit S. 615. Hier wird allerdings 1100 *m* angegeben, aber für Bosnien und die Herzegowina zusammen.



Zur Uebersicht über die Bevölkerungsbewegung wird im siebenten Capitel eine umfangreiche Kritik älterer Schätzungsversuche gegeben, die zum Ergebnisse hat, dass sie alle sehr unsicher sind. Dann folgt eine Vergleichung der Daten in den Zählungen von 1879, 1885, 1895 besonders mit Hinblick auf die Confessionen. Die allgemeinen Resultate sind: 1. Die Bewegung der Bevölkerung im Einzelnen zu verfolgen, ist unmöglich; 2 bei der Zunahme der Bevölkerung spielt die Einwanderung eine geringe Rolle; 3. die Auswanderung der Mohammedaner nach der Occupation ist nicht unbedeutend und dauert augenscheinlich noch fort; 4. die Zu- und Abnahme der verschiedenen Confessionen ist sehr verschieden, politische Strömungen spielen da stark mit.

Im achten Capitel wird noch ein ziemlich trüber Ausblick in die Zukunft geworfen. Eine beträchtliche Zunahme der Bevölkerung der Herzegowina sei nicht zu erwarten, dagegen offenbar eine schwere wirthschaftliche Krise, die eine grosse Auswanderung zur Folge haben dürfte. Die Hoffnung, dass die Herzegowina jemals ein industrielles Land werden könnte, scheine ausgeschlossen.

Wir haben also hier eine verdienstliche, gewissenhafte Untersuchung vor uns, gegründet auf eine genaue Kenntniss des Landes und auf fleissige Arbeit. Da sie sich aber einerseits nur mit den Daten über ganze Bezirke, andererseits mit den verwirrenden Detailbedingungen beschäftigt, vermag sie nicht eigentlich ein übersichtliches Bild der Besiedlung zu geben. Und so möchte ich im Gegensatze zum Verfasser den Zweck und die Bedeutung dieser Schrift eben darin sehen, dass nun einmal jene Einzelheiten, durch die sich die Besiedlung dieses Landes von manchen anderen unterscheidet, in dankenswerther Weise auseinandergesetzt sind. Wenn wir ältere Dichtekarten, zum Beispiel bei Asboth ansehen, so wird uns klar, um wie viel moderner und genauer diese Ausführungen sind. Aber damit kann noch lange kein Abschluss gegeben sein; noch manche Dinge, besonders auf dem Gebiete der Bevölkerungsbewegung, sind noch genauer zu untersuchen.

Laibach. *Dr. Otto Jauker.*

V. Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

a) Verein.

1. Subventionen und Spenden.

Vom hohen niederösterreichischen Landtag 200 Kronen, von der Ersten österreichischen Sparcassa 100 Kronen, von Sr. Excellenz Herrn Statthalter Erich Graf Kielmansegg 200 Kronen.

b) Museum.

1. Vermehrung der Sammlungen 1903.

(Schluss.)

Ethnographische Hauptsammlung.

17. *Sammlung* des Herrn *Alexander Hausotter* aus dem mährischen Kuhländchen. VI. Theil. *Giebelinschriftbrett* mit Zimmermannszeichen und Hausspruch (in zwei Theilen) 1780. — *Gemeinde-Feuerhaken* von Petrowitz. — *Küchenmörser* aus Eisen. *Kippenstockkapsel.* — *Theil eines Holzschlosses.* — *Predigtbuch.*

18. *Messer* mit verziertem Griff. — *Gabel* mit Metalleinlagen. Angekauft von Frau *Antonie Speil.*

19. *Theil eines Frauengürtels* aus Leder mit Bronzebeschlägen, aus Tirol. Geschenk des Herrn *Julius Thirring.*

20. *Kinderamulet,* bestehend in einem Leinenband mit Türkenmünze, zwei Schrecksteinen, einem Fraisenbeschützer und einem Zahnbein. Oberösterreich. Geschenk des *Fürsten Carl Auersperg* in Goldegg.



Photographien.

6. Eine grosse Photographie des *Samson und der zwei Zwerge* des Frohnleichnamsumzuges von Tamsweg im Lungau.

7. *Ein Tiroler Haus* aus der Pertisau. Aufgenommen von *Dr. M. Haberlandt.*

Bibliothek:

37. *Theodor Unger:* Steierischer Wortschatz als Ergänzung zu Schmeller's Bayerischem Wörterbuch, gesammelt von Theodor Unger, für den Druck bearbeitet und herausgegeben von Dr. Ferdinand Khuff. Graz, Leuschner & Lubensky's Universitätsbuchhandlung. 1903.

38. *Dr. Richard Kühnau*: Die Bedeutung des Backens und des Brotes im Dämonenglauben des deutschen Volkes. Beilage zum Jahresbericht des städtischen katholischen Gymnasiums zu Patschkau. 1900.

39. *Dr. Victor Mataja*: Die weibliche Handarbeit in der Gegenwart. Vortrag, gehalten in der Gesellschaft zur Gründung und Förderung des Museums für weibliche Handarbeiten. Wien 1903. Im Verlage der Gesellschaft.

40. *J. Lowag's* Gesammelte Schriften. Herausgegeben von W. Krommer, Verlagsbuchhandlung, Freudenthal. Erster Band: Altvater-Sagen. Zweite Auflage, 1902. Zweiter Band: Schlesische Volks- und Bergmannssagen. Erste Auflage, 1903.

41. *Dr. Michael Urban:* Aus dem Volksleben des Tepl-Weseritzer Hochlandes. Ein Beitrag zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Mies 1903. Druck und Verlag von A. Hatzold.

42. *Erwin Hanslik*: Ueber die Entstehung und Entwicklung von Bielitz-Biala. Sonderabdruck aus dem Programm des Bielitzer Staatsgymnasiums. 1903. Vertriebsverlag: Buchhandlung Fröhlich.

43. *Dr. Paul Traeger:* Hausgewerbliche Erzeugnisse der Huzulen. Separatabdruck aus der „Zeitschrift für Ethnologie". Heft 4. 1903.

44. *Carl Adrian:* Das Halleiner Weihnachtsspiel. Ein Beitrag zum Volksschauspiel in Salzburg. Wien 1903. Verlag des Vereines für österreichische Volkskunde.

45. *Dr. R. F. Kaindl:* Das Osterfest in der Bukowina. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", München, Jahrgang 1901, Nr. 79.

46. *Dr. R. F. Kaindl*: In den Ostkarpathen. Eine Skizze über die Deutschen in der Bukowina. „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", Berlin, 38. Jahrgang, Nr. 55.

47. *Dr. R. F. Kaindl*: Deutsche Culturträger vom Rhein und Main im Osten. „Frankfurter Zeitung", 45. Jahrgang, 1901, Nr. 212.

48. *Dr. Emil Fischer:* Die Herkunft der Rumänen. Eine historisch-linguistisch-ethnographische Studie. Bukarest. Bamberg, Verlag und Druck der Handelsdruckerei. 1904.

49. *Rosa Fischer:* Oststeierisches Bauernleben. Mit einer Vorrede von Peter Rosegger. Illustrirt von Alexander D. Goltz. Oesterreichische Verlagsanstalt, Wien 1903.

50. *P. Lambert Karner:* Künstliche Höhlen aus alter Zeit. Mit einem Vorworte von Dr. M. Much. Wien 1903. Im Commissionsverlage bei R. Lechner. Aus der k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien.

Schluss der Redaction: 15. December 1903.

Sachregister.

